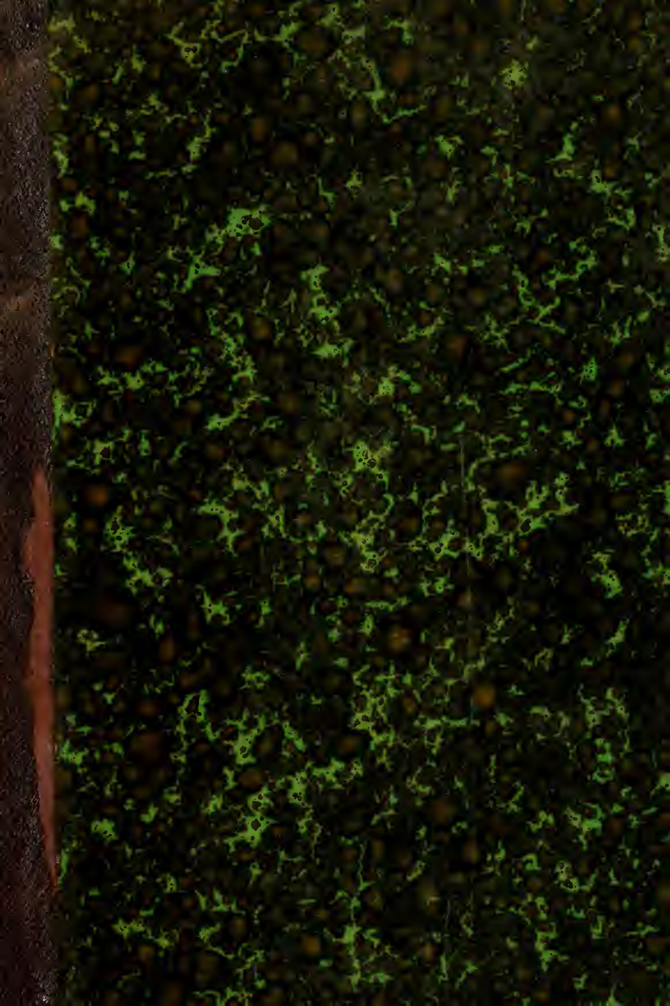








ARCHIV

FÜR DAS

STUDIUM DER NEUEREN SPRACHEN UND LITERATUREN.

HERAUSGEGEBEN

VON

LUDWIG HERRIG.

XIV. JAHRGANG, 26. BAND.

BRAUNSCHWEIG,

DRUCK UND VERLAG VON GEORGE WESTERMANN.

1859.

Inhalts-Verzeichniss des XXVI. Bandes.

Abhandlungen.

Beurtheilungen und kurze Anzeigen.

Programmenschau.

Miscellen.

Bibliographischer Anzeiger.

„Othello“ und „der Arzt seiner Ehre.“

Man erkennt leicht, wie passend diese beiden Tragödien sind, um an ihnen die Gegensätze des Shakspeare'schen und Calderon'schen Styles überhaupt zu entwickeln. Es sind hervorragende Werke der Hauptdichter zweier Nationen. Ihre Aehnlichkeit leuchtet von selbst ein. Das poetische Motiv ist in beiden dasselbe: die Ermordung einer unschuldigen Frau durch ihren eifersüchtigen Gatten, dem durch eine tragische Verwicklung der Verdacht ihrer Untreue nahe gelegt ist. In der verschiedenen Durchführung dieses Motivs wird der Gegensatz liegen. Halten wir uns an die Momente des tragischen Kunstwerks überhaupt, um in Charakter, Situation und Handlung die Unterschiede nacheinander aufzuzeigen. —

Was nun zunächst die Charaktere angeht, so sind zwei derselben in ihren äussersten Umrissen schon durch das poëtische Motiv selbst gegeben, die unschuldige Gemahlin und der zornige Mann, der das Werkzeug ihres Unterganges wird. Der Mencía des Spaniers entspricht bei Shakspeare Desdemona, dem Don Gutierre entspricht Othello. Aber diese Aehnlichkeit erstreckt sich nicht weiter auf die innere Anlage der Charaktere.

Mencía zunächst und Desdemona sind beide weibliche Charaktere von höchster Reinheit, und sind doch im entschiedensten Gegensatze zu einander. Jene ist wie eine reich entfaltete Rose, diese eine noch verhüllte Knospe. Jene kennt und durchdenkt die Pflichten ihres Lebens, und ihr gereifter Geist vermag der Pflicht der Ehre ihre Empfindungen zum Opfer zu bringen. Desdemona's Wesen beruht in kindlicher Unschuld;

sie kennt kein Arg, weiss von dem Bösen nicht, und braucht es daher nicht zu bekämpfen. Jene sucht ihr Gefieder gleichsam mit angestrengtester Mühe rein zu erhalten: diese glänzt in unbewusster Reinheit und das Böse kann sie nicht berühren. Sie bedarf keines Bemühens und keines Kampfes, und indem sie sich harmlos dem natürlichen Adel ihrer Empfindungen hingiebt, ist sie sicher, edel und schön zu handeln. Jene erscheint als Dienerin eines Prinzips: der weiblichen Ehre, der Pflichttreue. Diesem Prinzip als einem äussern Gesetze, einer objectiven Macht, ordnet sie sich entsagend unter. Desdemona folgt innern Antrieben unbedingt, sie handelt ohne tieferes Bewusstsein von sich und ihrer Aufgabe. Mencía handelt überlegt, aus Prinzip, Desdemona naiv, aus natürlicher Anlage. Das ist der Gegensatz in seiner Schärfe.

Mencía steht von vorn herein in einer schicksalsvollen Verwicklung. Sie hat einst den Mann ihrer Wahl geliebt. Er ist Infant und ihr unerreichbar. Nach spanischem Gesetze, welches das Weib auf fast orientalische Weise ganz dem Willen des Vaters, des Bruders, des Gatten unterordnet, folgt sie dem Gebote des Vaters, der ihr den wackern Ritter Gutierre zum Gemahl gibt. Ihre Liebe ist nicht erloschen; aber sie verbirgt sie als treues Weib. Sie sieht den Geliebten ihrer Jugend wieder. Fast möchten ihre alten Gefühle wieder erwachen, aber tapfer bezwingt sie ihr Herz, denn sie weiss sich als Gattin des Spaniers unter dem strikten Gesetze der Ehre. Sie kann den Infanten nicht hindern, der den Schmerz, sie verloren zu haben, nicht zu ertragen weiss, und leichtsinnig Versuche macht, sich ihr zu nähern. Der Argwohn ihres Mannes wird erregt. Ihre Angst steigert sich. Für ihre Ehre thut sie einen gewagten Schritt. Von ihrem Gemahl überrascht, durch ein unseliges Missverständniss, fällt sie als Opfer eben derselben Ehre, deren Bewahrung ihr einziges, ausschliessliches Streben war. Das ist die furchtbare Ironie ihres Schicksals. —

Auch Desdemona befindet sich gleich zu Anfang in einer Lage, in deren Hintergrunde furchtbare Verhängnisse ahnungsvoll durchschimmern. Ihr kindlich unschuldiges Gemüth, auf geistige, nicht auf körperliche Vorzüge gerichtet, der Macht des Wortes und der persönlichen Einwirkung unterliegend, umschlingt

den hässlichen Mohren wegen seiner Tugenden mit rücksichtsloser, gewaltiger Zärtlichkeit. Der natürlichste Zug des kindlichen Empfindens, Mitleid und Bewunderung, haben ihr Herz dem Mohren zugeneigt. Bis zu leidenschaftlicher Rücksichtslosigkeit folgt sie ihrer Neigung. Sie bedenkt nicht den Unterschied der Jahre, der Lebensweise, der Abstammung. Sie täuscht den Vater, sie reicht dem Mohren ihre Hand. Diese Offenheit ihres Gemüths, das sich rücksichtslos hingiebt, bewirkt ihr Verderben. Der natürlichste Zug ihres Herzens erscheint unter ihren Verhältnissen unnatürlich. Ihr Vater verflucht sie und stirbt in Gram. Der Verdacht, dass sie auch später rücksichtslos ihren Neigungen folgen werde, begleitet sie fortwährend. Arglos, aus kindlichem Mitgefühl, verwendet sie sich für den Freund Cassio. Das wird der Hebel ihres Unterganges. So stirbt auch sie einen im höchsten Grade tragischen Tod, wie Mencía als Opfer des Prinzips der Ehre, das sie selbst so kräftig bewährt, so sie als Opfer der arglos hingegebenen Natur, die die Zier und den Schmuck ihres Daseins ausmacht. Jede trägt den Keim ihres Unterganges in sich, und zwar grade in dem, worin ihr eigentlicher Adel, ihr höchster Vorzug besteht. —

Vergleichen wir nun die Kunst, mit welcher die Dichter diese Charaktere ausgeführt haben. Mencía's Adel tritt uns sogleich in ihren ersten Worten entgegen. Mit diesen haben wir sie aber auch vollständig kennen gelernt. Menschlich näher tritt sie uns weiterhin nicht. Sie ist eine Art von verkörpertem Prinzip, ganz und gar nichts, als weibliche Treue und Ehre. Damit ist Alles gesagt. Welche Tiefen dagegen menschlicher Natur eröffnet uns Shakspeare in seiner Desdemona! Desdemona ist ein Kind, aber den ganzen Adel der Menschenbrust in ihrer natürlichen, unverdorbenen Anlage lernen wir in ihr kennen. Welcher Reichthum von einzelnen Zügen, in denen sich die Totalität ihres Charakters darstellt. Jetzt erblicken wir die Tochter voll Liebe und Ehrfurcht, dann die treue Gattin, die in ihrem Gemahl die Hälfte ihrer Existenz hat, voll Gehorsam und Unterwürfigkeit für den Willen ihres Mannes, voll zarter Fürsorge und liebender Innigkeit. Wiederum erfreun wir uns an dieser natürlichen Heiterkeit und Liebenswürdigkeit, der auch der muthwillige Scherz nicht fremd ist, an diesem allen Menschen

gewidmeten Wohlwollen, an diesem dankbaren, aufopfernden Freundessinne, der über fremden Angelegenheiten die eigenen vergisst. Wie rührend ist die Arglosigkeit dieses Gemüthes, dem das Böse auch nicht von fern bekannt geworden ist, diese kindliche Unwissenheit von den verborgenen Schäden der Menschheit und dieser unbefleckte Adel des Herzens. Von jener ersten festen Erklärung ihrem Vater gegenüber bis zu der letzten erhabenen Lüge, mit der sie stirbt, bewundern wir eine Menschengestalt in voller Kraft des Lebens, in reicher Mannichfaltigkeit individueller Züge. Mencía ist wie eine Statue von Marmor. Höchste Schönheit der äussern Form, aber das Leben lässt sich nur ahnen, die Bewegung fehlt. Sie steht uns fremd gegenüber, und wir vermögen nicht, sie in unser Herz zu schliessen. Desdemona ist wie ein beseeltes, lebensvolles Gemälde. Wir fühlen durch die Haut hindurch die feinen Blutgefässe, wir folgen dem Zuge der Adern, die diesen schönen Bau mit Blut versorgen, und fühlen den Athem, den sie einzieht, und den süssen Hauch ihrer Lippen. In diesen feuchten Augen spiegelt sich der Himmel wieder. Sie ist durch und durch Leben, Bewegung, die liebenswürdigste Thätigkeit, unser Herz schlägt warm für sie, wie für ein Wesen, das uns nahe steht.

Fassen wir kurz zusammen: Mencía ist die bewusste Kämpferin für ein Prinzip, ein einfacher, gattungsmässiger Charakter. Desdemona vertritt die unbewusste, unschuldsvolle Naivetät eines reichen Kindergemüths, als ein vielseitig entfaltetes Bild der individuellsten Lebendigkeit. —

Gutierre und Othello, das sind die Charaktere, in denen das Schicksal jener Frauen gleichsam personifizirt erscheint. Was Mencía als Frau, dasselbe ist Gutierre als Mann. Jene ist die Ehre in weiblicher, dieser die Ehre in männlicher Erscheinung, jene duldend und wachsam, dieser thätig und streitbar. Dasselbe Verhältniss herrscht zwischen Desdemona und Othello. Was jene als Weib, das ist dieser als Mann: ganz unbewusster, argloser Drang der Natur. Aber in dem Maasse, als jene weibliche Zartheit, erfüllt diesen männliche Wildheit. Desdemona ist naiv und liebenswürdig, Othello naiv und furchtbar. Mencía ist ehrliebend und furchtsam, Gutierre

ehrliebend und gewaltthätig. Beide Frauen gehen durch ihre Männer unter, die nur die Charaktere dieser Frauen gleichsam in's Männliche übersetzt darstellen. Sie zerstören in der That sich selbst.

Gutierre ist der Spanier in seiner vollendetsten Form, ganz Repräsentant des nationalen Charakters. Das eigentliche Prinzip seines Lebens ist die Ehre; sie füllt ihn ganz aus, alles Andere bezieht er auf sie, die Ehre ist ihm Inbegriff aller Tugenden, aller Thätigkeiten. Das Individuelle ist bei ihm unterdrückt, abgestreift: wir sehen nur jene formelle Allgemeinheit des Selbstbewusstseins, die sich und ihre Bewährung als das höchste Ziel menschlichen Daseins betrachtet. Und dieses Prinzips ist er sich bewusst. Er handelt nicht aus blindem Drang, sondern in bewusster Uebereinstimmung mit den Grundbegriffen seiner Persönlichheit und seiner Nationalität. Er ist ein eiserner Charakter, voll Thatkraft, voll Gehorsam für seinen König, voll Achtung und selbst Zärtlichkeit für seine Gemahlin: aber alles dies nur um der Ehre willen. Gutierre ist ganz bewusster Sklave eines Prinzips, einer Abstraktion, die in ihrer Beziehung auf das wirkliche Leben furchtbare Thaten gebären muss.

Ein schrofferer Gegensatz könnte nicht erfunden werden, als der Othello's zu diesem Spanier. Beide gehören derselben Gattung unbändiger, unbeugsamer Wesen an, und sind doch innerhalb dieser Gattung so weit als möglich von einander entfernt. Othello ist eine Naturmacht, eine kräftige, ursprüngliche Existenz, ungebrochen, unreflektirt, ihrer eignen Grösse unbewusst, eine menschliche Pflanze. Blind gehorcht er den in ihm waltenden Mächten, er hat keine Wahl. Er muss, wie sein wilder Drang gebietet. Gutierre ist listig, versteht, sich zu verstellen, sich in falschen Schein zu hüllen. Wie schwer wird es dem armen Mohren, auch nur wenige Augenblicke sein tobendes Innere zu verbergen! Wie schnell bricht die innere Leidenschaft sich Bahn, wie kocht ihm im Busen der schäumende Groll, bis er mit wahnsinniger Wuth hervorbricht! Er hat so hingelebt ein thatenvolles, abenteuerliches Leben. Er hat nicht Zeit gehabt, an sich zu denken. Unschuldig erscheint er und einfach, wie ein Kind. Ein Schurke führt ihn an der

Nase herum, und er dankt es ihm noch. Er hat keine Ahnung von menschlicher Falschheit. Gleich dem Meere, das er sein Leben lang befuhr, gleich der Kanonenkugel, deren Donner ihm die süsseste Musik war, ist er, wie er ist, ohne Arg, auch in den furchtbarsten Aeusserungen seiner gigantischen Natur. Ein Held, ein Mensch, aus einem Guss. Gutierre ist eben wieder ein inkarnirtes Prinzip, Othello eine gewaltiger Aeusserungen fähige Naturmacht.

Gutierre als vorsichtiger Hüter seiner Ehre schöpft Verdacht, untersucht, prüft Gründe, reflektirt. Dass er eine Maschine in der Hand seines Prinzips ist, weiss er selber. Ja, er stellt die Ehre als treibende Macht seines Handelns sich gleichsam persönlich gegenüber, und unterhält sich mit seiner Ehre, wie mit seinem andern Ich. Gutierre ist eine arme Marionette, am Drath auf der Lebensbühne herumgeführt, und dieser Drath befindet sich in der Hand des Abgottes „Ehre.“ — Othello würde aus sich selbst keinen Argwohn schöpfen, ja, er würde selbst wirklich betrogen in glückseliger Verblendung dahinleben. Er hat keinen Harm. Er bedarf des äusseren Anstosses, um zu argwöhnen, und diesen giebt ihm der Bösewicht Jago, dem er sich nun blind in die Arme wirft, mit einem Vertrauen, das bei jedem andern, als bei diesem Charakter, unerklärlich wäre. Durch diese Einflüsterungen, durch ein Scheingebäude von Trugbeweisen, gerade solide genug, um ein so leicht reizbares, argloses Gemüth, wie Othello's, zu überzeugen, zu furchtbarster Leidenschaft aufgeregt, gehorcht er willenlos dem Drange seiner gewaltigen Natur und zerstört, was ihm auf Erden das Liebste war. Gutierre ist ganz Prinzip, ganz Bewusstsein und Besonnenheit. Er kennt immer nur sich selbst und seine Standespflichten. Ruhig, in aller Ueberlegung, ohne irgend eine Uebereilung, aus festem, wohl erwogenem Entschlusse, mit verständigster Wahl der Mittel, ermordet er seine Frau, wie ein Schlächter, bei kaltem Blute. Von Leidenschaft ist hier nicht die Rede. Othello, seit der Wurm der Eifersucht an seinem Herzen nagt, rast wie die tobende See, wie der heulende Orkan. Und so, in tragischer Uebereilung, — denn er hat nicht recht geprüft, wenige Minuten Aufschub, und er hätte die Wahrheit erfahren, — tödtet er seine Frau,

von der er sich namenlos beleidigt glaubt, wie der rächende Gott die Missethaten des Frevlers straft. Er ist sich seiner selbst nicht bewusst, und seine That ist eine That zorniger Leidenschaft, wie die des Gutierre eine That ruhiger Ueberlegung, Consequenz eines Prinzips ist. Mencía geht unter, wie das Lamm auf der Schlachtbank, Desdemona wie der Schiffbrüchige im Meere. Sie hätte sich dem wilden Elemente nicht anvertrauen sollen. —

Wieder ist Gutierre's Persönlichkeit im höchsten Grade einfach und abgeschlossen, ein konsequenter Vertreter eines Prinzips, das er mit Verstand und Leidenschaft zugleich erfasst hat und das er mit höchster Energie des Willens durchführt. Alles, was ihn auszeichnet, ist zugleich eine national-spanische Tugend. Wir haben in ihm eine Gattung vielmehr, als ein Individuum. Es ist der spanische Ritter in höchster Vollendung seiner Eigenthümlichkeiten. Othello dagegen, — wie reich, wie umfassend, wie lebendig ist das Bild, das der Dichter uns in ihm vor Augen stellt. Er, der Sohn einer fernen, heissen Zone, in einem kriegerischen Leben zum Helden herangebildet, mit feurig kochendem Blut, durch die hingegebenste Liebe wird er zum zärtlichen Gatten. Aus königlichem Stamme entsprossen zeigt er den Adel seiner Abstammung in jedem Worte, jeder Bewegung. Fern bleibt ihm alles Gemeine. Durch gewaltige Heldenthaten hat er sich einen Ruf der Tapferkeit und kriegerischen Tugend erworben, dass ihm in der grossen Inselstadt die ruhmvollsten Aufträge zu Theil werden. Die öffentliche Stimme zeichnet ihn vor allen Helden aus; er ist ganz Soldat, ganz Feldherr. „Seit siebenjähr'ge Kraft sein Arm gewann, übte er stets nur Kriegesthat im Felde wie im Lager, und wenig lernt' er von dem Lauf der Welt.“ Nur die Liebe kann ihn bewegen, das sorglos freie Leben des abenteuernden Kriegers aufzugeben. Die leichte Umgangsgabe fehlt ihm, die Stutzer ziert. Seine Jahre senken sich schon abwärts. Da noch bemächtigt sich das Glück der Liebe des Heldenherzens so, dass wir ihn wohl „Alles durcheinanderschwatzen und in seinem neuen Glücke schwärmen“ sehen. Sein „grades und freies Gemüth, das jeden ehrlich hält, scheint er nur so, das liebevolle, treue edle Herz,“ steht den Einflüsterungen eines Bösewichts

offen. Das schlecht verwahrte Herz ergreift die Eifersucht und krampfhaft schüttelt ihn die Leidenschaft. Bis zum Thierischen steigert sich seine Wuth, wir sehen ihn ohnmächtig, wie ein Weib zusammensinken, den rauhen Krieger bittre Thränen des Schmerzes und der Verzweiflung vergiessen. Er, der edle Mohr, „den der Senat sein Eins und Alles nennt, der edle Geist, den Leidenschaft nicht regt, dess feste Brust kein Pfeil des Zufalls, kein Geschoss des Glücks streift und durchbohrt,“ „der ruhig blieb, wenn die Kanonen ihm seine Schlachtreihn sprengten in die Luft, und wie ein Teufel ihm den eignen Bruder von seiner Seite rafften“, er, vom Zorne über Verrath an der Liebe überwältigt, er kommt in der Sinnlosigkeit der Leidenschaft dahin, den Gesandten des Senates den sonderbarsten Empfang zu bereiten, und sein Weib in Fremder Gegenwart zu misshandeln. Und dann die ruhige Fassung in dem entsetzlichen Bewusstsein eines Unglücks, dessen verblendeter Urheber er selbst war, die grossartige Weise seines Todes, — wir sehen hier die allmählige Entwicklung eines Charakters, der nicht lebensvoller, nicht erschöpfender sein konnte.

Betrachten wir nun die Charaktere, die sich in mehr oder minder tiefer Beziehung um jene Hauptcharaktere gruppiren. Da tritt uns bei dem Spanier zuerst die Leonor entgegen. Sie ist gewissermaassen der Haupthandlung fremd, aber sie erläutert durch ihre eigenthümliche Stellung weniger die Charaktere, — denn diese sind nur in allgemeinen Zügen angedeutet, — als die Lage der Hauptthelden des Stücks. Aus ihren früheren Schicksalen erkennen wir sogleich, in welcher Welt wir uns hier befinden, welche Ideen hier die herrschenden sind. Gutierre's früheres Benehmen gegen sie lässt uns wenigstens ahnen, was er zu thun im Stande ist. Ihr Verhältniss zur Mencía ist klar. Mencía will ihre gefährdete Ehre schützen, Leonor die verlorene wiedergewinnen. Jene geht in ihrem Streben unter, da die Tücke des Schicksals alle ihre Absichten in ihr Gegentheil verkehrt, diese ist zum Schluss siegreich und wird die Gattin des verklagten Mannes. Beide leiden durch unglückselige Missverständnisse: aber bei Leonor, der Jungfrau, der Geliebten, ist eine Wiederherstellung möglich, während für Mencía, die Gattin, der leiseste Flecken auf ihrer Ehre todbringend ist. So zeigt

Leonor's Schicksal die Absicht des Dichters, die unverbrüchlich strenge Auffassung speciell des ehelichen Verhältnisses tragisch zu schildern. Es ist nicht überhaupt die Liebe, deren scheinbare Verletzung Mencía den Tod bringt, sondern die strengen Pflichten der vermählten Frau. Eine eigentliche Charakteristik der Leonor würde man umsonst versuchen. Sie ist wie Mencía eine Spanierin, weiter nichts, in gleichen Situationen würde die eine handeln, wie die andre. Noch weniger zeigt der König oder der Infant einen eigenthümlich gestalteten Charakter. Der König ist der oberste Repräsentant der nationalen spanischen Ideen. Selbst die geschichtlich überlieferten Züge seines Charakters konnte Calderon nicht gebrauchen. Der Infant ist ein Liebhaber, der, wie mancher andere auch, in der Gluth seiner Leidenschaft sich nicht scheut, die Ehre eines Dritten zu verletzen. Damit ist Alles gesagt.

Anders bei Shakspeare. Hier zeigt sich auch in den Nebenpersonen eine Fülle der Charakteristik, die wahrhaft erstaunlich ist. Zwei Charaktere sind es zumal, die den Hintergrund bilden, auf dem sich die Gestalten des Mohren und seiner Gemahlin desto deutlicher hervorheben, Jago und Emilie. Diese steht der Desdemona gegenüber, wie die gemeine Wirklichkeit dem Ideal. Es ist ohne Zweifel ein treues, gutes Weib, das es mit seiner Herrin gut meint, und doch geräth sie in die Fallstricke ihres Mannes, für dessen verruchte Pläne sie ein unbewusstes Werkzeug wird. Sie pflegt eben auch über sittliche Fragen nicht viel nachzudenken, sie lässt sich gehen, wie es eben kommt, und ihre Natur ist keineswegs von so ausserordentlichem Adel, um jede Befleckung des Bösen von ihr abzuhalten. Ein grosses Unheil, das sie durch kleinen Fehl angestiftet, trifft sie unvorbereitet. Da erst lernen wir die sittliche Kraft kennen, die so lange in dieser Seele schlummerte, als sie in der Alltäglichkeit des Weltlebens keine Gelegenheit fand, sich zu äussern. Es bedarf bei ihr eines grossen Anstosses, um uns die ursprüngliche Kraft ihres sittlichen Willens zu enthüllen. Wie Desdemona naiv den natürlichen Antrieben ihrer Seele gehorcht, so auch Emilie, nur dass diese, nicht so lilienrein und kindlich fromm, dadurch einen Anstrich der Gewöhnlichkeit, ja selbst der Frivolität erhält. Wer aber fühlte sich

nicht mit ihr vollständig ausgesöhnt durch den gewaltigen Zorn, den das schwache Weib dem verblendeten Mörder ihrer Herrin gegenüber ausspricht, durch den rücksichtslosen Schmerz, der sie die ganze Wahrheit mitzutheilen zwingt trotz ihrer sonstigen Ergebenheit gegen ihren Gatten, durch jene todesmuthige Beredtsamkeit, die sie weder sich noch andre schonen lässt. Emilie ist gewissermaassen die Folie, auf der sich die Engelsreinheit der Desdemona desto glänzender darstellt. Sie steht ihr gegenüber, wie bei Sophocles Ismene der Antigone, Chrysothemis der Electra gegenübersteht, in einer allen eigentlichen Charakterdarstellern eigenthümlichen Weise.

Einen gespannteren Gegensatz zu Othello und Desdemona bildet Jago. War Othello ganz unbewusste Naturmacht, so ist Jago durchaus reflektirte Bosheit. Jago hat die Verruchtheit in ein System gebracht. Für seine egoistischen Zwecke opfert er Alles. Er ist ein gescheuter Kopf, ein energischer Charakter. Den bösen Grundtrieben seiner Natur hat er durch Reflexion ihr Ziel gegeben. Er weiss nicht allein, dass er böse ist, er weiss auch, warum er es ist. Dadurch ist er fähig, in der Tragödie, die die innere Dialektik naiver Arglosigkeit zum Gegenstande hat, als das Schicksal aufzutreten, an dem die Unbefangenheit scheitert. Bei Jago ist unsre Empfindung zwiefach getheilt. Wir verabscheuen den schändlichen Verräther, den heimtückischen Verläumder: wir bewundern seinen muntern Witz, sein klares Auge, seine sichre Beurtheilung andrer Menschen und die Macht, die er über schwächere Gemüther hat. Hat er nicht alle in seiner Hand, seine Gattin wie den Cassio, den Rodrigo wie den Othello? Mit dem furchtbaren Othello darf er sich gradezu ein Spiel erlauben, und fast scherzhaft ihm Bilder ausmalen, mit denen er weiss, dass er ihn zu rasender Besinnungslosigkeit treiben kann. Es liegt eine geniale Sicherheit in dem Mann, durch die es ihm gelingt, sich alle Menschen dienstbar zu machen. Wie fein weiss er die Charaktere zu handhaben und sie auf die einfachste Weise nach seinen Zielen zu lenken. Und als nun der Fluch seiner bösen Thaten auf ihn fällt, als seine Gemahlin seine schändlichen Pläne enthüllt hat, — die freche Schamlosigkeit, die er zeigt, vollendet uns eben so sehr das Bild des ausgemachten Bösewichts, wie

sie uns wieder die Kraft seines Selbstbewusstseins im glänzendsten Lichte zeigt, im Angesicht eines martervollen Todes. Es ist das jene Freude Shakspeare's an der Schilderung des Bösen, weil eben in gänzlicher Verruchtheit, im Abfall von allem Göttlichen die formelle Unendlichkeit der Willensfreiheit sich am gewaltigsten enthüllt.

Und Jago ist kein abstrakter Bösewicht, sondern ein voller menschlicher Charakter. Welche Motive laufen nicht bei ihm durcheinander! Wir dürfen uns nicht verhehlen, dass die eigentliche Triebfeder seines Handelns die einem solchen Gemüthe natürliche Freude am Bösen als solchem, Schadenfreude am Unglück Anderer und der Triumph darüber ist, sie durch eigne Klugheit in's Verderben gestürzt zu haben. Dazu aber tritt der Neid sowohl auf Cassio als auf Othello's neues Glück. Dem Othello will er seine Freude vergällen. Wenn Cassio lebt, so zeigt sein Leben täglich eine Schönheit, die jenen verhässlicht. Es wirkt ferner bei ihm die Rachsucht mit. Mit Verkennung seines Verdienstes, meint er, sei ihm der unkriegerische Cassio vorgezogen worden: darum will er sowohl Othello als Cassio verderben. Othello ausserdem soll Jago's Gemahlin geliebt haben. Er glaubt's selber nicht, aber er will thun, als ob er's glaube, und danach handeln. Noch andre Motive erfindet er sich, um sich vor sich selbst rechtfertigen zu können, bei denen es uns zweifelhaft bleibt, ob sie wirklich bestimmende Motive für sein Handeln sind, oder ob sie ihm bloss selbst als Beschönigungen seines Thuns gelten. Wesentlich spielt hinein, dass er selbst Nutzen haben will von der Durchführung seiner Pläne. Er will steigen, Lieutenant werden. Eben diese Ungewissheit, ob Jago's Handlungen aus zweckloser Bosheit entspringen, oder schlechte Mittel zu egoistischen Zwecken sind, dieses Schwanken zwischen rein teuflischen und wenn auch bösen, doch immer noch menschlichen Empfindungen, macht den Charakter zu einer vollendeten Darstellung des absolut Bösen, das gleichwohl die Grenzen der Menschheit nicht überspringt. Durch dieses Halbdunkel wird Jago mehr als ein gemeiner Bösewicht, eine dämonische Naturkraft, und doch wieder der menschlichen Natur angenähert, eine sittliche Abnormität. Es ist ein Mensch ohne Gemüth, ohne Liebe, eine überlegene Persönlichkeit voll hoher

Fähigkeiten, eine Natur von schlechten Grundtrieben, bei der der Schatten eines egoistischen Motivs hinreicht, um sie in ihrer ganzen Furchtbarkeit zu entfesseln. So ist er von der einen Seite durch die Gemeinheit seiner Natur, von der andern durch die durchgängige Reflexion und das Bewusstsein von seinem Thun der diametrale Gegensatz der beiden Hauptcharaktere.

Es bleiben uns noch Rodrigo und Cassio zu erwähnen. Beide sind durch die Oekonomie des Stücks gefordert als Werkzeuge des Jago. Rodrigo gehört ausserdem ganz zu den eignen Zuthaten des Dichters zu dem überlieferten Stoffe. So sehr beide nur dienende Mittel des Ganzen sind, so hat doch der Dichter vermocht, auch ihnen ein volles Leben einzuhauchen. Rodrigo in seiner Beschränktheit ist der rechte Vertreter der Mittelmässigkeit, die allen Einwirkungen offen steht und zu jeder Schlechtigkeit durch fremde Einflüsterung gedrängt werden kann, während die Fähigkeit des eignen Entschlusses und selbständigen Nachdenkens mangelt. Liebenswürdiger erscheint Cassio, der elegante Cavalier, der schmucke Mann; aber Jago beurtheilt ihn richtig; die eigentliche Männlichkeit fehlt ihm. Wir können eben sowohl Desdemona's Theilnahme wie Othello's Eifersucht begreifen. Auch er gehört der grossen Masse an in dem Sichgehenlassen in sittlicher Hinsicht, wie in der Unvorsichtigkeit und leichten Bestimmbarkeit. So ist die Masse charakterisirt, aus der sich Othello, Desdemona und Jago scharf unterschieden emporheben.

Das Uebergewicht tief ergründender Charakterzeichnung werden wir nach alle dem dem englischen Dichter zuschreiben. Aber gehen wir weiter. Der Held an sich und sein Charakter ist noch unbestimmte Möglichkeit einer unendlichen Menge von Handlungen. Die bestimmte Thätigkeit, der Gegenstand unsres tragischen Interesse wird, entwickelt sich erst aus einer bestimmten Situation, aus der Gesammtheit der den Helden umgebenden Welt. Diese wird auch über den Charakter des Einzelnen ein helles Licht verbreiten, sein Gesammtbild erst vollenden. — Wir dürfen uns hier kurz fassen: die wesentlichen Unterschiede liegen hier deutlich am Tage.

Calderon verlegt seine Handlung mitten in das spanische Nationalleben, aus dessen unmittelbarer Wirklichkeit sie genommen

ist. Die Sitten seines Vaterlandes sind es, die der Dichter in idealem Sinne schildert. Er führt uns gewissermaassen in bürgerliche Verhältnisse, in die täglichen Gewohnheiten seiner Nation. Gutierre ist ein spanischer Edelmann, seine Verhältnisse sind keine aussergewöhnlichen. Geschichtliche Begebenheiten klingen an, aber nur entfernt. Der eigentlich historische Geist fehlt durchaus. Für die grossen substantiellen Verhältnisse des Lebens, für die Angelegenheiten des Staates und der Gesellschaft ist hier kein Sinn vorhanden. Alles beschränkt sich auf die kleinen Angelegenheiten des Individuums, auf Familie und Haus, und auf die Mächte des subjectiven Gemüths, auf Liebe und Ehre. Wir bewegen uns innerhalb einer Despotie selbst gegen die geschichtliche Wahrheit. Der Wille des Monarchen ist unverbrüchliches Gesetz, das dem Einzelwillen enthobene Gesetz ist noch nicht wirksam. Selbst unter dieser Despotie bewegt sich der Wille des Individuums noch in einer gewissen Freiheit. Die Polizei ist noch nicht erfunden. Es geschehen noch ungeheure Thaten, ohne dass die Criminaljustiz einträte. Der ritterliche Charakter ist noch nicht ausgestorben. Zwar es sind das Ritter, die schon in verständig ausgebildeten Verhältnissen leben: aber die Ideen der spanischen Aristokratie sind auf die Spitze getriebene Ideen des Ritterthums, die sich in's bürgerliche Leben eingewohnt haben. Liebe und Ehre erscheinen als herrschende Grundsätze nicht abenteuernder, kriegführender Ritter, sondern innerhalb eines verständig gegliederten Familienlebens. So trägt die Handlung unsres Dramas einen ungeschichtlichen, ja unwirklichen Anstrich. Die unnatürliche Convention, die das Ritterthum überall begleitet, tritt auch hier hervor. Die Motive sind nicht aus dem Wesen der Menschenbrust geschöpft, sondern aus der Convention. Es sind nicht allgemein menschliche, sondern ritterliche Motive. Wir können dem Gutierre kaum nachempfinden. Diese aus unmittelbarer Wirklichkeit geschöpften Verhältnisse berühren uns wie eine Traumwelt, fremdartig, phantastisch, sonderbar.

Shakspeare versetzt uns von dem Boden seiner Heimath hinweg in ein fernes Land, auf eine wenig bekannte Insel. Alle Verhältnisse tragen bei ihm von vorn herein einen phantastischen ideellen Charakter. Das Venedig des Mittelalters war für

Shakspeare wohl kaum weniger als für uns ein Ort voll geheimnissvollen Helldunkels. Die eisernen Gesichter der Senatoren, das Maskenwesen, der abenteuernde Handelsgeist und daneben die sittliche Ausgelassenheit, das düstere Schweigen und der eigenthümlich lastende Druck der politischen Verhältnisse: alles das machte Venedig in allen Zeiten zu einem Lieblingsorte der Sage, geheimnissvoller Ahnungen und seltsamer Begebenheiten. Durch die vielfachen in ihm sich begegnenden und kreuzenden Interessen wurde es eine Lieblingsbühne der Novellenerzähler. Dorthin werden wir im Othello versetzt wie im Kaufmann von Venedig. Dazu tritt die Figur des Mohren und das Geheimniss seiner Vergangenheit. Und doch berührt uns die Handlung, die er darstellt, als ob sie gestern geschehen wäre und morgen wieder geschehen könnte. Wir fühlen von Anfang zu Ende jede Stimmung des Helden mit; nichts ist uns fremd; alles berührt uns, wie der Laut der Heimath, der an das Ohr des Verbannten schlägt. Wir fühlen uns aus der zwerghaft verkrüppelten Wirklichkeit hier in den Kreis wahrhaft und ursprünglich menschlichen Daseins erhoben. Calderon will uns glauben machen, dieser schändliche Gattenmord sei wirklich dieses oder jenes Tages verübt worden, und wir glauben's ihm nicht. Shakspeare will uns zeigen, was wohl durch menschliche Charaktere unter gewissen Verhältnissen habe verübt werden können, und es ist uns als ob es an diesem oder jenem Tage wirklich verübt worden sei. Wir glauben jenem weniger, diesem mehr als er behauptet.

Der andalusische Ritter steht unter dem strikten Gesetze der spanischen Ehre. Er ist als Individuum vollkommen unfrei den Vorstellungen gegenüber, die in phantastischer und doch zugleich krass-verständiger Form ausgebildet die sittliche Substanz des Nationallebens ausmachen. Der Gouverneur von Cypern steht unter keinem andern Gesetze, als dem seiner sittlichen Anlage. Jener ist Sklave einer kastenartig konventionellen Bildung, dieser der freie Beherrscher seines eigenen Schicksals. Jener hat die Motive seines Handelns als starre objektive Formeln ausser sich, dieser holt sie aus dem tiefen Schachte seines eignen Busens. Bei Calderon befinden wir uns im Bann der Abstraktion, einer in sich unwahren Cultur: bei Shakspeare

athmen wir entzückt den erfrischenden Luftzug des allgemein Menschlichen ein. —

Shakspeare's Othello ist kein historisches Drama. Wir werden über den Kreis des individuellen Lebens nicht hinausgehoben in die Sphäre der grossartigsten sittlichen Thätigkeit, des Staatslebens. Die schauerliche Katastrophe ist nicht versöhnt durch den Hinblick auf die ewigen unverlierbaren Güter der Menschheit und auf die siegreichen Ideen des Völkerlebens. Anderswo hat er es besser verstanden, durch Hereinziehung des Staatslebens das individuelle Leid als einen Theil der grossen substantiellen Bewegungen darzustellen, deren Ziel die endliche Verwirklichung des Guten im grossen Leben der Menschheit ist. Der Eindruck des Othello ist nicht von Peinlichkeit frei, und wir stehen nicht an, dem Othello andern Werken des Dichters gegenüber einen geringeren Rang anzuweisen. Aber unendlich hoch wird er uns stehn, wenn wir ihn mit jenen ähnlichen Werken einer katholischen Literatur vergleichen, wo das Recht des Individuums verkannt wird abstrakten Formeln zur Liebe, die mit unvernünftiger Gläubigkeit das Leben in Fesseln schlagen und die einfachsten Empfindungen des Herzens verkehren und verzerren. —

Aus der Wechselwirkung der sittlichen Kreise, in die der Held gestellt ist, und seiner Charaktereigenthümlichkeit ergiebt sich das dritte Moment des dramatischen Kunstwerks, die Handlung. Diese ist als solche nur die Explikation des Charakters in seinen wesentlichen Erscheinungsformen. Von allen möglichen Handlungen wird der Dichter diejenige wählen, welche den Begriff dieses bestimmten Charakters am vollständigsten deckt, ihn uns am deutlichsten enthüllt. Vergleichen wir die Unterschiede jener beiden Kunstwerke nun schliesslich auch in dieser Beziehung. —

In Hinsicht auf die Handlung hat Calderon das Vorrecht der eignen Erfindung. Shakspeare behandelt einen ihm gegebenen Stoff, den er aus der Novelle des Cinthio schöpfte. Es ist merkwürdig, wie sehr er sich in seiner freien Erfindung beschränkt hat, wie genau er sich auch an die Einzelheiten der vorliegenden Erzählung hält. Merkwürdig, wie viel er und wie wenig er dann andrerseits der Novelle verdankt. Die eigentliche

Haupthandlung ist ganz gegeben, und die rohesten Umrisse auch zu mancher einzelnen Szene. Was er dagegen neu erfindet, das sind die Charaktere. Er scheint sich die psychologische Aufgabe zu stellen, Menschenbilder zu ersinnen, aus denen die überlieferten wunderbaren Ereignisse abgeleitet werden können. Und das ist der Triumph seiner Kunst, dass er dies auf so vollendete Weise vermocht hat. Calderon in seiner Ohnmacht, Charaktere zu schaffen, setzt seine eigentliche Aufgabe eben in die Erfindung einer Handlung. Diese möglichst spannend, mit reicher Verwicklung auszustatten, ist sein Hauptverdienst. Darin bewegt er sich freier. Seine Charaktere sind stehende, unveränderte Gestalten, ihm vorgezeichnete Schemen. Man sieht, wie wichtig es insbesondre für das Verständniss Shakspeare's ist, die künstlerische Absicht zu verfolgen, in der er je zuweilen von seiner Quelle abgewichen ist. —

Betrachten wir nun zunächst die äussere Macht, welche die Handlung vorwärts treibt. Bei dem Spanier ist sie durchgängig der Zufall. Zufällig kommt der Infant auf das Landgut des Gutierre und erblickt seine frühere Geliebte wieder, zufällig überrascht Gutierre seine Gemahlin im Gespräch mit dem Infanten, zufällig findet er den Dolch, ertappt er sie an den Infanten schreibend, und auch das ist ein Zufall, dass dieses Schreiben einen scheinbar so verfänglichen Inhalt hat. Bei Shakspeare ist die Triebfeder der Handlung der bewusste Plan eines Bösewichts. Jago hat alle Fäden in seiner Hand. Und zwar tritt Jago's überlegte Thätigkeit bei Shakspeare noch deutlicher hervor, als in der Novelle. Cassio wird in der Novelle ohne Jago's Zuthun abgesetzt und bittet ohne Jago's Rath Desdemona um ihre Fürsprache. Jago erscheint bei Shakspeare noch mehr als beredter Verführer, der andre zu seinen Zwecken missbraucht. In der Novelle thut er das Meiste selbst, was er bei Shakspeare durch andre ausführen lässt. Dort raubt er das Taschentuch selbst, fällt selbst den Cassio an, tödtet selbst die Desdemona. So geht Desdemona unter durch das, was ihr am meisten entgegengesetzt ist, durch berechnete Bosheit. In der Novelle ist das Motiv von Jago's Handeln Liebe zur Desdemona, die, als er verschmäht wird, sich in glühenden Hass gegen sie, gegen ihren Gemahl und gegen Cassio verwandelt, von dem er

glaubt, er stehe ihm bei Desdemona im Wege. Bei Shakspeare ist sein eigentliches Motiv seine Bosheit. Er will sich hier auch wohl einmal einreden, er habe Anschläge auf Desdemona: aber damit will er sich nur gleichsam vor sich selbst rechtfertigen, es ist nicht sein Ernst. So ist bei Calderon der Zufall, bei Shakspeare der mit Bewusstsein handelnde Mensch der Herr des Schicksals.

Aber wenden wir uns von den äussern Hebeln zu den inneren Motiven der Handlung. Diese repräsentirt bei dem Spanier ein abstraktes Prinzip, die unsichtbare Macht der Ehre, die sich die Menschen gleichsam knechtisch unterwift, um sie zu Vollstreckern ihres Willens zu machen. Don Gutierre will seine Ehre heilen. Schon ehe er einen Grund hat, an die Schuld seiner Frau zu glauben, ist er im Grunde entschlossen, sie seiner Ehre willen zu tödten. Er beklagt, dass es ein hartes Gesetz der Ehre gebe, welches gebiete, dass die Unschuld „sterben soll und leiden.“ Aber er fügt sich dem Gesetze. Er zweifelt nicht daran, dass Mencía ihrer Ehre eingedenk sei, wie er der seinen. Er weiss sogar, dass die wahre Ehre nicht in der Rede des Menschen liege. Und doch kehrt ihm sein spanisches Bewusstsein mit dem Gedanken zurück, dass böser Ruf vermöge, die Ehre zu trüben. Dass nachher ein Schein von Schuld auf Mencía durch jenen Brief fällt, ist eigentlich eine unnütze Zuthat, die zu dem Entschluss Gutierre's seine Frau zu tödten, im Grunde weder etwas hinzufügt noch ihn vermindert, ihn höchstens beschleunigt. Es ist, als ob der Dichter die Krassheit doch hätte mildern wollen, dass Gutierre um seiner Ehre willen eine Gemahlin tödtet, deren Treue er nicht im mindesten bezweifelt. Gutierre zeigt uns den Fanatismus der Ehre in seiner abschreckendsten Gestalt. Der einzige Schmerz, den ihm die Verwicklung macht, ist der ob erlittner Schande, die nur darin besteht, dass ein Prinz seine Frau liebt und sich fruchtlos um sie bemüht. Die Flecken dieser unwürdigen Schmach will er mit Erde decken. Das ist seine einzige Absicht. Eifersucht hält er sich fern. Er will nicht leidenschaftlich werden. Nicht seine Frau ist es, die ihn beleidigt, sondern der Infant, der es gewagt, ohne seine Erlaubniss, in nächtlicher Zeit sein Haus zu betreten. Aber seine Frau muss büssen.

Der Tod der Unschuld muss seine Ehre wiederherstellen, weil ihm der Schuldige als königlichen Blutes unerreichbar ist, nicht Gegenstand der Rache eines Vasallen sein kann. Seine verletzte Ehre zu reinigen, scheut er selbst nicht, sein unschuldiges Werkzeug, den Arzt, zu tödten, den er mit gewissenloser Hartherzigkeit zur Ausführung des Mordes benutzt. Ein furchtbarer Egoismus, der darin liegt, alle Verhältnisse des Lebens nur auf diese arme Abstraktion des unendlichen Selbstbewusstseins zu beziehen, in sich, seinem Ruf, seiner Ehre das letzte Ziel alles Strebens zu sehen und diesem Ziel Alles zu opfern, was sonst auf Erden werthvoll und heilig ist. — Gutierre selbst wird von dem Verluste seiner Frau, die er selbst getödtet, von der Grausamkeit der entsetzlichen That nicht weiter berührt. Mit derselben Besonnenheit, mit der er sie verübt, mit derselben verharrt er bei der Ueberzeugung von der Rechtmässigkeit seiner That, nachdem er sie verübt. Alle seine Mittel sind klug und mit ruhiger Ueberlegung gewählt. Sorgfältig erfindet er in dem egoistischen Gedanken, sich zu schonen, eine Todesart, die keinen Verdacht der Schuld auf ihn kommen lässt. Selbst das Motiv, dem unschuldigen Opfer einen möglichst schmerzlosen Tod zu bereiten, tritt gegen seine Selbstliebe zurück. Nach der That vermag der Mann mit versteinertem Herzen, als er kaum Mencía's letztes Todesröcheln vernommen hat, einer andern Dame als Gattin die Hand zu reichen. Er hat ja erreicht, was er wollte. Im Blute der Unschuld hat er seine Ehre reingewaschen. Er geht siegreich und glücklich aus dem Conflikt hervor. Man muss eben ein Spanier sein, um sich nicht dabei zu empören.

Aus ganz andern Gründen mordet Othello. Mit besondrem Nachdruck hat uns der Dichter seine Liebe zur Desdemona geschildert. Als der hingebendste, zärtlichste Gatte erscheint er in der Szene vor dem Senat und bei dem Wiedersehen auf Cypern. Wo in dem ganzen Umkreise der Literatur ist schrankenloses Entzücken so gewaltig ausgedrückt worden, als in der Szene, wo Othello seine Gattin auf Cypern wiederfindet. Das ist der Höhepunkt seiner Liebe und seines Glücks. Ein Grösseres würde jenseits der menschlichen Natur liegen. Aber schon neigt sich seine Sonne abwärts. Jenes entsetzliche: „Das gefällt mir

nicht“ bildet den Wendepunkt. Das Gift, das ihm tropfenweise eingeflösst wird, beginnt zu wirken. Er glaubt von der Schuld seiner Frau überzeugt zu sein, sein Verstand ist umnebelt, er ist in einem Netze von Trug gefangen, aus dem seine gesunden Sinne ihn nicht mehr befreien können. Das Unglück, welches ihm von allen allein furchtbar ist, ist über ihn hereingebrochen. Seine Leidenschaft wird zur Raserei: er wird ein Mörder, nicht aus Uebermass der Ehre, sondern weil er „zu sehr liebte.“ Was bringt ihn denn so auf, was macht ihn zum blutdürstigen Tiger? Nicht das Gefühl der Schande. Dies, sagt er selbst, würde er ertragen können. Doch „da, wo er sein Herz als Schatz verwahrt, wo er muss leben oder gar nicht leben, der Quell, aus dem sein Leben strömen muss, sonst ganz versiegen, — da vertrieben sein,“ — das ist das Unglück, das er nicht ertragen kann, das die nervige Kraft dieser Heldengestalt zum Schatten beugt, das diesen herrlichen Geist in den Staub herabzieht, die besonnene Würde des Feldherrn bis zur Selbstvergessenheit, bis zur thierischen Raserei sinken lässt. Dass auch nur ein Winkel im Herzen des geliebten Wesens für Andre sei, das ist sein ganzer Schmerz. Nicht um sich an der Schuldigen zu rächen, nein, darum muss Desdemona sterben, damit der ungeheure Verrath bestraft werde, mit dem sie an aller Sittlichkeit, an aller Liebe gefrevelt haben soll. Es ist ein Mord, den beleidigte Liebe, nicht die Ehre verübt; ein Mord, nicht aus Egoismus, nicht einmal aus Rachsucht, sondern aus sittlicher Entrüstung; ein Mord, nicht mit Ueberlegung verübt, sondern in rasender Verzweiflung. Othello mordet seine Frau, weil er die schlagendsten Beweise ihrer Schuld zu haben glaubt. An sich selbst denkt er dabei nicht. Er weiss, dass mit Desdemona's Tode seines Daseins schönre Hälfte geschwunden, dass, was übrig bleibt, nur Elend ist. So bestraft er sie und sich zugleich. In der Novelle des Cinthio wählt Othello, ähnlich wie Gutierre, mit kalter Ueberlegung eine barbarische Todesart für seine Gemahlin, die jeden Verdacht von ihm abwenden soll, und Jago hilft ihm bei der Ausführung. Bei Shakspeare ist der Mord ein Ausbruch übermenschlicher Zorneswuth, die sich selbst nicht schont.

Wir haben die äusserlich treibende Macht, die inneren

Motive der Haupthandlung kennen gelernt. Es bleibt uns drittens noch die endliche Lösung kennen zu lernen und mit ihr das Urtheil, das der Dichter selbst über die Handlung seines Helden fällt. Calderon zeigt gleichsam mit nationalem Stolz an Gutierre's Beispiel, welche Thaten ein Spanier thun könne, wenn er in seiner Ehre verletzt sei. Durch nichts wird die krasse Geschichte gemildert: ja, seinem stumpfen Geschmacke scheint je grösser die Grausamkeit, je unmenschlicher die Motive, desto herrlicher der Triumph der Ehre zu sein. In welche Welt lässt er uns hineinblicken! Es ist, als ob das so etwas Alltägliches wäre, dass ein Gatte seiner Ehre willen, die ein dritter beleidigt, seine unschuldige Frau mordet. Die grause That, die uns das Haar sträuben macht, dieser verständige berechnete, bei kaltem Blute verübte Mord, — die Leonor erschreckt es nicht, noch erschüttert es sie. Freudig ergreift sie die noch mit Blut bespritzte Hand. Und der König, der glorreiche Beschützer des Rechts, — ihm erscheint das Vorgefallene so selbstverständlich, als wenn sich zwei heirathen, die einander lieb haben. Gutierre ist der brave Ritter nach wie vor, vor Allem ehrenhaft. Eben so bezeichnend wie gefühllos wagt Gutierre sogar über sein blutiges Handwerk als Arzt seiner Ehre zu witzeln, Mencía aber — nun, Mencía ist eben todt. Ihrer wird kaum gedacht. Das Individuum, das dem Prinzip zum Opfer gefallen, scheint dem Dichter kaum der Rede werth. Er giebt sich nicht einmal die Mühe, den leisen Schein der Schuld, der auf ihr haftete, zu zerstreuen und wenigstens nachträglich sie zu rechtfertigen, dem Mörder den Stachel in die Seele zu drücken, dass er ein treues Weib gemordet. Wer von uns wendet sich nicht mit Entsetzen von einer Auffassung der sittlichen Natur des Menschen ab, die solche Thaten auf solche Weise rechtfertigt?

Shakspeare denkt anders. Ihm ist es nicht genug, dass er zum Thäter einer solchen That einen Mohren nimmt, dem wir das Aeusserste thierischer Leidenschaft weit eher verzeihen. Es ist ihm nicht genug, dass dieser arme, arglose Mohr verführt und verhetzt wird durch die Einflüsterungen einer Schlange, eines Bösewichts, der allen andern Bösewichtern so überlegen ist, wie der leibhaftige Satan einen armseligen Langfinger übertrifft: es ist ihm auch das noch nicht genug, dass er die grause

That nicht unter reellen Verhältnissen, sondern in einer phantastischen Welt vor sich gehen lässt, so dass wir mitten im Grausen des Anschauens noch das Gefühl behalten: es ist ja doch nur ein schöner Schein, der dir das vorzaubert: alles das genügt ihm nicht, wir müssen vollständig beruhigt werden, das arme Schlachtopfer muss nach seinem Tode durch die Anerkennung seiner Treue geehrt werden, und der Thäter jener furchtbaren That darf nicht mehr die Sonne sehen, muss sterben, am besten durch seine eigne Hand, in Verzweiflung sterben. Und das ist in der Novelle nicht vorgezeichnet. Dort wird Othello erst lange Zeit nach verübter That von Staats wegen mit Verbannung gestraft. Wenn Calderon auf die That seines Gutierre mit Bewunderung blickt und diese Bewunderung auch erregen will, so ist das Gefühl des Grausens vor den Aeusserungen entfesselter Naturmächte dasjenige, was allein dem Shakspear'schen Standpunkte entspricht. Ein Gattenmord aus Ehrgefühl ist schlechtweg abscheulich, und Calderon muthet uns zu, uns daran zu freuen. Ein Gattenmord aus Liebe ist ein echt tragischer Gegenstand, von Sophocles schon in den Trachinierinnen behandelt, und bei Shakspeare sowohl wie bei Sophocles durch die unselige Verblendung der Thäter gemildert und durch deren Untergang uns versöhnend. Nicht ungerächt ist Desdemona gestorben. Ihre Dienerin, die sie leichtsinnig verrathen, wird das Werkzeug zu ihrer Verherrlichung nach ihrem Tode. Der Plan des Bösewichts scheitert, und ein unsterbliches Andenken wird dem armen Opfer rasender Eifersucht zu Theil. So schliesst das Trauerspiel von dem Mohren von Venedig.

Den Eindruck, den das dramatische Kunstwerk als Ganzes zurücklässt, pflegt man mit dem Namen des Tragischen zu bezeichnen.

Beide Werke haben die erschütternde tragische Wirkung mit einander gemein. Wir haben schon oben angedeutet, wie in beiden Tragödien das Tragische dadurch bewirkt wird, dass die herrlichsten Individuen eben durch das untergehn, was ihre höchste Zierde ausmacht. Der Unterschied aber liegt darin, dass an Mencía dieses Schicksal nur äusserlich herankommt, ohne all ihr Zuthun: dass Desdemon's Tod Folge ihrer eignen

freien That ist. Mencía befindet sich in einem Conflikt der Ehre, den sie nicht vermeiden konnte. Sie war nach spanischen Begriffen sittlich verpflichtet, ihrer Jugendliebe zu entsagen, Gutierre's Gattin zu werden. Sie hat sich in ihrem spätern Leben nichts, gar nichts vorzuwerfen. Der leichtsinnige Ungestüm des Infanten ist ein Unglück, das ihr äusserlich aufgedrungen wird. — Desdemona's Verhängniss dagegen erfüllt sich, weil sie wider die gewöhnliche Natur und Sitte ihrer natürlichen Neigung folgend sich dem Mohren anvertraut hat. Darum darf ihr Vater dem Mohren zurufen: „Sei wachsam, hast Augen du zu sehn, den Vater trog sie, so mag's dir ergehn.“ Jago darf an ihrer Sittlichkeit zu zweifeln vorgeben, weil sie den Mohren geliebt, und wieder dem Othello sagen: „Den Vater trog sie, da sie euch geehlicht. Als sie vor eurem Blick zu beben schien, war sie in ihn verliebt,“ er darf ihr mit einem Schein von Recht „allzulüsternen Willen, maasslosen Sinn, Gedanken unnatürlich,“ zuschreiben, und es wird ihm geglaubt. Das hat sie durch die Einfalt ihres Gemüthes verschuldet, da sie sich nur rücksichtslos hinzugeben verstand. Man sehe hierin nicht eine sittliche Verschuldung, wie man es oft mit arger Verkennung der Absicht des Dichters gethan hat. Die Gesetze der poëtischen Welt sind poëtische, nicht moralische. Das Wahre ist, dass Desdemona's Schicksal sich aus ihrem eignen Thun herausentwickelt, als Folge wohl, aber nicht als Strafe. Darum, weil bei Desdemona innere Entwicklung ist, was bei Mencía bloss äusserlich erfahrenes Schicksal, ist das Tragische dort viel tiefer gefasst. Mencía geht unter an der starr objektiven Formel der Ehre, Desdemona an dem rein subjektiven Element der naiven Empfindung. Auf die Weise, wie an Mencía, kann sich an jeder Frau das Schicksal erfüllen, die unter jenem Gesetze der Ehre steht. Den Tod der Desdemona konnte nur Desdemona sterben.

Dieselbe Aeusserlichkeit in der Auffassung des Tragischen zeigt der spanische Dichter in jenen kleinen Hebeln des tragischen Eindrucks. Wie das Unglück der Mencía ein innerlich zufälliges ist, nicht aus ihrem Wesen folgt, so ist es auch äusserlich durch Zufall herbeigeführt. Selbst jene einfachste, furchtbarste Art des Tragischen, die Calderon sonst noch kon-

sequenter, mit grausamem Behagen ausbeutet, der Schein, dass die unvernünftigen Dinge wie eine schadenfrohe, tückische Macht mit hartnäckiger Beharrlichkeit auf das Schicksal der Menschen einwirken, selbst diese tritt uns im Arzt seiner Ehre entgegen. Der Dolch des Infanten hat eine verhängnissvolle Bedeutung. Im Othello scheint das Taschentuch des Mohren eine ähnliche Rolle zu spielen: aber nur im Aberglauben des Mohren. Desdemona fürchtet nicht das Taschentuch, sondern die verlorne Liebe ihres Mannes. Aehnlich verhält es sich mit den düstern Ahnungen, unter deren Einfluss Mencía von vorn herein steht, und die immer wiederkehren. Wie rührend ist die ähnliche Todesahnung der Desdemona, in ihrem Schwanenliede, als sie die Erinnerung an das Lied der Bärbel übermannt, freilich erst kurz vor ihrem Tode. In dem unverhältnissmässigen Nachdruck, der bei dem Spanier auf diese äusserlichen Formen des Tragischen gelegt ist, erkennen wir wieder, dass die Unendlichkeit der innern Welt, die sittliche Freiheit des Menschen, der wahre Gegenstand Shakspear'scher Tragik, bei ihm noch nicht zum Verständniss gekommen ist.

Dem Tragischen tritt in beiden Tragödien stellenweis das Komische gegenüber. Wir müssen auch dies mit einigen Worten berühren. Das Komische beruht bei Calderon auf der Figur des Dieners. Das ist ein heiterer geschwätziger Bursche, und in diesem Mangel spanischer Grandezza liegt eigentlich die ganze komische Wirkung der Persönlichkeit, die noch verstärkt ist durch den Mangel des Gefühls für Ehre. Dass „die zarten Ehrenpunkte auf Diener nicht passen,“ das ist das gescheidteste Wort, das er ausspricht. Bei Shakspeare treffen wir in einer kleinen Szene auf den Narren, und gleich dessen Komik ist eine wesentlich verschiedene. Shakspeare's Komik beruht auf freiem, willkührlichem Spiel mit Begriffen und deren Zeichen, den Worten: sie ist der vollständige Sieg des Subjects über das Objektive. Das tritt noch gewaltiger in der Comik Jago's hervor. Dieser ist ein so vollendeter Virtuos im Bösen, dass die Sicherheit seines Denkens und seine unbeschränkte Herrschaft über alle Ideen der Sittlichkeit ihm den unzweifelhaften Anstrich des Humors giebt, in dem Sinne, in welchem auch Mephistopheles voll Humor ist. Ihm sind nicht allein die

Menschen, sondern auch die Verhältnisse und Ideen Gegenstand freien Spieles. Die Komik eines Jago unterscheidet sich von der eines Coquin, wie tiefsinniger Humor von schaaler Spassmacherei. —

Wir haben so zwei Werke fast gleichzeitiger Literaturen in ihren wesentlichsten Beziehungen verglichen. Wir brauchen nicht erst auszuführen, wie sehr jene Hingebung des Individuums an starre Formeln, jene Unterdrückung der Natur zu Gunsten konventioneller Prinzipien, die Unselbstständigkeit des Einzelcharakters, wie wir sie bei dem Spanier finden, dem Wesen des Katholizismus entspricht: wie wir in jener freien Menschlichkeit, in der Selbständigkeit des Individuums, in der einfachen, allgemein gültigen Natur der Motive, wie sie bei dem Engländer hervortritt, die wesentlichen Züge der sittlichen Weltanschauung wiedererkennen, die der Protestantismus zur Herrschaft gebracht hat. Wenn wir beiden besprochenen Werken hohen poetischen Werth als vollendeten Denkmalen wichtiger Bildungsepochen der europäischen Menschheit zugestehen, wer wird es demjenigen, der innerhalb des protestantischen Bildungskreises steht, verdenken, wenn das Werk des englischen Dichters seinem Herzen näher liegt, seinem Urtheil höher steht, und wenn er nicht durchaus in die Begeisterung eines Schlegel für Calderon's katholische Kunst einstimmen kann?

L.

Probe einer neuen Uebersetzung

Parzivals von Wolfram von Eschenbach

nebst Rechtfertigung

Der Wunsch, das herrlichste Gedicht Wolframs in die heutige Sprache frei zu übertragen, ist mir erwacht, nachdem ich Simrocks und San Marte's Uebersetzungen durchlesen und ungenügend gefunden: Simrock, wegen der Härten, welche die gelehrte Treue mit sich bringt, San Marte, weil er in allzu bequemem Tone der neuen Zeit das Gepräge des Alterthums verwischt hat. Die wahre Treue ist, dem Dichter sein Ewiges zu erhalten; die falsche, an seiner vergänglichen Zeitstimme festzukleben.

Jacob Grimm will überhaupt gar keine Uebersetzung: es solle und müsse eben jeder Deutsche seine vaterländischen Dichter in der Urschrift verstehen. Wie aber, fragen wir, indem er den langen mühseligen Weg mit zweifelhaftem Erfolge durchwandert, den wenige Hochbegabte kaum vollendet haben, wie soll er Liebe und Verlangen tragen nach dem, was er nicht kennt? Er lerne es kennen, nicht auf weitem grammatischen Umwege, sondern durch die Näherung eines Richtweges, die ihm ein liebreicher Lehrer gebe. In Grimms Grammatik ist Altdeutsches, Lateinisches, Slavisches, Russisches, Keltisches, Nordisches, Alles ohne Uebersetzung aufgeführt. Wird nun verlangt, jeder, der jene unübertreffliche Grammatik studirt, solle alle jene Citate verstehen, so heisst das: sie sollen alle insgesammt Jacob Grimm sein. Eben so gut könnt' ich verlangen, jeder wohlgeborne Deutsche solle Bachsche Partituren und Eccardsche Festlieder vom Blatte lesen und verstehen: sie stehen an vaterländischem und menschlichem Werthe nicht unter

Wolfram, Walther und Ulfilas; und da das deutsche Volk ein ton- und sangreiches ist, so wäre meine Forderung nicht ungerechter, als jenes grimmige Verlangen urschriftlicher Lesung, das dem Volke die ursprünglich herrlichen Dichter verschliesst, statt sie zu eröffnen.

Im Simrock ist Vieles nicht verständlich aus sich selbst und wird in gelehrten Anmerkungen nachträglich erklärt. Eine volksthümliche Uebersetzung soll aber, wie Vossens Odyssee, aus sich selbst ohne Lehrer und Helfer verstanden werden. Dazu kommt, dass bei Simrock manche Schwierigkeiten doch nicht gelöst, manche unklare oder unpassende, ja ungeziemende Wörter gebraucht sind, von denen ich hier einige der auffallendsten anführe, deren unklaren Missklang ein volksthümliches Buch meiden muss; denn für die Gelehrten ists ja nicht geschrieben.

Simrock 2, 20, sein Treue hat so kurzen Schwanz.
113, 7, Zutscherchen — Lutscherchen.
119, 2, Encken.
127, 4, Ribbalein.
179, 12, Die vierte Einbuss ist sein Kauf.
183, 25, Wichhäuser.
191, 18, Schaub.
206, 1, Ebenhöhe, Mangen.
209, 14, schart.
212, 15, Schwenkel.
247, 28, Flans.
260, 6, Schiebe.
313, 6, Der Freuden Hagelschauer.
316, 28, Freudenziel des Leids Gewähr.
317, 24 — 28. weitfängig. — fängig Fach.
319, 2, fiere.
619, 25, Kurtois (672, 25. 727, 18.)
668, 2, Rotten die quecken.
778, 20, Geneit.
788, 1, waiser.
796, 5, florie.
800, 17, Buckeram.
802, 20, Kolzen (705, 12. 683.)

Andrer Seltsamkeiten nicht zu gedenken, wie der rein Französischen Worte und Ausrufe, die ein einfältiger Deutscher Bürgersmann gar nicht versteht oder doch unrichtig auffasst, als: o we und heia hei! avoy! — fils du roi. — beaucorps. — reine de France. — fiance. — bea fiz.

Dagegen sage ich Simrock Dank für folgende 22 Verse, die ich von ihm entlehnt habe, weil sie nicht schöner übersetzt werden konnten:

3, 12. — 4, 15. — 91, 5. — 101, 13—20. — 119, 29. — 141, 26. — 161, 22. — 170, 12. — 188, 28. — 198, 2. — 480, 26. — 515, 25. — 537, 5. — 544, 4. — 555, 6. — 606, 21. — 607, 2. — 718, 26. — 737, 14. — 777, 11. — 787, 1. — 810, 10. —

Bei der Art und Weise meiner Reime wird der gemeine Mann keinen Anstoss finden, der Gelehrte freilich die Strenge der wolframschen Zeit vermissen. Hiefür ist doppelte Entschuldigung. Zuerst das seit Schiller und Göthe, eigentlich schon seit dem 15. Jahrhundert an geistige mehr als sinnlich schöne Reime gewöhnte Ohr: und wer wollte, was Luther und Göthe gedichtet, missen, oder bessern, damit es dem ungetrübten aber doch einmal verlorenen Tone erster Jugendzeit anklinge? Wenn Luther spricht:

O Herr erhör mein Rufen
. . . .
und meiner Bitt sei offen;

wenn Göthe reimt: Medicin und Bemühn, entzücken und erquicken, Wiesen und fliessen und grüssen, sehn und Höhn, kühn und hin, so wird Niemand behaupten, dass solche Reime den reinen Wohlklang eines Waltherschen Kreuzliedes übertreffen. Aber noch weniger wird Jemand die Sprache Luthers und Göthes auslöschen, tadelnd vernichtigen wollen, weil sie ein geistiges Tonspiel neben das sinnliche gestellt und damit dem Deutschen evangelischen Geiste einen neuen Ausdruck gewonnen hat. Wer daher Reime wie zehrt und stört mit strengritterlichen vertauscht wissen will, der macht überhaupt unserer Sprache unmöglich dem alten Wolfram nachzuringen, und Alles nur um den trockenen Spass, unseren Ahnen ein grammatisches

Denkmal zu setzen. Von solcher Pedanterie ist auch Simrock frei, der reimt: fest und lässt; Mann und empfahn; fragen und jagen; schien und dahin — nur auf den ersten Seiten seiner Uebersetzung.

Ein zweiter gewichtiger Grund, die alterthümliche Strenge nicht für ein stählernes Gebiss zu achten, liegt aber darin, dass Wolfram selbst unächte Reime hat, die wie Assonanzen wirken, zum Theil geradezu Assonanzen sind. Zum Beispiel 417, 21, ougen — rouben; 119, 16 halb — bald; 397, 15 vil — hin; 236, 17 ersten — hêrste; 236, 17 fianze — gurnemanzen;*) ausserdem die häufigen Fälle wie weist — reis; strîtes - rîtest; forhten — porten; und die reimgemäss wechselnden Formen Bretun — Breton; Asagouch — Asagog. — Schwieriger ist dem heutigen Gehöre der Wechsel jambischer und trochäischer Anfänge zu fassen, da wir seit bald dreihundert Jahren gewohnt sind, diese schärfer zu scheiden, als das ältere Gesetz forderte. Um hier nicht Verwirrung zu stiften und den Vortrag zu erschweren, habe ich gewöhnlich längere Stücke im selben Masse einhergehen lassen und selten in zwei gereimten Zeilen verschiedenes Mass, beim Wechsel aber jeder Zeit zu Anfang entschiedene Trochäen oder Jamben (vāter — gĕliebt) angewendet.

Noch bedarf es einer Rechtfertigung wegen der Verkürzungen und Weglassungen. Dieses ist nicht mit Willkür geschehen, sondern nur da, wo lange Namenreihen unbekannter nur einmal genannter Oerter, Länder und Helden zum äusseren, damals zeitgemässen Schmuck dienten. Ist doch einmal eine Anzahl Edelsteine in 30 Zeilen hergezählt, davon wir nicht ein Drittel, und selbst der gelehrte Mineralog kaum die Hälfte kennt. Solcher Schmuck würde unsern Leser belästigen, und die Freude des Genusses nicht fördern, sondern hemmen. Wer hier der Vollständigkeit bedarf, der bedarf des Originals. Kein grösserer Lohn könnte dieser Uebertragung zu Theil werden, als wenn sie lockte, dass Original zu lesen.

---

*) In Lachmanns Ausgabe 1833 stehen diese Beispiele zum Theil anders: 417, 21 steht gelouben — ougen; 236, 17 steht ohne Variante êrsten — hêrsten. Das zweite und letzte derselben stehen nicht an der angegebenen Stelle.

Anmerkung der Redaction.

Parzival das Kind.

114, 5 Wer von den Weibern übel spricht,
Der hält ein ungerecht Gericht;
Wer alle Weiber Heilge nennt,
Dessen Thorheit helle brennt.
Das freuet mich, wo Einer preist
Die, so ihm keusche Minn erweist.
Mein Zorn ist immer neue
Gegen die Ungetreue,
Seit ich sie einmal wanken sah;
Drum muss ich tragen der Weiber Hass.
O wehe, warum thun sie das?
115 Dessen Ehr ist schlecht bestellt,
Der alle Frauen in der Welt
Verschmäht um eine Frauen.
Doch die mich recht will schauen
Mit ehen und mit Hören,
Die werd ich nicht bethören.
Schildes Amt ist meine Art.
Wenn mein Ehr gekränket ward,
Die mich dann liebt um Gesang,
Die dünket mich im Herzen krank.
Trag ich nach Weibes Minne Begehr,
Wenn ich dann nicht mit Schild und Speer
Verdienen mag ihrer Minne Sold,
So mag sie sparen ihre Huld.
116, 5 Traurigkeit mein Herz bewegt,
Dass Manche Weibes Namen trägt,
Die durch Falschheit lüget Leid;
Treue ziemet der Weiblichkeit.
Viele sagen, Armuth
Sei zu keinem Dinge gut.
Doch wer die um Treue leidet,
Höllenfeur des Seele meidet.
Armuth trug ein Weib um Treu,
Dafür sind ihr ewig neu
Gaben im Himmelreich gegeben.
Ich glaube dass nur Wenige leben,
Die jung der Erden Reichthum
Liessen um des Himmels Ruhm.
Frau Herzeleid, die Reiche,
Verliess ihr Königreiche.
117 Ein Nebel war ihr die Sonne,
Sie floh all weltliche Wonne;
Ihr war gleich so Nacht als Tag,

Immer sie sehnenden Kummer pflag.
Ihre drei Lande verliess sie bald
Und zog in einen öden Wald
Zur Wildniss von Soltane:
Nicht um Blumen auf dem Plane —
Jammer füllt' ihr Herz so ganz,
Ihr verblich aller Freuden Kranz,
Kummer fand sie überall. —
Zum Wald nach langem Irrsal
Da brachte sie ihr liebes Kind.
Und alle Diener, die bei ihr sind,
Die dürfen nur den Acker bauen.
So wollt sie sich getrauen,
Ehe noch das Knäblein käm zu Sinnen,
Für ihre Zucht ihn zu gewinnen.
Und allen Dienern, Mann und Weib,
Denen gebot sie bei Ehr und Leib,
Ihm alle Ritterschaft zu hehlen:
„Das würde mir mein Herze quälen,
Erführe Gamuretes Kind,
Was kühne Ritterthaten sind.“
So gebot sie streng und hart.
Also der Knab verborgen ward
118 Zur Wildniss von Soltan erzogen,
An königlicher Art betrogen;
Nur Bölzelein und Bogen
Die schnitt er mit sein selbes Hand
Und schoss viel Vögel, die er fand.
Wenn aber er den Vogel erschoss,
Des Schall von Sange war so gross,
So weint er sehr und raufte gar
Sein reiches blondgelocktes Haar.
Sein Leib war schön, klar und stolz.
An dem Bach im nahen Holz
Wusch er sich alle Morgen.
Er hatte nichts zu sorgen
Es wäre denn der Vögel Sang,
Des Süsse in sein Herze drang:
Das dehnte ihm sein Brüstelein.
All weinend er lief zur Königin.
Sie sprach: „Wer hat Dir was gethan?
Du warst hinaus in Busch und Plan.“
Er konnte ihr es sagen nicht,
Wie Kindern leichtlich wohl geschicht.
Dem Dinge ging sie lange nach.
Eines Tages sie ihn schauen sah

Zum Baum empor nach der Vögel Schall.
Sie ward wohl inne, dass zerschwoll
Von deren Stimme ihr Kindes Brust,
Der hörte zu mit inniger Lust.
Frau Herzeleid kehrt ihren Hass
An die Vögel, wusste nicht, um was.
91 Da liess sie Bauer und Knechte gahn
Die Vögel zu würgen und zu fahn.
Die Vögel waren gut beritten,
Gar vieles Sterben ward vermieden,
Die meisten blieben unversehrt,
Und nach wie vor ihr Lied man hört.
Der Knappe sprach zur Königin:
„Wes zeihet man die Vögelein?
Er bat um Gnade für sie zur Stund.
Seine Mutter küsst ihn auf den Mund
Und sprach: „Was wende ich sein Gebot,
Der doch ist der höchste Gott?
Solln Vögel um mich Trauer empfahn?"
Der Knappe sprach zur Mutter dann:
„Sage, Mutter, was ist Gott?"
„Sohn, ich sag dirs ohne Spott,
Er ist viel lichter, denn der Tag,
Der einst sein ewig Schweigen brach,
Erschien auf dieser Erde Grund
Und sprach durch seines Sohnes Mund.
Den flehe an in aller Noth:
Sein Treue der Welt stets Hülfe bot.
Dagegen den Schwärzen in der Hölle,
Von den ab kehre deine Seele,
Und von ihm deine Gedanken,
Und auch von Zweifels Wanken."
Seine Mutter unterschied ihm gar,
Was finster ist, was licht und klar.
120 Drauf fröhlich er zum Walde sprang.
Er lernte des Jagdspeeres Schwang,
Damit er manchen Hirsch erschoss,
Davon seine Mutter und Volk genoss.
Da zeigt sich früh des Mannes Kraft:
Was er erlegt mit leichtem Schaft,
All unzerwirket heim ers trug,
Des hätt' ein Saumthier Last genug.
Eins Tages ging er den Weidegang
In einem Thale, das war lang,
Und brach vom Baum sich einen Zweig;
Da nahe bei ihm ging ein Steig;

Da hört er Schall von Hufes Schlägen.
Sogleich begann er die Lanze zu wägen
Und sprach: „Was hab ich da vernommen?
Wie? sollte gar der Teufel kommen
Mit Grimm so schwarz und zorniglich?
O den bestünd' ich sicherlich.
Meine Mutter schrecklich von ihm sagt;
Wohl ist ihr Kraft und Muth verzagt.
So stand er stolz voll Kampfbegehr,
Nun seht, da kamen getrabet her
Drei Ritter in hellem Waffenglanz
Von Kopf zu Fuss gewappnet ganz.
Der Knappe wähnte sonder Spott,
Dass ihrer Jeder wär ein Gott.
Da stund er auch nicht länger hie,
In den Pfad er fiel auf seine Knie,
121 Laut rief der dumme Knabe dann:
„Hilf Gott, du magst wohl Hülfe han.“
Der erste Ritter zornig sprach,
Wie dort der Knapp im Pfade lag:
„Der wälsche Bub bethöret
Uns schnelle Reise wehret.“
Der Ruhm, den sonst wir Deutsche tragen,
Den muss ich von den Wälschen sagen:
Die sind viel dümmer, als Bairisch Heer,
Doch auch so mannlich stolz an Wehr.
Wenn daraus ein tüchtger Ritter wird,
Die Zucht an ihm ein Wunder gebiert.
Dann ritten sie eilig durch das Thal
Die drei glänzenden Ritter allzumal'.
Die waren noch nicht weit entronnen,
Da sah er auf dem Pfade kommen
Einen fürstlichen Ritter hoch zu Pferd,
Der eilig von ihm Botschaft begehrt:
122 „Junkherre, saht ihr vorüberfahren
Zween Ritter, die sich nicht bewahren
Mochten an ritterlicher Ehr'?
Die ritten vor mir eilig her.
An Ehr' und Würdigkeit verzagt,
Sie führen raubend eine Magd.“
Der Knapp rief wieder sonder Spott:
„Nun hilf mir, hülfereicher Gott!“
Der Fürste sprach: „Ich bin nicht Gott,
Leist' aber gerne sein Gebot.
123 Wenn du das Rechte könntest spähen,
Du würdest in mir den Ritter sehen.“

Der Knappe fragte fürbass:
„Du nennest Ritter; was ist das?
Hast du denn keine Gotteskraft,
So sage mir, wer gibt Ritterschaft?“
„Das thut Artus, der König reich,
Junkherr, kommt ihr in das Bereich,
Der bringet euch an Ritters Namen,
Dass ihr euch nimmer dürfet schamen.
Ihr mögt wohl sein von Ritters Art.“
Von dem Helden er beschauet ward
Ein herrlich Gottes Ebenbild,
So stolz und klar, so schön und mild.
Aber sprach der Knabe dann
Und sah den Ritter lächelnd an:
„Ei, Ritter gut, was soll das sein?
Du hast so manches Ringelein
An deinen Leib gebunden
Dort oben und hie unten,
So glänzend anzuschauen,
Meiner Mutter ihr' Jungfrauen
Ihr' Ringelein an Schnüren tragen,
Die nicht so ineinander ragen.“
124 Der Fürst ihm zeigete sein Schwert:
„Nun sieh, wer von mir Kampf begehrt,
Desselben wehr' ich mich mit Schlägen.
Gegen die seinen ich muss anlegen
Einen Harnisch, für Schuss und Stich
Muss ich also wappnen mich.“
Da antwort't ihm der Knappe schnell:
„Wenn die Hirsche trügen solch ein Fell,
Da brächte mein Jagdspeer wenig Noth;
Nun fällt doch mancher von mir todt.“
Da sprach zu ihm Fürst Karnachanz:
„Du Mannesschöne Blumenkranz,
Gott walte und Gott hüte dein!
O wäre solche Schönheit mein!
Dir hätte Alles Gott gegeben,
Hättest du auch Vernunft daneben;
Die liegt Dir ferne, Gott hüte Dich.“
Drauf ritt der Herre eiliglich
Und kam so fürder jagend bald
Zu einem Felde mitten im Wald.
Da fand er Herzeleidens Knechte,
Denen schmeckt' die Arbeit herzlich schlechte:
Sie quälten sich mit Egg' und Pflug
Und droschen die Ochsen derb genug.

125 Der Fürst ihnen guten Morgen bot,
Und fragt, ob sie gesehen Noth
Eine Jungfrau leiden.
Sie konnten's nicht vermeiden.
Was er fragte, das ward gesagt:
„Zween Ritter, Herr, und eine Magd
Hier ritten diesen Morgen.
Das Mägdlein fuhr mit Sorgen.
Die Sporen sie kräftig rührten,
Die diese Jungfrau führten."
Das war der Räuber Maljacanz.
Ihn ereilte Karnachanz
Und stritt ihm die Geraubte ab,
Der er Freund' und Freiheit wiedergab.
Frau Herzeleidens Bauern
Befiel verzagtes Trauern.
Sie sprachen: „Weh, was ist geschehn!
Hat unser junger Knappe gesehn
Die Ritter in heller Rüstung stehn,
So wird es übel uns ergehn!
Weh, dass der Knab hinaus mit lief
Heut morgen, da die Mutter schlief!"
Der Knappe fragte nicht mehr, wer schoss
Im Wald die Hirsche klein und gross:
Heim kehrt er zu der Mutter wieder
Und sagt ihrs an. Da stürzt sie nieder:
126 Seiner Worte sie so sehr erschrak,
Dass sie ohnmächtig vor ihm lag.
Da aber die Königinne
Wieder kam zu Sinne,
Da hub sie an trüb und verzagt:
„Mein süsser Sohn, wer hat dir gesagt
Von ritterlichem Orden?
Wie bist du's inne worden?"
„Vier Männer sah ich hell wie Licht,
So wie dein Mund von Gott mir spricht,
Die sagten mir von Ritterschaft;
Nun soll mir Artus Königskraft
Nach ritterlichen Ehren
Wohl Schildes Amt und Pflichten lehren."
Die Mutter drauf eine List erdacht,
Wie sie ihn von dem Willen bracht.
Wie nun der thörge Knabe werth
Von der Mutter erbat ein Pferd,
Da dachte sie: „Ich wills nicht versagen,
Aber ein schlechtes soll ihn tragen.

In der Welt gar viele Spötter sind,
Drum Narrenkleider soll mein Kind
An seinem lichten Leibe tragen;
Wird er geraufet und geschlagen,
Dann kommt er wieder zur Mutter heim."

127 Grob Sacktuch nahm sie aus dem Schrein
Draus schnitt sie ihm für Leib und Bein
Hosen und Hemd, so anzusehn,
Wie die Narren in Kleidern gehn.
Auf den Kopf eine Narrenkappen,
Strümpfe und Schuh von Kalbshautlappen,
Wer den Knappen also sah,
Mehr weinen als lachen mocht er da.
Ehe das Kind von dannen fährt,
Die Mutter weiblich ihn belehrt:
„Auf ungebahnten Strassen
Sollst du dunkle Wege lassen:
Die Furth muss seicht und lauter sein,
Da du magst kühnlich reiten hinein.
Du musst mit höflichen Sitten
Den Leuten Grüsse bieten.
Wenn dich ein alter weiser Mann
Zucht will lehren, der es wohl kann,
Dem folge gern und williglich.
Kannst du aber sittiglich
Erwerben gutes Weibes Gruss
Und Ring, da bitt um ihren Kuss

128 Und fass und liebe sie hochgemuth;
Treue Liebe ist höchstes Gut.
Noch sag ich Dir, eh' wir scheiden, —
Ich musst es eben leiden —
Fürst Löchlin hat geraubt zwei Land,
Die sollten dienen Deiner Hand;
Deine Leute hat er geschlagen todt;
So bist du arm: behüt Dich Gott."
„Das räch' ich, Mutter, so Gott will:
Er ist meines Speeres erstes Ziel."
Am andern Tag bei Morgens Schein
Schlug er die Fahrt zu Artus ein.
Noch fasst und küsst ihn Frau Herzeleid,
Wohl kam ihr tiefstes Herzeleid.
Dann ritt der fröhliche Knappe fort.
Die Mutter stand schauend an dem Ort.
Dann fiel sie nieder in sehnender Noth,
Da fasste sie der stumme Tod.
O wohl ihr, dass sie Mutter ward.

So fuhr die letzte Lebensfahrt
Die Wurzel aller Güte,
Der Demuth blühende Blüthe.
Nun fuhr der Knappe wohlgethan
In den Wald von Bresiljan.

Aurich. Dr. E. Krüger.

Kritik des Lustspiels

Les contes de la reine de Navarre

ou la revanche de Pavie

par Scribe et Legouvé

rücksichtlich der Composition.

Motto: Conservez à chacun son propre caractère,
Qu'en tout avec soi-même il se montre d'accord
Et qu'il soit jusqu'au bout tel qu'on l'a vu d'abord.

Boileau „art poétique."

Bevor ich die Aufmerksamkeit der Leser dieser geschätzten Zeitschrift auf den eigentlichen Gegenstand meiner Abhandlung hinleite, will ich über das zu behandelnde Lustspiel in historischer Beziehung nur Folgendes bemerken.

Die neuere ästhetische Kritik hat mit Recht das Verhältniss der Geschichte zur Poesie dahin festgestellt, dass da die geschichtlichen Charaktere, die Organe des Weltgeistes, die Repräsentanten einer nothwendigen und darum berechtigten Geistesbewegung seien, die historische Wahrheit mit der poetischen in den grossen Phasen der Weltgeschichte zusammenfallen müsse; weil aber die historische Wirklichkeit noch mit groben, unreinen Stoffen, die an jede geschichtliche Entwickelung anschiessen, versetzt sei, so könne die Aufgabe des Dichters nur die eines chemischen Künstlers sein, welcher die Sonderung vorzunehmen habe, um die geschichtliche Form in ihrer reinen, durchsichtigen Form erscheinen oder den historischen Charakter als Träger derselben in seinem fest ausgeprägten Kerne hervor-

treten zu lassen (H. Th. Rötscher „Das Recht der Posie in der Behandlung des geschichtlichen Stoffes" S. 33 ff.). — Die historische Gestalt Karl's des Fünften musste sich daher verzerren — wie es in dem zu besprechenden Stücke geschehen ist — sobald sie in ihrer kühnen, ernsten Entschlossenheit, welcher die List nicht fremd war, als Spielball der Intriguen französischer Diplomatie dargestellt wurde, um die Fiction einer „revanche de Pavie" an dem Kaiser selbst vollziehen zu können, — einer Diplomatie, welche die Staël-Holstein „de l'Allemagne" I. partie chap. II so gezeichnet hat: „On a vu souvent chez les nations latines une politique singulièrement adroite dans l'art de s'affranchir de tous les devoirs; mais on peut le dire à la gloire de la nation allemande, elle a presque l'incapacité de cette souplesse hardie qui fait plier toutes les vérités, pour tous les intérêts, et sacrifie tous les engagements à tous les calculs." — Wie spiessbürgerlich, wie precär erscheint die Politik des mächtigsten Fürsten damaliger Zeit, dessen ehrgeizige Entwürfe eine Welt umfassten, wenn ihm in der Schlussscene des Lustspiels die Worte in den Mund gelegt werden: „je suis charmé (?!) en même temps d'avoir a lui (= à la cour) faire part d'une autre nouvelle, sur laquelle j'attends ses félicitations (!): tous nos différends avec la France et avec son roi sont enfin heureusement terminés par le mariage (!) d'Eléonore d'Autriche, ma soeur, avec le roi François I." — In welcher Trivialität stellt sich uns hier der grosse Staatsmann dar, welcher in Folge einer listig herbeigeführten und somit ihn verletzenden Vermählung seiner Schwester mit dem Könige von Frankreich alle Differenzen, welche zwischen ihm und Franz I. bisher vorhanden gewesen waren, als beendet erachtet, während doch jeder Friedensschluss mit seinem Gegner nur die Bedeutung einer kurzen, thätigen Rast haben konnte, um mit erneuter Energie denselben auf Leben und Tod zu bekämpfen. —

Ich gehe jetzt zur nähern Betrachtung des Stückes in der auf dem Titel angegebenen Beziehung über. — Man kann nicht läugnen, dass das in Rede stehende Drama sich sowohl durch sehr gewandte Combination historischer Facta und erdichteter Züge als auch durch Eleganz der Sprache auszeichnet. —

Diesen Umständen mag es seine günstige Aufnahme von Seiten deutscher Bühnenrepertoire und der Lesewelt französischer Theaterstücke verdanken, wie es die vierte Auflage (1858) im „Théâtre français publié par C. Schütz“ darthut. – Die eben angedeuteten Vorzüge vermögen uns aber nicht für Mängel in der Composition, d. h. der genauen Abwägung und Berechnung der einzelnen Theile, welche in einem harmonischen Zusammenhange unter einander und mit der Idee des Stückes stehen müssen, zu entschädigen. – Jedem Unbefangenen wird dieser Verstoss um so mehr auffallen, als es hier zwei Männer sind — ja es finden sich oft drei, wie z. B. im „Bourgmestre de Sardam“ — welche sich der Composition unterzogen haben, wodurch Fehler gegen die Wahrscheinlichkeit des Inhalts der einzelnen Scenen zu einander offenbar leichter hätten vermieden werden können.

Ich betrachte natürlich nur diejenigen Theile des Lustspiels, welche für den Nachweis des behaupteten Compositionsfehlers erforderlich sind.

In Act I, Sc. 8 finden wir eine Unterredung zwischen Eleonore, der Schwester Karl's V., und Margaretha, der Schwester Franz I., welche nach Madrid geeilt war, um ihren Bruder zu besuchen und ihn durch ihre weibliche Schlauheit, mit der sich eine hervorragende geistige Reife paart, wo möglich aus dem finstern Kerker zu befreien. — Aus dem Ende des Zwiegespräches der beiden oben erwähnten Damen stellt sich deutlich heraus, dass Eleonore in Franz I. verliebt ist — eine Neigung, die soweit gediehen war, dass sie sich häufig in's Gefängniss des französischen Königs, wie es aus dem Schlusse des Stückes hervorgeht, heimlich begeben hatte. — Dass eine Andeutung in dieser Beziehung schon in der vorliegenden Scene vorhanden ist, geht aus Folgendem hervor: Eleonore schildert die Lage Franz I. seiner Schwester auf eine höchst ergreifende Weise: „vous ne savez donc pas que depuis deux mois — le roi de France, séparé de tous ses serviteurs, est renfermé dans une tourelle étroite et obscure .... ou plutôt dans un cachot ... en proie à toutes les tortures, livré au désespoir, ne croyant plus jamais revoir ni la France ni sa sœur qu'il appelle .... une fièvre ardente le dévore en ce moment, ses

jours sont en danger, et ni l'empereur ni le conseil de Castille n'en sont instruits; ses geôliers seuls connaissent la vérité et la cachent à tous les yeux.“ — Woher konnte Eleonore so genau die verzweifelte Lage Franz I. kennen? Nehmen wir für den Augenblick an, dass es ihr durch die Wächter hätte mitgetheilt werden können, so wäre es in diesem Falle doch unnöthig gewesen, der Margaretha gegenüber die Verschwiegene zu spielen; ja, sie antwortet auf die Frage der letzteren, woher sie seine Lage so genau kenne, „qu'importe, je le sais.“ — Allein dürfte nicht Eleonore, als Schwester Karl's V., sich in ihrem Ansehen, in ihrer Würde beeinträchtigt haben, wenn sie sich bei den Kerkerwächtern direct oder indirect nach dem Befinden des französischen Königs erkundigt und dadurch ein inniges Interesse für ihn verrathen hätte? — ein Interesse, das sich schwer vereinigen liesse mit ihrem fest ausgesprochenen Entschlusse, in's Kloster zu gehen, als ihr Bruder Karl V. sie zwingen will, sich mit dem Connetable von Bourbon zu vermählen. Wie soll man die Aeusserung Eleonorens fassen, dass nur die Wächter die Verzweiflung Franz I. kennen und sie vor Aller Augen (à tous les yeux), also auch vor den ihren, der Eleonore Augen, verbergen? — Zu vergleichen Act II, Sc. 2, wo Guattinara sagt, nachdem der Kaiser geschwankt hatte, ob er das über den gefahrvollen Zustand des französischen Königs verbreitete Gerücht auf die Unvorsichtigkeit seines Ministers oder die Indiscretion der Wächter zurückführen müsse: ils (= les gardiens) sont plus prisonniers que leur captif, et ne sortent pas d'ici; c'est moi seul, qui communique avec eux.“ — Warum ruft Eleonore verzweifelnd aus, als Margarethe die Frage an sie gerichtet hatte, woher die Lage Franz I. ihr bekannt wäre: „si je viens sous le sceau du secret et sur le salut de mon âme vous dire à vous Marguerite, ne parlez pas de moi, ne me trahissez pas, mais sauvez votre frère qui se meurt — me croyez-vous maintenant? Woher Eleonorens Aufregung, welche soweit geht, Margarethen zu beschwören, dass sie ihrer nicht erwähnen, ja sie nicht verrathen möge; sie solle vielmehr ihren Bruder retten, der im Sterben liege? — Eleonore fürchtet also schon die einfache Erwähnung ihrer

Person in Bezug auf Franz I., als Verdacht erregend. — Warum denn? Weil sie annehmen musste, dass die Meinung der intriguanten und von der chronique scandaleuse lebenden Hofleute, sie habe zu dem Könige von Frankreich eine tiefe Neigung gefasst, dadurch an Bestand gewinnen und sie somit schwer compromittiren müsste. — Erinnern wir uns des Empfanges Franz I. in Madrid, wie ihn Guattinara seinem Kaiser schildert: „nos marquises, nos duchesses, ce qu'il y avait de plus élevé à la cour, à commencer par la princesse Eléonore, votre sœur, venaient chaque jour rendre hommage au vaincu de Pavie (Act I, Sc. 1), so werden wir es natürlich finden, dass dieses hervorragende Interesse der Prinzessin für den französischen König dem übrigen Hofe eben so wenig werde haben entgehen können, als dem Minister. — Dürfte aber wohl dem Scharfsinne einer Margarethe verborgen bleiben — was jedem Leser aus den oben angeführten Worten klar geworden sein wird, dass Eleonore im Kerker Franz I. gewesen ist? Muss es daher nicht auffallen, dass Margarethe später im Zwiegespräche mit ihrem Bruder im Gefängnisse, als dieser ihr mittheilt (Act II, Sc. 6): „Imagine-toi, ma mignonne, qu'une nuit, pendant mon sommeil, il me semblait voir une femme jeune et belle se pencher vers moi — une nuit seulement, il y a un mois, je me débattais contre la fièvre et le délire . . . . quand tout-à-coup, en étendant mon bras hors du lit, je sens sur ma main une larme — . . . Je veux jeter un cri. Silence! me dit-on à demi-voix . . . C'est moi! — Vous! — ma bienfaitrice? — Oui, pour vous soigner. — Mais, qui êtes-vous? — Je ne puis le dire ni à vous ni à personne, sans me perdre“ (vgl. denselben Gedanken im Zwiegespräche Margarethens mit Eleonoren Act I, Sc. 8) — ich sage, ist's nicht befremdend, dass Margarethe sich während dieser Mittheilung Franz I. der oben angeführten Worte Eleonorens nicht erinnert und somit auf sie verfällt? — Ja, dürfte nicht in eben dem Acte I, Sc. 8 eine sichere Andeutung für Margarethe vorhanden sein, dass Franz I. der Gegenstand der Liebe Eleonorens sei?

Ich denke hiebei an das folgende Zwiegespräch: Marg. N'y aurait-il pas, au fond de votre haine pour le connétable . . . .

quelques sentiments plus tendres .... pour un autre? Eleon. (vimement) Oh! non. Marg. Prenez garde .... si vous le niez avec tant de vivacité .... je vais croire que j'ai rencontré juste. Eleon. Quoi! vous pourriez supposer? Marg. (avec un soupir). Je suppose toujours avec les jeunes veuves comme moi — et cela pour cause. Eleon. (étourdiment). Quoi! vous aimeriez aussi? Sollte wohl der Margarethe diese Etourderie, welche die Frage Eleonorens begleitet, haben entgehen können? Ist's wahrscheinlich? Nein! denn sie fährt lächelnd fort: Aussi! Eleon. (confuse [warum? weil sie sich verrathen zu haben glaubte] et à part). O. ciel! Marg. (vivement). Ne vous effrayez pas, je n'en dirai rien. — Konnte Margarethe so sprechen, wenn die Aufregung Eleonorens ihr nichts verrathen hätte? Marg. Voyons .... (avec un sourire d'interrogation) il est beau? (Eleon. fait signe que oui.) Brave? (Eleon. même geste.) Digne de vous par le rang? — Eh! oui! Wer konnte wohl dem Range nach würdig sein der Schwester eines Karl's V, in dessen Reiche die Sonne nie unterging? Doch wohl nur ein regierender Fürst. — Wir haben aber die Vermuthung, dass Margarethe bei der letzten Frage an ihren Bruder gedacht habe, zu urgiren nicht nöthig, da ohnehin Beweise aus dem Act I, Sc. 8 beigebracht worden sind, welche eine sichere Andeutung der Liebe Eleonorens zu dem Könige von Frankreich und ihre Besuche in seinem Kerker genügend darthun. — Fragen wir, ob es nothwendig war, dass Margarethe durch Eleonore von dem tiefen Schmerz ihres Bruders unterrichtet wurde, so müssen wir es durchaus verneinen, denn Margarethe konnte ohnehin sich die Verzweiflung des stolzen, jetzt tief gebeugten Königs denken und hätte sich durch ihre geistige Ueberlegenheit leicht den Zugang zum Kerker des gedemüthigten Königs verschafft; war es doch der Zweck, wie sie selbst es sagt, ihrer Reise nach Madrid, ihren Bruder sogar aus dem Gefängnisse zu befreien, ihn mit sich nach Frankreich zu führen (Act 1, Sc. 5: „mon frère, mon frère bien aimé, moi qui en quittant notre pays, avais juré de te délivrer, de te ramener avec moi!). Dass es einer bezüglichen Mittheilung und daran sich schliessenden Aufforderung von Seiten Eleonorens gar nicht bedurfte (sauvez votre frère qui se meurt), geht aus

der hinreissenden Rede der Schwester Franz I. im spanischen Ministerrathe, der Audienza, hervor, durch welche sie sämmtliche Glieder desselben, den Kaiser selbst nicht ausgenommen, so unwiderstehlich zu fesseln wusste, dass alle sich drängten, die ohne Lösegeld zu erfolgende Freilassung Franz I. zu bewilligen. — Margarethe hatte wenigstens in Folge der allgemeinen Begeisterung, welche ihre Rede hervorgerufen hatte, den freien Zutritt zu ihrem Bruder erlangt.

Gehen wir jetzt zur Hutscene über (Act III, Sc. 11). Wir sehen Karl V. mit Margarethe Schach spielen, während Isabella, des Kaisers Braut, in der Nähe sich mit weiblichen Arbeiten beschäftigt. — Margarethe erzählt dem Kaiser, dass sie neuen Stoff zu einer Erzählung (conte) entdeckt habe; ihr aber der schürzende Knoten, die Entwicklung (dénoûment) fehle. Karl erbietet sich, ihr bei der Auffindung desselben behilflich zu sein. Im Verlaufe seines Gespräches mit Margarethe und Isabella gelangt er zu der Aeusserung, dass er allein den Knoten und — was noch mehr sei — den Helden des Abenteuers kenne, nämlich Guattinara, welcher vor einer Stunde den Hut Karl's V. aus Versehen genommen hatte. — Margarethe ruft hierbei aus: „Lui! chez Sanchette!“ — Wie verhält sich Isabella, deren Verhältniss zu Guattinara wir freilich kennen, dieser Aeusserung des Kaisers gegenüber? Sie stösst, als sie den Namen des Ministers hört, einen Schrei der Entrüstung aus (poussant un cri d'indignation). Ja, als der Kaiser die Bemerkung macht, er habe geglaubt, dass sein Minister kalt, gleichgiltig gegen die Frauen sei — wir verweisen auf die von Seiten Karl's gleich zu Anfange des Stückes an Guattinara gerichteten Worte, als er ihm die Motive angiebt, warum er ihn vor allen andern zu seinem ersten Minister erwählt habe — mais toi, Guattinara, impassible et froid — ich sage, bei der Bemerkung des Kaisers, dass er seinen Minister für indifferent gegen die Frauen gehalten habe, ist Isabella einer Ohnmacht nahe. Als sie ausruft, c'est indigne,“ bemerkt die schlaue Margarethe lächelnd: „pas tant, il faut de l'indulgence“ und der Kaiser, ebenfalls lächelnd, äussert, mit bitterem Hohne zu Isabella gewendet: vous prenez cela trop vivement, tant qu'il n'aura pas d'inclina-

tion plus sérieuse que Sanchette sc. passe encore. – Aus dieser kurzen, für unsern Zweck aber genügenden Anführung der zwischen den drei Personen dieser Scene gewechselten Worte ergibt sich ein inniges Verhältniss Isabellens zu Guattinara. — Des Kaisers Worte sind in dieser Beziehung um so schneidender, als man sich erinnern wird, dass sie in Rücksicht auf das frühere Antreffen des Ministers in den Gemächern der kaiserlichen Braut ausgesprochen sind. — Man denke an die Verwirrung Guattinara's bei der Anfrage des Kaisers (Act III, Sc. 4: Toi, ici, Guatt.? G. (troublé). Oui, Sire! – Votre auguste fiancée me donnait des nouvelles — c'est-à-dire c'est moi qui apportais à son altesse etc.), was er hier zu thun habe. Zugegeben, dass das Beissende der letzten Worte Karl's V. (tant qu'il n'aura pas d'inclination plus sérieuse que Sanchette), als in Bezug auf Isabella gesagt, der Margarethe habe entgehen können, so wird man doch einräumen müssen, dass ihre Aeusserung an Isabella „pas tant, il faut avoir de l'indulgence" eine Malice enthalte, welche doch nur darin ihren Grund haben kann, dass sie die empörte Stimmung der Isabella, welche einer Ohnmacht nahe ist, aus der Treulosigkeit Guattinara's gegen Isabella hergeleitet haben wird. Sollte wohl der klugen Margarethe das Vorhandensein eines zarteren Verhältnisses beider haben entgehen können, da die künftige Kaiserin mit einer so ungeheuren Aufgeregtheit die Entdeckung der Untreue des Ministers aufnimmt? Konnte dem Scharfblicke einer Margarethe verborgen geblieben sein, was der Kaiser sogleich entdeckt und mit Spott verfolgt? und thut nicht Margarethe dasselbe, wie wir eben gesehen haben? Ja, wäre Guattinara der Isabella gleichgiltig gewesen, so würde sie gewiss das ganze Abenteuer zwischen dem Minister und Sanchette eben so scherzhaft, wie Margarethe und der Kaiser es thaten, aufgenommen haben. — An eine rein sittliche, interesselose Entrüstung der Isabella über das Verhalten Guattinara's zu denken, wäre gar zu naiv, da sie (die Entrüstung nämlich) nicht bis zur Ohnmacht sich hätte steigern können und das pikante Genre der Sittlichkeit an den Höfen zur Genüge bekannt ist. — Ist's daher nicht zu verwundern, dass Margarethe bei Isabellens Ohnmacht, welche nach der Erscheinung Guat-

tinara's mit dem Hute des Kaisers und somit als natürliche Folge ihrer heftigen Aufregung über die Untreue des Ministers eintritt, auf den Gedanken verfallen konnte (Act IV, Sc. 11), dass Isabella in Franz I. verliebt sei und sie (Isabella) die Unbekannte wäre, die ihn im Kerker besuche? Und warum setzt es Margarethe voraus? Weil die Ohnmacht Isabellens zufällig mit der Entdeckung der Abdankungsurkunde Franz I. zusammenfällt und sie die Ohnmacht nur aus dem Schmerze Isabellens über die fehlgeschlagene List Franz I. herleiten zu müssen meint. — Noch inconsequenter, ja geradezu unbegreiflich erscheint es, dass der Kaiser bei den Worten Margarethens: „O, mon Dieu: la princesse (Isabella) qui est sans connaissance“ (Act 3, Sc. 12) ausrufen konnte: „Dans un pareil moment!“ als ob, nach unserer Darstellung, für ihn die Entdeckung der List des französischen Königs mit der Ohnmacht der Prinzessin in einem causalen Nexus stehen könnte.

Ueberblickt man das bisher Dargestellte, so drängt sich die Gewissheit auf, dass die Entwickelung des Charakters der Hauptperson des Lustspiels, der Margarethe nämlich, an Unwahrscheinlichkeiten, ja Widersprüchen leidet. Wer wird es wohl erklärlich finden, dass einer Margarethe gleich im Anfange die Liebe Eleonorens zu Franz I. habe verborgen bleiben können (Act I, Sc. 8), dem Geiste einer Frau, deren seltene Vorzüge unter anderen Zeitgenossen der venetianische Gesandte Dandolo so begeistert schildert: „Questa credo sii la piu savia non dico delle donne di Franza, ma forse anco delli huomini. In cose di stato non credo che li si trovino miglior discorsi et nella dottrina christiana cosi ben intelligente e dotta che io credo pochi ne sappino parlar meglio“ (citirt von L. Ranke, franz. Geschichte I. Bd. S. 160); — ferner, dass Margarethe bei der Ohnmacht Isabella's trotz des kurz vorhergehenden Verhaltens der letzteren an eine Liebe derselben zu ihrem Bruder, dem Könige von Frankreich, habe denken können?

Versuchen wir jetzt positiv zu verfahren, nachdem wir durch den Nachweis von Widersprüchen uns negativ verhalten

haben. Meiner Meinung nach würde das Ganze als ein organisches, in seinen einzelnen Theilen psychologisch nothwendiges Product erscheinen, wenn man folgende Veränderungen vornähme. — Die Unterredung Eleonoren's mit Margarethen (Act I, Sc. 8), in welcher sie der Schwester Franz I. die unglückliche Lage des letzteren mittheilt, müsste ganz wegfallen; nur ihre Mittheilung an Margarethe, dass Karl V. auf sie wegen des verweigerten Almosenbeutels höchst erbittert sei, könnte von der ganzen Scene übrig bleiben (warum? zeigt der Schluss der Unterredung Margarethens mit Babieça in Act I, Sc. 9). — Denn wie aus dem Obigen erhellt, greift die Stelle (Act I, Sc. 8) höchst störend in die ganze Entwickelung des Lustspiels ein.

Ferner musste in der Hutscene (Act III, Sc. 11) Isabella ihre Aufregung insoweit bekämpfen, dass diese weder vom Kaiser noch Margarethen bemerkt wurde; ferner musste der Ausruf der Infantin: „c'est indigne" bei Seite (à part) geschehen; ebenso würde das Nahesein ihrer Ohnmacht verborgen zu bleiben haben; denn dadurch würde Margarethe nichts von der Gereiztheit der Princessin bemerkt haben und ihre Voraussetzung, dass Isabelle die Unbekannte sei, welche Franz I. im Kerker besuche, würde durch die Ohnmaht derselben, welche mit der Entdeckung der Abdankungsurkunde des Königs zusammenfällt, als motivirt erscheinen. — Ebenso müssten die verkehrten Worte des Kaisers „dans un pareil moment" (Act III, Sc. 12) in Bezug auf die Ohnmacht der Infantin, durch ein sprachloses Staunen ersetzt werden, welches aber sofort durch seine düstern Zornesblicke auf Guattinara und Isabella verdrängt zu erscheinen hätte. — Wie freilich die spätere Vermählung des Kaisers mit Isabella, deren Untreue diesem selbst offenbar geworden war, sich sittlich rechtfertigen liesse, sind Scrupel des „beschränkten Unterthanenverstandes," auf welche die „haute politique" von ihrer schwindelnden Höhe verächtlich herabblickt. — Diesen erhabenen Gesichtspunkt könnte man in usum Delphini reserviren; unserem „trivialen" sittlichen Bewusstsein möge aber insofern Rechnung getragen werden,

als man in der Schlussscene die bevorstehende Hochzeit des Kaisers mit der Infantin von Portugal unerwähnt lasse, da sie ohnehin für die Entwickelung des Lustspiels durchaus bedeutungslos ist.

Nach Vornahme der angegebenen Veränderungen schliessen sich alle Scenen — wie man sich leicht überzeugen kann — zu einem geordneten Ganzen zusammen. — Nachdem wir die Widersprüche aufzulösen versucht haben, wollen wir auf den Grund des Compositionsfehlers in der Kürze eingehen. — Es versteht sich, dass er in dramatischen Werken, mögen sie Schriftstellern angehören welcher Nation sie wollen, leicht angetroffen werden mag. In Bezug auf die Franzosen ist er aber um so charakteristischer, als sie zufolge ihrer Anlage vor allen andern Völkern zur Effecthascherei, zum Pikanten geneigt sind und daher es mit der künstlerischen Wahrheit, mit den Gesetzen der Composition, überhaupt der Wahrscheinlichkeit resp. Nothwendigkeit nicht so genau nehmen, wenn ihnen nur die Gelegenheit geboten wird, ihre geistreichen Einfälle, ihre feinen Aperçu's anzubringen, unbekümmert, ob der Gesammteindruck des Werkes darunter leidet und sich dadurch dem Leser die Vorstellung aufdrängt, ein musivisches Gemälde oder richtiger ein kaleidoskopisches Schillerbild empfangen zu haben. — Aus diesem Grunde ist's zu erklären, warum die sonst anziehende Unterredung zwischen Eleonore und Margarethe (Act I, Sc. 8) aufgenommen ist, trotz des lästigen Eindruckes, den sie auf den Verlauf des ganzen Stückes ausübt, ferner, dass die Darstellung des Verhaltens der Princessin bei dem Zwiegespräche zwischen Karl und Margarethe (in der Hutscene), um die Sticheleien dieser beiden anzubringen, sich in Widerspruch stellt mit der späteren Auffassung der Ohnmacht Isabellens von Seiten Margarethens (Act IV, Sc. 11).

Schliesslich sei es erlaubt, auf eine grammatische Ungenauigkeit, die mir aufgestossen ist, hinzuweisen. — In Act III, Sc. 6 sucht der Kaiser Margarethen zum Aufschub ihrer Abreise von Madrid zu bewegen: „Quand vous accorderiez encore quelque jours . . . . non pas à moi, mais à ce frère, qui

réclame votre tendresse et vos soins .... An Stelle des nun folgenden: „ne seriez-vous pas bien à plaindre (zu ergänzen si vous vouliez refuser) muss es wegen der Antwort Margarethens: „ce n'est pas moi que je plains“ heissen: „ne seriez-vous pas bien à vous plaindre.“

Dorpat.

Ad. Hermann.

Das provenzalische didactische Gedicht

Breviari d'amor

des

Matfre Ermengau de Beziers.

Indem wir uns darauf beschränken, von dem in Band XXV. S. 413 begonnenen Auszuge aus dem Breviari nur die interessantesten Partien mitzutheilen, wollen wir hier zunächst bis zu dem nächsten ausführlicher zu behandelnden Abschnitte die Kapitelüberschriften anschliessen. Auf den oben schon citirten Passus: Aysi comensa la materia del albre d'amor en general von 3 r°. 1 bis 3 v°. 1 folgt v. 378 aquest tractat es de la natura e de las proprietat delalbre d'amor und 4 r°. 1 l'expozicio de las dichas proprietatz del albre d'amor bis v. 527 (4 v°. 1); danach l'entendent del albre d'amors abreuiat cenes rimas, ein längeres prosaisches Stück bis 6 r°. 2 zu Ende. v. 528 (6 v°. 1) beginnt l'espozicio del albre d'amors en especial. Hier heisst es in „aysi ditz quinha causa es amors (6 v°. 2) v. 579:

Amor, quo yeu ay dit desus,
es bona voluntat ces plus
plazers, affectio de be(s).
E uolh o declarar desse,
bona perque ieu o diray,
car de be deu esser, so say,
585 e lunha uoluntat de mal
no soffre amor en son osdal.

Bona es per autra razo,
car de ben diyre nos somo,
e bona quar qu'ela ab se
590 cal venir al sobira be.
pertant es dicha voluntatz,
quar si met lay on no lhi platz
e quar dura aytant quo s vol
e quan li platz, ela c'en tol
595 plazers aff(l)ectio ḍe be
plazer del bes quez a ab se
so en que amor c'es meza
et affectios esteza
que Dieus mays de bes y meta
600 cui do cui trameta.
Ayso doncx es amor drecha
laqual hom doncx pauc esplecha
quez om d'autra guanhz aia (MBr. d'autruy be gaugz)
el procure el atray ia (MBr. el atrassa)
605 essi a so uezi mal [atray] assalh
(7 r°. 1.) que'n aya en son cor trebalh
e qu'om autruy don no uolha
an l'escautisca e l tolha.
ayso es uera caritatz,
610 que cor entr' els enamoratz.

De la dona del albre e perque l'amor de Dyeu e de proyme porta sus la corona: bis v. 891; Aysi comensa la exposicio del cercle de Dieu quez es prumiers e sobiras del albre d'amors. — v. 997. Auf 9 v°. 1 beginnt de la santa trenitat, wobei auf Fol. 10 r°. 1 das Ms.A. 2 Lücken von je 2 Versen hat, welche Ms.B. ausfüllt. v. 1288 citirt er mosenher Sant Ambrosi und 1290 Sans Agusti, 1318 li doctor; 1362 beginnt De la diuina essencia e perque Dieus es digz d'una essencia; nach 1793 del saber de Dieu e de la predestinatio dels elegitz e dela prescientia dels refuzatz.

1850 Mas la predestinatios
de Dieu es dispozitios,
so a cenes comensamen
de dar son enluminamen
ad aquels que a elegutz
1855 enans de temps e conegutz
couinens e suffessiens

als dilz sieus enluminamens
e als sieus guanhs participar
e ls aparelha a be far
1860 no que per so ls uolgues cauzir
car ilh o deman merir,
per so que Dieus cer sabia
que om merir non podia,
si non o fes en be fazen
1865 per lo cieu enlûminamen . . .

1925 wird Sant Greguori citirt, nach 1963 handelt Matfre de la uoluntat de Dieu et enqual Dieus uol bes e mals; worin 2031 lautet: contral cossel de Salamo e de Paul e de Cato. Hier ist auf 17 r°. 2. A wieder ungenauer und MBr. füllt eine Lücke von 3 Versen aus, wie es gewöhnlich genauer ist; eben so 3372 (18 r°. 2), wo 6 Verse im Ms. A ausgelassen sind. 3623 En qual manieyra e perque Dieus creet e fes tot quant es (19 v°. 2).

Quo ay dig al comensament
3625 fes Dieus tot quan es de nient.
crezatz qu'el fes tot quant es
per amor e per als non ges
e non per amor de se,
(20 r°. 1) quàr non ha frachura de re, (besoin)
3630 quar es tostemps tan complitz
de tos bes e tan ben garnitz
que no ni pot plus ajustar
ni non poyria amermar,
mays volc far per bontat pura
3635 racional creatura,
si com son li angel del cels
Sant Miquel (Mus. Britt.) e san Gabriels
et home que . . . aissamen (? wohl han)
e razo et entendemen
3640 perso que elh luy de cor aman(t)
e de cor serven e lauzan
poguessen luy serven renhar
e ls syeus grans gaug participar.
e per amor d'ome fes lo mon
3645 e las creaturas que i sson.
e dir-vos-ay la manyeyra
del fazemen vertadieyra
segon que trobem naturas (ques troban e . . . Ms. Britt.)

et en sanctas escripturas
3650 e li fizolofe an dig (Ms. Britt.: philosophe und zo neuer zugefügt)
e per cert proat et escrich.
tantost quan Dieus volc far lo mon
e las creaturas que i sson,
el creet al comensament
3655 lo cel e angils gran coven
e la terra en aytal guya.
el tantost lo primer dya
fes la materia lacal
nomno la natural
3660 et aquela tantost partic
et en quatre partz devezic
e fes ne quatre elemens
ses los quals non es res vivens,
ayga, terra, ayre e ffoc.
3665 cascus establic en son luoc.
pueys fes las estelas netas,
solhel et autras planetas (Ms. Br. soleylh e ls)
del fuoc que es quaut(z) e lucens.
(e pueys del ayre fetz los vens Ms. Br.)
3670 (20 r°. 2) pueys fes Dyeus de l'ayga peychos
e ls auzel volan sobre nos,
pueys fes las erbas verdeyans,
de la terra l'albres fruchans
et atressi en fes jumens
3675 et autras bestias e serpens.
et home fes tot en derrier
e femna pres del syeu layryer
quay domentre que dormia
l'oms, aysi com Dieus volia,
3680 l'angil foron aparelhat(z)
que li trayhon del costat
a costa don fo formada
la femna qu' als no y ac nada.
del costat la fes veramen
3685 sol per aquest entendemen
que om saupes que Dieus volia
que fos entr'els companhia,
quar si del cap Dieus la prezes,
semblans fora que Dieus volges
3690 que femna a ome dona fos
et era (Ms. Br. fora) semblans que dejos (Ms. Br. si dejos)
Dieus agues la femna presa
que volgues que fos sosmesa

cum serva otra manieyra
3695 e no que fos companh(e)yra,
perque volc Dieus l'autra via
per senhal de companhia.
home Dieus ad image (MBr. a ssemage) fes
e volc que el poder agues
3700 sobre auzels, sobre peychos,
sobre bestias, sobre dragos
e sobre autra creatura
qu'en terra nays e ssattura. (unser Ms. hat statt dieser guten
Lesart des Ms. MBr. . . . que sobre terra satura nayche)
Aras alcun demandaran:
3705 pus que Dieus dech poder tan gran
ad ome e volc qu'el poderos
s'ab autra creatura fos,
perque fes aytals naturas
Dieus d'alcunas creaturas
3710 (20 v° 1.) que so tot jorn anosemen (ennui)
d'ome, aychi com es serpen
et os (MBr. orsses) e vibra coragos (MBr. e dragos),
bazilis (Br . . . ix) et escorpios
e lobs e las autras semblans,
3715 malignes e veri (MBr. vere) portans, = venin
breumen d'aquesta demanda
vos dirai lo ver ses ganda.
Dieus no fes vibra ni drago,
bazili ni escorpio
3720 ni fes os ni lup ni serpen
de premier a lunh nozemen
d'ome, ni lur donet poder
qu'ilh pogesso lunh don tener,
an volc qu'el degesson onrar
3725 et obezir e tener car;
mas ome per sa gran folia
mescabet sa senhoria;
pueys quan fo desobediens,
torna fals e desconoychens
3730 que manget del pom elegut
que Dieus avia defendut.
Si el fos escatz de crezensa
e gardes obediensa,
tostemps li foro obediens
3735 leos coragos e serpens.
Mas quar hom per sa gran foldat
fes contra Dieu aquel peccat

e contra sa senhoria,
fon dreg que'l perdes la sya.
3740 Aras mi poyran demandar
alcu e lur argumen far:
pus dishes que Dieus tot quan es
a fag de se qu'els diables fes,
mas ayso no sembla veray
3745 ni de Dieu a creyre no fay
ni fezes diables ifernal(s)
ni lunh autra causa de mal.
ad aysso respon breument
e coffessi tot simplament
3750 (20 v°. 2) que Dieus hanc non adordenet
re de mal ni fes ni creet
qui garda la cauza qual fo
el temps de la creacio,
quar per cert les diables maluatz
3755 foron de prumier angils creatz
ses peccat e mot bels e bos
e fo de be far poderos,
mas per l'oltragge (MBr. l'outragie) que pesset
e per gran orguelh que s carguet,
3760 cazec del cel jos en abis
ses estan anar en paradis.
Sapias donc de la deitat
que Dieus tot quan es a creat
ses moure e ses mudar,
3765 quar en Dieu vols dir e far
es una cauza solamen(t)
que non recep lunh movemen
et es propriamen crear
tal que can y a de nien far.
3770 so no pot far creatura
mais la domina natura
pero quescus homs ses doptar
pot una cauza d'autra far.

Nach kurzem Schlusse und Abbildung folgt 21 r°. 1. De la natura la cal Dieus a pauzada en alcuna creatura und zwar 3798 zuerst de la natura dels angils, 3882 de las tres gerarchias e dels nou ordes dels angils etc. Et en tripla gerarchia a d'angils segon taulaggia. . . .

3895 Le pus bas ordes es d'angels
le segons appres d'archangels, (nur im MBr.)

(21 v°. 2) e lo tres orde s'atura
vertuṭ segon l'escriptura.
le cart ordes es potestat,
3900 le quint ordes es principat,
le seyes (MBr. seyzes) dominacios,
le setes ordes es dels tros,
le octau ordes es cherubin
el IX. ordes es seraphyn.
3905 El mājor gerarchia so
seraphin, cherubin e'l tro,
dominatios e principatz;
la segonda es potestatz;
de vertut e de archangils
3910 es la tersa am los angils
et es dicha gerarchia
celestials companhya
de Dieu be adordenada . . . .
4024 (22 v°. 1) Dels noms dels angils. E deuetz saber que Miguels
e Gabriels e Raphaels
so nom propri don so nomnat
li angel que son enviat
losquals nom prendo d'aquels bes
per losquals obrar son trames.
4030 Vertut de Dieu vol dir Michels
e forsa de Dieu Gabriels
e Raphaels medecina, so
es devina gueriso . . .

Nach 4147 steht en qual orde dels angils es alogat quascus dels elegit quan passa d'esta vida. — 4276 de la natura dels diables, 4297 (25 v°. 1) dels diverses noms dels diables.

Et es lo diable nomnatz
per diuersas proprietas
4300 diables, satan, belials;
quar nomnatz es le deslials (MBr.)
diables que vol aytan dir
com peccayres que ses falhir
el es causa de tot peccat.
4305 e per autra proprietat
sapias que es nomnat sathans
que vol dire contrarians
quar be sabes quel (autre MBr.) antiqx

adversaris et enemix
4310 a Dieu et a nos estatz.
Belial vol dir renegatz . . .

Nach 4320 folgt dels cassamens dels diables, welcher Abschnitt aus Ms. 7619 zu ergänzen ist; 4398 del sathan que temptec los prumiers payres, 4419 per qual razo Dyos volc e sostenc que diables fo. Hinter dem Verse 4466 folgt eine bildliche Darstellung des Sturzes der bösen Engel, im Ms. 7227 sogar in 7 verschiedenen Bildern; darauf (28 r°.) die Rubrik De la natura del scels e del mon (v. 4467); wir folgen in diesem Abschnitte dem Ms. 7226, das auf p. 3 r°. 1 etc. mit reichlichen Abbildungen versehen also beginnt:

4467 Dyos de tot quant es verays payres
e creayres e governayres
en cuy totz poders es pleniers
4470 si cum totz poderos obriers,
creet e fetz lo cel e l mon
e totas las cauzas qu'y son
e donet vigor natural
a creatura corporal,
4475 donc la corporals creatura
sapchatz que a cors de natura
e forma, dont lo cels e l mons
es per natura redons (rotundus)
et es caus lo cels deves nos, (cavus)
4480 e revirona sus e jos
la terra de say e de lay,
c la terra el miech luoc estay
dont es lo cels aytan loynhdas (lontanus)
de la terra, aysso es vers plas,
4485 de say de lay de sus de jos
tot entorn cum es en drech nos
e per natura es movens
senes dopte lo fermamens
del cel e s vira tot entorn
4490 ses estancar ni nuech ni jorn
e sitot se mou ses pauzar,
be s pot fermamenz apelar,
quar vira (MBr. gira) s totz temps en un luoc
fermamen qu'ans d'aqui no s muoc (movet)
4495 e fermamen senes mudar

fay son cors ayschi cum deu far
totz temps ez en una manieyra
fay son cors e sa carrieyra
d'orient tro en occident
4500 e d'occident tro en orient
e gira s en dos pedilhars (MBr. pezilhars)
mot ferms e mot bels e mot clars
loquals de doas estelas so,
e l'us es deves aquilo,
4505 loqual apela hom artic
l'aus (l. l'autres) deves miech jorn antartic,
recto 2 e l'artic es dich transmuntana*) (MBr. trasmontana)
en la nostra lenga romana.
si'l deves aquilo vezem,
4510 mas l'autre vezer no podem,
quar segun que dizen li artista (MBr. quar so)
que la terra nos tol la vista.

Quan d'espazi a del cel (en terra) e quan entorn la garlanda (e quant de la part sobirana) del cel tro la sotirana (partida) [die Worte in Parenthese stehen nur im MBr.]

Enqueras devetz mays saber
que del cel en terra per ver
4515 per drecha linha deyschenden
e tot entorn lo fermamen
e de la part plus sobirana
del cel entro la sotirana
e del cel entro l miey de terra,
4520 si lo philosophes non erra,
a d'espazi aytan ses plus,
cum trobaretz escrich de jus
en la probedana figura
en linhas et en sentura.
4525 ez ayshi o trobaretz el test
de Tholomio en l'Almagest.
e Mizaels e Alphagas (MBr. Alfragas) cf. Le Trésor de Pierre de Corbiac ed. Dr. Sachs p. 31.

---

*) cf. Poeti del primo Secolo 2, 37 Andrea:
la vera luce è la tramontana,
e dritta guida dei marinari,
chè troppo foran lor viaggi amari,
se d'essa la vertute non li aita.

dizen que aquo es vers plas
e proen o qu'enayschi sya
4530 per lor art de astronomia.
Taula dels espazis del mont.
3 verso 1. et a mostrat las quantitatz
dels espazis sobrenomnatz
en astralabi (MBr. estralabi) e quadran,
so son estrumen qu'ilh an
4535 ab que pren apertament
la quantitat del fermament.
E quant es de terra loynhdas,
aysso creatz que es vers plas,
quar la artz desobre nomnada
4540 es certana ez aproada,
pero las dichas mesuras
de las linhas e desenturas
li une comten per estadis (stadium)
e li autre per miliaris,
4545 li autre las comten per condatz, (MBr. coutatz)
mas tot es una quantitatz.

Den folgenden Abschnitt dels XII signes hat schon Raynouard Lexique roman I. 517 abdrucken lassen: wir heben nur die bedeutendsten Varianten heraus: 4550 plazens statt luzens, 4552 qu'el cercles, 4561 conte, 71 adonc, 78 bissex, 87 tropis del cancer; nach 4595 folgt alsdann, nicht mehr bei Rayn. en plural dichs quar trop ne so.

Aychi son i signe nomnat
chascus per sa proprietat,
e quar an semlans naturas.
4600 a las sobredichas creaturas,
no que syan bestias autramen,
ans son estelas veramen,
quar chascus dels signes conte
mayntas estelas sol per se.
(4 recto 1) Del signe del aret.
4605 Lo primiers signes es aretz,
nomnatz per so quar trobaretz
que atressi cum aretz jay
aytant de say coma de lay,
en chascun layrier egalmen
4610 estay lo solelhs ayschamen

quant passa per la regio
del dich signe nomnat moto (mouton)
aytan de sus cum fay de jus
e aytan de jus cum de sus.
4615 a la terra lo seus intrars
es lo quatorze jorn de Mars
e quar son egalas las vias
son egals las nuechs ab los dias.
enayschi o di Mizaels
4620 tractan la natura dels cels.
Del signe del taur.
Lo segons signes es nomnats
taurs per estas proprietatz
(4 r°. 2) quar ayschi cum lo taurs aran
e la terra gen coltivan (MBr gent colltiuan)
4625 fay la terra (be) plantadiva,
eyschamen adonc s'abriva.
lo soleylhs que el aytal fassa,
quan per lo signe susdich passa.
adonc la terrenal freior
4630 adossan ab la sua calor (adoucir)
per que la fay fructificar
e adonc fay la costivar.
E dona s'en autra razos,
quar taur es plus fortz que motos,
4635 atressi a maysh de vigor
lo solelhs quant per aqui cor (court)
quant a nos que non ac davant
l'autre signe revironant.
Et intra l taurs l'an bissextil
4640 tot drech lo tretze jorn d'abril
et els autres ans sos jorns es
senes dopte lo quatorzes
segon las taulas toletanas
que son verayas e certanas,
4645 sitot lo compost nos essenha
que hom autra doctrina tenha. (MBr. regla tenha)
Del signe dels dos frayres.

Die hier im Ms. befindliche Lücke füllen wir aus durch 7227. 29 verso 1; MBr. ohne Lücke.

Del ters signe m' es veiayre
anc es nomnat li duy frayre
et aychi pench en la taula

4650 car so dis l'antiqua faula
que Castor e Pollucs essems (MBr. quastor)
frayres foro en aquel temps
(4 vers 1) E quar foron de gran vigor,
per so cossirant li auctor
4655 la vigor del solelh mou gran
en cela partida de l'an
que lo davandich signes cor,
quar adonc a dolbla vigor
que entra partida de l' an per far
4660 la terra fort fructificar,
per so lo signes que dichs es
dels dichtz dos frayres sos nos (= nom) pres.
et intra lo signes, so say,
lo quinze jorn del mes de may.
del signe del cranc.
4665 Lo quartz signes cranx es nomnatz
per aquestas proprietat(z)
quan cum lo cranc arreyre vay,
tot en ayschi lo solelh fay
quant es el dich signe montatz
4670 en loqual intra, so sapchatz,
lo quinze jorn del mes de iunh (MBr. julh)
(quar de pueys non a poder lunh)
e daqui avan no a poder nulh
de montar en neguna guia
ans decen tro vengut sia
4675 al signes de capricornius.
aychi o dis Ysodorus.
Del leo.
(4 verso 2) Leos es nomnatz lo sinques
per aysso e per als non ges,
quar ayschi cum es lo leos
4680 sobr' autras bestias vigoros,
ayschamen maysh a de vigor
lo solelhs en lo temps que cor
el signe davandich, quar maysh
espant en terra ferm sos raysh (radius)
4685 so es assaber quant a nos
quar adonc em tot drech de jos.
Del signe del verge.
E del seyze signe sapchatz
que'l es per so verges nomnatz,
quar verges se no fructifia
4690 e lo solelhs en semlan guia

en cela partida del an
en l'avandich signe passan
a la terra sostray la humor
per la soa trop granda chalor,
4695 e aysshi tol lhi ses doptar
la vertut de fructificar.
lo dig signe le soleylhs te
lo jorn del aost dez e sete.
Del signe del pezayre
(5 recto 1) Pezayres es dich lo setes
4700 per semlan quar aychi cum es
quant es pauzat en la balansa
en partimens e en egansa
que dona son drech egalment
e al comprant et al vendent
4705 aychi mezeysh fay per semlan
en cela partida del an
lo solelhs quan fay son repayre
en lo dich signe del pezayre,
quar egals fay las nuech e ls jorns
4710 partent per egals partz sos torns,
e intra l solelhs se doptansa
en lo signe de la balansa
en lo dese e sete dya
del mes setembre tota via.
Del signe del escorpion.
4715 Escorpios es per semlant
l' octaus signes nomnatz per tant,
quar ayschi cum l' escorpios
es fort ponhens verenos, (venimeux)
aychi mezeysh ses dopte l' an
4720 quan lo solelhs vay declinan
en lo dich signe deyschenden,
quar adonc ges l' ayres no pren
del solelh pro bastan chalor
quant a nos. dont ab sa freior
4725 nos ponh e nos da lesio
a manieyra d' escorpio.
lo solelhs en aquest dich signe
verenos e frech e maligne
lo mes d'ochoyre fay son torn
4730 (5 recto 2) sus en lo des e ssete iorn.
Del signe del sagitari.
Lo noves signes es nomnatz
per alcunas proprietatz

que a en se sagitaris,
quar mot nos es grans adversaris.
4735 l' ayres del cel e nos decassa
quan lo solelhs per aquil passa,
quar per la vigor dels planetas
nos tray cum en luoc de sagetas
vens e plueyas e nevs e bizas
4740 ab que nos fier en semlans guizas
cum fay l' arquiers ab la sayeta
cel en contra cuy la trameta.
Lo solelhs comensa renhar
en aquest signe ses doptar
4745 en novembre lo jorn quinze
e a vegadas lo setze.

Del signe del capricorn.

(5 vers 1) E del deze signe sapchatz
que es capricornus nomnatz
per semlant quar a la manieyra
4750 de chabra que es voluntieyra
las autezas cerca montan, (MBr. auturas)
tot ayschi mezeych per semblan
lo solelhs quant es vengatz jus
e(l) dich signe capricornus
4755 quar no pot deyschendre plus bas,
tot mantenen sen torna tras
per los autres signes montant
lay dont era vengutz davant
et a figura de peyscho
4760 de tras per aquesta razo (MBr. esta)
quar lo seus temps tota via
es ployos en la darrayria.
e lo solhelhs intrar comensa
el dich signe senes falhensa
4765 en decembre lo quinze jorn
e pueysh mantenen fay son torn.

Del signe del aquari.

Aquaris es nomnatz l' onzes
per aysso e per als non ges,
quar lo solelh per luy passan
4770 en sela partida del an
ayguas nos envia plovent,
quar en aquel temps pluo mot souent.
en aquest signe fay son torn
lo solelhs ses dopte del jorn
4775 (5 verso 2) tretze del mes de genoyer (MBr. ginier)

tro l dotze del mes de feorier (MBr. feurier)
Del signe dels peychos.
Lo derrier signes es peyssho
e devetz saber que trop so
per so quar dizen li auctor
4780 qu'el signes a dolbla vigor
e dous partidas aysshamen,
l' una gara ves orien
l' autra gara ves aquilo,
et es per so nomnatz peyscho
4785 per las aygas, quar pluo soven
e quar li peyscho maiormen
adonc se uolen ajustar
et en engendran multipliar.
en lo dich signe peyschonier
4790 intra lo solelhs en feorier
sencs dopte lo dotze jorn
adonc y fay lo primier torn.
Depueysh que'l solelhs es intratz
en alqu dels signes nomnatz,
4795 en lay estay tan longament
tro qu'es intratz en lo seguent;
mas no creatz que venha sus
al cercle del zodiacus
lo solelhs, mas rodant desotz
4800 revirona los signes totz.

Hinter einer Abbildung, um den Lauf der Sonne deutlich zu machen, stehn noch 32 Verse über denselben Gegenstand, die in gewohnter Breite die Sache erledigen. v. 4832 (6 r°. 2 = 7227. 32 r° 1) De la natura de las estelas.

Part los signes que son nomnat
trobaretz el cel estelat
4835 mayntas estelas plantadas
que se giren totas veyadas
e fan lor environament
ab tot essemps lo firmament.
e sapchatz que de lor natura
4840 son de tot redonda figura
non terrena, mas ayschi coma
es una pilota o poma,
mas que lor sobreyrans clardatz
(6 v°. 1) laqual esplanden a totz latz

4845 la nuoch escura quant rayen
fay apparer que branchas ayen
e son mot grans en quantitat
tant grans que maysh tenen de latz
chascuna que no fay la terra,
4850 si lo philozophes non erra.
Ayschi o trobaretz el test
de Tholomio en l'almagest.
e tuch s'acorden en aquo,
mas alcu dizen maysh aysso
4855 que ueraysh es l' entendemens
de las claras maysh apparens;
mas aysso dizon li artista
que la nostra frevol vista (faible)
e quar son ta lonh assegudas
4860 nos appareschen tan menudas.
Enquera dizen li actor
que aquela gran resplandor
que hom en las estelas ve,
an del solelh e no de se,
4865 la quals resplandor maysh appar
ab escura nuech que ab temps clar
e que no fay ab clara luna.
e sapchatz maysch que chadauna
aychi cum a maysh de lugor,
4870 enaychi a maysh de vigor
quar mot gran vigor ses doptar
an las estelas en temprar
o destemprar l'ayre del cel
segon Beda e Mizael,
4875 segon que son de benigna
natura o son de maligna;
mas no son totas veramen
plantadas sus el fermamen,
an n'i ha d'alcunas rodans
4880 desotz que s'apeien errans
cum selas de las set planetas
e las apeladas cometas
e sitot tan senes errar
(6 v°. 2) lo cors qu' an acosdumat a far
4885*) eraticas (MBr. erradicas) son nomnadas

---

*) Von diesem Verse bis 4898 hat der nachlässige Copist unsres Ms., durch den gleichen Versausgang verleitet, ausgelassen; 7227, 32 r°. 2 und Ms. Br. haben sie.

quar no so el cel plantadas.
De la natura de las VII. planetas. (en general MBr.)
Li VII. planetas davandig
be segon que yeu trop escrig
solhel luna, martis, mercuris,
jupiter, veno, saturnis.
4890 Li davandig VII. planeta
cum dizo l' astronomia
an lor selcles e senturas,
on corron per lur naturas
es an tot entorn lur via
4895 ses restanquar nueg e dia
seguen tostemps ses definar
lo cors qu'an costumat de far . . . .
. . . .
4910 quar si son ajustat essemps
so es a saber qu'en un temps
en u dels signes n'aya dos,
aquo es dich conjunctios
et adonc li dich planeta,
4915 so dizen li astrologia,
sobren segon la proprietat
del signe on son ajustat . . . .

4933 werden citirt Beda et Almassor . . . . und 4936 fährt fort:

quar chascus dels VII. planetas
segon los astromias (MBr. estolomias)
ha en cert signe sa mayzo
et en cert signe regio,
4940 e sapchatz que naturalmen
las estelas del fermamen
e las autras que son errans
totas per cert son ajudans
als VII. planetas davandichs
4945 segon los naturals escrichs
perque fan operacios
segon lor constellacios

4993 beginnt die Besprechung der einzelnen Planeten, die wir vorläufig übergehen, mit Saturne; 5048 Jupiter, 5076 Mars, 5104 Solelh, hier hat 7226 wieder grosse Lücken, von 5195 bis 5200 und von 5210 bis 5609, welche letztere 7227 fol. 34 v° 2

etc. ausfüllt; 5222 Eclipsis del solhel — 5250; de la Venus, die den Menschen üppig macht:

don lo dig planeta pertant
penh om nuf per l' aygua nadant
quar cel que mays que no s tanha
5270 en delieg carnal se banha
etz en gran perilh de negar (l. es)
cum si era neitz e miey de mar . . . .

Die unter diesem Planeten geborenen

5275 si devo far pus volontier
que d' autre mestier talhañdier,
de draps despeciador,
joglars d'esturmens o cantador.
5303 Mercurius (35 v°. 1) es dig le seyzes
quar en miey cor, per als no jes . . . .
5331 e car ret ome fort curos,
se pengh ab alas als talos,
per senhal d'ome massier
que so qu'el es obs coren quier.
5355 Luna:
5380 quar la nuey en temps de primver
tant quant la luna may resplan,
mas en la terra cay rozal gran (rosée).

v. 5399 findet sich nur in 7227, doch ohne den darauf reimenden Vers; 5460 fehlt in allen 3; auch 5498 gibt ein Bild taula del cors del diuerses figuras de la luna orient en occident.

5517 mays de qual causa la luna
pren aquela tacqua bruna
que nos apelam lo vila,
an dubtat l'astronomia.
alqus dizen qu'el tanquamen
de la ombra de la terra pren.
D'autra part l'autre tractador
(dizo qu'a ley de mirador, ergänzt durch MBr.)
en si monstra la figura
de la terra qu'es escura.
. . . .
5581 perceu deu aver cel qu'es nat

lus renhan semblan qualitat
et aver corayge voutis
e mal azordenat sa vis;
duels a trop movens mal trempat
o guers o calucx o damnat
et offici de messaygier
deu may voler qu'autre mestier
ez a la dey d'ome vagabon
5590 deu volontiers serquar lo mon
e deu voler per natura
des guizada vestidura.

5593. (38 r°. 1) D'astre e de dezastre handelt von den desastrat und den be conplexionat oder bonastruc: von 5611 ist 7226. 9 r°. 1 wieder complet. 5763 ans a lo coratge farsit de grant ardor de avareza . . . 5770 sobrefluitat . . . 5889 en l'avangeli sent Mathyo . . .; nach 5953 de la estela caneta qui fay los jorns caniculars.

(11 r°. 2) Part los planetas sobredichtz
trobem els naturals escrichtz
d'autras estelas mencio
que fan mot fort empressio
en la terrenal creatura,
segon ques es la lor natura,
6000 cum es la estela caneta
e la estela dicha cometa
et Arturus e Orio
e Caps e Coa de drago,
Dalfis, signes (siguieys MBr.) e Boozels (MBr. Bootes)
e Sagita e Pliades.

Es handelt aber nur von den 2 ersten mit Bezug auf Ypocras (6028) und Galias (6034) qui fo mot bos phisicias . . . 6044 frelbla, afrelblesia; 6051 beginnt die Notiz über estela cometa.

La estela dicha comada
es per aysso ayschi nomnada
quar fuoc e fum en l'ayre fay,
6055 a ley de coma fazen ray
laquals cum dizen li actor
se fay de terrenal vapor

grossa, chauda e suslevada
tant aut que es deja montada
6060 (11 r⁰. 1) is en l'ayre part lo miey luoc
e pres de l'espera del fuoc,
laquals cum di Albumazars:
es compren la chalor del mars
ab la calor del helemen (MBr. elemen)
6065 del fuoc que lh es pres eysshamen
e quar ert la dicha vapor
ajustada ab la chalor
per lo fuoc qui es resplandens,
aquo dura tan longamens
7070 entro la materia levada
es er creman tota gastada.
autramen que que hom s'en dya
no creatz que estela sya.
La cometa fay movemen
6075 segon lo cors del fermamen
cum fay lo focz elementars
e l dich planeta nomnat Mars,
quar preysh de lor recep l'ardor,
seguir lh'ave le cors de lor.
6080 La cometa vay sobdamen
quar non a certa nayshemen
et es suos nayshemens senhals
segon los auctors naturals
que adonc deu esser en terra
6085 mortaudatz de pro gens en guerra
e mudamens de grans senhors
o de reys(h) o d'empeyradors.
e es causa de l' entressenha,
quar lo mars qui adoncas renha,
6090 quar es mot chauz naturalmens,
muo la colera de las gens,
dont las fay esser irisozas
e leu movens e coratgosas
e met cor de mesclar barralha
6095 e de far camp a la batalha. (oder adjectiv campala? wie es im Ms. steht.)

6096. De las estelas correns e del fuoc que ve hom en l'ayre alcunas vetz (12 r⁰. 1) . . . . que semlan brandos o chandelas ardens; 6145 del quatre elemens e prumieyrament de la natura dal fuoc; 6209 geht über zur natura del ayre e de l'arc de saynt Marti.

6218 e per so li astronomia
dizen de l'ayre sobira
que es mot clars, suaus e luzens
e ses tempestas e ses vens.
D'autre part l'ayres sotiras
ont mays es de terra probdas
mays a semlan proprietat
6225 a la terra e qualitat . . . (sie erzeugt tonedres)
e vens . . . plueia und nevolina.
6256 una forma mostra en si
que apela hom l'arc sent Marti
e fay se d'ivern o d'estio,
quan lo solelhs atenh la nyo
6260 que a preza de la vapor
de la terra maynta color,
quar adonc la nyeu mantenent
la clardat que del solelh prent
tencha de la calor sya
6265 en l'aire mantenent envia
formant a l'encontre de se,
aquela figura qu'om ve.
6268 de la natura de l'ayga.
6288 e l'ayga de la mar, sapchatz
rezenh la terra per totz latz,
pero non ges tota complida,
ans en falh la una partida
la qual Dyos per nos descrubi
que poscham habitar aqui
e a respiesch del remanent
6298 es aquo petit verament
aytant petit coma seria
qui una pauca materia
en ayga quar pauc a per sus
a respiech d'aquela dijus
6300 que dedins la ayga seria
sobre l'ayga no apparria;
empero la part apparent
de la terra naturalment
ayga per venas trasfora
6305 per aysso quar la part defora
autrament tan se secharia
que en polvera tornaria.

De la natura de la terra . . . 6321 aur, argen, coyre, plump Metalle . . . — 6411.

Hiermit schliessen wir für dies Mal die Auszüge aus dem die Naturwissenschaften berührenden Theile unseres Gedichtes und verweisen für die zunächst folgenden Capitel auf das 4. Heft des Jahrbuches für romanische und englische Literatur, das sie, soweit sie noch nicht anderweitig veröffentlicht sind, im Zusammenhange und mit erklärenden Noten bringen wird.

Braudenburg a. d. H. Dr. Sachs.

Bericht

über

zwei altenglische Stücke.

In der Festschrift, womit das Thorner dem Danziger Gymnasium zur Feier seines 300jährigen Bestehens gratulirte, habe ich auf eine Sammlung altenglischer Theaterstücke in Quart, die sich auf der Danziger Stadtbibliothek befindet, aufmerksam gemacht und eins der Stücke, das Enterlude „the disobedient child" ausführlicher besprochen. Es sei mir erlaubt, in diesen Blättern über noch zwei andere Stücke der Sammlung zu berichten. Nämlich

1) A Looking Glasse for London and England. Made by Thomas Lodge, Gentleman, and Robert Greene. In Artibus magister. London, Imprinted by Barnard Alsop, and are to be sold at his house within Gartar place in Barbican. 1617. — 35 Blätter. Ohne Prolog, Dedication und Personenverzeichniss.

Dieses Stück ist wegen seiner religiösen Tendenz bemerkenswerth.

Greene und Lodge, scheint es, wollten beweisen, dass sich die damals unendlich zotenhafte Bühne auch zu moralischen, ja sogar religiösen Zwecken gebrauchen lasse. Zu diesem Zwecke gingen sie aber weder darauf aus, ein seiner Idee nach sittliches oder religiöses Drama zu schreiben, noch griffen sie zu den alten Mysterien oder Moralitäten zurück, vielmehr dachten sie ihr Ziel auf die crasseste Weise zu erreichen, indem sie, fern von der kirchlichen Weise des mittelalterlichen Theaters, einen Vorgang aus der Bibel modern dramatisirten und mit moralischen

Reflexionen, die dann auch direct an die Zuschauer, sowie die Stadt London im Allgemeinen, gerichtet werden, aufstutzten. — Und zwar wählten sie noch dazu eine an sich zur Dramatisirung ganz ungeeignete Geschichte, die des Propheten Jonas und seiner Busspredigten in Ninive. Unter Ninive wird dann London verstanden und in den einzelnen Scenen der Stadt und England ein Spiegel der verschiedenartigsten Sünden vorgehalten.

Eine äussere Eintheilung in Scenen und Acte fehlt, und da es nicht der Mühe lohnt, sich den Kopf zu zerbrechen, wo man wohl am besten die Trennung in Acte eintreten lassen könnte, theile ich in folgender Inhaltsangabe nur die Scenen ab.

Scene I. Rasni, ein fabelhafter König von Assyrien, kehrt nach der Unterwerfung Jeroboam's, Königs von Jerusalem,*) nach seiner Hauptstadt Ninive im Triumphe zurück, und ergeht sich in Prahlereien und schwülstigen Schilderungen seiner Macht, noch überboten von den schmeichlerischen Höflingen, namentlich den Vicekönigen von Cilicien, Creta und Paphlagonien. Seine Schwester Remilia, die mit einem Gefolge von Hofdamen erscheint, beglückwünscht ihn, indem sie ihm zugleich ein Geschenk überreicht, das seine Macht sinnbildlich darstellen soll, eine Erdkugel, die auf einem Schiffe ruht. Rasni, der überall als ein schwacher von Eitelkeit und höfischer Schmeichelei geleiteter Monarch erscheint, ist über dieses Geschenk so entzückt, dass er, seine Schwester zu ehren, sie zu seiner Gemahlin erhebt. Obwohl der Fürst von Creta ihn vor dem Inceste warnt, bleibt der König, von dem Bösewicht Radagon bestärkt, doch bei seinem Vorhaben. — Remilia willigt mit Freuden ein, der Fürst von Creta wird zur Strafe für seine vermessenen Reden seiner Statthalterschaft entsetzt und Radagon mit der vacanten Würde belehnt. — Auch Alvida, die Gemahlin des Vicekönigs von Paphlagonien, gefällt dem Könige, indessen kommt es jetzt noch nicht zu weiteren Unthaten. — Nach dem Abgange des Hofes führt ein Engel den Propheten Hosea herbei und setzt ihn auf einen Thron oberhalb der Bühne. Der Prophet soll nach den Befehlen Gottes die Sünden Ninive's beobachten und verrichtet fast während des ganzen Stückes die Functionen eines moralisirenden Chors.

*) Dieser „Jeroboam“ ist ebenso fabelhaft wie Rasni: zur Zeit des Propheten Hosea, der in dem Stücke vorkommt, regierte freilich Jerobeam II. (825—784), aber in Israel, nicht in Juda; auch ist letzterer, soviel mir bekannt, nie von den Assyriern besiegt worden. Es scheint eine Verwechselung Jerobeams mit Menachem stattzufinden, der von Phul 770 unterworfen wurde. Jedenfalls zeigen sich Greene und Lodge, trotzdem sie einen biblischen Stoff gewählt haben, nicht sehr belesen in der biblischen Geschichte.

Scene II. Eine Schaar Clowns und Spitzbuben, deren Hauptperson ein Schmiedegesell Adam ist, ziehen zur Schenke und führen ein scherzhaftes Gespräch über die Vortrefflichkeit des Schmiedehandwerks. — Hosea moralisirt über die Trunksucht, Schwelgerei, die Stadt London vor den Folgen solches Treibens warnend.

Scene III. Ein Wucherer prellt einen leichtsinnigen jungen Herrn um eine ländliche Besitzung, sowie einen armen Mann um seine Kuh. — Hosea moralisirt über den Wucher.

Scene IV. Geschraubtes Gespräch über die Künste weiblicher Koketterie zwischen Alvida und Remilia. Wie Remilia Rasni kommen sieht, verbirgt sie sich hinter dem Vorhang eines Lustzeltes, wohl in der Absicht, sich suchen zu lassen. Auf Rasni's Geheiss zaubern die Magier seines Gefolges eine Laube aus dem Erdboden, womit Remilia überrascht werden soll, plötzlich aber schlägt zur Strafe für Uebermuth und Gottlosigkeit der Blitz in Remilia's Zelt: ihr schwarz verbrannter Leichnam wird hervorgezogen. Obgleich Rasni untröstlich scheint, bläst ihm Radagon's Schmeichelei bald wieder Muth ein und er hegt ernstliche Absichten auf Alvida, wenn sie auch schon verheirathet ist. — Hosea moralisirt über den Ehebruch.

Scene V. Signor Mizaldo, ein Advocat, soll dem leichtsinnigen jungen Herrn wie dem armen Manne zum Recht verhelfen, wird aber vom Wucherer bestochen und lässt seine Clienten im Stich; der ebenfalls bestochene Richter weist die Kläger ab. — Hosea moralisirt über falsche Richter.

Scene VI. Der Schmiedegesell und seine Schaar kommen betrunken aus der Schenke, einer der Spitzbuben wird vom andern ermordet; der König, der mit Alvida und seinem Gefolge des Weges kommt, findet den Todten und wird nach einem komischen Gespräch mit dem Schmiedegesellen (Clown) von dem herbeigerufenen Schmiedemeister über den Vorfall unterrichtet. Ein Theil dieser Scene finde als Probe hier Platz.

Blatt 13 a:

(Enters the Clown, and all his crewe drunke.)

Clown. Farewell gentle Tapster, Maisters, as good ale as euer was tapt, looke to your feete, for the ale is strong: well farewell gentle Tapster.

1. Ruffian. Why sirrha slaue, by Heauens maker, thinkest thou the Wench loues thee best, because shee laught on thee: giue me but such an other word, and I will throw the pot at thy head.

Clown. Spill no drinke, spill no drinke, the ale is good, Ilè tell you what, ale is ale, and so ile commend mee to you, with hartie commendations: farewell gentle Tapster.

2. Ruff. Why, wher fore Pesant scornst thou that the Wench should loue me, look but on her, and ile thrust my dagger in thy bosome,

1. Ruff. Well sirrha well, th'art as th'art, and so ile take thee.
2. Ruff. Why, what am I.
1. Ruff. Why, what thou wilt, a slaue.
2. Ruff. Then take that Villaine, and learne how to use mee an other time.
1. Ruff. O I am slaine.
2. Ruff. Thats all one to mee, I care not, now will I in to my wench and call for a fresh pot.
Clowne. Nay but heare yee, take mee with ye, for the ale is ale: cut a fresh Toast Tapster, fill me a pot, here is money, I am no beggar, ile followe thee as long as the ale lasts: a pestilence on the blocks for me, for I might haue had a fall; well, if we shall haue no Ale, ile sit me downe, and so farewell gentle Tapster.

(Here hee falls ouer the dead man. Enters the King, Aluida, the King of Cilicia and of Paphlagonia, with other attendants.)

Rasni. What slaughtred wretch lyes bleeding heere his last?
So near the royall Pallace of the King,
Search out if any one be biding nye,
That can discourse the manner of his death,
Seate thee (faire Aluida) the faire offaires,
Let not the object once offend thine eyes.
Lord. Heres one sits here a sleepe my Lord.
Rasni. Wake him, and make enquiry of this thing.
Lord. Sirrha you, hearest thou fellow.
Clowne. If you will fill a fresh pot, heres a penny, or else farewell gentle Tapster.
Lord. He is drunke my Lord.
Rasni. Weele sport with him, that Aluida may laugh.
Lord. Sirrha, thou fellow, thou must come to the King.
Clowne. I will not doo a stroke of worke to day, for the ale is good ale, and you can aske but a penny for a pot, no more by the statute.
Lord. Villaine, heres the King, thou must come to him.
Clowne. The King come to an Ale-house? Tapster fill me three pots, wheres the King: is this he? Giue me your hand sir, as good Ale as euer was tapt, you shall drinke while your skin cracke.
Rasni. But hearest thou fellow, who kild this man?
Clowne. Ile tell you sir, if you did taste of the Ale, all Niniuie hath not such a cup of Ale, it flowres in the cup sir, by my troth I spent eleuen pence, beside three rases of Ginger.
Rasni. Answere mee knaue to my question: How came this man slaine?
Clowne. Slaine, why ale is strong ale, tis Hufcap, I warrant you twill make a man well, Tapster ho, for the King a cup of ale and a fresh Toast, heres two rases more.

Alvida. Why (good fellow) the King talkes not of drinke: hee would haue thee tell him how this man came dead?

Clowne. Dead, nay: I thinke I am aliue yet and will drinke a full pot ere night, but heare yee, if ye be the wench that fild us drinke, why so: do your office, and giue us a fresh pot, or if you be the Tapsters wife, why so, wash the glasse cleane.

Alvida. Hee is so drunke (my Lorde) there is no talking with him.

Clowne. Drunke: Nay then wench I am not drunke, th'art a shitten queane, to call mee drunke, I tell thee I am not drunke, I am a Smith.

(Enters the Smith, the Clownes Maister.)

Lord. Syr, here comes one perhaps that can tell.

Smith. God saue you Maister.

Rasni. Smith, canst thou tell me how this man came dead.

Smith. May it please your Highnesse, my man here and a crue o them went to the ale-house, and came out so drunke, that onef of them kilde another: and now sir, I am faine to leaue my shoppe and come fetch him home.

Rasni. Some of you carry away the dead body, drunken men must haue their fits, and sirrha Smith, hence with thy man.

Smith. Sirrha you rise come goe with me.

Clowne. If we shall haue a pot of Ale, lets haue it, heeres money: hold Tapster, take my purse.

Smith. Come then with mee, the pot stands full in the house.

Clown. I am for you, lets go, thart an honest Tapster, weel drink five pots ere we part. (Exeunt)

Ohne dass etwas weiteres auf den Mord erfolgt, fangen Rasni und Alvida ein Liebesgespräch an. Da erscheint Alvida's Gemahl mit heftigen Vorwürfen gegen das buhlerische Paar, und Rasni, dem es im Guten wie im Bösen an Kraft fehlt, will Alvida ihrem Gemahl zurückgeben. Sie jedoch fürchtet sich zu ihrem Gemahl zurückzukehren, wenn er ihr nicht Straflosigkeit zuschwört, worauf der Fürst auch eingeht. Alvida aber kredenzt ihm nach geleistetem Eide einen vergifteten Becher Wein, der ihn auf der Stelle tödtet. Im Triumph folgt Alvida dem Könige. — Hosea zeigt, dass eine Sünde die andere nach sich ziehe, wie hier der Ehebruch den Mord.

Scene VII. Der Ort der Handlung wird jetzt von Ninive nach Palästina verlegt. Der Prophet Jonas klagt über den durch Sündhaftigkeit veranlassten Verfall Israels. Nun folgt die aus dem Propheten Jonas Cap. I bekannte Geschichte, wie ein Engel ihn auffordert, nach Ninive zu gehen und dort zu predigen. Er aber flieht vor dem Angesicht des Herrn nach Joppe, um von dort nach „Tharsus“ zu fahren.

Scene VIII. Die Scene ist in Joppe. Jonas miethet sich auf

einem Schiffe, das nach Tharsus bestimmt ist, ein. Hosea moralisirt über die Widersetzlichkeit gegen den göttlichen Willen.

Scene IX. In Ninive. Alcon und Samia, die Eltern des Höflings Radagon, nebst ihrem kleinen Sohne Clesiphon und einem Freunde Thrasibulus, die in grosser Noth leben, wenden sich an Radagon um Unterstützung, werden aber abgewiesen und Samia als ein unbekanntes Bettelweib behandelt. Als Rasni erscheint, tragen Alcon und Samia diesem ihre Klage vor; Radagon gesteht heimlich dem Könige, dass jene seine Eltern sind, er habe sie nur deswegen abgewiesen, weil er den König durch solche Bettelei nicht belästigen wolle. Rasni billigt sein Verfahren. Nun verflucht die abgewiesene Mutter ihren Sohn, eine Flamme schlägt aus der Erde und verschlingt Radagon. Der entsetzte König wird von den Wahrsagern damit getröstet, dass der Aetna oft ganze Städte verschlinge, etc. Hosea moralisirt über den Undank der Kinder gegen die Eltern, Unbarmherzigkeit u. s. w. und prophezeit das Lamm Gottes.

Scene X. Der Schmiedegesell unterhält ein zärtliches Verhältniss mit seiner Frau Meisterin; der Meister, der sie ertappt, bekommt Prügel und muss schimpflich abziehen. — Hosea moralisirt über die Widersetzlichkeit der Diener gegen ihre Herrn.

Scene XI. In Joppe. Die aus dem Sturm geretteten Schiffer erzählen dem Gouverneur von Joppe die Geschichte ihrer Fahrt, das Looswerfen über Jonas, seinen Heldenmuth und Untergang; sie aber seien durch sein Gottvertrauen vom Heidenthum bekehrt worden. Auf der Bühne wird Jehovah ein Opfer gebracht. — Hosea moralisirt über die Verstocktheit der Sünder und hält ihnen das Beispiel dieser Heiden vor.

Scene XII. Jonas wird vom Wallfisch auf die Bühne ausgespien (Jonas, cast out of the Whales belly upon the stage!), dankt Gott für seine Rettung und bereut seinen Ungehorsam. Auf nochmalige Aufforderung des Engels begiebt er sich auf den Weg nach Ninive. — Hosea moralisirt kurz über die Reue.

Scene XIII. Rasni, der durch Ehebruch in den Besitz Alvida's gelangt, wird nun selbst von ihr betrogen, indem sie ein zärtliches Verhältniss mit dem Vicekönig von Cilicien unterhält. Gartenscene mit Gesang:

Alvida. King of Cilicias kinde an courteous,
Like to thy selfe, because a louely King,
Come lay thee downe upon thy Mistresse knee,
And I will sing and talke of Loue to thee.

King Cil. Most gratious Paragon of excellence
It fits not such an abiect Prince as I,
To talke with Rasnes Paramour and Loue.

Alv. To talke nout friend, who would not talke with thee?
Oh be not coy, art thou not onely faire:
Come twine thine armes about this snow-whit necke,

A Loue-nest for the great Assirian King:
Blushing I tell the faire Cilician Prince,
None but thy selfe can merit such a grace.

K. C. Madam, I hope you mean not for to mock me:

Alv. No King, faire King, my meaning is to yoke thee.
Heare me but sing of loue, then by my sighs,
My teares, my glauncing looks, my changed cheare,
Thou shalt perceyue how I do hold thee deare.

K. C. Sing Madam if you please, but loue in iest,

Alv. Nay, I will loue, and sigh at every rest.

Song.

Beauty alasse, where wast thou borne
Thus to hold thy selfe in scorne:
When as beauty kist to wooe thee,
Thou by beauty doest undoe me:
Heigho, despise me not.
I and thou in sooth are one,
Fayrer thou, I fairer none:
Wanton thou, and wilt thou wanton.
Yeeld a cruell heart to planton?
Do me right and do me reason,
Cruelty is cursed treason,
Heigho I loue, Heigho I loue,
Heigho, and yet he eyes me not.

King. Madam your Song is passing passionate.

Alv. And wilt thou not then pitty my estate?

King. Aske loue of them, who pitty may impart.

Alv. I aske of thee sweet, thou hast stole my heart.

King. Your loue is fixed on a greater King.

Alv. Tut womens loue, it is a fickle thing.
I loue my Rasny for my dignity.
I loue Cilician King for his sweet eye.
I loue my Rasni since he rules the world.
But more I loue this Kingly little world. (Embrace him.)
How sweet he lookes: Oh were I Cithias Pheere,
And thou Endimion, I should hold thee deare:
Thus should mine armes be spread about thy necke.
(Embrace his necke.)
Thus would I kisse my loue at euery becke. (Kisse.)
Thus would I sigh to see thee sweetly sleepe,
And if thou wakent not soone, thus would I weepe.
And thus, and thus, and thus, thus much I loue thee.
(Kisse him.)

King. For all these vawes beshrow me if I proue you:
My faith unto my King shall not be falc'd.
Alv. Good Lord how men are coy when they are crau'd
King. Madam, behold our King approcheth nie,
Alv. Thou art Endimion, then no more, heigho for him I die.

(Faints. Points at the King of Cilicia. Enter Rasni with his Kings and Lords.)

What ayles the Center of my hapinesse.
Whereon depends the heaven of my delight
Thine eyes the meteors to commaund the world.
Thy hands to axier to maintaine my world.
Thy smiles, the prime and spring-tide of my world.
Thy frawnes, the winter to afflict the world.
Thou Queene of me, I King of all the world.
Alv. Ah feeble eyes lift up and looke on him.
(She riseth as out of a trance.)
Is Rasni here? then droupe no more poore heart:
O how I fainted when I wanted thee? (Embrace him.)
How faine am I, now I may looke on thee?
How glorious is my Rasni? how divine?
Eunukes play hymnes, to prayse his deitie.
He is my loue, and I his Juno am.

Auf alle diese Unthaten geschehen nun Wunder; eine Hand schwenkt drohend ein Schwert aus den Wolken, die Sonnenpriester prophezeien Unheil, aber Rasni achtet ihrer nicht. — Hosea moralisirt über die Sittenlosigkeit der Frauen und fordert zur Reue auf.

Scene XIV. Es tritt einer auf, der sich als Teufel verkleidet hat, um unter dieser Maske allerhand Schelmenstreiche zu vollführen, da die Bewohner Ninive's jetzt durch viele Wunder abergläubisch und durch Geistererscheinungen u. s. w. ängstlich gemacht seien; leider aber entdeckt der Clown des Pudels Kern und prügelt den Vorwitzigen tüchtig ab. — Thrasybulus, Alcon und einige andre, die aus Noth zu Bettlern und Dieben geworden sind, verkaufen dem Wucherer gestohlene Kleider. Während sie bei dem Geschäfte sind, tritt Jonas auf und predigt Busse:

Repent yee men of Ninive, repent,
The day of iudgement comes.
When greedy hearts shall glutted be with fire,
When as corruptions worlde shall be unmaskt,
When briberies shall be repaide with bane,
When Whoredomes shall be recompens'd in,
When riot shall with rigor be rewarded.
When as neglect of truth, contempt of God

Disdaine of poor men, fatherlesse and sicke,
Shall be rewarded with a bitter plague.
Repent yee men of Ninivie, repent.
The lord hath spoke, and I do cry it out.
There are as yet, but forty dayes remaining,
And then shall Ninivie be ouerthrowne.
Repent yee men of Ninivie, repent.
There are as yet, but forty dayes remaining
And then shall Ninivie be ouerthrowne. (Exit.)

Sogleich kommen Wucherer und Diebe zum Bewusstsein ihrer Sünden und gehen in Verzweiflung ab. Hoseas aber moralisirt, nachdem die Bekehrung begonnen, zum letzten Male:

Looke London looke, with inward eyes behold,
What lessons the events doe here unfolde.
Sinne growne to pride, to miserie is thrall,
The warning bell is rung, beware to fall.
Ye worldly men whom wealth doth lift on hie,
Beware and feare, for worldly men must dye,
The time shall come, where least respect remaines,
The sword shall light upon the wisest braines.
The head that deemes to over-top the skie,
Shall perish in his humane pollicie.
Loe I have said, when I have said the truth,
When will is Law, when folly guideth youth.
When shewe of Zeale is prankt in Robes of zeale,
When Ministers powle the pride of Common-weale?
When Lawis made a Labyrinth of strife,
When Honour yields him friend to wicket life.
When Princes heare by others eares their follie,
When Usurie is most accounted holie.
If these should hap, as would to God they might not
The playne is neare, I speake, altough I write not.

Der Engel erscheint und führt ihn fort, damit er seine Busspredigten in Jerusalem fortsetze.

Scene XV. Während Rasni, Alvida und die Vicekönige bei Tafel schwelgen, drängt sich der Clown herein, gewinnt durch seine Spässe die Gunst des Königs und erzählt sein Abenteuer mit dem als Teufel Verkleideten. Da tritt plötzlich Jonas herein, fängt an zu predigen und sofort ziehen alle in den Tempel, indem sie einer nach dem andern reuig ihre Sünden bekennen. Auch der Wucherer tritt noch einmal auf, gefolgt von einem bösen Engel, der ihm einen Dolch und

einen Strick anbietet. Den Gedanken an Selbstmord verwirft er indessen, von der Gnade Gottes Verzeihung hoffend.

Scene XVI. Nun dauert es dem Jonas mit dem Strafgericht Gottes, wodurch Ninive verwüstet werden soll, allmälig zu lange, denn die 40 Tage, die der Stadt nur noch bewilligt waren, sind seit der letzten Scene vergangen. Da erfolgt ein neues Wunder; der Kürbiss, in dessen Schatten Jonas sitzt, wird von einer Schlange verschlungen; auf Jonas' Klage erscheint der Engel u. s. w., die ganze Geschichte, wie sie im Propheten Jonas Cap. IV zu lesen ist. Am Schluss der Scene geht er auf des Engels Geheiss den reuigen Niniviten die Gnade Gottes zu verkünden.

Scene XVII. Adam, der Clown, verwünscht den Propheten Jonas; seitdem er Busse gepredigt, sei der König fromm geworden und habe ein langes Fasten ansagen lassen. In komischer Rede, die offenbar, wie auch sonst einzelne Stellen, Reminiscenzen aus andern Dramen in sich hat, verkündet er seinen Entschluss, trotz grosser Strafandrohung das Fasten zu brechen und fängt tapfer an zu essen und zu trinken. Dabei ertappen ihn aber 2 Aufseher, die ihn nach kurzer Verhandlung zum Galgen schleppen.

Scene XVIII. König und Hof vernehmen nun von Jonas die Verzeihung Gottes, Rasni und Alvida gehen eine förmliche Ehe ein, der Wucherer giebt das unrechtmässig Erworbene zurück, Thrasibulus verspricht das Gestohlene wiederzuerstatten und Jonas schliesst mit einer Predigt an die Londoner, dass sie sich namentlich vor den Stürmen des römischen Antichrists bewahren sollen.

Wer mehr Antheil am Stücke hat, Greene oder Lodge, und welche Theile vom einen und welche vom andern herrühren, wage ich nicht zu entscheiden, selbst Collier hatte hierüber keine Vermuthung.

Was die äussere Einrichtung des Stückes betrifft, so ist auffällig, welcher Menge von Bühnenapparaten dasselbe bedarf. Fast keine Scene vergeht, in der nicht irgend ein Wunder geschieht, eine Zauberei vorgeht, der Blitz einschlägt oder die Erde sich aufthut. Muss den Maschinisten der Bühne doch das Ungeheuerliche gelungen sein, einen Menschen von einem Wallfisch auf die Bühne speien zu lassen — wenn anders überhaupt das Stück jemals aufgeführt worden ist, wovon sich wenigstens auf dem Titel, wie sonst wohl meistens geschieht, keine Andeutung findet. — Ueber die Zeit der Abfassung ist weiter Nichts festzusetzen, als dass sie vor dem September 1592 stattgefunden haben muss, da Robert Greene damals starb. Der erste Druck,

von dem nach Collier III, 218, ein Exemplar noch erhalten ist, stammt aus dem Jahre 1594.

Der vollständige Titel des zweiten Stückes lautet:

The shoomaker's holyday or the gentle craft. With the humorous life of Simon Eyre, shoomaker and Lord Mayor of London. As it was acted before the Queenes most excellent Maiestie on Newyeares day at night, by the right Honourable Early of Notingham, Lord High Admirall of England his Servants. At London, Printed for John Wright and are to be sold at his shop at the signe of the Bible without New-gate. 1618. — 34 Blätter, meistens Blackletterdruck, das letzte Blatt durch Beschädigung zum Theil unlesbar. Ich habe das Stück nirgend erwähnt gefunden, und ist das mir vorliegende Exemplar vielleicht ein unicum. In der Vorrede, die an alle lustige Burschen, professors of the gentle craft, womit, wie in R. Greene's Pinner of Wakefield, das Schuhmacherhandwerk gemeint wird, gerichtet ist, wird besonders hervorgehoben, dass der Inhalt des Stückes keineswegs anstössig . Auch ist der ungenannte Verfasser wirklich leidlich anständig, wenn man die komischen Scenen abzieht, die an den hergebrachten Zoten keinen Mangel leiden. Hinter der Vorrede folgen zunächst 2 „Threemanssongs,“ welche ich mittheile.

Blatt 2b:

The first Three-mans song.

O the month of May, the merry month of May
So frolicke, so gay, and so greene, so greene, so greene,
O and then did I, unto my true loue say
Sweet Peg, thou shalt be my Sommers Queene.

Now the Nightingale, the pretty Nightingale,
The sweetest singer in all the Forrest Quier:
Intreats thee sweet Peggy to heare thy true-loves tale,
Loe yonder she sitteth her breast against a brier.

But O I spye the Cuckoo, the Cuckoo, the Cuckoo*)
See where she sitteth, come away my ioy:

*) Cf. Nares s. v. und Diez, etymolog. Wörterbuch s. v. cucco.

Come away I prethee, I doe not like the Cuckoo
Should sing where my Peggy and I kisse and toy.

O the month of May, the merry etc.

Blatt 3 a:

The Second Three-mans Song.

(This is to be sung at the latter end.*)

Cold's the winde and wet's the raine,
Saint Hugh be our good speed**)
Ill is the weather that bringeth no gaine,
Nor helpes good hearts in need.

Trowle the bowle the iolly Nut-browne bowle
And heere kind mate to thee:
Let's sing a dirge for Saint Hugh's Soule,
And downe it merily.

Downe a downe, hey downe a downe,
(Close with the Tenor boy.)
Hey very, very, downe, a downe.
Hoe well done, to me let come.
Ring compasse gentle joy.

Trowle the bowle, the Nut-browne bowle,
And here, etc. (As often as there be men to trinke. At last, when all haue drunke, this verse.)

Cold's the winde etc.

Nun folgt noch ein Prolog an die Königin. Aus der Anrede an dieselbe:

O grant (bright mirror of true Chastity)
From those life-breathing starres your sunlike eyes,
One gratious smile:

ist wohl zu schliessen, dass das Stück schon unter der Regierung Elisabeth's, die ihre Jungfräulichkeit gern preisen hörte, entstand.

*) sc. des Stückes.
**) Saint Hugh scheint als Schutzpatron der Schuhmacher betrachtet zu werden. Siehe die Probe Blatt 30 a.

Diese Vermuthung wird durch die Notiz bei Collier I, 350 unterstützt, dass die Truppe Henslowe's und Edw. Alleyn's, die früher im Curtain, dann in der Fortuna spielte und sich nach ihrem Patron Lord Nottingham's Servants nannte, gleich nach dem Tode Elisabeth's im Jahre 1604 in den Dienst Prinz Henry's überging und dessen Namen annahm. Es wäre zwar möglich, dass Nottingham eine neue Truppe engagirt hätte, doch findet sich hierüber keine Nachricht. Dagegen ist bekannt, dass Elisabeth zu Weihnachten 1601 von Nottingham's Schauspielern unterhalten wurde (Collier I, 319 vergleiche 317 und 318), womit der Anfang der Vorrede stimmt: Kinde gentleman etc. — I present you heere with a merry conceited Comedie, called, The Shoomaker's Holiday, acted by my Lord Admirals Players at a Christmassetime before the Queens most excellent Majesty. Vor 1591 ist aber das Stück auch wohl schwerlich gespielt worden, da damals sich erst Nottingham's Truppe bildete; auch wird des Tamburlain und des Sultan Soliman (womit vielleicht das Stück Soliman und Perseda, das Kyd zugeschrieben worden ist, aus dem Jahre 1599, gemeint ist) Erwähnung gethan, so dass wir also, freilich nicht mit Sicherheit, die Abfassung des Stückes zwischen 1591 und 1604 zu setzen haben. Möglich ist es, dass irgend eine Stelle im Texte eine mir verborgene Anspielung auf Zeitereignisse enthält. Denn es ist offenbar, dass irgend welche historische Ereignisse einen Anlehnungspunkt für das Sujet abgegeben haben. Leider fehlt mir hier in Thorn der literarische Apparat, um dies zu untersuchen; ich theile daher den Inhalt ausführlich mit, vielleicht dass Andere, denen die nöthigen Bücher zur Hand sind, die Londoner Stadtgeschichte (denn um diese handelt es sich) nach den betreffenden Factis durchsuchen.

Ich theile wiederum nur die Scenen ab.

Scene I. London. Der Lord Mayor Sir Roger Otley und Lord Lincolne im Gespräch. Lincolne, ein hochmüthiger Adliger, der es mit dem Lord Mayor nur nicht offen verderben will, warnt denselben vor seinem Neffen Rowland Lacy, der Otley's Tochter Rose die Cour mache. Derselbe sei ein liederlicher Mensch; einst nach Italien auf Reisen geschickt, habe er schon in Deutschland all sein Geld durchgebracht und sei genöthigt gewesen, sich in Wittenberg bei einem Schuhmacher zu

verdingen. Um ihn nach seiner Rückkehr wieder los zu werde , habe er seinem Neffen ein Oberstenpatent besorgt und werde derselbe bald nach Frankreich in den Krieg ziehen. Nachdem der Lord Mayor Lincolne für die Warnung gedankt und erwähnt, Rose sei schon weit genug fortgeschickt, um nicht mit Lacy in Berührung zu kommen (im Stillen nämlich ist der Lord Mayor der Verbindung seiner Tochter mit einem Adligen principiell abgeneigt), erscheint Lacy, sich von seinem Onkel zu verabschieden. Der Lord Mayor aber eilt nach der Guildhall, wo er den abziehenden Truppen Armaturen und Sold ausliefern soll. Trotzdem nun Lincoln im vertrauten Gespräch seinem Neffen die Liebe zu Rose auszureden sucht und ihn kriegerischen Ruhm erwerben heisst, bittet Lacy doch nach Lincolns Abgang seinen Cousin Askew, einstweilen das Commando der Truppen zu übernehmen, er wolle noch drei Tage in London bleiben, nachher ihn aber in der Normandie treffen, und der Vetter geht darauf ein. Hier treten Eyre, seine Frau, seine Gesellen Firke, Hodge und Rafe Dampert und Jane, des letztgenannten junge Frau, auf, die Hauptleute zu bitten, Rafe vom Kriegsdienst freizugeben. Eyre stellt sich selbst als der Mad Shoomaker of Towerstreet vor, schwatzt entsetzlich viel, indem er stets die Andern zur Ruhe ermahnt, bringt lächerliche Ungereimtheiten vor in dem Bestreben, sich die Miene eines Gebildeten zu geben, verbirgt aber unter dieser possenhaften Aussenseite einen richtigen Sinn und Verstand, den er nachher bei verschiedenen Gelegenheiten bethätigt. Freilich sieht man seine vernünftigen Thaten weniger, als dass man ihn und andere davon sprechen hört, doch ist das die Schuld der Oekonomie des Stückes, nicht der Charakteranlage. — Die Bitten der Schustergesellschaft sind indessen vergebens, Lacy verweigert, Rafe frei zu geben und dieser nimmt von Jane Abschied, indem er ihr ein Paar künstlich gearbeitete Schuhe schenkt.

Scene II. Auf dem Towerhill. Lacy, der sich indessen von der Gesellschaft Eyre's losgemacht, marschirt im Zuge am Lord Mayor, Lincolne etc. vorüber; Trommeln und kriegerischer Lärm; Rafe tritt in die Reihen, das Volk schreit Lebewohl!

Scene III. Zu Oldfort, dem Landsitze des Lord Mayors. Rose, hierher verbannt, beklagt, einen Kranz windend, ihre Trennung von Lacy:

> Here sit thou downe upon this flowry banke,
> And make a Garland for thy Lacies head.
> These Pinkes, these Roses, and these Violets,
> These blusking Gilly flowers, these Marigolds,
> The faire embroydery of his Coronet,
> Carry not halfe such beauty in their cheekes,
> As the sweet countenance of my Lacy doth.
> O my most unkinde father! O my starres!
> Why lour'd you so at my Natiuity,

To make me loue, yet liue rob'd of my loue?
Heare as a theefe am I imprisoned
(For my deere Lacie's sake) within those walles,
Which by my fathers cost were builded up
For better purposes: here must I languith
For him that doth as much lament (I know)
Mine absence, as for him I pine in woe.

Ihre Dienerin Sibylle, die aus London kommt, erzählt in dem herkömmlichen Ammen-Jargon den Abzug der Truppen unter Lacy. Da sie sich nicht darum bekümmert hat, wohin die Truppen gegangen sind, und ob Lacy wirklich mit ihnen gegangen oder nach dem Ausmarsch nach London zurückgekehrt ist, wird sie, dies zu erkunden, nach der Stadt zurückgeschickt.

Scene IV. London, Towerstrasse, früh am Morgen. Lacy erklärt seine Absicht, als Schuhmachergesell bei Eyre einzutreten, um unerkannt in London zu bleiben und Gelegenheit zu haben, Rose zu sehen. Das Handwerk habe er in Wittenberg gelernt. — Eyre treibt seine Gesellen an die Arbeit und hält Weib und Mägde zur Besorgung der häuslichen Geschäfte an. Lacy kommt singend wieder auf die Bühne:

Lacy. Der was een bore van Gelderland, Frolick si byen
He was als dronke he cold nyet stand, vpsolce se byen,
Tap eens de cauneken drink sheue mannekin.

Firke. Maister, for my life yonders a brother of the Gentle Craft, if he beare not Saint Hughe's bones Ile forfeit my bones, hee's some vplandish workman, hire him good maister, that I may learne some gibble gabble, twill make vs worke the faster.

Eyre. Peace Firke, a hard world let him passe, let him vanish, we haue iourneymen enow, peace my fine Firke.

Wife. Nay nay y'are best follow your mans councell, you shall see, what will come on't, we haue not men enow, but we must entertaine euery butterboxe; but let that passe.

Hodge. Dame, fore God if my maister follow pour councell hee'le consume little beefe, he shall be glad of men, and he can catch them.

Firke. I that he shall.

Hodge. Afore God a proper man, and I warrant a fine workeman: Maister farewell, dame adue, if such a man as he cannot finde worke, Hodge is not for you. (Offer to goe.)

Eyre. Stay my fine Hodge.

Firke. Faith and your foreman goe, dame you must take a iourney to seeke a new iourneyman, if Roger remoue, Firke followes, if Saint Hughes bones shall not be set a worke, I may pricke mine awle in the wals, and goe play: fare yee well master, God dame.

Eyre. Tarry my fine Hodge, my briske foreman, stay Firke, peace pudding broth, by the Lord of Ludgate I loue my men as my life, peace you galliman frey, Hodge, if hee want worke, Ile hire him, one of you to him, stay he comes to us.

Lacy. Goeden dach meester, end v uro oak.

Firke. Nailes if I should speake after him without drinking, I should choak, and you friend Oake, are you of the gentle craft.

Lacy. Yaw, yaw, ich beene den skoomaker.

Firke. Den skoomaker quoth a, and hearke you skoomaker, haue you all your tooles, a good rubbing pin, a good stopper, a good dresser, your four sorts of Aules, and your two balles of waxe, your paring knife, your hand and thumble-leathers, and good Saint Hughe's bones to smooth vp your worke.

Lacy. Yaw, yaw, bie niet vor veard, ik hab all de dingen, vwur mack skooes groot and cleane.

Firke. Ha, ha, good maister hire him, heele make me laugh so that I shall worke more in mirth then I can in earnest.

Eyre. Heere you friend, haue you any skill in the mistery of Cordwainers.

Lacy. Ick weet niet wat you seg ich verstaw you niet.

Firke. Why thus man, Ich verste v niet, quoth a.

Lacy. Yaw, yaw, yaw, ick can dat well doen.

Firke. Yaw, yaw, he speaks yawing like a Jacke daw, that gapes to be fed with cheese curdes, O heele giue a villanous pull at a can of double beere, but Hodge, and I haue the vantage, wee must drink first, because wee are the eldest Journeyman.

Eyre. What is thy name.

Lacy. Hans, Hans Meulter.

Eyre. Give me thy hand, thou art welcome, Hodge entertaine him, Firke bid him welcome, com Hans, runne wife, bid your maids, your trullibubs, make ready my fine mens breakfasts: to him Hodge.

Hodge. Hans, th'art welcome. vse thy selfe friendly, for we are good fellowes, if not, thou shalt be fought with, wert thou bigger than a Gyant

Firke. Yea, and drunk with wert thou Gargantua, my maister keeps no Cowards, I tell thee: hoe, boy, bring him an heeleblock, heeres a new Journeyman. (Enter Boy.)

Lacy. O ich wersto, you ich moet een halne dossen, Cans betalen: here boy nempt dis skilling, tap eens freelicke. (Exit Boy.)

Nachdem Lacy sich so bei Eyre, der ihn in der Verkleidung nicht erkennt, vermiethet hat, gehen alle zum Frühstück.

Scene V. Warner und Hammon, zwei verwandte Londoner Bürger, verfolgen auf der Jagd in der Nähe von Oldfort einen Hirsch. Sie verlieren seine Spur, gerathen in den Garten des Lord Mayor und treffen Rose, in welche Hammon sich verliebt. Der hinzukommende

Lord Mayor ladet sie als alte Bekannte zu sich ein, indem er für sich äussert, Hammon sei ein passender Mann für Rose.

Scene VI. Lebhafte Scene bei Eyre. Die Gesellen feiern blauen Montag, werden deswegen von Eyre's Frau gescholten, wollen ärgerlich das Haus verlassen, bleiben jedoch von Eyre selbst besänftigt und bekräftigen die Erneuerung des Bundes durch einen Trunk Bier, der aus der Schenke zum wilden Schweinskopf geholt wird. Die Gesellen gehen darauf wieder an die Arbeit, Hodge arbeitet ein Paar Schuhe für Rose. Dem Meister ist von einem holländischen Schiffer durch Hans eine Schiffsladung Specereien zum Kauf billig angeboten; der Eigenthümer desselben wage sich nicht zu zeigen; warum, sieht man nicht. Wenn Eyre selbst kein Geld habe, so solle er erst an einem späteren Termine bezahlen, indessen könne er die Ladung sehr vortheilhaft verkaufen, und mit einem Schlage ein reicher Mann werden. Jetzt stellt sich erst heraus, dass Eyre bereits Alderman von London ist; er zieht sein Staatskleid an, steckt den Siegelring auf und begibt sich zu dem Schiffe, die Ladung zu besehen. Die Verhandlung hat durchaus etwas Unklares.

Scene VII. London, bei Lord Lincolne. Dodger, Lincolne's Vertrauter, berichtet über einen Sieg der Engländer über die Franzosen am 18. Mai. Dabei erfährt Lincolne erst, dass Lacy nicht bei der Armee ist und dass Askew seine Stelle vertritt. Dodger wird ausgeschickt, Lacy aufzuspüren.

Scene VIII. London, beim Lord Mayor. Dieser Auftritt, in welchem Hammon, vom Lord Mayor und dessen Freund Scott belauscht, vergeblich um Rose's Hand wirbt, finde als Probe hier eine Stelle:

L. M. Good master Scot, I have been bold with you,
To be a witnesse to a weding knot,
Betwixt yong master Hammon and my daughter.
O stand aside, see where the louers come.

Enter Hammon and Rose.

Rose. Canit be possible you loue me so?
No, no, within those eye-bals Jespy,
Apparant likelyhoods of flattery,
Pray now let goe my hand.
Ham. Sweet mistris Rose.
Misconstrue not my words, nor misconceiue
Of my affection, whose denoted soule
Sweares that I loue the dearer then my heart.
Rose. As deare as your owne heart. I iudge it right.
Men loue their hearts best when th'are out of sight.
Ham. I loue you by this hand.

Rose.	Yet hands off now:
	If flesh be fraile, haw weake and frail's your now,
Ham.	Then by my life I sweare.
Rose.	Then do not brawle,
	One quarrell looseth wife and life and all,
	Is not your meaning thus:
Ham.	In faith you iest.
Rose.	Loue loues to spart therefore leaue loue y'are best.
L. M.	What square they master Scot?
Scot.	Sir, never doubt,
	Louers are quickly in, and quickly out.
Ham.	Sweet Rose, be not so strange in fansying me,
	Nay never turne aside, shunne not my sight.
	Iam not growne so fond, to fond my loue,
	On any that shall quit it with disdaine,
	If you will loue me, so if not fare well.
L. M.	Why how now louers, are you both agreed?
Ham.	Yes faith my Lord.
L. M.	Tis will, giue me your hand, giue me yours daughter.
	How now, both pull back, what meanes this, Girle?
Rose.	I meane to liue a maide.
Ham.	But not to die one, pawse ere that be said. (aside.)
L. M.	Will you still crosse me? still be obstinate?
Ham.	Nay chide her not my Lord for doing well,
	If she can liue an happy virgins life,
	Tis farre more blessed then to be a wife.
Rose.	Say, sir, I cannot, I haue made a vow,
	Who euer be my husband tis not you.
L. M.	Your tongue is quicke but M. Hammon know,
	I had you welcome to another end.
Ham.	What, would you have me pale, and pine, and pray,
	With louely Lady mistris of my heart,
	Pardon your seruant, and the rimer play,
	Rayling on Cupid, and his tyrants dart?
	An shall I undertake some martiall spoyle,
	Wearing your gloue at Turney and at Tilt,
	And tell how many gallants I unhast,
	Sweet, will this pleasure you?
Rose.	Yes, when wilt begin?
	What loue-rimes man? fie on that deadly sinne.
L. M.	If you will haue her, Ile make her agree.
Ham.	Enforced loue is worse then hat to mee,
	There is a wench keepes shop in the old change,
	To her will I it is not wealth I seeke,
	I haue enough, and will preferre her loue

Before the world: my good Lord Maior adew,
Old loue for me, I haue no luck with new. (Exit.)

L. M. Now mammet you have well behau'd yourselfe,
But you shall curse your coynesse if I liue:
Whose within theere: see you convay your mistris
Straight to th'old Ford, Ile keep you straite enough,
Fore God I would haue sworne the puling Girle
Would willingly accepted Hammons loue;
But banish him my thoughts, go minion in. (Exit Rose.)

Nachdem also Rose zur Strafe für ihre Weigerung wieder nach Oldfort verbannt ist, berichtet Scott von dem grossen Gewinne, den Eyre bei dem Kauf gemacht, letzterer könne jetzt wohl bald Sheriff werden. Eyre selbst erscheint, Mr. Scott nach der Guildhall abzuholen; wozu, ist nicht klar. Nach ihrem Abgange berichtet Dodger im Auftrage des Lord Lincolne dem Lord Mayor, dass Lacy sich in London aufhalte. Der Lord Mayor eilt ebenfalls nach der Guildhall.

Scene IX. London, bei Eyre. Zu der, durch ihres Mannes Glück eitel gewordenen Frau, die mit den Gesellen ein nicht eben feines Gespräch führt, tritt, aus dem Kriege lahm zurückkommend, Rafe Damport und erkundigt sich nach seiner Frau Jane. Da Niemand ihm zu sagen weiss, was aus ihr geworden ist, geht er traurig ab, sie aufzusuchen. Nun kommt die Botschaft, dass Eyre zum Sheriff gewählt ist und bald er selbst mit der goldnen Kette. Der Lord Mayor hat Eyre und sein Weib zu einer Festlichkeit nach Oldfort eingeladen und die Gesellen beschliessen, zur Belustigung der Herrschaften einen Mohrentanz aufzuführen, bei welcher Gelegenheit Lacy Rose wieder zu sehen hofft.

Scene X. Gesellschaft in Oldfort. Der Mohrentanz. Rose erkennt Lacy und trinkt ihm zu.

Scene XI. Jane sitzt nähend in einem Laden, den sie zum Erwerb ihres Unterhalts geöffnet hat. Hammon, der soeben um des Lord Mayors Tochter geworben, bittet Jane, die Frau des Schustergesellen, um ihre Liebe. Sie jedoch, von der Erinnerung an ihren Mann erfüllt, weist ihn ab und erst nach vielen Bitten erhält er die Zusage, dass, wenn sie überhaupt jemals wieder heirathete, sie ihn nehmen wolle.

Scene XII. Hodge ist Meister geworden und die früher bei Eyre beschäftigten Gesellen, unter ihnen auch Lacy und Rafe, sind bei ihm eingetreten, da Eyre offenbar, nachdem er Sheriff geworden, das Geschäft aufgegeben hat. Indessen hat Rose die Sibylle abgeschickt, um Lacy aufzusuchen und ihn unter dem Vorwande, dass er die bestellten Schuhe ihr anprobiren solle, ihr zuzuführen.

Nachdem Sibylle und Lacy fortgegangen, bringt ein Diener einen Schuh, nach welchem bis zum andern Tage ein vollkommen gleiches

Paar gemacht werden solle für die Braut des Mr. Hammon, der am andern Tage in der St. Faith's Church getraut werden solle. Rafe erkennt den Schuh als einen von denen, die er Jane gegeben, als er zum Kriegsdienst gepresst wurde, beschliesst mit einer Schaar Gesellen den Kirchgang des Paares abzuwarten und die Braut, wenn sie Jane sei, dem Bräutigam zu entreissen.

Scene XIII. Beim Lord Mayor. Lacy und Rose verabreden sich, sofort in der Savoy zu heirathen und zu entfliehen. Die Flucht wird entdeckt, der Lord Mayor und Lincolne, der grade dazu kommt, beschliessen alles aufzuwenden, der Flüchtigen habhaft zu werden, um die schimpfliche Verbindung der Lord-Mayors-Tochter mit einem Gesellen zu verhindern. Firke, der Schuhmacher, der grade mit den für Rose bestellten Schuhen ankommt (ohne zu wissen, dass Hans, d. h. Lacy sie schon gebracht hat) übersieht sogleich die Lage, und befragt, ob er wisse, wohin sich sein Genosse mit Rose gewendet, leitet er die Verfolger auf eine falsche Spur, indem er angibt, sie wollten sich in der St. Faith's Church trauen lassen, wo in der That Hammon und Jane zusammengegeben werden sollen. Wie er dies Alles gleich erfahren hat, bleibt freilich im Dunkeln.

Scene XIV. Bei Eyre. Rose, die dorthin zuerst mit Lacy geflüchtet, wird wegen der Flucht aus dem elterlichen Hause von Eyre und Frau getröstet. Das Paar geht zur Kirche. — Vorbereitung zu einem grossen Fastnachtsschmaus. Eyre erzählt, dass der König bei ihm und dem Lord Mayor speisen werde.

Scene XV. Rafe und seine Schaar lauern Hammon auf. Dieser kommt mit Jane, beide maskirt, auf dem Wege zur Kirche. Rafe springt vor, Jane erkennt ihn und verlässt Hammon. Nun kommen auch der Lord Mayor und Lincolne, halten die Maskirten für Rose und den Schustergesellen, zwingen sie die Masken abzulegen und sehen sich getäuscht. In diesem Augenblick eilt aber Dodger, Lincolne's Spürhund, herbei, meldet, dass Lacy und Rose soeben in der Savoy getraut sind, und dass Eyre, bei dem der König heute speisst, diesen bitten wird, die Vermittelung zwischen dem Paare und den alten Herren zu übernehmen. Alle ab. — Eine Schaar Lehrlinge strömt zusammen, die Fastnacht mit Lärm und Gelage zu feiern.

Blatt 30 a:

Enter more Prentises.

All. Whoop looke heere.

Hodge. How now mad lads wether away so fast?

1. Pren. Whither? why to the great new Hall, know you not why? the Lord Maior hath bidden all the prentises in London to breakefast this morning.

All. Oh braue Shoomaker, oh braue Lord of incomprehensible good fellowship, whoo, hearke you, the Pancake-Bell rings.

(Cast up Caps.)

Firke. Nay more my hearts euery Shroue-tues-day is our yeare of Jubile: and when the Pancake-Bell rings, wee are as free as my Lord Mayor, wee may shut up our shops and make holiday: Ile haue it cal'd Saint Hughs Holiday.

All. Agreed, agreed, Saint Hughes Holiday.

Hodge. And this shall continue for euer.

All. Oh braue; come come my hearts, away, away.

Firke. O eternall credit to us of the Gentle Craft march faire my hearts, O rare. (Exeunt.)

Das Ganze ist eine sehr bewegte und gut durchgeführte Scene.

Scene XVI. Strasse. Der König mit Gefolge; ein Edelmann unterrichtet den König über den Charakter und Lebenslauf des neuen Lord Mayors.

Scene XVII. Schlussscene bei Eyre. Viele gedeckte Tische, Der König vermittelt die Versöhnung Lacy's und Rose's mit Lincolne und dem alten Lord Mayor. Nun wird die Gründung von Leaden-hall, die Eyre zugeschrieben wird, vom Dichter eingeflochten:

Eyre. O my Liege, this honur you haue done to my fine Journeyman here, Rowland Lacy, and all thehe fauour, which you haue showne to me this day in my poore house, will make Simon Eyre liue longer by one dozen of warme Summers more then he should.

King. Nay my mad Lord Mayor (that shall be thy name.)
If any grace of mine can length thy life:
One honor more ile doe thee, that new building,
Which at thy cost in Cornehill is erected
Shall take a name from us, weele have it cald,
The Leaden-Hall, because in digging it,
You found the lead that couereth the same.
Eyre. I thanke your Maiesty.
Wife. God blesse your grace.
King. Lincolne, a word with you.

Enter Hodge, Firke and more Shoomakers.

Eyre. How now my mad knaues, Peace, speake softly, yonder is the King.

King. With the old troope which there we keepe in pay.
We will incorporate a new supply.
Before one Summer more passe ore my head:
France shall repent England was iniured.
What are thohe.
Hans. All shoomakers my Liege.
Sometimes my Fellowes, in their companies,
I liv'd as merry as an Emperor.

King. My mad Lord Maior, are all these Shoomakers?

Eyre. All Shoomakers my Liege, all Gentleman of the Gentle Craft, true Troyans, couragious Cordwainers, they all kneele to the shrine of holy Saint Hugh.

All. God save your Maiesty.

King. Mad Simon, would they any thing with us?

Eyre. Mum, mad knaues not a word, Ile doo't, I warrant you, They are all Beggers my Liege, all for themselues and I for them all. on both my knees doe intreate, that for the honour of poore Simon Eyre, and the good of his Brethren, these mad knaues, your grace would vouchsafe some priuiledge to my new Leaden-hall, that it may be lawfull for no to buy and sell Leather there two dayes in a weeke.

King. Mad Sim, I grant your sute, you shall haue Pattent,
To hold two Market dayes in Leaden-Hall,
Mondayes and Fridayes, those shall be the times:
Will this content you?

All. Jesus blesse your grace.

Mit dem Dank des Königs für die gute Bewirthung schliesst das Stück.

Thorn. Fritsche.

Beurtheilungen und kurze Anzeigen.

Goethe's lyrische Gedichte. Für gebildete Leser erläutert von H. Düntzer. 2 Bände. Elberfeld. 1857 und 1858. Verlag von R. L. Friedrichs.

Dichter sein ist das erste;
Aber das zweite, Dichter verstehn und lieben.

Mit diesen Worten eines griechischen Dichters hatte Kannegiesser im Jahre 1835 seine Vorträge über eine Auswahl von Goethe's lyrischen Gedichten geschlossen. Vor Andern scheint der neueste Ausleger dieser Gedichte jene Worte, in besondrer Anwendung auf Goethe, zu seinem Wahlspruche erkoren zu haben. Fürwahr, Niemand hat für die Erläuterung dieses Dichters so viel gethan, so viel auf ihn bezügliches Material gesammelt, so viel an Büchern und einzelnen Aufsätzen über ihn seit etwa zwanzig Jahren in die Welt gesandt, als Herr Düntzer. Sein schriftstellerischer Fleiss allein hat uns mit einer beträchtlichen Goethe-Bibliotek beschenkt. Und nicht nur Goethe, allen hervortretenden Persönlichkeiten, mit welchen Jener im langen Lebenslaufe in nähere Berührung gerathen, ist die gleiche in das Detail ihres Lebens und Wirkens mikroskopisch eindringende Sorgfalt, wie noch kürzlich dem wunderlichen Kauffmann und dem Prinzen Costantin von Weimar, gewidmet worden.

Für kein Werk der Goetheschen Muse konnten diese allseitigen Vorarbeiten fruchtbarer sein als für die das Leben des Dichters in allen seinen Stadien, vom Knabenalter bis zu den letzten Worten des Greises (wir haben ja noch Strophen aus dem März 1832) wiederspiegelnden „Gedichte" desselben. Die vorliegende Erläuterung zeigt diese günstige Wirkung der genauesten Vertrautheit mit dem Stoffe auf jedem Blatte, und wir begrüssen deshalb diesen Commentar, wie als den letzten, so auch als den gediegensten Versuch, an jenen Gedichten eine philologische Kritik zu üben.

In zwei Bändchen bespricht der Verfasser dieselben, nach einer kurzen Einleitung über ihre Entstehung und Sammlung, in der Reihenfolge, wie sie sich in Band I, II und IV der Werke (in 40 Bänden) vorfinden; dagegen ist der Inhalt der Bände III und VI unberücksichtigt geblieben. Dadurch unterscheidet das Werk sich wesentlich von dem dreibändigen, die Gedichte chronologisch besprechenden Viehoffschen Commentare. Denn dieser, insofern vollständiger, als er auch die Gedichte aus fremden Sprachen, den ganzen Band VI, und, obschon nur flüchtig, die Gedichte des Band III der Werke, sowie die in letztern überhaupt nicht enthaltenen Gedichte, in den Bereich der Erörterung gezogen, büsst dadurch, dass er fast in jeder Rubrik einzelne Nummern uncommentirt gelassen, wieder an Vollständigkeit erheblich ein. Die Düntzersche Erläuterung gewährt dagegen, innerhalb des

von ihr gewählten Gebiets, den Vorzug absoluter Vollständigkeit. Es findet daher auch äusserlich von Kannegiesser's beschränkter Auswahl, zu Viehoffs noch lückenhaftem Commentare, und von diesem zu der Erläuterung von Düntzer, welcher keiner einzigen Strophe aus dem Weg gegangen, ein Fortschritt und eine Entwicklung statt. Streng genommen, ist überhaupt erst in allerneuster Zeit ein durch die ganze Gedichtsammlung fortlaufender Commentar möglich geworden. Es ist sehr erklärlich, weshalb früher die Gedichte weniger ausgelegt, als, wie zum Beispiel Göschel mit den Sprüchen und zahmen Xenien gethan, zum Ausgangspunkt ästhetischer Abschweifungen und oft leeren Geschwätzes benutzt wurden. Aus der frühern Zeit zeichnet sich allein Wurm durch die sachgemässe und, was die orientalischen Quellen anbelangt, erschöpfende Erklärung des Divans aus, in dem Grade, dass noch heute die Divanserklärer ganz auf seinen Schultern stehn. Von einem Commentar darf man indessen nicht eine Poëtik oder eine Literaturgeschichte erwarten. Im Bewusstsein des jetzt noch dringendsten Bedürfnisses heissen wir sogar die Erläuterung am freudigsten willkommen, welche alle ästhetischen Zergliederungen vollständig ablehnt. Wichtiger als die ästhetische Würdigung, für welche der sichre thatsächliche Boden erst bereitet sein muss, ist dermalen noch die Sinn-Ermittlung. Ehe dieser Vorarbeit nicht genügend entsprochen ist, schwebt die Interpretation in der Luft. Auch beim Studium unsrer grossen Literaturepoche wird es gerathen sein, der mehr historischen als philosophischen Arbeiten zugewandten Richtung der Zeit zu folgen und zuvor die Thatsachen festzustellen, ehe von Neuem darüber speculirt wird. Unsre Zeit steht jener Epoche noch nah genug, um sie in ihrer Eigenthümlichkeit ganz zu verstehn; Viele ihrer Zeitgenossen sind oder waren noch die unsrigen. Zugleich aber stehn wir jener Zeit so fern, dass wir sie schon als fremd anzuschaun und unparteiisch zu würdigen vermögen. Was während jener Epoche nicht möglich war, was nach einigen Decennien kaum noch möglich sein wird, die geheimen Beziehungen ihrer Schrift-Denkmale offen zu legen, kann allein heute gelingen. Die massenhaften Publicationen auf diesem Gebiete haben für diese Arbeit ein reiches Material geliefert und noch zu erwartende Mittheilungen werden den mit kritischer Wünschelruthe begabten Händen unerwartete Schätze liefern. Das vorliegende Werk bezeichnet genau den Standpunkt, auf welchem sich diese Art moderner Philologie augenblicklich befindet. Freilich kann die ihrer innersten, durch das zu erklärende Object bestimmten, Natur nach universelle Aufgabe nicht von einem Einzelnen gelöst werden. Wird auch Jeder, der bei einer ausgebreiteten Lectüre alter und neuer Schriften den Text der vierzig Bände Goethescher Schriften im Kopfe gegenwärtig hat, einen grossen Theil der Erklärungen auffinden, so spielt hier doch auch der Zufall erheblich mit. Alles Dunkle aufzuklären, könnte nur Mehreren gelingen. Der Aesthetiker also darf nicht hoffen, dem Charakter und der wahren Bedeutung des einzelnen Gedichts gerecht zu werden, ehe er sich nicht die Resultate einer solchen alle die Entstehung des Gedichts betreffenden Momente zusammenfassenden Thätigkeit angeeignet hat. Und umgekehrt darf die letztre in ihren Untersuchungen über die Gränzen der Aufgabe, der ästhetischen Kritik den Boden zu bereiten, nicht hinausgehn.

Prüft man an diesem Maassstabe die Düntzersche Arbeit, so wird man die zuletzt angedeuteten Schranken nie überschritten, innerhalb derselben aber eine über Erwartung reiche Fülle an neuen Aufschlüssen niedergelegt finden. Der Trieb zu literarhistorischen Digressionen, welchem Folge zu geben der Verfasser vielfach versucht gewesen sein wird, erscheint überall zurückgehalten durch den Wunsch, nur Resultate zu geben. Diess ist denn auch so vollständig geschehn, dass schwerlich etwas vermisst, selten ein Irrthum wird nachgewiesen werden können. Der Verfasser war in Folge seiner, wohl auch durch Hirzel's vorzügliche Goethe-Bibliothek geförderten, biblio-

graphischen Kenntnisse und durch umfassende Text-Vergleichungen in den Stand gesetzt, die Lesarten vollständig zu geben, für die Entstehungszeit mancher Gedichte sichre Daten neu zu gewinnen, ihren Umwandlungs-Process darzulegen und, gestützt auf Sprachkenntnisse, den oft schwierigen Wortsinn sicher festzustellen. Dabei hat sich derselbe offenbar der grösstmöglichsten Kürze beflissen. Während andre Arbeiten dieser Art mehr für den Kenner als für das Publicum geschrieben scheinen, ist hier das Bedürfniss des letztern massgebend gewesen und der durch die Ueberschrift: „Supplement zur Volksbibliothek der deutschen Classiker," angegebne Charakter des Werks überall festgehalten. Die Fachmänner möchten dagegen oft speciellere Nachweisungen und Citate vermissen. Als Beispiel der Kürze und Enthaltsamkeit des Verfassers, sowie der glücklichen Interpretation greifen wir die Erklärung der kleinen Elegie „Wiedersehn" heraus. Die Auslegung ist mit zehn Zeilen fertig. Das Gedicht, schon 1795 gedruckt und die erste Elegie nach den Römischen, ist nicht leicht zu verstehn und deshalb wohl von den frühern Auslegern übergangen. Die Schwierigkeit liegt darin, dass von zwei Zeitbestimmungen die eine im figürlichen, die andre im wirklichen Sinne zu fassen, aber nicht ganz klar ist, welcher von beiden die figürliche, welcher die eigentliche Bedeutung zugetheilt werden muss. Ist das „Gestern" der gestrige Tag, so sind die zehn Blüthen- und Frucht-Jahre des Schlusses nothwendig figürlich gemeint. Der Sinn der Worte der Geliebten wäre dann etwa: mir, dem tiefer fühlenden Weibe, wurde die erste Trennungsnacht nach dem Geständnisse unsrer Liebe, in Gedanken, zu einem ganzen Leben. Einfacher ist der Sinn, wenn man das „Gestern" figürlich nimmt, und die Liebenden zehn wirkliche Jahre getrennt sein lässt. Mit Recht hat der Verfasser die Sache so aufgefasst. Die Worte der Geliebten: „Träume, rede von gestern!" „Gestern sagst du?" deuten darauf hin, dass das Gestern eben ein erträumtes, fingirtes war, obschon die Art, wie der Geliebte zu Anfang des Gestern gedenkt, diess nicht erwarten liess.

Aehnliche, nur weit grössere Schwierigkeiten bietet das Gedicht: „Deutscher Parnass." Ist es ernsthaft, ist es ironisch gemeint? Auf den ersten Anblick möchte man Viehoff Recht geben, der das Erstere annimmt. Indem derselbe das Gedicht zugleich in das Jahr 1779 verlegt, erblickt er, dem entsprechend, in den das Heiligthum Entweihenden die Stürmer und Dränger der 70er Jahre. Düntzer dagegen hat sich, gestützt auf Stellen der Goethe-Schillerschen Correspondenz, mit grosser Bestimmtheit für die entgegengesetzte Auffassung entschieden, mithin in den Apollo-Feinden die Xenien-Dichter selbst erkannt. Damit ist allerdings der wahre Sinn des Gedichts getroffen, worin in heitrer Selbst-Parodie der innerste Gedanke der Anti-Xenisten weit reicher und schöner, als sie es selbst vermocht, ausgeführt wird. Die erstgedachte Annahme stände mit der Stellung, welche der Dichter damals auf dem Parnasse einnahm, ebenso im Widerspruch, als die Düntzersche Auffassung derselben und der Gemüthsruhe, mit welcher Goethe auf die Angriffe der Anti-Xenien herabsah, entspricht. Als Herder ihn in früher Zeit einen irren Götzenpriester schalt, schmerzte das Wort: jetzt war das innere poetische Gewissen so frei und stark, dass er sich selbst als Götzenpriester und Abtrünnigen Preis geben konnte. Diese ironische Intention kann keinem Zweifel unterliegen, da für die Annahme einer früheren Entstehung des Gedichts sich gar kein Anhalt bietet. Vielmehr lassen die Worte Goethe's: „Möge ich das edle Werk doch bald gedruckt sehn; ich habe Niemand etwas davon gesagt," darauf schliessen, dass dasselbe erst eben entstanden war. Das Absichtliche, Momentane und Locale ist jedoch in dem Gedichte derartig vertilgt, dass es Jedem unbenommen sein darf, dasselbe auch in der Viehoff'schen Auffassung zu geniessen.

Wie in vielen Fällen der Sinn der Gedichte durch positive neue Ermittlungen des Verfassers zum ersten Male erschlossen wird, davon giebt

die, Viehoff nicht gelungene, Erklärung des Gedichts: „Magisches Netz“ ein interessantes Beispiel. Die Erläuterung umfasst nur achtzehn Zeilen; aber alle Beziehungen des Gedichts sind aufgehellt. Nichts mehr ist daran erklärungsbedürftig geblieben. Durch eine Mittheilung von Varnhagen wurde die Strickerei der beiden Netze persönlich und leibhaftig entdeckt. Nur das dem Gedichte beigegebne Datum: „Zum ersten Mai 1803“ blieb unerklärt. Nun kommt in einem Briefe von Gerning an Knebel*) die Aeusserung vor: „Empfehlen Sie mich .... besonders zum 1. Mai ganz lenzerinnerlich der lieblichen Maitochter.“ Nur der Aufmerksamkeit und dem Scharfsinne des Verfassers konnte sofort die Combination dieses 1. Mais mit der vox jucunditatis des Gedichts und die Schlussfolgerung gelingen, dass dieses dem Geburtstage der Schönen, welche an demselben wohl Geschenke austheilte, nicht empfing, gegolten habe. Wem solche Aufschlüsse aus der empirischen Welt unwesentlich, gar nichtig erscheinen, der bedenke, dass die Aufgabe des Commentar's nur sein kann, Undeutliches zu verdeutlichen. Jenes Datum, ein integrirender Theil des Gedichts, war bis jetzt ganz unverständlich; so oft auch gedruckt, so vielfach gelesen, es blieb todter Buchstabe. Jetzt ist es für immer erklärt und wer kann voraus bestimmen, welchen Werth dergleichen kleine Enthüllungen dereinst einer fortgeschrittnen Kritik gewinnen können.

Aehnlicher Art ist die Notiz, der wir im Düntzerschen Commentare zum ersten Male begegnen, dass die dem Geburtstage einer andern Maitochter gewidmeten Verse: „Wenn Kranz auf Kranz den Tag umwindet,“ **) sich auf den im siebenzehnten Sonette verborgenen Namen beziehn. Diese Nachricht, für die wir Herrn Düntzer besonders dankbar sind, ist insofern von Wichtigkeit, als dadurch der widerliche Streit, der über die wahre Laura jener Sonette neuerdings wieder entbrannte, wenigstens theilweise, authentisch geschlichtet wird. Denn in der Note zu jenen Versen sagt Goethe selbst, dass die darin Gefeierte sich auf manchem Blatte seiner kleinen (1815) gedruckten Gedichte wie im Spiegel habe wiederfinden können. Dieser Spiegel können nur die, mit jenen Gedichten 1815 zuerst gedruckten, Sonette gewesen sein, indem die Beziehung auf andre, frühere, Poesien durch die damalige Jugend der Geliebten ausgeschlossen wird. Es ergiebt sich demnach als sicher, dass die Sonette mehrentheils der im Charadensonett Verborgnen gelten, wobei die Annahme, dass einige davon durch Bettina oder andre Personen veranlasst seien, bestehn kann. Wahrscheinlich wird es noch gelingen, diesen Punkt ebenso klar zu eruiren, als dies in Betreff der persönlichen Beziehungen der älteren Gedichte, namentlich nach dem Erscheinen der Steinschen Briefe und des Herderschen Nachlasses, fast überall möglich geworden ist. Freilich nur fast überall. Denn leider sind, um nur Eins anzuführen, bei der schönen Epistel: „An Lottchen. Mitten im Getümmel mancher Freuden“ die individuellen Bezüge, die dieses Gedicht erst in das rechte Licht stellen, ihm Leben und Wärme verleihen würden, während man jetzt nur allgemein den Ausdruck schöner Empfindungen bewundern kann, noch nicht entziffert, die Ausleger daher auf Conjecturen verwiesen. Bei dieser leichtern poetischen Gattung ist die Kenntniss der realen Verhältnisse unerlässlich. Von der gedachten Epistel weiss man aber weder, an wen sie gerichtet, noch welche Personen es sind, deren dieselbe sonst gedenkt. Die Beziehung der darin erwähnten „Beiden“ auf die Gebrüder Stolberg ist von Herrn Düntzer sehr scharfsinnig motivirt. Doch kann die Identität der Neben-Personen des Gedichts erst dann sicher festgestellt werden, wenn sich die Hauptperson zu erkennen gegeben. Wenn

*) Zur deutschen Literatur und Geschichte, herausgegeben von H. Düntzer. Nürnberg. Raspe. 1858. 2. Thle.

**) S. 113. Bd. 6. der Werke. Ausg. in 40 Bänden.

in derselben von Düntzer eine unbekannte in einem Briefe Goethe's an Auguste Stolberg erwähnte, Dame, dagegen Lotte Buff von Viehoff, und Lotte Jacobi von Bergk gefunden wird, so kann darauf nicht viel geben, wer sich erinnert, wie durch das Bekanntwerden der wahren Beziehungen vieler Gedichte, z. B. „Pilgers Morgenlied“ und „Elysium“ alle frühern Auslegungen über den Haufen geworfen wurden.

Freilich gehn derartige Ermittlungen oft bei denen spurlos vorüber, welche am meisten Beruf hätten, davon Nutzen zu ziehn. So hat Kühne in dem geistprunkenden Aufsatze: Goethe in der Schule der Frauen (Europa. 1857. Nr. 27 — 36) die in jenen Liedern vorkommenden Personen Urania und Lila, über die nunmehr kein Zweifel besteht, noch nach verjährten Conjecturen gedeutet und die durch Goethe's Frau veranlassten Gedichte „Morgenklagen“ und „der Besuch,“ ganz irrig auf Lilli und das erstre zugleich auch auf die Stein bezogen. Auch lässt er den Gatten von Charlotte Buff Ministerresident in Rom werden! Von ähnlichen Fehlern, auch, was uns hier interessirt, in Betreff der Goetheschen Gedichte, wimmelt es in dem Grundriss zur deutschen Dichtung von K. Goedeke, der alle Ursache hatte, gegen Düntzer bescheidner aufzutreten. Dass Kotzebue durch Georg Sand getödtet worden (S. 680), dass Goethe im Mai 1778 in Potsdam Friedrich den Grossen gesehn,*) der längst im Felde stand und dessen Abwesenheit grade vom Herzog von Weimar zu einem Besuche in Berlin benutzt wurde, wonach die ganze Darstellung S. 769 und 770 zu modificiren ist; dass die Marquise Branconi Langenstein vom Prinzen Friedrich von Preussen geschenkt erhalten (S. 751), während ein solcher gar nicht existirte, geschweige Güter verschenkte, die Marquise vielmehr das Gut 1776 vom bekannten Prinzen Heinrich von Preussen, wahrscheinlich mit braunschweigschem Gelde, erkaufte; dass S. 726, als Verlobter Lilli's. v. Türkheim statt Bernard und Seite 778, als „der Alte“ in Hildburghausen, Herzog Ernst, statt des 80jährigen Regenten Herzogs Joseph, Führers der Reichsarmee bei Rossbach, genannt sind – diese und eine Menge ähnlicher kleiner factischer Irrthümer, wie Seite 847 Goethe's Frankfurter Reise im Jahre 1807, kommen bei einem so grossen und verdienstvollen, gradezu Epoche machenden Werke nicht in Anschlag. Doch wird es Jedem unbenommen sein, dergleichen zu berichtigen: ein Anspruch, den Herr Goedeke, nach dem Vorwort vom 10 November v. J. zu schliessen, Herrn Düntzer absprechen zu wollen scheint. Es ist die Prätension, fleckenloser zu sein als die Sonne, bei dem, für den eignes Verdienst laut genug spricht, um so verwunderlicher. Den Seite 719 begangnen offenbaren Irrthum, wonach Goethe für die Frankfurter Gel. Anz. bis zum 2. April 1775 Recensionen geschrieben haben soll, wiederholt Goedeke, trotz Düntzer's Rüge, im Vorwort mit Berufung auf die Thatsachen; diese aber schlagen ihn; denn Goethe's Theilnahme an jenem Blatte hörte im August 1873 völlig auf, wie ein oberflächlicher Blick in Hirzel's Verzeichniss von Goethe's Schriften zeigt; aus der von Goethe verfassten Nachrede an das Publicum zu Ende 1772 geht sogar hervor, dass er schon damals vom Recensiren zurück treten wollte; dass er am 21. April 1775 das Blatt zu einem Inserat benutzte, welches Goedeke, Seite 720 zufolge, nicht gelesen zu haben scheint, hat jenen Irrthum offenbar veranlasst; im Vorbeigehn bemerken wir zu Seite 718, dass Schlosser und Herder als Mitarbeiter, erstrer als der thätigste von allen genannt zu werden verdienten. Eben so obstinat ist Goedeke, „Hans Sachsens poetische Sendung“ dem Jahre 1774 zuzuschreiben, ohne die Gründe zu nennen; während Goethe selbst (Steinsche Briefe I, 41) sagt, dass er das Gedicht auf der Reise nach Leipzig, die in den März 1776 fiel, an-

*) Diesen Irrthum hat zuerst Freese, nicht Lewes, aufgebracht und durch eigne Erfindungen verstärkt.

gefangen; es geht aus der Richtung, welche der Merkur damals einschlug hervor, warum das Gedicht in dieser Zeit und für dies Blatt verfasst wurde. Mit Düntzer musste Jeder es unbegreiflich finden, dass Goedeke die Elegie „Amyntas" in den Mai gesetzt hat (S. 822); grade hier ist Goedeke's Darstellung so ungenau, dass der hohe Ton, den er im Vorwort gegen Düntzer annimmt, am wenigsten am Platze war. Thatsache ist, dass Goethe das Gedi ht im Herbst 1797 beim Eintritt in die Schweiz verfasste und im Mai 1797can Schiller sandte. Hiergegen verstösst Goedeke: 1, indem er „Amyntas" (S. 822) unter den Gedichten des Mai 1797 aufführt, während diese Elegie damals noch nicht existirte; 2, indem er (S. 825) rücksichtlich des Orts der Entstehung „Amyntas" mit „Euphrosyne" verwechselt, welche letztre damals noch nicht concipirt sein konnte; 3, indem er ebenda ausdrücklich sagt, ausser „Euphrosyne" und „der Schweizeralpe" habe jene Reise nichts Fertiges gebracht, Amyntas also ausschliesst; 4, endlich, indem er im Vorwort Seite X glaubt, er habe die Sendung des Amyntas an Schiller in denMai 1798 verlegt. Also Irrthum über Irrthum!

Um für „Rastlose Liebe" den 11. Februar 1776 als Entstehungszeit anzugeben (S. 743) fehlt jeder Anlass, da die Worte des Briefes an Frau v. Stein von diesem Datum: „Aus Schnee und tiefem Nebel schicke ich etc." dazu unmöglich berechtigen können, wenn auch das Gedicht ganz das Gepräge jener Zeit und der verwandten des Jahres 1775 trägt, der Zeit, in welcher er, wie es in einem ungedruckten Briefe an Knebel's Schwester heisst, immer „in Strudelei und Unmässigkeit des Vergnügens und Schmerzens" lebte. Das Gedicht kann durch Frau v. Stein veranlasst sein. Jedenfalls scheint uns Viehoff, der das Gedicht dem Jahr 1771 vindicirt (I, 152), ebenso zu irren, als Düntzer, der es kurz vor 1789 entstanden sein lässt (I, 104). Die Vorwürfe, die Goedeke (S. 767 unten) den Auslegern der „Harzreise im Winter" darüber macht, dass sie „den im Gebüsch sich verlierenden Dichter mit dem Menschenhasser, zu dem ihn der Pfad durch die Oede führen soll, an Tautologien gewöhnt, zusammen warfen," fallen lediglich auf ihn selbst zurück. Der Vers: „Ins Gebüsch verliert sich sein Pfad" geht eben nicht auf den Dichter und eine Tautologie ist nicht vorhanden. Herr Goedeke war es, der hier „das einfachste Verständniss" nicht fasste. Wenn ihm (S. 842) „die glücklichen Gatten" leer, die Reime des Divans (S. 863) „dürftig" erscheinen, deren unnachahmliche Grazie Heine so bewunderte, so beneiden wir ihn nicht um seinen Geschmack.

Auch ist es unzulässig und schon durch das Datum: 15 Mai 1816 ausgeschlossen, das Gedicht: „Frühling über's Jahr" mit Goedeke auf Goethe's Gattin zu beziehn (S. 797); wenigstens wäre dann der Schluss, dass „der Sommer vergebens mit Liebchen ringe" verhängnissvoll Lügen gestraft, da derselbe Sommer wenige Wochen darauf die Gattin dahinraffte. Dies Lied hat wohl überhaupt keine individuelle Beziehung. Für die Gedichte der spätern Zeit, auch für die Liebesgedichte, tritt das persönliche und biographische Interesse überhaupt mehr zurück. In reifern Jahren entnahm der Dichter äussern Anlässen und Vorfällen vielfach Motive seiner lyrischen Gedichte, und während früher das innerste Leben seines Herzens in den Liedern pulsirte, überwog später, z. B. bei den Sonetten und den Suleikaliedern, ganz naturgemäss das künstlerische Interesse. Aber auch bei diesen würde die Erklärungsart, welche Lehmann in dem sonst so verdienstlichen Buche, Goethe's Liebe und Liebesgedichte, versucht hat, sich lediglich an das Gedichtete zu halten, ohne die Welt der Thatsachen, aus welcher das Gedichtete sich ablöste, im Einzelnen zu erforschen, sich nicht rechtfertigen lassen. Dass auch hier eine Aufhellung der realen Beziehungen zum Verständniss oft unumgänglich nöthig, zeigt zum Beispiel das dem Jahre 1815 angehörige, „Juni" überschriebene Gedicht: „Hinter jenem Berge wohnt." In der ersten Hälfte dieser lose und in wechselndem Rhythmus an einander gereihten Strophen herrscht ein heitres Spiel mit Wendungen von imagi-

nirtem Zusammen- und wirklichem Getrenntsein der Liebenden, ohne dass jedoch die wahre Situation ganz klar würde, und die mehr reflectirende zweite Hälfte will nach Inhalt und Ton zur ersten nicht recht passen. Hier kann das Ganze nur durch die Einsicht der Bedingungen, unter denen es entstand, gewinnen. Schildert Düntzer jedoch bei diesem Liede die Geliebte als eine „reiche Besitzerin," so ist das hinein-, nicht herausinterpretirt, ein Fehler, dessen der Commentator sich sehr selten schuldig gemacht hat. Auch die Dornburger Gedichte aus dem Jahre 1828 sind ohne Kenntniss des Factischen zum Theil unverständlich. Die beiden Strophen: „Und wenn mich am Tag die Ferne" (S. 89 Bd. 2 der Werke) von Düntzer gleichfalls dem Jahre 1828 zugeschrieben, gehören nicht dahin, sondern in die Reihe der Gedichte zu Bildern des 6. Bandes, indem dieselben im unmittelbaren Anschluss an den Seite 174 daselbst abgedruckten Vers: „Zwischen Oben, zwischen Unten," also als ein dreistrophiges Gedicht, am 23. December 1826 in das Stammbuch des Grafen Moritz Brühl geschrieben wurden. Hiernach bedarf der Anhang zum Commentar einer Abänderung. Derartige Gedenk-Verse haben selten einen selbständigen Werth. Sie können aber interessant werden, wenn besonders prägnante Momente sich in ihnen abspiegeln. Als Beispiel führen wir die noch ungedruckten Verse an, welche Goethe in der Bedrängniss kurz vor der Schlacht bei Jena, an diesem Orte, am 5. October zu einer Zeichnung in ein Stammbuch schrieb:

Zu unser's Lebens oft getrübten Tagen
Gab uns ein Gott Ersatz für alle Plagen,
Dass unser Blick sich himmelwärts gewöhne,
Den Sonnenschein, die Tugend und das Schöne.*)

Viele allgemein gehaltne Wendungen der Goetheschen Poesie betreffen ganz concrete Verhältnisse. Diess gilt von den „An die Knappschaft zu Tarnowitz" gerichteten, einst von der Rahel so lebhaft bewunderten, Distichen. Dieselben machte im Jahre 1792 der zwanzig Jahre früher von Goethe wegen der „Empfindsamen Reisen" in den Frankfurter Gelehrten Anzeigen gegeisselte Professor Schummel in seiner „Reise durch Schlesien" zuerst bekannt. Danach hatte Goethe die Verse in das Fremdenbuch der nahe bei Tarnowitz belegenen Friedrichsgrube eingeschrieben, wonach die, vermuthlich durch ein bestimmtes Zeugniss veranlasste, Angabe Düntzer's, dass jene Worte zu Wielizka gedichtet seien, zu berichtigen ist. Es ergiebt sich nun, dass die Worte: „Nur Verstand und Redlichkeit helfen" speciell auf den damaligen, durch eine Menge thätiger und geschickter Männer ausgezeichneten, Oberschlesischen Berg- und Hüttenbetrieb, an dessen Spitze zu treten Alexander v. Humboldt zu jener Zeit vergeblich durch den Minister v. Heinitz aufgefordert wurde, gemünzt sind. Die schon damals in Tarnowitz angewandten Dampfmaschinen mussten Goethe's Bewunderung erregen. Er sollte jedoch trotz jenes Lobes durch den Anfang der Verse: „Fern von gebildeten Menschen," bei Unverständigen Anstoss geben: wenigstens berichtet Schummel, dass der Dichter damit manchen Leuten „empfindlich wehe gethan," und findet, dass der Vorwurf der Ungebildetheit entweder als gegen die Stadt Tarnowitz oder als gegen ganz Oberschlesien gerichtet verstanden werden müsse. So widersinnig wurden des Dichters herzliche Verse ausgebeutet!

Eben so hohes Lob wir dem vorliegenden Commentare spenden zu müssen glauben, so darf doch Niemand Unmögliches erwarten. Ganze poetische Gruppen sind noch nicht erklärungsreif. Diess ist der Fall bei Bakis' Weissagungen, im Gegensatz zu den Römischen Elegien und besonders

*) Das Original besitzt Herr Buchhändler Cohn zu Berlin, dessen Güte wir eine Abschrift verdanken.

den Venetianischen Epigrammen. Da Viehoff bei den letztern beiden Gruppen jede Detail-Interpretation unterlassen, so fand Düntzer auch hier ein noch unbeackertes Feld vor. Die Epigramme sind unter seinen Händen, auch in den geheimeren Beziehungen, so klar und durchsichtig geworden, wie der Himmel, der sie entstehen sah. Hier möchte auf keine Frage die Antwort fehlen. Classische Anspielungen, wie im 26. Epigramm: „Ist überall ja doch Sardinien," Italiänische Sitten und Sprache, wie das Bottegha-Machen des 42. und die Bündel Wäsche des 44. Epigramms, Anspielungen auf Zeitereignisse und persönliche Zustände, Alles ist kurz, aber erschöpfend erklärt. Bei dem 67. Epigramme ist eine ganz neue Auslegung hervorzuheben; danach ist unter dem bisher als Kreuz oder Crucifix gedeuteten Zeichen etwas ganz Anderes zu denken, nämlich dasjenige Reimwort, welches zu Ende der Seite 280 des zweiten Bandes der Gedichte (Rubrik: Politika) durch vier Punkte vertreten ist. Diese Notiz beruht wahrscheinlich auf einer Mittheilung aus des Dichters Umgebung oder aus Riemer's Papieren. Der dem Dichter so oft gemachte Vorwurf, dass er das Kreuz durch Zusammenstellung mit Tabak, Wanzen und Knoblauch entweiht, fällt hienach in nichts zusammen. Dies Kreuz wäre für immer von ihm genommen!

Ganz anders verhält es sich dagegen mit den Weissagungen. Abgesehn von den, Manuscript gebliebenen, Deutungen des Landschaftsmalers Dietz, hatte Viehoff zuerst seine Zähne an diese Räthsel gewagt. Düntzer ist ihm gefolgt. Einer wahrhaft befriedigenden Auflösung jedoch scheinen uns noch die schwierigeren zu harren. Auch jetzt schon ist über Erwartung Glückliches von beiden, oft mit einander im Widerspruch stehenden, Interpreten geleistet. So geht die Düntzersche Erklärung der 9. Weissagung: „Mäuse laufen zusammen auf offenem Markte" gewiss auf richtiger Fährte, wonach nur Unmögliches hat zusammengestellt werden sollen, wie etwa in den Virgilschen Versen:

> Ante leves ergo pascentur in aethere cervi,
> Et freta destituent nudos in littore pisces,
> Quam etc.

Trotzdem ist das Resultat unsicher, so lange die Bedeutung des Wortes: „Tola" nicht ausfindig gemacht ist. Für solche Dinge besitzt der Verfasser sonst eine grosse Spürkraft, welche sich in diesem Commentar vielfach bewährt, z. B. bei der „Neuen Heiligen" ‚Sancta Oliva, vor welcher Kannegiesser rathlos stand. Ebenso sind oft die Quellen, aus denen der Dichter schöpfte, mit besonderm Glück und Fleiss entdeckt. Dahin gehört der Nachweis, dass der Stoff der „Ersten Walpurgisnacht," sowie das Epiphaniaslied: „die heiligen drei Könige mit ihrem Stern" dem einst allbeliebten Kinderfreund von Weisse entstammen. Eine zweite, etwas anders gewendete, Bearbeitung des letztgedachten Liedes, im Programm eines Maskenzuges zum 30. Januar 1809 gedruckt, rührt nach unzweifelhaften Zeugnissen gleichfalls von Goethe her. Das Gedicht heisst hier: „Die heiligen drei Könige, voran der Morgenstern."

Es ist bekannt, wie vielen Volksliedern von Goethe's Hand Fort- und Umbildungen zu Theil geworden sind, und es gehört zu den lohnendsten, aber auch mühsamsten Aufgaben des Auslegers, die fremden, gleich alten guterhaltenen Bausteinen, zu neuen Bildungen verwendeten Bestandtheile im Einzelnen nachzuweisen. Er darf nicht fürchten, dadurch Zweifel an der Schöpferkraft des Dichters zu erwecken: denn diese zeigt sich, wie die Shakespeare's in der dramatischen Verarbeitung alter Stücke und Novellen, nie grösser als in der Art, wie das Alte oder Fremde in die Textur eines neuen Liedes verwebt wird. Veredelt und verklärt ist das schöne „Trost in Thränen" aus dem zu Grunde liegenden in vier bis fünf Versionen bekannten Volksliede erstanden. Alte Reime geben Anlass zu dem keck humoristischen „Freibeuterlied. Mein Haus hat kein' Thür:" wenigstens scheint die Ver-

muthung Düntzer's, dass das Lied solchen Ursprung habe, zuzutreffen, indem wir in Meyr's anziehenden Erzählungen aus dem Ries die schwäbische Strophe:

„Und aus isch mit mir,
Mei Haus hat kei' Thür,
Und mei Thür hat kei' Schloss,
Und mei Schatz bin i los.“

angetroffen haben, deren Verwandtschaft mit jenem Liede unverkennbar ist. Wie ist dagegen, um ein Beispiel aus dem Divan zu wählen, „Selige Sehnsucht“ aus dem Liebeskreise in eine höhere, ja in die höchste Sphäre erhoben! Wie man auf classischem Boden nicht graben kann, ohne auf Reste alter Denkmale zu stossen, so entdeckt man unter der Oberfläche dieser Lyrik eine ältere poetische Schicht, über welche sich jene ausbreitet, stamme diese aus dem classischen Alterthume, dem Oriente oder aus älterer deutscher Zeit. Dass so die Ballade vom vertriebenen und zurückkehrenden Grafen ebenso sehr auf Boccaccio als auf Percy's Sammlung verweist, haben wir an einer andern Stelle zu begründen versucht.*) Welche Völker und Zeiten nun gar zu den Sprüchen und Zahmen Xenien ein Contingent gestellt, diess zu bestimmen, setzte die mühsamsten Forschungen voraus. Vieles gehört dem Italiänischen an, wie der Spruch: „Neu-Mond und geküsster Mund“ (S. 12 Bd. III), Einiges dem Spanischen, wie der Spruch: „Ein kluges Volk wohnt nah dabei (ib: S. 35), jedoch verändert, da die von Zago den Kirchthurm düngen, nicht füttern: das Meiste ist aber wohl der Französischen und Deutschen Literatur entlehnt. So ist z. B. das kleine Gedicht „Nativität“ (Bd. II, S. 259 der Werke) die Fortführung eines Canitzschen Dictum.

Dieser durch Herder angeregten Tendenz, dem Deutschen einzuverleiben, was ihn von den poetischen Gaben fremder Völker oder alter Zeiten anzog, blieb Goethe sein Leben hindurch getreu. Wie sehr dadurch nicht nur seine eigne, sondern die gesammte deutsche Dichtung befruchtet und ihr der Stempel der Universalität aufgedrückt worden, ist Niemand fremd. Diese Richtung, die noch in späterer Zeit durch den westöstlichen Divan den grössten Triumph feiern sollte, war charakteristisch für die ältere Weimarsche Schule. Man überzeugt sich davon durch einen Blick in das Tiefurter Journal von 1781, indem in wenigen Nummern desselben, ausser Gedichten aus oder nach dem Griechischen, in Ernst und Scherz ein Lettisches Lied, ein Esthnisches, ein Tartarisches, ein solches aus dem Malabarischen, das bekannte Marlbrough s'en va-t en guerre (im 43. Stück) und Lieder nach dem Petrarch sich finden. Besonders war es das deutsche Volkslied, zu welchem Goethe, hierin ganz verschieden von Schiller, zu allen Zeiten zurückkehrte. Den Hans Sachsischen Ton wusste er stets festzuhalten und selbst seine Huri's müssen „um einem Deutschen zu gefallen,“ in Knittelreimen sprechen. Jener Ton diente ihm nicht als Maske, vielmehr fand das in ihm lebende volksthümliche Element darin die natürlichste Form, sich auszusprechen.

Wer sich, wie Herr Düntzer, andauernd mit einem Schriftsteller von so reichhaltigen Beziehungen beschäftigt, hat seinen Lohn dahin. Aus dem Leben in nur edlen und dem Höchsten zugewandten Richtungen, aus der dauernden Berührung mit dem Wahrheitssinne und der Seelenschönheit des Dichters, der, wie noch neulich H. Grimm rühmte, sich, im Gegensatz zu Voltaire, von Neid, Verläumdung, Lüge stets frei gehalten, gehn unberechenbare sittliche Einflüsse hervor. Scheint doch, wie W. von Humboldt schön und tiefempfunden sagt, bei Goethe die höchste Fülle und Kraft

*) Morgenblatt von 1858. Nr. 40.

hervorzubrechen aus einem Heiligthume, in dem sie lange verschlossen kochte und webte. Abgesehn davon, üben seine Schriften, in rein intellectueller Hinsicht, eine eigenthümliche Expansivkraft auf den sie Studirenden aus. Wer sie recht verstehen will, oft auch nur dem Wortsinne nach, dessen geistiger Horizont muss weit sein oder werden. Nicht nur verklungne Stimmen der Völker wird er aus Goethes Dichtungen heraushören, er wird darin von Allem, was in den letzten hundert Jahren in der Tiefe des deutschen Geistes gegährt und nach Ausdruck oder Gestalt gerungen, den Anklang vernehmen.

Bernburg. v. Loeper.

Beiträge zur Feststellung, Verbesserung und Vermehrung des Schiller'schen Textes. Sendschreiben an Herrn H. Viehoff, Director der höhern Bürgerschule zu Trier. Von Dr. Joachim Meyer, Prof. am Gymnasium zu Nürnberg. (Nürnberg, Fr. Campe und Sohn, 1858).

Der Verfasser dieses sehr schätzenswerthen Beitrages zur modernen Philologie hat bereits vor 18 Jahren in einer Schrift über Schiller's Tell eine Reihe von Textverbesserungen gegeben, die sich der allgemeinsten Zustimmung zu erfreuen hatten. Die Cotta'sche Verlagshandlung übertrug ihm in Folge dessen im Jahre 1844 die Correctur der Ausgabe der Schiller'schen Werke in 10. Bd. 8., und im Jahre 1845 die Besorgung der neuen Miniaturausgabe der Gedichte. Eben so ward ihm in den nächsten Jahren die Leitung des Drucks der jetzigen Stereotypausgabe übertragen; und ein grosser Theil der Gedichte, die Jungfrau von Orleans, Maria Stuart, die Braut von Messina, Tell, der Abfall der Niederlande, der dreissigjährige Krieg u. m.A. war schon einer sorgfältigen Revision unterzogen, als eine lebensgefährliche Krankheit der Durchführung der Arbeit in den Weg trat. In dem vorliegenden Schriftchen stellt er sich nun zunächst die Aufgabe, eine grössere Anzahl der von ihm in den Schiller'schen Text zurückgeführten Lesarten, an denen man Anstoss nehmen könnte, zu rechtfertigen, knüpft daran aber mannigfache, für die Freunde des Dichters sehr interessante Mittheilungen. Das in der Abhandlung über den Tell (1840) Enthaltene als bekannt voraussetzend, bespricht er zuerst einige in den andern Dramen vorgenommene Aenderungen, und geht dann zu den kleinen Gedichten über, in der Reihenfolge der letzten Ausgabe meines Commentars über dieselben folgend. Als kritische Hülfsmittel fürdiese Partie standen ihm nicht bloss die Anthologie und die beiden von Schiller selbst besorgten Crusius'schen Ausgaben (Leipzig 1802 — 1803 und 1804 — 1805), sondern auch Handschriftliches zu Gebote, insbesondre die Abschrift, welche Schiller von seinen Gedichten Behufs einer Prachtausgabe gegen das Ende seines Lebens durch seinen Bedienten Rudolph anfertigen liess und eigenhändig corrigirte, dieselbe Abschrift, worüber zuerst Hoffmeister in meinem Archiv für den deutschen Unterricht (I, 1, 42 — 48) Bericht erstattete; ferner der für die Kritik und Erläuterung Schiller's wichtige handschriftliche Nachlass von Joh. Gottl. Regis. Zu meinem Commentar werden mehrere Nachträge aus Werken gegeben, deren Benutzung mir nicht vergönnt war. Zu meiner Freude sehe ich daraus, dass mehrere von mir ausgesprochene Vermuthungen, unter andern die von der Beziehung des Hochzeitliedes auf Körner's Vermählung, ihre Bestätigung gefunden.

Als besonders interessant hebe ich ein vom Verfasser glücklich ermitteltes bisher unbekannt gebliebenes Gedicht von Schiller „Im October 1788“ hervor. Es ist schon seiner metrischen Form wegen sehr merkwürdig; denn es besteht aus abwechselnden längern und kürzern Versen mi gekreuzten Riemen, von denen die längern Verse, wenn man von den Forderungen einer strengen quantitirenden Messung absieht, als Hexameter, die kürzern als halbe Pentameter betrachtet werden können. Der Herausgeber bezeichnet das Lied als „eines der schönsten und in der glücklichsten Zeit des Dichters entstandenen.“ Man kann, trotz des unbestreitbar schönen Gehaltes, darüber mit ihm rechten; denn eben in jener Form liegt etwas Disharmonisches. Wie Poggel in seiner Theorie des Reims näher ausgeführt hat, ertragen nur Gedichte von ganz einfachem Rhythmus, nicht aber Hexameter und Pentameter den Gleichklang. Jedenfalls aber muss das Gedicht in Zukunft einen Platz in Schiller's Werken finden, und ist eines solchen in höherm Grade werth, als manche andere Gedichte, die Jeder ungern entbehren würde.

Kaum weniger anziehend sind die Mittheilungen über ein anderes Gedicht „die Priesterinnen der Sonne,“ das schon seiner bisher zweifelhaften Authenticität wegen noch nicht in Schiller's Werke aufgenommen werden durfte. Ich hatte mich bereits 1839 für die Aechtheit erklärt und die Gründe meiner Ansicht erörtert, auch in der neusten Ausgabe meines Commentars die Veranlassung nachzuweisen versucht. Dagegen wurde es in der Schillerbibliotek Leipzig 1855 von Herrn Hartung unserm Dichter abgesprochen. In einem P. S. zum vorliegenden Schriftchen theilt nun Herr Meyer eine Stelle aus einem an ihn gerichteten Briefe der Freifrau Emilia von Gleichen-Russwurm mit, worin es heisst: „Das Gedicht die Sonnenpriesterinnen ist entschieden von Schiller. Ich besitzte eine von meiner gen Mutter gefertigte Abschrift, welche ich Ihnen schon längst zugedacht habe. Es steht auch die Jahreszahl darunter.“ Zusätzlich meldet mir Herr Prof. Meyer auf brieflichem Wege, er habe mittlerweile einen Brief der Freifrau von Gleichen nebst einer Abschrift des Gedichtes erhalten. „Die Abschrift,“ berichtet Herr Meyer, „ist von des Bedienten Rudolph Hand, die Ueberschrift von Charlotte Schiller, also Ihre Vermuthung über die Veranlassung vollkommen bestätigt, so wie auch unsere Ansicht über die Aechtheit; denn es steht darunter: Schiller.“ Strophe 1 — 6 stimmen ganz mit dem in meinem Commentar gegebenen Text überein; darauf folgt aber eine bisher unbekannte Strophe:

Darf sich zu ihrem weichen Ohr
Die kühne Wahrheit wagen,
Und ist sie stolzer, Mensch zu sein,
Mit Menschen menschlich sich zu freun,
Als über sie zu ragen.

So viel genüge, um dem Leser des Archivs von dem, was in dem Schriftchen behandelt wird, eine Anschauung zu geben. Persönlich muss ich mich dem Verfasser für manche Belehrung verpflichtet bekennen, die einer etwaigen künftigen Auflage meines Commentars zu gut kommen wird.

Dann aber spreche ich schliesslich noch einen Gedanken aus, der sich mir über dem Lesen des Schriftchens recht lebhaft aufgedrängt hat. Das herannahende Säcularfest des Geburtstages unsers grossen Dichters hat in der letzten Zeit den öffentlichen Blättern wiederholt Veranlassung gegeben, das schon oft kund gegebene Verlangen nach einer mit strenger philologischer Kritik besorgten Gesammtausgabe seiner Werke, so wie die Klagen über die Mängel des bisherigen Textes auf's Neue laut werden zu lassen. Dass diese Klagen theilweise übertrieben, theilweise auch ganz unbegründet sind, und in den Ausgaben der Cotta'schen Officin schon seit geraumer Zeit der zur Berichtigung des Textes führende Weg eingeschlagen worden ist,

weist das Schriftchen im Einzelnen nach. Nichtsdestoweniger bleibt nach dieser Richtung noch Vieles zu thun übrig; und je weiter man den Rest der Arbeit hinausschiebt, desto schwieriger wird er. Nach meiner festen Ueberzeugung könnte nun die Cotta'sche Verlagshandlung nicht besser in ihrem und der gesammten deutschen Lesewelt Interesse handeln, als wenn sie die baldige Besorgung einer kritischen Gesammtausgabe der Schiller'schen Werke in die Hände des Herrn Prof. Meyer legte. Seine bisherigen Leistungen auf diesem Gebiete geben nicht bloss die Bürgschaft, dass er das wichtige Geschäft mit der grössten Ein- und Umsicht leiten würde, sondern zeigen auch, dass er im Besitz so zahlreicher und seltener Hülfsmittel zur Constituirung des Textes ist, wie nicht leicht ein Zweiter. Dahin gehören beispielsweise ein von Schiller selbst für den Druck der Theater corrigirtes Handexemplar der Jungfrau von Orleans, das Manuscript der Gedichte, der Nachlass von Regis, ein Einzeldruck der Elegie auf den Tod Weckherlin's, zwei Manuscripte des Fiesko, ein von Schiller eigenhändig durchcorrigirtes Exemplar des Fiesko u. s. w. Ueberhaupt kann Jedem bei Fragen Schiller'scher Textkritik kein besserer Rath ertheilt werden, als sich an Herrn Prof. Meyer zu wenden, wobei es sich ihm dann zugleich bewähren wird, dass die Männer, die es am ernsteten und redlichsten mit einer Sache meinen, auch am bereitwilligsten und freundlichsten den Mitarbeitern eine hülfreiche Hand bieten.

H. Viehoff.

Heuristisches Elementarbuch der englischen Sprache von Dr. C. van Dalen. Zweite Auflage. Erfurt 1859.

Der Verfasser des obigen Elementarbuches, das jetzt in verbesserter und bedeutend vermehrterter zweiter Auflage erschienen ist (1. Auflage Erfurt 1852), ist gewiss nicht der einzige, der die Vorzüge der heuristischen Methode, von welcher er in der Vorrede zur ersten Auflage weitläufig spricht, auch selbst für grössere Classen anerkennt. Diese Methode empfiehlt sich zumal für das Englische, eine Sprache, die bei uns stets erst begonnen wird, nachdem das Französische schon in einigen Classen getrieben ist, und deren Elementargrammatik so überaus einfach und schnell zu erlernen ist. Von einer andern Seite hat man gegen die beobachtete Methode urgiren wollen, dass der Sprachstoff, der „weil ein Anfänger sich mit ihm beschäftigen soll, leicht und einfach, aber auch, weil etwas daran gelernt werden soll, nicht inhaltleer sein dürfe“ p. IV. für die Stufe, auf der sich unsre das Englische anfangenden Schüler befinden (Tertia), doch zu niedrig stehe, ihnen nur Sachen gebe, die sie zumal auf der Realschule schon viel gründlicher im Deutschen und naturwissenschaftlichen Unterrichte gehabt hätten, und daher nicht im Stande sei, zu fesseln und Interesse rege zu machen. Doch diese Ansicht ist, wie ich glaube, entschieden zu realistisch und verkennt, indem sie zu sehr die eine Seite urgirt, das wahre Wesen des Unterrichtes in einer neueren Sprache; obenein gibt auch die sehr reiche Auswahl des vorliegenden Buches Lesestoff der verschiedensten Art, um selbst diesem imaginären Mangel abzuhelfen.

Wir wollen hier, indem wir bei einem Buche, das trotz der Unzahl Grammatiken und Uebungsbücher für das Englische in 2. Auflage erscheint, das Bekanntsein der ersten voraussetzen, und kurz angeben, wodurch sich diese zweite wesentlich auszeichnet und entschieden praktischer für den Unterricht geworden ist: 1) durch die deutschen Uebungsstücke zum Uebersetzen, welche nach Art der in 1. Aufl p. 19 — 28 gegebenen jetzt alle englischen Stücke des Buches begleiten und für 6 Curse ausreichen; 2) ein vollständiges Wörterbuch; 3) eine Conzession der heuristischen Methode an die des

streng grammatischen Fortschritts ist die im Anschlusse an den auch hier wieder als Anhang gegebnen Auszug aus der englischen Formenlehre auf S. 33 — 36 eingeschobne Anleitung zur Vervollständigung der Elementar-Grammatik, welche mit jenem Anhange im Verein dem Schüler die vollständige Grundlage gewährt, auf die weiter bauend er einen beliebigen syntaktischen Cursus durchzumachen im Stande ist. Dieser Anhang ist gegen früher dadurch verändert, dass eine regelrechte Anordnung der starken Verbe versucht ist, die, wenn sie auch nicht ganz den Grundsätzen der historischen Grammatik huldigt, doch praktisch sich als recht brauchbar erweist; als wesentlichen, für den Unterricht recht erspriesslichen Zusatz zu den nach 3 Hauptclassen geordneten Verben (1. Verba mit dem Particip auf n, en, ne. 2. Particip ohne Endung. 3. Particip auf d oder t) hat der Verfasser jetzt neben den 3 Columnen (Praesens, Imperfectum, Particip) noch eine vierte hinzugefügt: Derivatives, um so gleich bei der Einübung der Verbalformen die bedeutendsten abgeleiteten Worte mit einzuprägen. In der Anordnung der Lesestücke ist nur wenig geändert; 2 Fabeln, the Lark, und the Jackdaw, die bisher unter den Stories standen, sind ihre richtigen Plätze angewiesen, die 2 Geschichten Rain und The Painter's Servant, wie die Gedichte the Italian Greyhound und Time or Chronology sind weggelassen; daher stehen aber hier 4 neue Gedichte: The pauper's death-bed, what is death, the chil'ds first grief und the blind boy, die freilich den schon ziemlich ernsten Charakter der poetischen Stücke noch zu erhöhen geeignet sind. Zu den im Abschnitt III als Beispiele zur Grammatik gegebenen Sätzen sind ausser den bisherigen nur die Conjugation erläuternden Sätzen auch noch zehn neue Rubriken gekommen, welche für die Einübung der Nominalformen geeignet sind. In den Uebungsbeispielen in deutscher Sprache ist uns ein paar Mal aufgefallen, dass dem englischen Idiome zu Liebe dem deutschen Ausdrucke etwas Gewalt angethan oder wenigstens eine ungewöhnliche Form gewählt ist, z. B. p. 45 Was ist das Lange und das Kurze von der Sache? p. 73 Keine der Pflanzen waren selten etc.; das schon in der ersten Auflage befindliche midday is called meridiem als Nominativ, das sich in keinem Lexicon findet und bei dem Lateinisch lernenden Schüler gerechten Anstoss geben muss, hätte wohl besser fortgelassen werden können. Der Druck und die Ausstattung des Buches sind gut, die Revision der Druckbogen, was bei einem Schulbuche sehr wichtig, überaus sorgfältig gemacht, so dass die in der ersten Auflage noch mitunter stehn gebliebenen Druckfehler beseitigt sind, und wir können somit das Buch für den mit Recht immer mehr und mehr eingeführten englischen Unterricht von ganzem Herzen empfehlen.

Dr. Sachs.

L'Eco italiana. Fiore del parlar famigliare e della conversazione civile in Italia. Raccolto da Eugenio Camerini, Privato Professore di Lingua e Letteratura italiana in Torino — oder: Praktische Anleitung zum Italienisch-Sprechen etc. Leipzig, Giegler und Violet, 1857.

Ein recht nützliches und brauchbares Büchlein! Es hat den Zweck, den Lernenden mit der Rede- und Ausdrucksweise des täglichen, geselligen und Familienlebens, kurz mit der leichten, ungezwungenen, zum Theil charakteristischen und eigenthümlichen Umgangsprache, wie sie dem gebildeten Italiener eigen ist, bekannt zu machen. Eine solche „Anleitung“ ist um so verdienstlicher und selbst denen, welche in der Kenntniss des Italienischen bereits Fortschritte gemacht haben, um so willkommener, jemehr sich die

Umgangssprache und die unmittelbar im Munde des Sprechenden lebende Ausdrucksweise von der gewählteren, ausgearbeiteteren Büchersprache sowohl in Wendungen als selbst einzelnen Worten und Bezeichnungen unterscheidet und deshalb nicht aus den Werken der eigentlichen Schriftsteller entnommen werden kann. Es kommt nur darauf an, dass eine „Anleitung“ dieser Art geschickt genug eingerichtet sei, um die unmittelbare Conversation, wie sie im Lande selbst zu haben und zu benutzen wäre, mit Erfolg ersetzen zu können. Man darf aber gestehen, dass dies hier der Fall ist. Der Verfasser führt mit richtiger Wahl und Umsicht eine Reihe der verschiedensten Scenen des Lebens vor, welche die mannigfaltigsten Anlässe nnd Gelegenheiten darbieten, sich gegen Personen des Umganges, Kinder, Eltern, Freunde, Bekannte, Fremde, in der einen odern andern Richtung zu äussern, mitzutheilen oder irgend wie auszusprechen. Und zwar geschieht dies durchweg in verständiger und angemessener Haltung, in natürlicher und ungesuchter Weise, über Gegenstände und Verhältnisse, wie die Wirklichkeit sie uns entgegenbringt und wie sie uns mit gutem Grunde, wo nicht mit Nothwendigkeit zum Reden auffordern.

Der Text ist übrigens nur italienisch. Er ist nirgend mit deutschen Vocabeln oder Uebersetzungen begleitet Dieser Umstand erfordert allerdings eine ernstere Beschäftigung mit demselben. Daraus erwächst dem Lernenden aber auch der wesentliche Vortheil, dass ihm der italienische Ausdruck wirklich als solcher verständlich und fühlbar wird, anstatt dass er sonst nur als ein farbloses Abbild, eine Art blossen Surrogates für diejenige Redensart erscheint, die uns in der Muttersprache gegenwärtig und geläufig ist.

Zum Verständnisse des Textes ist jedoch ein Wörterbuch hinzugefügt, welches, wie auf dem Titel angegeben, den Gymnasiallehrer G. Stier in Wittenberg zum Verfasser hat. Dieses mit vieler Sorgfalt angefertigte Wörterbuch gewährt nicht nur eine ausreichende Erklärung aller in dem Texte vorkommenden Wörter und Eigennamen, sondern enthält vielfach auch Andeutungen des lateinischen, griechischen und deutschen Ursprunges derselben, die, schätzbar an sich, dem kleinen Werke in dieser Hinsicht selbst wissenschaftlichen Werth verleihen.

Dr. Staedler.

Notgedrungene erwiderung.

Durch mein schweigen, den widerholten insinuazionen und angriffen des herrn G. Büchmann in disen blättern gegenüber, habe ich bewiesen, dass ich kein freund von antikritiken bin. Da meine ruhe aber als gleichgiltigkeit ausgelegt worden ist, und demnächst gar als Schwäche gedeutet werden möchte, so sehe ich mich genötigt, auf den letzten artikel des genannten herrn, bd. 25, s. 440 u. f. einige worte zu erwidern.

Herr Büchmann sagt zuerst, dass meiner arbeit (Beiträge zu einem wörterbuche der englischen Sprache) jegliches prinzip fele. Dis scheint eine kräftige wendung sein zu sollen, um anzudeuten, dass meine ansichten über zweck und einrichtung eines wörterbuches nicht die seinigen, und dass meine beiträge anderer art als die seinigen sind. Denn dass ich ein prinzip bei der herausgabe meiner beiträge habe, musste er aus dem vorworte und aus den erschienenen vier lieferungen, selbst bei einiger kurzsichtigkeit, doch ersehen können. Wenigstens ist es mir nicht schwer gewesen, herrn Büchmanns prinzipien aus dessen beiträgen zu erkennen. Ich will nun die prinzipien des herrn Büchmann nicht als unwissenschaftlich und verwerflich bezeichnen; aber keineswegs kann ich dieselben als für mich massgebend anerkennen.

Dann behauptet herr Büchmann, dass ich make good. the good people, gracious, good bye, gossip etc. für „neue lexikologische entdeckungen" ausgäbe. Das ist mir nie eingefallen. Hätte er mein werk nur etwas genauer angesehen, so würde er one zweifel gefunden haben, dass ich to make good (ersetzen) the loss, S. Warren, now and then, ch. I aufgenommen habe um ein beispiel von dem gebrauche des ausdrucks zu geben, was weder bei Lucas, Flügel, Hilpert, Grieb, noch bei Johnson, Webster, Richardson geschehen ist; the good people, das stille volk, die elfen, Fairy legends etc., aus dem augenscheinlichen grunde, dieses völkchen, das Lucas Irland zugetheilt hat, England zu vindiziren; good gracious, Ch. Dickens, weil Lucas diese wendung nicht unter good = God, sondern als besondern artikel good-gracious (!) aufgeführt hat; good bye to philanthropy, N. N.*) des gebrauches wegen; gossip (mit belegen), weil von Lucas mit Arch. bezeichnet; there was a small fire in the grate, wegen der präposizion in; gridiron (mit verwandten wörtern) wegen der etymologie u. s. w. u. s. w.

Zuletzt tadelt herr Büchmann an meinem werke, dass es etymologische untersuchungen und vergleichungen verwandter wörter bietet. Diesen „feler" halte ich, nachdem in der ganzen wissenschaftlichen Welt die etymologie als ein wesentlicher teil des wörterbuches anerkannt ist, nicht für nöthig zu rechtfertigen.

Nach alle dem wünscht herr Büchmann mit mir in innige kollegialität zu treten. Darauf erwidre ich, dass ich, von der wichtigkeit des Zusammenwirkens durchdrungen, dazu bereit bin, wenn er ernstlich gesonnen ist, das gemeinschaftliche werk der englischen lexikographie durch gründliche forschungen zu fördern und nicht wie bisher durch Kritteleien zu stören.

---

*) Was N. N. heisst brauche ich herrn Büchmann wol nicht zu sagen. Die so bezeichneten stellen habe ich in meine sammlungen eingetragen, als ich das Flügelsche wörterbuch noch zum muster nam und zitate für überflüssig hielt.

Krefeld. F. H. Strathmann.

Antwort.

Wen es interessiren sollte, in einem auf einem höchst untergeordneten Felde der englischen Philologie zwischen Herrn Dr. Strathmann und mir ausgebrochenen Streite Partei zu nehmen, den verweise ich an meine in diesen Blättern enthaltenen Beiträge und Recensionen der Leistungen des Herrn Dr. Strathmann (Archiv XXI. p. 153, XXII. p. 159 und 205, XXIV. p. 25, XXV. p. 371 und 440.)

Ich habe hier nur folgende Bemerkungen zu machen. Herr Dr. Strathmann nennt meine Besprechungen „Isinuatioren." Diese bestehen darin, dass ich seine Arbeiten „sehr fleissig, sehr nützlich, sehr schätzbar, mit Quellen reichlich belegt, eine wesentliche Bereicherung der heutigen Lexikographie gewährend" etc. etc. etc. genannt habe, woneben ich freilich auch, was mir und Andern der Rüge werth schien, zu erwähnen, hin und wieder Unrichtiges zu verbessern, ihm Unbekanntes, mir zufällig Bekanntes zu erklären mich erkühnt habe. Da ich nun weder ein Wörterbuch schreibe, noch ihm irgend welche Concurrenz auf dem Büchermarkte zu machen gedenke, so weiss ich durchaus nicht, zu welchen unlauteren Zwecken ich überhaupt Insinuationen zu machen hätte. Nennt Herr Dr. Strathmann auch andre Recensionen, in denen die Schwächen seines Unternehmens recht scharf betont werden, Insinuationen?

Indem ich nun gern zugebe, dass er für manchen Artikel Gründe der Aufnahme haben mochte, die mir entgangen sind, muss ich zu den geringen Facten, die er neben allgemeinen Bemerkungen in seiner notgedrungenen erwiderung beibringt, folgende Noten machen. Webster, den er in seiner erwiderung noch dazu citirt, hat: to make good a loss or damage. Aus einem Citat aus der in London gedruckten Fairy legends geht an und für sich nicht hervor, dass the good people England zu vindiciren sei, was Herrn Dr. Strathmann, wie er behauptet, zur Aufnahme des Ausdrucks bewogen hat. Die Sage kann irisch sein. Er wird also um ein genaueres Citat gebeten. Gossip hat Lucas als Arch. bezeichnet; andre, namhafte Lexikographen thuen das nicht. Dass Herr Dr. Strathmann jedoch Nachträge zu Lucas schreibt, davon ist nichts bekannt. Oder haben seine Beiträge den Zweck, Widersprüche der grossen Lexika zu vermitteln? Auch davon weiss man nichts. Aus demselben Grunde, weil Lucas die Wendung good gracious nicht unter god aufgeführt hat, wohin sie in einem aphabetisch geordneten Wörterbuche auch schon deswegen nicht gehört, weil man sie da nicht suchen würde, hat Herr Dr. Strathmann ihr einen eignen Artikel gewidmet! Herr Dr. Strathmann hat jedoch ebenfalls Good bye zuerst unter by. Dass in good gracious übrigens good nothwendigerweise für god stehen müsse, ist durchaus nicht allgemein eingeräumt. (Siehe Webster unter By.) Es spricht sogar die in einer Redensart des alltäglichen Verkehrs auffallende Stellung des Adjectivs dafür, gracious steht hier zur Vermeidung des Namens god, wofür Analogien sprechen. Der Artikel gridiron heisst bei Herrn Dr. Strathmann „Gridiron, vgl. schwed. grädda (braten) und engl. girdle (the iron on which cakes are baked)." Dazu vergleiche man Richardson, und daneben stelle man griddle. Unter Collegialität verstehe ich, dass Einer auf den Andern hört.

G. Büchmann.

Programmenschau.

Reinaert de Vos und Reineke Vos. Von Collaborator Knorr. Programm der Gelehrtenschule zu Eutin 1857.

Die Abhandlung prüft die Ansichten über Abfassungszeit und Verfasser jener flämischen Dichtungen, welche von Grimm und Willems herausgegeben sind, sowie des niederdeutschen Reineke und vergleicht beide Gedichte.

Der Verfasser tritt den Gründen Grimms, dass der niederländische Reinaert in das 13. Jahrhundert und nicht wie Willems meint, in das 12. zu setzen sei, bei. Die Umarbeitung und Fortsetzung scheint ihm ebenfalls Grimm richtig in das 14. Jahrhundert zu setzen, während er die Ansicht, dass sie gerade in die zweite Hälfte des 14. Jahrhunderts hinabzurücken sei, als zweifelhaft bezeichnet. Der im Eingange genannte Willem ist nach Grimm Verfasser des ältern Reinaert, nach Willems der Umarbeitung und Fortsetzung; da aber dieser Willem als Verfasser genannt wird, so bleibt unbegreiflich, wie der Name des Umarbeiters in den Prolog zu dem alten Text kommen konnte, und die Eingangsverse stehen in einem solchen Gegensatz zu den Schlussversen der Fortsetzung, dass dieselbe Person nicht Eingang und Epilog geschrieben haben kann. Demnach ist Willem Verfasser des ältern Reinaert. Er hat den Prolog Vers 1 — 10. geschrieben, ob auch 11 —40, ist zweifelhaft; er dichtete nach französischen Quellen, die für uns verloren gegangen sind, ebenso wie sein Nachfolger; beide waren Geistliche. Dass der Verfasser der Umarbeitung und Fortsetzung dieselbe Person sind, geht aus den gleichen Wortformen hervor.

Der niederdeutsche Reineke ist handschriftlich nicht vorhanden, er ist wohl nicht lange vor 1498 verfasst. Rollenhagen in der Vorrede zum Froschmeuseler nennt als Verfasser Nicolaus Baumann, der zu Rostok begraben liege und an der unteren Elbe nach der Ostsee hin zu Hause gewesen sei. In der Vorrede der ältern, Rollenhagen nicht bekannnten Auflage nennt sich aber als Verfasser Hierek von Alkmer (Alkmaer). Deshalb meint Grimm, Hierek habe die niederländischen Gedichte umgearbeitet und das Werk Hiereks N. Baumann ins Niedersächsische übertragen. Zu einem nicht sicherern Resultate ist Lisch gekommen.

Den älteren Reinaert bezeichnet der Verfasser mit Recht als das vorzüglichste, was uns an Thierepen überliefert ist, und sucht dies durch die Inhaltsangabe näher zu beweisen. Die Erweiterungen der Umarbeitung, deren hauptsächlichste der Verfasser ebenfalls aufführt, erscheinen nirgends als Verbesserung, öfters als Verschlechterung. Die Fortsetzung ist nichts als eine Nachahmung des älteren Gedichtes, die meisten der darin zusammengetragenen Fabeln aus Französischen Dichtungen entlehnt; aber darin gänzlich von dem älteren Reinaert verschieden, dass sie nicht aus den reinen Interessen an den Zuständen der Thierwelt, sondern aus der Absicht zu belehren und menschliche Zustände zu geisseln hervorgegangen ist.

Der niederdeutsche Reineke ist grösstentheils Uebersetzung des flämischen Reinaert, d. h. eines Textes, welcher ungefähr die Gestalt hatte, die er in der Brüsseler Handschrift gewonnen hat, er ist aber um fast 1000 Verse kürzer als der flämische, abgerechnet die Erweiterung des umgearbeiteten Reinaert; der niederdeutsche Reineke übertrifft oft sein Vorbild, steht selten ihm nach und zeichnet sich durch Lebendigkeit und Anschaulichkeit aus, wie die angestellte Vergleichung lehrt; dem älteren flämischen Gedichte gegenüber hat er freilich einige Mängel.

Diese Sätze sind von dem Verfasser durch sorgfältige Vergleichung bewiesen, und seine Abhandlung, wenn sie auch keine neue Resultate gewinnt, als ein beachtungswerther Beitrag zur Reineke-Literatur zu bezeichnen.

Ueber das Wörtlein Wik. Von H. K. Brandes. Programm des Gymnasiums zu Lemgo 1858.

Diese Abhandlung des bekannten Verfassers der Geographie von Europa zeigt wieder die ausserordentliche Belesenheit des Verfassers in geographischer und statistischer Literatur und hat für den Geographen ein besondres Interesse. Sie ist aber auch in sprachlicher Hinsicht beachtenswerth. Das Wort Wik, welches als Wyk in Holland Stadtviertel bedeutet, als Wig, Wich, Vig, Vik in allen germanischen Ländern als Ortsname unzähligemal erscheint, ist dasselbe Wort mit vicus, *οἶκος* und heisst also zunächst Wohnung, dann Dorf, Flecken. Desselben Stammes scheint dem Verfasser das in slavischen und ehemals slavischen, jetzt deutschen Ländern häufig als Ortsname vorkommende Witz zu sein, wie nicht minder das polnische wice und wicz. Durch Contraction des deminutivs vicula, vicella wurde villa, welches als ville, villa in die romanischen Sprachen überging, als Wyl, Weiler in das Deutsche. Dagegen hält er das im Norden oft vorkommende Wik oder Wiek in der Bedeutung „Bucht, Busen“ nicht gleiches Stammes, sondern leitet es ab von dem schwedischen viga, biegen (Bucht) und nimmt einen andern Stamm ebenfalls an für das alte Wig = Kampf. —

Ueber die Redensart: Plus de spectacles und über den Gebrauch der Verneinungswörter in unserer und in andern Sprachen. Vom Rector Dr. H. K. Brandes, Programm des Gymnasiums zu Lemgo 1859.

Bekanntlich heisst die Redensart: Plus de spectacles „Keine Schauspiele mehr“. Das führt den Verfasser zu einer ausführlichen Besprechung. Die doppelte Negation findet sich in unserer Sprache seit alten Zeiten bis in die Gegenwart, bis zu Tieck und Rückert (vergleiche auch Olawsky über nicht, 1855, und Beispiele bei Kehrein in Viehoff's Archiv 1844, II. S. 88). Bei den Griechen ist es ebenso. Die Franzosen haben die doppelte Negation ne pas, ne point, ne rien; die zweiten dieser Wörter, die zunächst nicht negiren, werden in Antworten auch allein als Negationen gebraucht. Ferner steht die Negation eigentlich überflüssig hinter den Verbis, in denen eine Verneinung steckt, so im Deutschen, Lateinischen, Griechishen, Französischen; in *οὐ μὴν ἀλλά* und *εἰ δὲ μή* drücken wir auch nicht die Verneinung aus; nach den Comparativen steht im Französischen die Negation, ohne dass wir sie ausdrücken; es ist im Deutschen ebenso (vergleiche unter Andern die Beispiele von Sander im Archiv XX, 75 ff.,). Aber es gibt

auch Fälle, wo man nur eine Negation statt zwei setzt, z. B. ein *οὔτε*, ein „noch" ohne „weder;" dahin gehört non modo statt non modo non bei folgendem ne quidem, *οὐχ ὅπως,* die fehlende Negation bei den Griechen in hypothetischen Sätzen, wo wir sie gebrauchen, bei an nach den Ausdrücken der Ungewissheit. Nun ist weiter aus *οὔκουν* entstanden *οὐκοῦν* = also und dies so zu erklären, dass es fragend gefasst wurde, so dass der Fragende eine bejahende Antwort erwartete. So ist auch *πώμαλα* = keineswegs zu fassen, es war ursprünglich ein Fragewort: wie denn wohl? wie wäre das möglich? So ist auch die Redensart plus de spectacles zu erklären; sie wurde ursprünglich fragend und mit Verwunderung gesprochen: „Mehr Schauspiele sollte es geben? daran ist nicht zu denken, es gibt keine mehr!" Man gewöhnte sich an diese Voraussetzung, dachte ohne den Ton der Frage eine Negation dabei, und der positive Ausdruck ward zu einem negativen gestempelt, in entgegengesetzter Weise wie oben das griechische *οὐκοῦν*, Ein ähnliches Beispiel seltsamer Umbildung liefert das schwedische verkligen (wirklich) = wirklich nicht, das neugriechische *τίποτες* = gar nicht, *τέτοια* = keineswegs, das deutsche je, jemen nach ich waene = nie, niemand, iht = nicht, das italienische più = nicht mehr, und die Franzosen haben eben so noch du tout in Antworten = ganz und gar nicht. —

Die rhätoladinischen Dialekte in Tirol und ihre Lautbezeichnung. Von I. Chr. Mitterratzner. Programm des Gymnasiums zu Brixen. 1856.

Die rhätoladinischen Dialekte herrschen in den Thälern von Enneberg, Gröden, Abtei und Ampezzo; sie gehören wie die rhätoromanische Sprache Graubündtens zu den Tochtersprachen des Latein. Sie sind bisher nur zum Theil bekannt geworden, und da sie ihrem Untergange entgegengehen, ist es ein mit um so mehr Dank anzuerkennendes Unternehmen des Verfassers, eine Grammatik dieser Mundart seiner Heimath zu verfassen. Wie er dazu eine spezielle Aufforderung von Fr. Diez erhalten hat, so muss Jeder, welcher für diese Sache sich interessiert, den Wunsch hegen, dass diese Grammatik zu Stande komme, wenn er die vorliegende Probe gelesen hat. Der Verfasser handelt darin zwar nur über die Lautzeichen der ladinischen Dialekte und ihre Aussprache, aber so genau, dass man vor seiner Achtsamkeit und seinem Fleisse Achtung bekommt. Auch aus dem beigefügten Verzeichniss der ladinischen Literatur gewinnt man ein günstiges Vorurtheil, indem darnach dem Verfasser ein werthvolles Manuscript zu Gebote steht. Schliesslich sind einige Anekdoten in italienischer Sprache, der diese Mundarten am vertrautesten sind, angehängt und die Uebersetzung im Ennebergischen, Badiotischen, Grödnerischen, Ampezzanischen, Buchensteinischen, Nonsbergischen, Sulzbergischen, Bergameskischen, Parmesanischen (Parmigiano) beigefügt, so wie ein Verzeichniss dunkler Wörter. —

I. G. Vonbank: Ueber Lessing's Laokoon und seine Bedeutung für die Aesthetik und für die deutsche Literatur. Programm des Gymnasiums zu Feldkirch 1856.

Diese sehr empfehlenswerthe gut geschriebene Abhandlung hat einen bestimmten Standpunkt, die Schule und der Schulvortrag, und ein bestimmtes Ziel, ein schriftlicher Commentar. Dadurch hat sie ihr besonderes Gepräge und ist ihr Mass bestimmt. Sie räsonnirt also nicht über den Laokoon

wie manche andere Schrift, die wir schon über dies unvergleichliche Werk erhalten haben, und wie absichtlich scheint um solche Rivalen der Verfasser sich nicht bekümmert zu haben, wie er denn u. A. Bollmann's Schulschrift nicht zu kennen scheint, aber auch auf Guhrauer nirgends Bezug nimmt. Doch ist damit der Werth der Schrift nicht geringer, denn das feste Ziel im Auge leistet sie für diesen Zweck recht Gutes. Sie bespricht zuerst den Inhalt oder vielmehr recapituliert sie die einzelnen Aufsätze in klarer, auch für den aufmerksamen Schüler wohl verständlicher Weise, sie dient sehr gut der Absicht, nach Lesung des Laokoon denselben noch einmal der Reihenfolge nach, nur Alles kürzer zusammengefasst und das Detail der Beispiele nur berührend, dem Leser vorzuführen. Dann wendet sie sich zu der Frage: welches ist mit Weglassung der Deduction und des Entwicklungsganges die Summe der entwickelten Gedanken? Was liegt am Schlusse vor? Indem sie diese Frage beantwortet, gibt sie zugleich, wie es die Sache mit sich bringt, eine scharfe und erschöpfende Disposition der zwei Haupttheile: 1) die bildende Kunst ist verschieden von der Dichtkunst, 2) die Dichtkunst ist verschieden von der bildenden Kunst, in dem zweiten Theil jetzt die Poesie in den Vordergrund treten, ihre Differenz nicht wie bisher secundär erscheinen lassend. Daraus ergibt sich die Wichtigkeit des Laokoon a priori. Daran wird wiederum die Eigenthümlichkeit der Lessingschen Kritik klar. Im besondern bespricht der Verfasser dann noch die Sprache, die Methode, die Anordnung, indem er recht gut die kunstvolle Gestalt trotz des fragmentarischen Charakters nachweist. —

Nun wendet er sich zu der Besprechung der Bedeutung des Laokoon für die Aesthetik und für die Entwicklung der deutschen Literatur. Er erläutert die deutschen Zustände in Aesthetik und Literatur vor und bis Lessing's Laokoon, die Schwächen Gottsched's sowohl wie der Schweizer, die Principlosigkeit der Kunst. dann den Einfluss des Laokoon auf die Zustände der Aesthetik und Literatur, den Streit mit Klotz, den Werth, den Herder und Goethe dem Laokoon beilegten, den direkten Einfluss auf Wieland, den himmelbreiten Unterschied der Poesie Schillers, Uhlands, Heines (hier ins Einzelne eingehend, namentlich auf Heines Barbarossa), auch da wo sie beschreiben, von den Vorlessingschen Dichtern und Manieren, indem er mit Recht auf die Einseitigkeit in Schillers Lobe der Matthissonschen Gedichte und auf die Schwächen der Poesien Freiligraths hinweiset. So wird das was durch den Laokoon gewonnen ist, an allgemein bekannten Dichtungen dem Schüler offenbar noch deutlicher werden und sein Geschmack sich dadurch läutern.

Wenn aber der Verfasser beiläufig meint, den Einfluss des Laokoon auf die eigentlichen Kunstbeurtheiler nachzuweisen, was jedoch nicht in den Grenzen dieser Abhandlung lag, sei schon schwieriger, so hat er wohl zuviel gesagt. Einen interessanten Stoff bieten namentlich die Schriften beider Schlegel, namentlich aber A. W. Schlegels dar, nicht die Vorlesungen über dramatische Kunst, sondern die kleineren Aufsätze; Schiller, auf den verwiesen wird, steht doch auf andrem Standpunkte; aber warum hätten nicht die neueren und neuesten Gedichterklärer, wie Götzinger, Viehoff in seinen kleinern Abhandlungen, u. A., die sich ja so direkt auf Lessing berufen und seine Sätze ins Detail ausführen, berührt werden dürfen?

Herford. Hölscher.

Miscellen.

Göthe's Geschwister und Scribe's Rodolphe ou frère et soeur.

Man macht es unsern armen Lustspieldichtern, welche von ihren reicheren Nachbarn, den Franzosen, den Entwurf zu einem Stücke oder auch wohl ein ganzes Stück entnehmen, ziemlich regelmässig zum Vorwurf, wenn sie hinter dem Titel ihres Machwerks die fremde Hülfe, welche sie gehabt haben, nicht eingestehen. Den französischen Dramatikern wird eine solche Verheimlichung nicht übel genommen; entlehnen sie einmal ein Lust- oder Schauspiel aus dem Deutschen, so verlangt Niemand von ihnen die Angabe der Quelle, aus welcher sie geschöpft haben; und schwerlich würde ihre Offenheit in dieser Beziehung ihnen zur Empfehlung gereichen.

Ich weiss nicht, ob es irgendwo nachgewiesen worden ist, dass ein von Scribe (in Gemeinschaft mit Mélesville) 1823 auf die Bühne gebrachtes Stück „Rodolphe ou frère et soeur" dem bekannten kleinen Schauspiel von Göthe „die Geschwister" nachgebildet, zum Theil beinahe daraus übersetzt worden ist. Er nennt als Mitarbeiter pflichtschuldigst Mélesville, die wichtigere Mitarbeiterschaft Göthe's erwähnt er nicht. Es ist unmöglich, dass irgend einem, der beide Stücke kennt, die Identität derselben hat entgehen können; gleichwohl habe ich über die Sache nirgends eine Bemerkung gefunden. Es kann den Franzosen, welche in jener Zeit, wo das Drama gegeben wurde, Göthe noch wenig kannten, allerdings verborgen geblieben sein; die Deutschen haben es übersehen können, wenn — wie es den Anschein hat, und wie man bei der Unbedeutendheit desselben sehr gerechtfertigt finden wird — das Scribesche Stück niemals in einer Zurückübersetzung auf unsre Theater verpflanzt worden ist; und auffallend bleibt es jedenfalls, dass Göthe, der in seinen spätern Jahren seine Erfolge im Auslande so wachsam zu verfolgen und so gern anzumerken pflegt, worin die Franzosen oder Engländer ihm in der Literatur nachgeeifert, oder was sie von ihm entlehnt haben, des französischen Schauspiels auch nicht mit einem Worte Erwähnung thut. Aber wäre die Sache auch früher schon bekannt gewesen, so halte ich es doch nicht für überflüssig, von Neuem wieder darauf aufmerksam zu machen: einmal, weil es eine Hauptaufgabe der neueren Literaturgeschichte geworden ist, den Wechselbeziehungen, in welchen die Schriftwerke der neuern Völker, besonders der Franzosen, der Engländer und der Deutschen, zu einander stehen, so genau als möglich nachzuforschen und sie so deutlich als möglich ans Licht zu stellen; dann aber auch, weil sich der Charakter der verschiedenen Literaturen und ihrer verschiedenen Epochen durch Nichts besser, als durch die Vergleichung der ursprünglichen und der aus ihnen zu andrer Zeit oder bei andern Völkern umgearbeiteten Werke entwickeln lässt.

Den Nachweis, dass Scribe's Stück nach dem Vorbild der Göthe'schen „Geschwister" verfasst worden ist, halte ich für überflüssig; von dem Titel

an bis zum Ende ist die Uebereinstimmung der Hauptzüge, welche den Inhalt desselben bilden, zu unverkennbar. Auch wird die Vergleichung der von Scribe eingeführten Aenderungen mit Göthe's ursprünglicher Anlage hinreichend sein, die grundsächliche Uebereinstimmung beider Schauspiele einem Jeden völlig einleuchtend zu machen. Ich würde selbst einige Stellen hersetzen, aus denen man sehen kann, dass Scribe (oder mag es Mélesville gewesen sein) Manches geradezu aus Göthe übersetzt hat, wie ich oben behauptet habe, — wenn der Gegenstand mir eine solche Ausführung zu verdienen schiene.

Die Geschwister Göthe's stammen aus einer Zeit unsrer Literatur und aus einer Periode der Entwicklung des Dichters selbst, in welcher Roman und Schauspiel, ganz wie die lyrischen Dichtungen, in der Darstellung des Gefühlslebens wurzelten. In allen Werken jener Richtung treten die äusseren Vorgänge, die eigentliche Handlung in den Hintergrund; die inneren Regungen, die seelischen Zustände, ihre Leiden und Freuden, ihre Wechsel und Uebergänge sind mit Ausführlichkeit, — von Göthe zugleich immer mit Meisterhand geschildert. Die Geschwister gleichen einem kleinen Bilde aus der guten alten Zeit der niederländischen Schule, welches ein gewöhnliches Lebensereigniss mit der grössten Natürlichkeit und Innigkeit, mit der genauesten und liebevollsten Ausführung der Einzelheiten, selbst nicht mit Verschmähung dessen, was platt und trivial erscheint, was aber dennoch gerade wunderbar zur Belebung der Scene beiträgt, zur Anschauung bringt. Eine so einfache, an Vorfällen und Ereignissen so arme Begebenheit, wie sie den Göthe'schen Geschwistern zu Grunde liegt, würde in neuerer Zeit weder im Roman die Leser, noch im Theater die Zuschauer befriedigen. Scribe hat daher die Göthesche Erfindung mit einigen Ingredienzen der Neuzeit versetzt; um eine Aufführung in Paris zu ermöglichen, hat er sie natürlich ausserdem noch mit einigen Zuthaten specifisch-französischen Geschmacks bereichern müssen; er hat dadurch zwar das ohnehin nicht allzu bedeutende Stück gänzlich verdorben, aber er hat es doch salonfähig und auf einer französischen Bühne darstellbar gemacht. Die Hauptsache war dabei zunächst, die Personen aus den engen Verhältnissen, in welche Göthe sie absichtlich gesetzt hatte, herauszuziehen und sie in eine anständige Gesellschaftsstellung zu bringen, ohne welche im Französischen der Ernst bei dem Gegenstande unmöglich war. Eine Art épicier, wie der Göthe'sche Wilhelm, würde in irgend einem französischen Stück nur als eine lächerliche Figur haben gebraucht werden können. Marianne ist ausserdem — wenigstens erfährt man nichts davon — nicht einmal in einer Pension gewesen; woher soll sie, die verlassene Waise, von einem Garçon auferzogen, Bildung bekommen haben? Auch rupft sie selbst in der Küche Tauben und hätschelt den Jungen der Nachbarin, nimmt ihn gar bisweilen zu sich in's Bett — Fi! Dies Alles und namentlich auch die Voraussetzungen des Stücks mussten eine gänzliche Aenderung erleiden, sollte es vor honnetten französischen Augen auch nur einigermassen Gnade finden.

Nach dem deutschen Stück hat nämlich Wilhelm, der als junger Mann sein Vermögen auf das leichtsinnigste und flottste verschwendet hat, zuletzt eine junge Frau — eine Wittwe in bedrängter Lage, — kennen gelernt, welche auf seine Lebensrichtung den augenblicklichsten Einfluss ausübt und deren Bekanntschaft ihn tief bereuen lässt, sich ausser Stande gebracht zu haben, durch eine Verbindung mit ihr, zu welcher eine gegenseitige Leidenschaft sie auffordert, ihr Schicksal zu erleichtern. Sie stirbt und vertraut ihm scheidend ihre Tochter an, die er als seine Schwester erzieht, und für welche er, — sonst nicht daran gewöhnt oder dazu geneigt, — ein mühevolles und einsames, ganz auf kleinen Erwerb gerichtetes Leben führt. Der Erwerb im Kleinen ist ihm, dem ehemaligen Verschwender, durch die aus Herzensneigung übernommene Pflicht so ehrwürdig geworden, dass er bei einem Spaziergange an einer alten Käsefrau, die mit der Brille auf der Nase,

beim Stümpfchen Licht, ein Stück nach dem andern auf die Wage legt und ab- und zuschneidet, bis die Käuferin ihr Gewicht hat, eine wahre Freude empfindet. Diese sentimentale Grundlage des Stücks, aus Erinnerung an eine wenn auch noch so herrliche Frau sein Leben und seine gesellschaftliche Stellung, seine Ansichten, sein Wesen und sein Treiben durch und durch zu ändern, und sich obenein mit der Erziehung der mittellos zurückgelassenen Tochter derselben und noch dazu zu einer Zeit zu befassen, wo man durch Verschwendung seine Mittel gänzlich aufgewendet hat und wo man selbst hülflos dasteht, musste dem Franzosen unhaltbar erscheinen. Bei ihm musste die Verpflichtung, sich mit einem verlassenen kleinen Mädchen zu befassen, auf eine ausdrücklichere und ausdrucksvollere Weise an den Helden des Stücks ergehen. Auch rechnete der Franzose ohne Zweifel nach, dass ein junger Mann, der die Mutter hatte heirathen wollen und der, nach vollendeter Erziehung ihrer vielleicht zweijährigen Tochter — älter durfte sie kaum sein, wenn sie ihren Fürsorger für ihren Bruder ansehen sollte — schliesslich diese heirathet, für einen Liebhaber denn doch in ein Alter eingerückt sein müsste, welches darzustellen der jeune premier einer jeden französischen Bühne sich sicherlich empört haben würde. Aus diesen Unwahrscheinlichkeiten war das Stück — sollte es anders in's Französische übersetzt werden — herauszuretten: — es wurde aus dem scheinbar Unwahrscheinlichen in's wirklich Abenteuerliche übersetzt. Bei Scribe ist Rodolphe — diesen stattlicheren Namen hat statt des prosaischen Guillaume der Held seines Stückes angenommen — man staune! ein Danziger Seeräuber — oder Kaper-Kapitain (capitaine-corsaire), der als junger Matrose von 16 Jahren bei der Wegnahme eines reichen Flibustierschiffes — auf welches die Mutter, gewiss eine Dame von dem besten Stande, ohne Zweifel als Gefangene gerathen war — 14 Jahre vor der Eröffnung des Schauspiels, — das Gränzalter des Liebhabers, 30 Jahre, ist dadurch gerettet, — während seine Kameraden mit Beutemachen beschäftigt sind, eine sterbende Frau erblickt, welche ihm feierlich ihre dreijährige Tochter als seinen Antheil an der Beute hinterlässt, und ihm nicht zu vergessen empfiehlt, dass sie dereinst Rechenschaft von ihm über seine Handlungsweise fordern werde. Von Stund' an ändert Rodolphe seine Lebensweise: — er war bisher von allen Matrosen der ausgelassenste, ja, luderlichste gewesen: le plus mauvais sujet de toute la marine; — er wird auf der Stelle ordentlich. Zehn Jahre setzte er noch sein Corsarenleben fort; aber Alles, was er erwarb, wurde für die Erziehung der jungen — natürlich in eine Pension gebrachten — Therèse verwendet. Endlich in Danzig Associé eines Engroshändlers geworden, ist er auf dem Wege, mit Hülfe der ihm von seinem Handlungstheilnehmer Antoine vorgeschossenen Capitalien — sicherlich nicht armselige 300 Thaler, wie sie Fabriz dem Wilhelm geliehen hat — ein reicher Handelsherr und Rheder zu werden. Das ganze Stück Göthe's enthält nun eigentlich an Handlung weiter nichts, als dass, während eines Spaziergangs, den Wilhelm macht, um sein zu volles Herz zu erleichtern, der Hausfreund Fabriz Gelegenheit gewinnt, der angeblichen Schwester, Marianne, einen Heirathsantrag zu machen, dass Marianne ihn an ihren Bruder weist, dass Wilhelm nun erst Fabrizen entdeckt, dass sie nicht seine Schwester, sondern die Tochter der von ihm ehemals angebeteten Frau ist; dass endlich Marianne, ohne noch von diesem Geheimniss etwas zu ahnen, Wilhelm erklärt, dass sie ihn nicht verlassen könne, und dass Wilhelm, durch dies Geständniss überglücklich gemacht, der überraschten und ganz seligen Marianne seine Hand reicht. Diesen so höchst einfachen Stoff vermannichfaltigt Scribe durch Zusätze und Verwicklungen aller Art und schiebt so die, bei Beschränkung der Gefühlsschwelgerei, sonst überschnell zum Schluss drängende Katastrophe hinreichend lange für eine schickliche Ausdehnung eines einactigen Stückes hinaus. Ausser dem Hausfreund und Compagnon Antonie — dem Fabriz des Götheschen Schauspiels — muss noch ein Lieutenant Müller bei Rodolphe um

Theresens Hand anhalten; das für Rodolphe nothwendig gewordene Antwortschreiben muss ihm Veranlassung geben, von seinen Verhältnissen und von Theresens Herkunft, mit Müller zugleich, auch die Zuschauer in Kenntnisniss zu setzen; Antoine muss noch eine Schwester Louise haben, die ihren Geliebten, einen Handlungsdiener Julien, der sich durch die Mitgift natürlich sogleich höchst anständig etabliren kann, endlich, nachdem sie lange vergebens nach ihm geschmachtet hatte, durch die Güte und Zuvorkommenheit ihres Bruders bekommt; diese Schwester hatte Antoine — wie er es nun schicklicher Weise Theresen erklären kann, — eigentlich für Rodolphe bestimmt; und diese Eröffnung gibt durch den Unwillen, den Therese darüber zeigt, ganz wie die abschlägige Antwort, die sie dem Lieutenant Müller ertheilen lässt, ihr Veranlassung, die Art und den Grad ihrer Zuneigung zu ihrem vermeintlichen Bruder zu offenbaren; Rodolphe, der Kassirer der gemeinschaftlichen Fonds, muss die Mitgift Louisens zu Händen des Notars überbringen, und es wird so für seine Entfernung eine dringendere Veranlassung zu Wege gebracht, als der Grund, den Göthe für Wilhelms Ausgehen angibt, „unter dem Sternenhimmel einen freien Athemzug zu thun,“ Rodolphe muss ferner beim Zurückkommen Antoine gerade bei seiner Liebeserklärung gegen Therese antreffen und vor Eifersucht und Wuth seinen Wohlthäter und Compagnon, unter dem Vorgeben seiner gänzlichen Vernachlässigung ihrer gemeinsamen Geschäfte und Interessen, gröblich beleidigen und zum Hause hinauswerfen; in schneller Reue über seine Leidenschaftlichkeit muss er Therese um ihre Vermittlung zu einer Versöhnung ersuchen, und diese muss von der zu demselben Zweck herbeigeeilten Louise über den Unterschied ihrer Liebe zu ihrem Bruder und zu ihrem Geliebten belehrt und dadurch auf die Regelwidrigkeit ihrer eigenen Liebe zu ihrem vermeintlichen Bruder aufmerksam gemacht werden, um sich im ersten Schreck über diese Entdeckung veranlasst zu fühlen, die Versöhnung dadurch zu bewirken, dass sie Antoine das früher versagte Jawort gewährt; Rodolphe muss, da Therese Antoine zur Bestätigung ihrer Zusage noch an ihn verwiesen hat, in höchster Ueberraschung seine Einwilligung, wenn auch mit schwerem Herzen geben; er muss, von Theresen auf immer Abschied nehmend, um wieder zur See zu gehen, von ihr erfahren, dass sie sich nicht von ihm trennen könne, und dass sie ihm überall hin folgen werde; muss so neue Hoffnung auf Theresens Liebe fassen und ihr endlich gestehen, was er noch immer nicht hatte über's Herz bringen können, und wozu er nun plötzlich den Muth bekommt, dass sie nicht seine Schwester ist; Antoine muss in demselben Augenblick vom Lieutenant Müller erfahren, was Rodolphe diesem gleich anfangs geschrieben hatte, dass Therese ein ihm von ihrer Mutter anvertrautes Kind und gar nicht mit ihm verwandt ist; er muss, die Liebe zwischen Rodolphe und Theresen jetzt begreifend, endlich ihre Hand und sein schon im Knopfloch steckendes Bräutigamsbouquet an Rodolphe überlassen, und es muss dann in aller Eile, als allein schicklicher Schluss, par devant notaire die Doppelheirath zwischen Louise und ihrem Julien einerseits und Therèse und Rodolphe andrerseits vollzogen werden. Durch alle diese Abänderungen und Zusätze war denn allerdings etwas Handlung und mehr Abwechselung in das für ein Theaterpublikum zu einfache Göthesche Lebensbild gebracht worden; und der kleine auf diese Weise entstandene Roman hatte, wenn auch nicht Interesse und Spannung, doch wenigstens Auftritte und Action genug bekommen, um es wagen zu dürfen, in den Glanz des Pariser Lampenlichts hervorzutreten.

Und was ist nun der Zweck dieser Zeilen und das Ergebniss dieser Vergleichung? Ich hoffe, meine Darstellung selbst hat mein Urtheil bereits ausgedrückt und meinen Schluss wenigstens schon vorbereitet. Dieselbe Veränderung, wie ich sie oben angedeutet habe, ist nicht bloss von Göthe auf Scribe und von den Deutschen auf die Franzosen, sie ist überhaupt auf dem Wege von dem vorigen Jahrhundert in das jetzige vor sich gegangen.

Aus der Innerlichkeit sind selbst die Herzensangelegenheiten auf den Markt des Lebens herausgetreten; das Interesse des Romans, wie des Schauspiels ist aus den Seelenzuständen, in denen sie früher wurzelten, in äusserliche Vorgänge verpflanzt worden. Reicher an Inhalt ist das Scribesche Stück ohne Zweifel: mehr Gehalt hat das Göthesche; es geht ungleich mehr in dem französischen Drama und zugleich mehr in den Formen oder in der Weise der Gesellschaft vor sich: ein reicheres Gemüthsleben und eine wahrere Schilderung allerdings sentimentaler Gefühle entfaltet das deutsche Schauspiel; heftiger und äusserlich erregter sind die Personen Scribe's: bei Göthe haben sie eine grössere Tiefe der Leidenschaft; namentlich Wilhelms stille Herzenswärme bei Göthe ist durch eine kalte und erkältende Tobsucht Rodolphe's bei Scribe ersetzt worden; die Leute sind zuletzt bei dem Franzosen alle noch ganz erträglich: bei Göthe sind sie wirklich liebenswürdig. Der Duft der Poesie, den Göthe bisweilen mit Vorliebe — wie unter andern auch in Hermann und Dorethea — über die gewöhnlichsten Lebensverhältnisse, ja, über eine absichtlich an das Gewöhnliche und Mangelhafte anstreifende Ausdrucksweise seiner Personen mit verschwenderischer Hand auszugiessen wusste, — es ist dem Franzosen, trotzdem oder weil er Alles in eine gebildetere Sphäre hinaufrückte, gelungen, ihn gänzlich von seiner Nachahmung abzustreifen. Von der bescheidenen und wenig in die Ferne leuchtenden Blume hat er sich des trocknen Stengels bemächtigt und ihn mit künstlichen Blättern und gemachten Blumen von schreienderer Farbe herausgeputzt. Ich würde bei diesem an sich wenig bedeutsamen Gegenstande die Aufmerksamkeit meiner Leser nicht so lange festgehalten haben, wenn ich nicht glaubte, dass sich im Allgemeinen die literarische Thätigkeit des jetzigen Jahrhunderts an diesem Beispiele beobachten und charakterisiren liesse. Sie giebt uns gemachte Blumen in gekünstelter und gezwungener Haltung, mit destillirtem und oft betäubendem Parfüm besprengt, für die natürlichen, weniger prunkenden und zarter duftenden Blüthen, welche frühere Jahrhunderte in freier Anmuth aufspriessen sahen. Man kann an den Producten der Jetztzeit zum Theil — namentlich an den Scribeschen Stücken — die Fabrik, „die Mache" — um es mit einem jetzt bei uns üblich gewordenen Kunstausdruck zu bezeichnen — bewundern: der herzliche Antheil, den die gute Literatur der Vergangenheit einzuflössen wusste, er ist dem neueren Geschlechte der Schriftsteller beinahe ein unergründliches und unerreichbares Geheimniss geworden. Aber auch welch' ein Unterschied in dem Wollen und in der Absicht des Wirkens! Die Einen sind zufrieden, die Aufmerksamkeit einer blasirten Lesewelt oder das Interesse eines von gesellschaftlichen Zerstreuungen oder Geschäften abgespannten und nach neuer Erregung dürstenden Publikums auf einige Stunden anziehen und fesseln zu können: die Andern waren wenigstens doch geneigt, ihren künstlerischen Bestrebungen eine Veredlung des Denkens und Fühlens zuzuschreiben, und gewohnt, die Kunst wie ein Evangelium zu betrachten, bestimmt, ihre Jünger und Anhänger in eine Welt der Schönheit und des ästhetischen Reizes einzuführen.

Berlin. H. J. Heller.

Kritik der Hellerschen Abhandlung
„Zur Kritik, Erklärung und Uebersetzung Shaksperes"

(Archiv, Band XXIII, Heft 3. 4. Pag. 291-336.)

Der Ruf „Shakspere und kein Ende" wird nicht allein von Denen angestimmt, welche des leeren ästhetischen Geschwätzes müde sind, das sich

über Shakspere, wie es scheint ohne Aussicht auf einen Abschluss, breit macht, sondern mit Recht auch von einer andern Partei, die sich für eine strenge philologische Prüfung und Sichtung der Dichterwerke auf das Gewissenhafteste interessirt.

Die Puritanerherrschaft in England im 17. Jahrhundert war Schuld daran, dass Shakespeare einer zeitweiligen Vergessenheit anheimfiel, und doch möchte ich die Shakespearekritiker darauf hinweisen, dass es dem Gegenstande nur förderlich sein könnte, wenn sie puritanisch kurz, scharf und schroff nur das berühren wollten, was zu berühren durchaus nothwendig ist, und sich einer bündigen Klarheit befleissigten, selbst auf die Gefahr hin, statt vieler Bogen nur wenige Zeilen und diese eben nicht mit Citaten, als Beweise für ihre Belesenheit, sondern mit dem nakten Nothwendigsten zu füllen.

Oehlenschläger hat einmal von Göthe gesagt, dass dieser als ein grösserer Schriftsteller da stehen würde, wenn er statt 40 nur 20 Bände geschrieben hätte; sei dieser Ausspruch nun richtig oder nicht, jedenfalls lässt der Kern desselben sich auf die Shakespearianer insofern anwenden, als man mit Recht behaupten kann, wir würden viel weiter in unsrer Shakespeare-Arbeit sein, wenn statt jedes Bandes Shakespeare-Kritik nur ein Bogen geschrieben worden wäre. Die Shakespeare-Kritiker des 18. Jahrhunderts haben so viele hervorragende Verdienste um die Reinigung der Werke unsres Dichters, dass wir ihnen die Lust, das Tüchtige, was sie liefern, mit vielen Floskeln, unnützen Parallelstellen, noch unnützeren Beweisen für ihre Gelehrsamkeit zu verbrämen, nachsichtig durchgehen lassen können. Etwas Andres ist es mit uns: Wir Epigonen haben, im Grunde genommen, das sprachliche Verständniss des Shakespeare so wenig — im Verhältnisse zu der Masse des zu Tage gebrachten Materials — gefördert, dass wir kein Recht haben, statt mangelnder Klarheit und richtigen Verständnisses ästhetische Phrasen und eine Anhäufung von Citaten zu bringen, welche letztere höchstens einen Beweis für unser gutes Gedächtniss oder eine reichhaltige Bibliothek, nicht aber für unsre Fähigkeit liefern, den Shakespeare zu erklären oder zu emendiren.

Nach dieser Einleitung, deren Berechtigung mir Jeder zugestehen wird, der den lauten und etwas hohlen Character der modernen philologischen Shakespearekritik verfolgt hat, gehe ich zur Prüfung der einzelnen von Herrn Dr. Heller berührten Stellen über, und beziehe mich, um so kurz wie möglich sein zu können, auf die Nummern 1 — 21, und auf die entsprechenden Seiten.

Ad 1, pag. 293. „for any benefit.“ Der Satz ist durchaus verständlich und „for“ bedarf weder einer Verwandlung in „not,“ noch der von Hrn. Vogel (Archiv XXV. Heft 1 u. 2. pag. 233) vorgeschlagnen Uebersetzung in „dass,“ wenn man daran denkt, dass „for“ unter Anderm auch „denn“ heisst. Also: „.... and believe it, for I would exchange any benefit .... for this one wish...“

Pag. 294 behauptet der Verfasser, die Redensart „I would change oder exchange“ (im Wunsche) komme ohne Negation schwerlich vor; ich verweise ihn auf folgende Stellen:

Cymbeline III, 6 „I would change my sex,“ ib. V, 4, „he would change places,“ Othello I, 3, „I would change my humanity.“

Ad 2, pag. 296. Die drei ersten Zeilen dieser Seite machen, wie mir scheint, die ganze Notiz ad 2 entbehrlich.

Ad 3, pag. 296. Als Widerlegung von Delius' falscher Erklärung in Bezug auf „Bar Harry England“ siehe in demselben Stücke III. 6, III, 7 und V, 2 (an zwei verschiedenen Stellen) „Harry of England.“

Die Delius'sche Form kommt im ganzen Shakespeare nicht vor; wohl Harry Monmouth, Harry Percy etc. aber nicht Harry England.

Ad 4, pag. 297. Shakespeare hat gewiss nicht daran gedacht, in das

Wort „to see“ noch die Nebenbeziehung „und zwar mit deinem Augenlichte“ hineinzulegen, und es sollte uns ebenso wenig einfallen, dem Shakespeare solche haut-gout-Finessen einreden zu wollen, wie es uns in unsrer Sprache einfallen könnte. Wer würde wohl daran denken, einem deutschen Dichter, welcher, in ähnlichem Falle, die Worte gebrauchte „Sich', dass Du lebst“ (d. h. siehe zu, wie Du Dich beim Leben erhalten kannst), die Bedeutung unterzuschieben: „Lebe und erfreue Dich Deines Augenlichtes“? — Was Steevens in dieser Stelle findet, ist erschöpfend — Malone legt zu viel hinein. Was Zeile 13—15 vom Verfasser gesagt wird, ist genügend und meiner Ansicht nach das Richtige.

Ad 5, pag. 298. „While Philip breathes“ bezieht sich meiner Ueberzeugung nach (und auch Schlegel fasst es wohl so auf) auf den Bastard, und ich verweise desshalb auf Act II. Sc. 1, wo „Austria“ sagt:

„What cracker is this same, that deafs our ears
„With this abundance of superfluous breath.“

Der höhnische Sinn jener Worte des Bastards ist also, frei gefasst: „Du bist todt, und ich lebe noch“ d. h. ich habe noch immer Vorrath von dem „superfluous breath.“ Es scheint mir auch sehr natürlich, dass der Bastard in einem Augenblicke grosser Erregtheit (wie hier nach dem Kampfe) mehr des Namens gedenkt, den er sein ganzes Leben lang geführt hat, als des andern, den er erst seit so kurzer Zeit trägt. Das aber verhindert nicht, dass er Gurney zurechtweist, wenn dieser sich einer gleichen Zerstreutheit schuldig macht.

Ad 6, pag. 300. Die Delius'sche Interpunktion und Auslegung dieser Stelle mag, wie so mansches Andre, von ihrem Autor vertreten werden; mir scheint die naturgemässeste Deutung am nächsten zu liegen: „King of our fear“ muss doch etwas sein, das diese Furcht beherrscht, d. h. die Macht derselben schwächt, denn der König ist doch eben der Erste, der Mächtigste; und wenn nun dasjenige Wort des vorliegenden Satzes, auf welches das Wort „King“ sich naturgemässer Weise bezieht, in diesem Falle auch den besten Sinn giebt, so, meine ich, ist man genöthigt, die hieraus entspringende Erklärung allen anderen vorzuziehen. Man beziehe „kings of our fear“ auf „gates,“ und man hat den klarsten Sinn, und das Wortspiel zwischen „fear“ und „king“ unverkümmert. Die „strongbarred gates“ sind für die Bürger in ihrer kritischen Lage wirklich die „kings of our fear,“ weil sie es nur den „gates“ verdanken, ihre Furcht beherrschen zu können, und durch diese „kings“ sich in der Lage befinden, dem Kampfe der beiden anderen „kings“ zuzuschauen, bis der Sieg die „fear“ „deposed“ haben wird.

Ad 7, pag. 302. Ich stimme für die bisherige Form „I bid the base“ und finde sogar nnr in diesem Fall das Wort „indeed“ an seinem Platze. Ich glaube nämlich zunächst nicht, dass jemals im Englischen die Form „I did an instrument“ statthaft sei für „I plaid on an instrument“ oder „I performed..“ Die pag. 304 angeführten Beispiele zeigen durchweg nur „I do it“ oder „I did it,“ niemals aber „I did,“ wie im vorliegenden Falle und ihm entsprechend, in Verbindung mit einem Hauptworte. Ferner ist zu erwähnen, dass mit Ausnahme einer angeführten Stelle, in der Hippolita „they can do nothing in this kind“ sagt, einer Form also, die als Beweis gar nicht hierher gehört, die Citate nur im Munde carricirt gezeichneter roher Gestalten zu finden sind; und so wenig man es als einen Beleg für eine richtig deutsche Sprachweise nehmen wird, wenn irgend ein Gevatter Schneider oder Handschuhmacher zu seiner Tochter sagt: „Mach' mal'n bischen Clavier,“ so wenig dürfen wohl Mr. Bottom oder Mr. Quince als Quellenbelege für das reinste Englisch angeführt werden. — Ich fasse die Stelle folgendermassen auf: Durch Julia's Wort, „your unruly base“ wird Lucetta in ächt Shakespearischer Art an ein neues Wortspiel erinnert, und geht auf die passendste Weise und zwar am Passendsten durch das Wort „indeed“ auf die neue Wendung und auf den eigentlichen Inhalt des Gesprächs über, von

dem sie fast durch die musicalischen Spielereien abgelenkt wurde. Das „indeed“ sagt hier etwa so viel, wie wir im Deutschen uns oft ausdrücken: „Ach ja! Was ich sagen wollte: etc.“ nämlich zurückweisend, aber nicht grade auf das Zuletztvorhergehende, sondern auf den eigentlichen Grundinhalt des Gesprächs. Bliebe Lucetta bei der Wortspielerei über das Lied, dann hätte meiner Ansicht nach „indeed“ gar keine rechte Bedeutung. Nur um zu erklären, wie ich die Stelle etwa verstehe, und ohne den Anspruch zu machen, eine Uebersetzung zu liefern, sei mir gestattet, zwei Zeilen herzusetzen, die auch ein Spiel mit demselben Wort geben sollen:

Die Melodie betäubst du durch den Bass.
Ach ja! Für Proteus hab' ich bass gekämpft.

Ad 8, pag. 307. Die Emendation des Collier'schen Correctors, vereint mit der Warburton'schen Erklärung von holiness: „By holiness he means hypocrisy, and says, have you not hypocrisy enough to hide your malice“ scheint mir Alles zu geben, was nur irgend von der Lust am feinsten Verständniss gewünscht werden kann. Aber so fein ist allerdings mein Verständniss nicht, dass ich einsehen sollte, wieso die Thatsache, dass „holiness“ und „Cardinal“ neben einander stehen, zugleich ausdrücken liesse, dass Carlisle's ganze Heiligkeit darin bestehe, dass er Cardinal sei. Das heisst doch der englischen Construction viel zumuthen — Endlich ist die erste Zeile ganz richtig, da nicht allein „Cardinal“ zweisilbig gelesen wird, sondern auch „peremptory“ den Hauptton auf der vorletzten Sylbe hat, während das erste e fast verschwindet. Dasselbe Wort kommt ausser an vorliegender Stelle noch zwölfmal im Shakespeare vor und hat in keinem einzigen Falle den Hauptton auf der zweiten Sylbe.

Ad 9, pag. 308. Mir gefällt es viel besser, dass ein Weib gleich Helena (wenn es auch als Gattin berechtigt zu der Art von Genüssen ist, wie die vorige Nacht sie ihr bereitet) nicht schon nach dem ersten Male, wo sie factisch die Grenze zwischen Jungfrau und Gattin überschritten hat, mit solcher Sachkenntniss, und ich möchte sagen Gourmandise, von den ihr enthüllten Geheimnissen spricht. Erstens bin ich überzeugt, dass die Schamhaftigkeit, das dem Weibe innewohnende Keuschheitsgefühl überhaupt nicht, geschweige denn so rasch erstickt wird, dass sie nicht doch, trotz alles sinnlichen Genusses, beim hellen Tageslicht, bei ruhiger Ueberlegung wie eine Mimose zurückschrecken sollte vor den Bildern, die die Sinne ihr vorführen. Hierzu aber kommt noch ein gut Stück weiblicher Eifersucht. Der Verfasser hätte auch die folgenden Zeilen beachten sollen:

„ . . . . . so lust doth play
With what it loathes, for that which is away.“

Es wurmt Helenen doch, dass sie persönlich nur körperlich der Gegenstand von Bertrams Liebesbezeugungen war, während er in seiner Phantasie sich weit von ihr entfernt befand. Kurz — sowohl das keusche Weib wie das eifersüchtige Weib haben trotz aller Sinnlichkeit, die gewiss zu rechter Zeit bei Helenen in ihr volles Recht tritt, hinreichend Veranlassung, zu finden, dass die „pitchy night“ doch sehr „defiled“ war, und es sollte mich gar nicht wundern, wenn Bertram in späteren Zeiten manche Gardinenpredigt hören müsste über die Gluth, die ihn in jener ersten Nacht erfüllte, wo Diana's Bild ihm vorschwebte. —

Ad 10, pag. 311. Wer für diese Stelle in ihrer gegenwärtigen Form einer Erklärung bedarf (wem nämlich zu einer solchen die natürlichste Construction des Originals „I would adventure peril to my modesty, but not death on't“ nicht genügt), dem kann sie nicht besser und erschöpfender als durch die Uebersetzung gegeben werden:

„Verletzt es Sittsamkeit nur nicht zum Tode.“

„Death on't“ — d. h. Tod an der Sittsamkeit, nicht Tod des Körpers.

Die vom geehrten Verfasser vorgeschlagne Interpunktion mag immerhin einen Satz geben, der einer guten Schauspielerin Gelegenheit zu grossartigem Effect bietet, ausserdem aber ist er im Englischen gewiss unmöglich:

„Though peril to my modesty not, — death on't . . . "

So construirt kein Engländer, und wo bliebe da die Cäsur des Verses? hat Shakespeare es sich je zu Schulden kommen lassen, so den Sinn durch die Form zu zerreissen?!

Von den übrigen vielen und grossen Auseinandersetzungen brauche ich nur eine zu berühren, weil sie in so fern von Wichtigkeit ist, als sie mir zu zeigen scheint, dass zwei vorhergehende Zeilen nicht richtig aufgefasst sind, und weil in der Tieck'schen Uebersetzung sich dieselbe fehlerhafte Auffassung findet. Herr Heller schreibt, pag. 311, Zeile 8 – 9 v. u.: „. . . . er hat nur gesagt, sie dürfe, bei Lebensgefahr, das, was sie ist, nicht scheinen;" während mir die betreffenden Zeilen grade das Gegentheil sagen. Pisanio will, dass Imogen sich als Mann verkleide, und dass sie sich nur in dem Falle in ihrer wahren Gestalt zeige, wo der bewaffnete Mann in Lebensgefahr schweben könnte, während das Weib natürlich einer solchen entgehen würde. Diesen Inhalt sehe ich klar in den Zeilen:

„ . . . . . and but disguise
„That, which, to appear itself, must not yet be
But by self-danger . . . . . "

„Welches noch nicht (nicht eher) in seiner wahren Gestalt erscheinen darf, sondern (als) nur im Augenblicke der Gefahr."

Man wird sagen, diese praktische Lebensregel sei unedel; es ist aber auch nicht Imogen, die sie aufstellt, sondern Pisanio, der vor allen Dingen für das Leben seiner Herrin besorgt und zugleich überzeugt ist, dass das Weib, und vielleicht ganz besonders die Fürstin, wenigstens an ihrem Leben geschützt sein wird, während der Page leicht getödtet werden könnte. Vielleicht glaubt er auch, dass der persönliche Verkehr zwischen Imogen und Posthumus die „self-danger" dadurch beseitigen würde, dass Imogen im Stande wäre, Posthumus über seinen Irrthum aufzuklären. Zu allem Dem sei noch hinzugefügt, dass Pisanio vom Lucius sagt, er sei:

„ . . . . honourable
And, doubling that, most holy . . . . "

Das Weib ist also bei ihm geschützt; dass übrigens, selbst ohne diesen Edelmuth die Tochter des feindlichen Königs, als Geissel, bei ihm ihres Lebens sicher sein würde, das liegt, sollte ich meinen, ziemlich nahe. —

Ad 11, pag. 313. Das vom Verfasser vorgeschlagne „no" ist nicht nothwendig. Der Vers ist auch ohne dasselbe vollständig, da „boy" an dieser Stelle zweisilbig gemessen wird. (Siehe meine Bemerkung ad 21.)

Ad 12, pag. 314. Das „or" ist ganz an seinem Platze. Cleopatra sandte dem Antonius durch zwanzig verschiedene Boten mündliche Liebesgrüsse — einen nach dem andern — weil sie fürchtete, jeder könne den Gruss schlecht oder gar nicht bestellen. Sie fragt:

„Met'st thou my posts?"

Worauf Alexas antwortet:

„Ay, Madam, twenty several messengers.
Why did you send so thick?

Cleopatra. Who's born that day
When I forget to send to Antony
Shall die a beggar. — Ink and paper, Charmion."

Später sagt sie nochmals:

„Get me ink and paper:
He shall have every day a several greeting,
Or I'll unpeople Egypt." d. h. „ich shreibe ihm täglich einen

Liebesgruss, oder ich sende ihm mündlich meine Grüsse an jedem Tage durch zwanzigfache Boten," wodurch dann freilich mit der Zeit Egypten entvölkert worden wäre.

Ad 13, pag. 314. Wie hier „their power," die Emendation des Verfassers, sich irgendwie vertheidigen und erklären lässt, ist mir nicht fasslich. Man beziehe, in natürlichster Weise, beide Male das „her" auf „the moon," und die Zeile heisst, die Hexe wirke durch ihre Zauberkraft auf die Thätigkeit des Mondes ein, ohne selbst seine Macht zu besitzen, zwinge ihn also, nach ihrem Willen thätig zu sein; d. h., wenn man den Satz umkehrt, sie vermöge zwar selbst nicht Fluth und Ebbe zu machen, wohl aber den Mond zu zwingen, dass er es in ihrem Dienst thue. In der Uebersetzung würde der Inhalt deutlicher in folgender Form sein:

„. . . . . seine Mutter
War eine Hex', und zwar so stark, dass sie
Den Mond im Zwang hielt, Fluth und Ebbe machte,
Und mit ihm herrscht', auch ohne seine Macht."

Dem Sinne nach ist es daher auch kein Widerspruch, dass die Worte „make flows and ebbs" auf eigne Thätigkeit der Hexe hinzudeuten scheinen; es ist nur vermittelte Thätigkeit — das ausführende Element ist der Mond (Mephistopheles bedarf des Rattenzahns, um das Pentagramma zu zernagen, bedarf der Hexe, um den Verjüngungstrank zu brauen;) ich erinnre an das französische faire faire. —

Ad 14, pag. 315. Die Steevenssche Erklärung des Wortes „embossed" dürfte hier doch wohl ganz ausreichend sein, denn Parolles ist, ohne es selbst zu wissen, allerdings durch alle die Vorkehrungen schon matt gehetzt, die ihm einen Widerstand und ein Entweichen unmöglich machen; matt gehetzt in sofern, als ihm keine Macht mehr gelassen ist, seinen Gegnern zu entkommen. Was das Wort „ambushed" betrifft, so erinnre ich den Herrn Verfasser daran, dass Webster für dasselbe auch die Erklärung „suddenly attaked from a concealed station" giebt. —

Ad 15, pag. 318. Der Verfasser sagt pag. 319: „Ich kann für: Ich verpflichte Jemanden eidlich, auch sagen: Ich lasse ihn schwören; aber statt: Ein Versprechen verpflichtet ihn eidlich, nicht auch: Das Versprechen lässt ihn schwören." Shakespeare würde letztren Satz gewiss ohne Schwanken gebrauchen, da er sehr oft Begriffe personificirt. Auch im vorliegenden Falle heisst „the truth swears etc.": Die Wahrheit, das heisst das Bewusstsein der Wahrheit in Dir schwört, oder, Du schwörst im Bewusstsein der Wahrheit. Die angeführte Stelle bedeutet nun Folgendes:

„It is religion, that doth make vows kept;
But thou hast sworn against religion,
By what thou swear'st, against the thing thou swear'st,
And mak'st an oath the surety for thy truth
Against an oath:"

Die beiden Kommata hinter „swear'st" dürfen nicht vergessen werden, denn sie sind von Wichtigkeit:

„Du hast gegen die Religion, bei der du schwörst, geschworen, hast gegen das geschworen, was Du beschwörst, und machst einen Eid zur Sicherheit für Deine Wahrhaftigkeit, gegen einen Eid." d. h. mit andern Worten: „Dein zuletzt eingegangnes und durch einen Eid bekräftigtes Bündniss ist ein Meineid gegen die Religion, der Du früher Treue geschworen hast." Pandulpho sagt nämlich vorher:

„So mak'st thou faith an enemy to faith;
And, like a civil war, set'st oath to oath,
Thy tongue against thy tongue. O! let thy vow
First made to heaven, first be to heaven perform'd;
That is, to be the champion of our church."

Ich muss bei dieser Gelegenheit den geehrten Verfasser darauf aufmerksam machen, dass er pag. 329 (sub 19) die Worte „against the thing thou swear'st" nicht ganz richtig aufgefasst hat, wenn er der Ansicht ist, dass hier ein zweites „by" am Ende der Zeile fortgelassen sei; denn wenn man selbst für die, meiner Ansicht nach, falsche Uebersetzung Schlegels stimmen wollte, so würde diese immer nur folgende Construction der Zeile zulassen:

„Thou swear'st against the thing, ..."

Die nächsten Zeilen sagen dann Folgendes, wenn es mir nämlich gestattet ist, neben den ausgesprochenen Worten, die wir lesen, auch den dazwischen liegenden Gedankengang in eine Form zu kleiden: „Es kann wohl vorkommen, dass man einen Eid in einem Falle leisten muss, wo man seiner Sache nicht ganz gewiss ist; dann schwört man eben nur, dass man, seines Wissens, die Wahrheit sage — sonst wäre das Schwören ja eine Thorheit. Wer aber, wie Du, zwei Gegensätze beschwört, der belegt dann eben durch seinen Schwur die Thatsache, dass er nach einer Richtung hin meineidig war, und um so meineidiger, je mehr er hält, was er beschworen hat."

„Truth" tritt (siehe pag. 319. Zeile 2 — 5 v. o.) hier als Subject auf, um den Gegensatz zu Philipp's „untruth" zu bilden.

Ad 16, pag. 319. Die pag. 321 vorgeschlagne Emendation „As living where have you no use of him" wird, glaube ich, von jedem Engländer, der nur irgendwie ein Ohr für den richtigen Klang und die richtige Form in seiner Sprache hat, mit Protest zurückgewiesen werden; und so wenig wie der Sinn der Amme metaphysisch ist, ebenso wenig ist ihre Zunge unenglisch. Die vorhergehende Lesart „when you have" wäre, trotz der beträchlichen Aenderung noch bei weitem vorzuziehen. Sollte man aber nicht vielleicht irgendwo im Shakspeare einen Präcedenzfall für eine Zusammenziehung finden, die etwa folgender ähnlich wäre:

„as living here, and you'd no use of him."
„you'd" für „you had?"

Ad 17, pag. 322. Dass Delius das „to the hour" einer Erklärung bedürftig hielt, finde ich weniger merkwürdig, als dass der geehrte Verfasser sich einer Prüfung und Widerlegung der Delius'schen Erklärung unterzog. Wieviel müsste man schreiben, wenn man alle Erklärungen und Verbesserungen (?) desselben Autors widerlegen wollte, trotzdem es doch zu jeder einzelnen Widerlegung immer nur weniger Worte bedürfen würde?

Ad 18, pag. 324. Warum soll Prospero nicht ohne Artikel und in dritter Person von und selbst zu einem Gegenwärtigen sprechen können, wenn das, was er sagt, ein Ausruf in Emphase ist? Ich kann nicht finden, dass der Artikel „a" oder die zweite Person „wilt" eine Nothwendigkeit sei. —

Ad 19, pag. 325. Ein Punkt der sehr langen Abhandlung (pag. 329) ist bereits unter meiner Notiz ad 15 berührt; was die Hauptfrage selbst betrifft, so würde ich am Liebsten für die Prince-Smith'sche Lesart stimmen, wenigstens bei weitem lieber als für die vom geehrten Verfasser vorgeschlagne (da sie mir ein natürlicheres Gefühl zu enthalten scheint, und nicht so vieler Belegstellen für ihre Unterstützung bedarf), wenn ich erstens einen Präcedenzfall für diese Form im Shakespeare fände, und wenn es zweitens nicht eine noch einfachere Deutung der vorliegenden Stelle gäbe. Ich erinnre den geehrten Verfasser an folgende Stelle im Shakespeare: II Henry VI., III, 2,

„He shall not breathe infection in this air,"

der sich noch manche andre mit ähnlicher Bedeutung, und ganz besonders eine Hauptbedeutung des Wortes „to breathe" anschliesst, nämlich die Bedeutung von „to exhale," z. B. „the flowers breath perfume." Wenden wir diese auf vorliegende Stelle an, und denken zugleich an die Thatsache, dass man im Kampfe Mann gegen Mann durch nichts in solche Lei-

denschaft und Wuth geräth, wie durch den Anblik und den Geruch des Blutes, so werden wir den natürlichsten Sinn der Zeile leicht erfassen, der grade im Munde des leidenschaftlichen Bastards am ersten zu suchen ist:

„Bei allem Blut, das Wuth je ausgehaucht“ d. h.

„bei allem vergossnen Blute, das jemals zur Wuth, zur Rache gereitzt hat.“

Ad 20, pag. 331. Ob ein Dichter wie Shakspeare erst durch die Lecture des Alterthums auf die Vorstellung hingeführt werden musste, dass Amor aus den Wangengrübchen eines Mädchens hervorgucke — diese Frage werden wohl selbst die vielen uns hier gebotenen gelehrten Belege noch nicht endgültig entscheiden können, keinenfalls aber tragen diese dazu bei, die Hauptsache, ob „convicted“ oder „convented“ gelesen werden soll, zu beantworten. Ich sehe nicht ein, warum „convicted“ nicht ganz gut Das im Englischen sollte bedeuten können, was der geehrte Verfasser ihm unterlegt, und es ist jedenfalls ein Mangel der Sprache, dass es die gewünschte Bedeutung eben nicht hat. Da dies letztere aber nun einmal der Fall ist, werden wir vorläufig doch gut thun, mit dem Corrector der zweiten Folio-Ausgabe „convented“ zu lesen, eine Form, der als Gegensatz das darauf folgende „disjoin'd“ ganz passend gegenübersteht. Oder wie wäre es, wenn es sich einmal um neue Wortbedeutungen handelt, wenn man „convicted“ so erklärte, dass es aus „con“ und „vincire“ zusammengesetzt sei, dass man das betreffende „n“ des Wohllauts, oder des Ausdrucks grösserer Kraft wegen fortgestrichen habe, und dass es dann hier heissen soll: „Zusammengebunden?“ „A whole armado“ von zusammengebundenen Schiffen, die dann der Sturm „disjoin'd from fellowship“ umhertreibt? kein übles Bild! — Den Ovid hat Shakespeare bei dieser Stelle gewiss nicht vor Augen gehabt, und auch keinen andern Classiker, sondern nur den Gedanken, seiner Königin Elisabeth durch eine Anspielung auf die zerstörte spanische Flotte, die Armada, ein Compliment zu machen. —

Ad 21, pag. 336.

„Should pay full dearly for this encounter.“

„Dearly“ kann hier dreisilbig gemessen werden, wodurch der Vers in bester Form vollständig wird, ohne dass man sich zur Annahme des durchaus ungehörigen „this here“ zu entschliessen braucht. Lieber einen unvollständigen Vers, als solche Form. — In Bezug auf fremdartige Messungen einzelner Wörter (z. B. ad 11 „boy,“ und an vorliegender Stelle „dearly“) so wie auf eigenthümliche Betonung der ersten und letzten Sylbe in dreisylbigen Wörtern siehe: Mommsen, der Perkins-Shakespeare (XII A. pag. 356 — 371, besonders §. 187), der hier durch seine Beispiele viel Belehrendes giebt. —

Berlin. F. A. Leo.

Randglossen.

In „Andreä Gryphii Freuden- und Trauer-Spiele auch Oden und Sonnette etc.“ (Leipzig 1663) findet sich S. 678 ein Sonnett „An Melanien,“ von deren Mund es darin heisst, dass er — „sonst Nichts kann, denn nur frisch liegen und gut schmähen.“ Und dann fährt der Dichter fort:

> Euch dünkt, Der wisse nicht, wie ihm doch sei geschehen:
> Der ziehe närrisch auf mit seiner neuen Tracht;
> So hab' Euch Jener nicht des Grusses werth geacht;
> Dem musst Ihr seine Sprach' und jedes Wort bejähen etc.“

Es ist klar, dass das letzte Wort hier nicht, wie Grimm in seinem deutschen Wörterbuch meint, in dem gewöhnlichen Sinn unseres heutigen „bejahen“ gebraucht ist, noch auch in dem des mhd. bejëhen, vielmehr entspricht das Wort hier wohl unserm „bereden“ in dem Sinne: zum Gegenstand tadelnder Besprechung machen, sich über Etwas aufhalten etc.

Das ahd. jëhan, mhd. jëhen ist nhd. noch nicht ganz erloschen und lebt namentlich noch in Mundarten fort, vgl: er jéd, jied; jéder, jieder (sagt er). Frommann Mundarten 3, 208; Das magst du wohl für eine Wahrheit jehen. Uhland Volkslieder 342; Hat er die für seine Bücher bekannt und verjehet. Luther (Jen. Ausg.) 1, 459 b. u. o.; Welches nit nur alle Ehrbaren verjähen, sondern auch die Missgünstigen bekennen müssen. Stumpf Schweiz. Chron. (1616) S. VI u. o.; Die Wahrheit verjähen. Zwingli II, 2, 6; 7; 8 etc; In dem gemeinlich verjächnen Glauben. II, 1, 203 etc, und so noch alterthümelnd: Ich will eure Sünden immer verjähen vor der Welt. Spindler, der Jude (1834) 1, 316. S. ferner Luther 6, 109 a (Druckf. 190) über das Wort Beichte, wo es heisst: Wie auch im Gericht das Wort noch in Uebung ist: Urjicht und wie man sagt: Das jicht er; Das hat er bejicht. etc. Dazu: Gichtiger Mund Arndt (Bericht aus seinem Leben) 31; Immermann Münchh. (1839) 4, 119 etc. und: Der Guckguck muss ihm selbst sein Ohrgicht ausrufen. Tappius Sprichw. 199 b etc.

In unser „bejahen“ spielt die Bedeutung des alten bejëhen (Impf. bejâch, Mehrz. bejâhen) noch mit hinein und Weigand (Synonym. Wörterb. 1, 183) irrt, wenn er meint, dass bejahen im Gegensatz zu behaupten „immer“ (es sollte vielmehr heissen: gewöhnlich) sich auf etwas Vorhergegangnes bezieht, vgl. bei Grammatikern und Philosophen ganz gewöhnlich: Bejahende Sätze, Urtheile etc., ferner z. B.: Per Dio! Das bejah ich (muss ich sagen:) mein blaues Wunder sah ich. Bürger (Ausg. in 1. Bd.) 23 a. — Der Zweifelnde überhebt sich des Beweises, wohl aber verlangt er ihn von dem Bejahenden (Behauptenden). Goethe (Ausg. in 40 Bdn.) 31, 340. — Dass du gefällst, muss wer dich kennt, bejahen (gestehen) Hagedorn (1757) 2, 208. — Wenn ihre Schande ein Ritter mit dem Schwert bejaht (behauptet) L. H. Nicolai Vermischte Gedichte (1778) 2, 10 etc.

Kallaschen.

In Fromman's deutschen Mundarten 5, 90 ist „kallaschen“ aus Holtei's schlesischen Gedichten erwähnt und dabei auf Weinhold's schlesisches Wörterbuch verwiesen, wo jedoch die Etymologie schwerlich richtig angegeben ist. Wir verweisen vielmehr einfach auf russisch колошить (koloschit, kaloschit) prügeln. — Nebenbei bemerkt, ist das Wort auch im Hochdeutschen nicht unüblich, z. B.

> Alle Augenblick hatte ich einen von seinen Jungen in meinem Garten beim Rübenausziehen und Apfelstehlen abzukalaschen. F. Lewald Wandlungen 2, 384.

Kapaun.

Diesem Wort entspricht bekanntlich mhd. kapûn (vgl. gr. *κάπων*, lat. capo, capone etc.), daneben aber auch dem ahd. chappo gemäss, kappe. Zu diesem Wort nun wird in Beneckes mhd. Wörterbuch als Erklärung beigefügt: Kapaun, Hahn. Die letzte Bedeutung aber scheint sich nur auf die latein. Uebersetzung: gallinaceus (Sumerlaten 47, 55) zu stützen. Deshalb scheint die Bemerkung nicht überflüssig, dass dies latein. Wort in der spätern Zeit nicht den Hahn, sondern eben den Kapaun bezeichnet. So heisst

es namentlich in dem in der Anm.*) genannten Werk S. 166: Gallus ein Han, das ist ein gemeiner, jederman bekandter haussuogel etc., darauf folgt S. 167: Gallina, das ist ein Hennen, des Hanen haussfraw etc., und dann S. 168: Gallus galinaceus ist ein Kap odder Capaun, dem anssgeschnitten ist, dieser mag nit geberen, so kröpt er auch nit. Disen armen narren pflegt man vornen an der Brust zu beroffen, also, das er ganntz kal wirdt, denn bereibet man jhn wol mit nesseln, setzet jhme die jungen hüncklein vnder, macht ihn mit wein truncken, wenn sich denn die jungen hüncklein an jhn halten, so befindet er geberung seines schmertzens, vermeint also, er hab die hüncklein ausgeheckt, und führt sie wie die klucken pflegt zu thun etc. — Vgl. Ihr Herren habt unsre Hühner gefressen hier oben in der Pfalz, jetzt wollet ihr uns dagegen die Kappen drunden zukommen lassen. Zinkgräf Apophth. 2, 62.

Nebenbei bemerken wollen wir, dass die von unsern bisherigen Lexikographen (z. B. auch Weigand 1, 561) durchaus verworfne Form der Mehrzahl „Kapaunen“ bei unsern Schriftstellern fast die gewöhnlichere ist, z. B. Claudius 4, 77; Goethe 29, 113; Immermann Schriften 12, 71, Otto Müller Mediatis. 1, 151; Musäus Märchen 2, 143; Schlegel Shaksp. 3, 245 (Haml. 3, 2) etc. und demgemäss auch zuweilen in der Einzahl: Hatte vom Kapaunen eine fettige Hand, Gutzkow Blasedow 1, 422 wie es schon bei Ryff. l. l. heisst: Von solchem Capaunen schreibt man etc. Des Capaunen fleisch ist dichter vnd besser wenn des hanen fleisch. — Vgl. die Formen: Des, dem, den, die Hahnen, neben Hahns, Hahn, Hähne. Der Mz. „Hähnen“ entspricht das mundartl. „Kapauner“ z. B. Sinngedichte von Joh. Möser (Wien 1801) S. 80. —

Wir führen ferner in Bezug auf die Form „Kap,“ „Kappe“ neben „Kapaun“ noch folgende Stelle aus Eppendorf's Uebersetzung des Plinius (Strassburg 1543 folio) S. 148 an:

Sye [die Hähne] hören uff zu krähen, wenn ynen gekäppet ist.

wie mhd. Kappen kastrieren, daraus unser „kappen“ **) in allgemeinerer Bedeutung des Schneidens, nicht bloss des Kapaunens. Zu kapaunen aber, vgl. frz. chaponner, ital. capponare, scheint mir das mundartlich, z. B. in Mecklenburg sehr häufige kapunnieren, verstümmeln, entzwei, kaput machen zu gehören, vgl. Stalder 2, 87, wofür freilich das vortreffliche Bremische Wörterbuch: kaputneren hat, eine Form, die ich wenigstens nie gehört habe und die mir aus einem etymologisierenden Streben hervorgegangen scheint. Sollte nicht vielleicht umgekehrt „kaput“ oder nach dem franz. Spielerausdruck „capot“ an „kapunnieren“ angelehnt sein? Heyse's Etymologie aus „caput mortuum“ ist sicher nicht die richtige.

---

*) Thierbuch. Alberti Magni/ Von Art Natur vnd Eygenschafft der Thierer/ Als nemlich Von Vier füssigen/ Vögeln/ Fyschen/ Schlangen oder kriechenden Thieren/ Vnd von den kleinen Gewürmen die man Insecta nennet/ durch Waltherum Ryff verteutscht. Mit jhren Contrafactur Figuren. Hieriñ findestu auch viel Artznei krancker Ross vnd anders haussuiehess. Auch wider die schedliche gifft der Schlangen vnd anderer Gewürme. [Dann folgen 4 Abildungen] Begnadet mit Keyserlicher freiheit in Syben Jar nit nach zutrucken. Der Schluss des Werks aber lautet. Finis. Getruckt Zu Franckfort am Main bei Cyriaco Jacobi zum Bart MDXLV. — Die oben angegebnen Seitenzahlen gelten nach unsrer Zählung, denn in dem Buche finden sich keine und es entspricht z. B. das Blatt (S. 167 und 168) nach der Signatur O vi. Das letzte Blatt des Buches aber ist nach der Signatur: Ee v. Die Signatur schreitet nämlich nach je sechs Blättern vor, von denen aber die beiden letzten immer unbezeichnet geblieben sind. Das Format ist Folio. — Der Uebersetzer ist zugleich der Verfasser des „Spiegels der Gesundheit“ — wonach Grimm's deutsches Wörterbuch 1, LXXXV zu berichtigen ist. Dies letztre Werk ist von Frisch, beide sind von mir in meinem deutschen Wörterbuch eingehend benutzt.

**) So: Kapphahn ist Kapaun und Kapphuhn ist Poularde.

Brasilienholz.

In dem vortrefflichen „Technischen Wörterbuch etc.“ von Karl Karmarsch und Dr. Friedrich Heeren, dessen hohen Werth bei Ausarbeitung meines deutschen Wörterbuches ich zu erkennen vielfache Gelegenheit finde, heisst es in Bezug auf das Brasilienholz (1, 353), es sei so genannt, weil es zuerst von Brasilien nach Europa gekommen. Man darf sicher annehmen, dass dem Verf. die umgekehrte Annahme nicht unbekannt gewesen, die selbst in geographische Schulbücher übergegangen, z. B. in Daniel's Lehrb. der Geogr., wo es heisst: „Braça heisst bei den Portugiesen glühende Kohle: weil ihnen nun in dem neuen Lande mit zuerst das rothe Färbeholz auffiel, nannten sie es Brasilien.“ Aber auch Adelung spricht sich ebenso aus, und führt zugleich — was jedenfalls gegen die Darstellung bei Karmarsch entscheidet — nach Carpentier's Glossar. aus einer Handschrift vom Jahre 1400 eine Stelle an:

Bresillum est arbor quaedam, e cujus succo optimus fit color rubeus.

und noch ältre Stellen, z. B. eine vom Jahre 1193, in der z. B. grana de Brasile wahrscheinlich die Kochenille bezeichnet, vgl. in Grimm's deutschem Wörterbuch 2, 372 die Stellen: So viel Zinnober oder Bresilien Luther 3, 356 b; Lefzen presilgenroth. Fischart Garg. 76 b, — wo freilich die Erklärung (?!) nichts taugt: „morus tinctoria, Brasilienholz und die daraus gezogene rothe Farbe,“ denn morus tinctoria (s. Karmarsch 2, 74) ist bekanntlich eine Art Maulbeerbaum, der das Gelbholz liefert und zum Gelb färben dient, nicht zu verwechseln mit dem Fustikholz (Karmarsch 1, 880), die beide freilich zuweilen unter der Bezeichnung „gelbes Brasilienholz“ vorkommen. Das wirkliche Brasilienholz aber kommt von Caesalpinia crista: ob aber dies oder eine andre rothe Farbe (etwa Kochenille) bei Fischart und Luther gemeint ist, wage ich nicht zu entscheiden, vgl. jedenfalls noch:

> „Müsset ihr auch zusehen, das euch nicht die Presilien
> unter die Augen sprützet.“ Luther 5, 304 b, —

also in der Bedeutung: feurige Kohlen, wie span. brasa, frz. braise etc.

Dan. Sanders.

Bibliographischer Anzeiger.

Allgemeines.

J. G. Th. Graesse, Trésor des livres rares et précieux ou nouveau dictionnaire bibliographique. (Dresden, Kuntze.)

Grammatik.

A. Schilbe, Prüfung der Regeln für die deutsche Rechtschreibung von H. E. Bezzenberger. (Marburg, Elwert.) 7½ Sgr.

C. L. Livet, La grammaire française et les grammairiens au XVI.me siècle. (Paris, Didier et Comp.) 7½ Francs.

Lexicographie.

D. Sanders, Wörterb. d. deutsch. Sprache. 4. Lf. (Leipzig, Wigand.) ⅔ Thlr.

C. F. L. Wurm, Wörterbuch der deutschen Sprache von der Druckerfindung bis zum heutigen Tage. 4. Lfrg. (Freiburg, Herder.) ⅔ Thlr.

A. Péschier, Supplément au dictionnaire complet de langues française et allemande de l'abbé Mozin. (Stuttgart, Cotta.) 2 Thlr. 12 Sgr.

M. A. Thibaut, Nouveau dict. franç.-allemand. 2 Vols. (Braunschweig, Westermann.) 33. Auflage. 2 Thlr.

J. A. Schmidt, Vollst. franz.-deutsch. Handwörterb. (Leipzig, Reclam.) 2. Thlr.

J. F. Sumavsky, Taschen-Wörterbuch der böhmischen und deutschen Sprache. (Prag, Haase.) 1½ Thlr.

Literatur.

Th. Perschmann, der Entwicklungsgang Schiller's in den Jahren 1785 — 1795. (Nordhausen, Haacke.) 7½ Sgr.

K. Biltz, die dramatische Frage der Gegenwart. Mit Bezugnahme auf die Lewes'sche Kritik der Dramen Goethe's. (Potsdam, Riegel.) 7½ Sgr.

K. Goedeke, Goethe und Schiller. (Hannover, Ehlermann.) 28 Sgr.

J. G. Rönnefahrt, Schiller und Goethe oder der 13. Juni 1794 ein Segenstag der deutschen Nation. (Leipzig, Dyk.) 15 Sgr.

C. L. Livet, Précieux et Précieuses. Caractères et moeurs littéraires du XVII.me siècle. (Paris, Didier.) 7 Francs.

Th. Gautier, Histoire de l'art dramatique en France depuis 25 ans. (Leipzig, Dürr.) 1 Thlr.

R. Burns, Gedichte. Uebertr. v. H. J. Heintze. (Leipzig, Fleischer.) 5 Thlr.

Hilfsbücher.

J. Schneider, Handbuch der deutschen Sprachlehre für Volksschulen. (Wien, Klemm.) 4 Sgr.

J. W. Straub, Deutsches Lese- und Sprachbuch für höhere Unterrichtsanstalten. 1. Bd. 1. Abth. (Aarau, Christen.) ⅔ Thlr.

G. Brüning, Prakt. tabellarischer Abriss der deutschen Grammatik nebst Mustersammlung der schönsten Stellen deutscher Klassiker in Prosa und Poesie. 2. Cursus. (Leipzig, Arnold.) 12 Sgr.

J. W. Straub, Vergleichung sinnverwandter Sprichwörter, in Aufsätzen zum Schulgebrauche und zur Lectüre für die reifere Jugend bearbeitet. (Leipzig, Brandstetter.) 12 Sgr.

J. Müller, Anleit. zur Erlernung d. franz. Briefstils. (Leipzig, Holtze.) 15 Sgr.

F. Ahn, Prakt. Lehrg. zur Erlernung der franz. Sprache. 110. Aufl. (Cöln, Dumont.) 7½ Sgr.

B. G. Blanchard, Prakt. theoret. Lehrgang der franz. Sprache. (Leipzig Arnold.) 15 Sgr.

L. Miéville, Cours de la langue française. (Bern, Dalp.) 2 Vols. 1½ Thlr.

O. Röhrig, the german student's first book or a general introduction to all germ. grammars. (Philadelphia, Schaefer & Koradi.) 12 Sgr.

Das Tragische und das Schicksal.

Das Tragische hat seinen Sitz in den äusseren Begebenheiten. Was ein Mensch denkt, will, empfindet, kann erhaben sein: tragisch nur sein Schicksal. Das Tragische hat daher seine grösste Bedeutung im Epos, wie in der Sage. Hier kommt es am meisten auf die äusseren Ereignisse an. Die Tragödie übernimmt das Tragische mit ihrem Stoffe aus der Sage, der Geschichte, der epischen Poesie. Erfindet der dramatische Dichter seinen Stoff selbst, so gehört das Tragische dem epischen Motive seiner Dichtung, der zu Grunde liegenden äusseren Geschichte an. Im Tragischen kann nie das Wesen des speziell Dramatischen gefunden werden. Es ist ein durch den Wortklang nahe gelegter Irrthum, wenn man das Tragische und das Wesen der Tragödie identifizirt hat.

Das Tragische findet sich in allem wirklichen Dasein, wie in aller Kunst. Das tägliche Leben zeigt es uns, wenn wir von dem gemeinen Scheine absehend unsern Blick auf das Wesentliche der Ereignisse richten. Die Geschichte der Menschheit führt es uns in tausend erschütternden Bildern vor. Unter den Künsten ist schon die Plastik dem Tragischen zugänglich, in weit umfassenderen Sinne noch die Malerei, indem der dargestellte Moment Gipfel und Zielpunkt einer Kette von vorbereitenden Motiven ist. Selbst die Musik kann durch blossen Klang ohne Wort und Bild unsre Phantasie zur Empfindung des Tragischen anregen. Man kann sagen, alle edleren Richtungen der Kunst gipfeln ihrer Natur nach in der Darstellung

des Tragischen. Begegnet uns nun das Tragische auch im Drama, so werden wir darin nur ein Band sehen, welches das Drama mit dem allgemeinen Wesen der Kunst verknüpft, nicht das Eigenthümliche der dramatischen Darstellung.

Was ist denn nun das Tragische? Die nächste Antwort wird sein: Das Tragische zeigt sich in dem Untergang, im Verderben, in gewaltigem Schmerz und grossem Verlust. Das ist in der That so; aber es genügt nicht. Der Tod eines Menschen z. B. kann tragisch sein; aber er ist es bei weitem nicht immer. Der Tod nach der allgemeinen Ordnung der Natur, der Tod eines abgelebten Greises z. B. hat an sich nichts Tragisches, näher möchte der Tod eines Jünglings in voller Blüthe der Kraft an das Tragische streifen. Setzen wir aber, der Jüngling starb an seinem Hochzeitstage, so werden wir schon den vollen Eindruck des Tragischen haben. Und nähmen wir noch hinzu: ein Jüngling hätte sich etwa, um dem Tode zu entgehen, zu einer verhassten Heirath entschlossen, und eben dieser Entschluss führte gleichwohl seinen Tod herbei: so würde sich das Tragische des Ereignisses noch um ein bedeutendes gesteigert haben.

Das Tragische also, sehen wir, beruht auf einem Kontrast, und um es gleich kurz zu sagen, auf dem Konflikt zwischen der Absicht des Menschen und den Fügungen der äusseren Welt. Alle Poesie, und in ihrer eigenthümlichen Weise die dramatische, stellt das wirkliche menschliche Leben, wenn auch in einem ungemein gesteigerten Abbilde dar. Das ist der Grundkonflikt alles menschlichen Daseins: unser Streben und Beginnen und die Mächte der Welt, die unser Schicksal gestalten. Wo menschliches Leben dargestellt wird, muss dies einer der hauptsächlichsten Gesichtspunkte sein.

Das Menschenleben ist ernst. Jeder Einzelne ist dem Tode verfallen, und Städte, Nationen, Reiche unterliegen demselben Schicksal. Auch die Poesie in ihrer echten und hauptsächlichen Richtung ist ernst. Sie würde ohnmächtig sein, wenn sie die tiefen Konflikte des Lebens beschönigen oder

verhüllen wollte. Die Wirklichkeit würde sie in jedem Augenblick Lügen strafen. Ihre Aufgabe ist, den Ernst des Daseins zu verklären, indem sie die grossen Güter zeigt, um die es sich in demselben handelt und die in allem Untergang der Einzelnen fortbestehen; indem sie die Verhältnisse zu reiner, vernünftiger Form erhebt und das Gemeine, das Alltägliche, das Hässliche unseren Augen entrückt; indem sie uns lehrt, in allem Scheine der Weltereignisse das tiefere Wesen, das vernünftige gestaltende Prinzip zu erkennen.

Der Konflikt, um den sich Menschengeschichte dreht, der Gegensatz des innern Strebens und des äussern Geschehens, wird in der Poesie in ästhetischer, d. h. in charakteristischer und schöner Form gefasst und erscheint in seiner geschärftesten Weise als das Tragische. Die Natur des Menschen ist die Innerlichkeit, die Freiheit; draussen herrscht der Zusammenhang von Ursach und Wirkung, die äusserliche blinde Nothwendigkeit. Dies Verhältniss scheint sich im Tragischen umzukehren. Die äussere Welt des Zufalls nimmt den Schein der Absichtlichkeit an und greift mit einer Konsequenz, die gleichsam aus bewusster Zweckmässigkeit hervorzugehen scheint, zerstörend in die Pläne und Thaten der Menschen ein. Und andrerseits wieder verfällt der Mensch mit seinem Wollen und Thun in den Schein der Unfreiheit, so dass er nicht mehr als der Thäter seiner Thaten erscheint, dass ihm seine Absicht unter der Hand verkehrt wird, dass er mit allem seinem Wollen der äusseren Welt nur Waffen gegen sich selbst giebt. Das Zerschellen der Menschen an der übermächtigen Aussenwelt ist als solches tragisch. Zum höchsten gesteigert aber wird das Tragische, wenn die Rollen gleichsam wechseln: wenn die äussere Nothwendigkeit wie sonst nur der Mensch, mit Voraussicht zu handeln scheint, die unabänderliche Nothwendigkeit zur Vorausbestimmung oder zu jenem tückischen Zufall wird, den wir in seiner scheinbaren Konsequenz das Unglück oder das Schicksal nennen, das einen Menschen verfolgt; wenn andrerseits die Thaten, die der Mensch aus freiem Entschluss und mit vollem Bewusstsein zu verrichten glaubt, durch seine Unkenntniss der Umstände einen ganz andern Charakter annehmen, als er beabsichtigt, oder als längst vorher-

gesehene und vorherbestimmte, das heisst nothwendige erscheinen. —

Dieser herbe Konflikt nun des Tragischen liegt in jeder ernsten Poesie. Die dramatische Poesie als die höchste der Kunstformen wird, so weit sie äussere Vorgänge darzustellen hat, das Tragische aufnehmen, ja zu seiner bittersten Form ausprägen können. Aber das Tragische liegt nur im äussern Geschehen, und die dramatische Poesie hat noch weitere Gesichtspunkte, als nur solches darzustellen. Das eigentliche Wesen des Drama's kann man durch das Tragische nicht begreifen. —

Seit Schiller und Schlegel ist es gebräuchlich geworden, das Schicksal in die nächste Beziehung speziell zur Tragödie zu setzen. Ja man hat in der Theorie eine eigne Spezies der Tragödie als „Schicksalstragödie“ erfunden, und diese Theorie hat auch für die Schöpfungen der Dichter ihre praktischen Folgen gehabt. Das Schicksal gilt dann als jene Form der äusseren Nothwendigkeit, die wir oben als das Wesen des Tragischen bezeichnet haben, wo durch scheinbare Konsequenz oder scheinbares Vorherwissen die Nothwendigkeit wie mit Bewusstsein begabt zu sein und den Menschen zu ihrem Spielball zu machen scheint.

Es ist nicht abzuleugnen, dass in vielen Werken der ältesten und der neueren Zeiten diese Form des Tragischen hervortritt, bei Griechen, wie bei Spaniern, Engländern, Deutschen. Für jene Vorausbestimmung dienen Orakel, Prophezeiungen, dient der Fluch. Auch die Folgen, die aus einem Frevel der Aeltern und Vorfahren z. B. für die Kinder folgen, gehören demselben Kreise poetischer Formen an. Jene Konsequenz des Zufalls erscheint z. B. in scheinbar gleichgültigen Gegenständen, die sich wie durch eine bewusste Veranstaltung wiederholt bei wichtigen Anlässen Verderben bringend aufdrängen, an denen seltsamerweise das Geschick von Menschenleben zu hängen scheint, wie der Dolch im „Arzt seiner Ehre“, das Schnupftuch im „Othello,“ das Bild in „Eifersucht das grösste Scheusal.“ Aehnliches findet sich vielfach. Es kann nicht geleugnet werden, dass hier eben in dem Schein des Bewusstseins bei einer ganz äusserlichen Nothwendigkeit, die als solche der Zufall ist, die

eigentlich poetische Absicht ist. Ja, der Zufall, der unberechenbar menschliche Absichten durchkreuzt, so dass eine Minute weniger oder mehr, eine unvorhergesehene Verwicklung, ein übersehener Umstand, eine Störung, über das Geschick von vielen Menschen entscheidet, die Unkenntniss und Verblendung des Menschen, der das sucht, was er fliehen, das flieht, was er suchen sollte, der blindlings in sein Verderben rennt, — dieser Zufall und seine heimtückische Gewalt bewirkt fast in der Mehrzahl der Fälle die tragische Katastrophe.

Man hat nun dieses Tragische verschieden beurtheilt und zum Gegenstande des Lobes und Tadels gemacht. Der Romantik zwar ist das Tragische willkommen. Ihr kommt es überall auf das spezifisch Poetische an, auf das der Phantasie zusagende abgesehen von dem sittlichen Inhalt. Sie liebt die charakteristischsten, ausgeprägtesten, krassesten Formen und somit auch das Tragische in seinen furchtbarsten Gestalten. Aber eine gewisse mittlere, etwas prosaische Färbung des Bewusstseins begnügt sich nicht an dem Poetischen der Form, sondern fordert das Lehrhafte und Wahre des Inhalts. Ihr ist jene äussere blinde Nothwendigkeit, das Schicksal und der Zufall, eine Gotteslästerung, eine falsche Weltansicht und daher durchaus Gegenstand des Tadels. Alles soll moralisch gerechtfertigt sein, alles Geschick als Lohn und Strafe erscheinen. Wo nun die unbezweifelte, unantastbare Autorität des Dichters den Tadel von selbst abwehrt, da bleibt nur die Interpretation übrig. Der Dichter muss gemeint gewesen sein, dass der Leidende auch schuldig sei, und es ist eine angenehme Beschäftigung des Kritikers, für tragische Helden ein Sündenregister zu entwerfen, wenn er dem Dichter keine Sünde aufzubürden wagt. So erscheinen denn zuletzt Oedipus und Iocaste als wahre Ungeheuer von Verruchtheit, Antigone, Deianira und Desdemona sind arme Sünderinnen der schlimmsten Art. Zu solchen Consequenzen kommt man aus falschen Voraussetzungen. —

Beachten wir Folgendes: der Dichter liefert ein Abbild der wirklichen Welt, wie wir sie beobachten und wahrnehmen. So tritt uns zunächst ein ganz äusserliches Geschehen gegenüber.

Von dem, was dahinter liegt, sagt er uns Nichts. Unsre Ueberzeugungen lässt er uns frei. Wir sehen hinter dem scheinbaren Zufall der Wirklichkeit eine allwaltende Vorsehung, und wir thun recht daran. Auch wo die Bestätigung dieses Glaubens am schwierigsten scheint, behalten wir den Glauben. Die Welt liefert uns oft solche schwierige Probleme. Warum sollte sie uns nicht auch der Dichter liefern?

„Aber in der Welt des Dichters kann nicht ein blinder Zufall herrschen, die einzelnen Theile müssen organisch aus dem Ganzen herauswachsen.“ Ganz recht. Das gibt zunächst eine ästhetische Nothwendigkeit. Der Dichter wird unter allen möglichen Handlungen, Zufällen, Begebenheiten diejenigen wählen, die der Anlage seines Kunstwerks am meisten entsprechen. Es wird also in jedem rechten Gedichte die ganze Fülle des Geschehenden durch das innere gestaltende Prinzip, das man Idee zu nennen pflegt, gerechtfertigt sein. Aber die Macht, die alles das äusserlich bewirkt, wird der Zusammenhang von Ursache und Wirkung sein, der nun einmal in aller Wirklichkeit, auch in der poetisch nacherzeugten, das erste ist, was unsrer Beobachtung entgegentritt. Wird nun das, wie es der Poesie natürlich ist, in seiner ausgesprochensten, vollendetsten Form dargestellt, so haben wir immer jenes Tragische, wovon wir oben sprachen, das nur den äusseren Zusammenhang, die Erscheinungsform der Ereignisse anbetrifft, über ihre innre Bedeutung aber gar nichts aussagt.

Ja, gesetzt, die innere Vernunft der Dinge trete auch äusserlich in der Veranstaltung des Dichters hervor, ein gerechter König, ein Gott bringe durch unmittelbares Eingreifen die Sache zur Entscheidung: augenblicklich haben wir den Eindruck des Nüchternen, des Prosaischen, des Gemachten. Die Situation scheint sich nicht mehr innerlich zu entwickeln. Der Dichter zieht ein Mittel zu Rathe, das er auch früher hätte gebrauchen können, wo es dann zu gar keiner Verwicklung gekommen wäre. Der Zufall ist die Erscheinungsform der Dinge, der identisch ist mit jener bloss äusseren, gegen das Wesen der Sache gleichgültigen Nothwendigkeit, durch welche Jegliches aus seiner Ur-

sache entspringt. Das Spiel der Kräfte in der äussern Welt ist seinem Begriffe nach dem Zufall anheimgegeben. Tritt ein weiser, bewusster Wille, wie der eines Gottes, lösend herein, so gehört auch dieser zu jenem Komplex von Kräften und erscheint mehr oder weniger zufällig. Der Zufall, das Schicksal, das Tragische ist daher in der Weltanschauung aller Völker, aller Zeiten vorhanden als äussre Erscheinungsform der Dinge. Ueber ihr inneres Wesen wird damit Nichts ausgesagt.

Dem Dichter kommt es natürlich nicht darauf an, absolute Wahrheiten lehren zu wollen. Er gibt ein ästhetisch abgeschlossenes Bild, und dessen Wirkung beruht auf den gespanntesten Kontrasten. Aber dass er Falsches lehre, ist damit keineswegs gesagt. Wer würde seine Weltanschauungen so von der Oberfläche der Dinge in der Wirklichkeit oder in der Poesie abschöpfen wollen? In der Poesie ist Alles ästhetisch gerechtfertigt. Das eigenthümliche Gebiet des Drama's ist die Darstellung von Charakteren, in denen das sittliche Ideal des Dichters sich offenbart. Die Handlung mit ihrer Verschlingung, der Konflikt, die Katastrophe, alles dies ist nur Explikation des Charakters, sein Wiederschein in der äusseren Welt. Das innerste Wesen des Charakters spiegelt sich in dem, was den Menschen widerfährt. Das ist das poetische Prinzip der Darstellung.

Dem Charakter soll widerfahren, was ihm gebührt. Was gebührt denn aber jedem Einzelnen? Gewöhnlich hat man für das innere Wesen der Charaktere nur zwei Worte: Schuld und Unschuld, worauf alle andern Unterschiede zurückkommen sollen. Danach soll denn auch das Geschick der Menschen als Lohn und Strafe sich richten. Armselige Begriffe! Dass der Schuldige leide, ist meistentheils unpoetisch. Würden wir ja doch selbst bei der Betrachtung der Menschengeschicke, wie sie uns in der Wirklichkeit begegnen, selten mit der moralischen Rechtfertigung ausreichen. Die grössten Dichter haben nichts Fremdartiges darin gefunden, die Unschuld durch ihren unverdienten Untergang am hellsten leuchten zu lassen. Die Abwägung der Geschicke nach dem moralischen Gesichtspunkte, die moralische Gerechtigkeit, gehört wenigen Perioden der dramatischen Kunst

an. Aesthetische Rechtfertigung ist viel mehr darin zu suchen, dass ein energischer Wille ein energisches Hinderniss finde, dass blinde Leidenschaft blinden Zufall hervorrufe, bewusstes Streben den Tod freiwillig übernehme, ein grosser Sinn seine Prinzipien auch im Tode zu bewähren Gelegenheit habe, dass hingebende Liebe das höchste Opfer nicht scheue, und Aehnliches.

Die moralische Rechtfertigung menschlicher Geschicke ist nur eine der vielen Formen ästhetischer Angemessenheit. Wo der Dichter selbst den Nachdruck legt auf Schuld und Unschuld, da wird jene poetische Gerechtigkeit mit Recht der treffendste Gesichtspunkt sein. Aber die sittlichen Ideale wechseln nach Völkern, Epochen und Individuen. Haben wir den geistigen Schwerpunkt der Kunst eines Dichters oder eines bestimmten Dichtwerks erkannt, so wird die Art, wie die äussern Dinge sich ereignen, von selbst daraus folgen. Die Welt bietet uns das Schauspiel oft, dass das Liebenswürdige untergeht, das Gemeine triumphirt. Der Dichter wird uns auch nicht immer einen so herben Anblick ersparen können. Das Edle bleibt doch immer das Edle, das Gemeine doch das Gemeine. Die äussern Ereignisse nehmen weder Jenem von seinem Werthe noch fügen sie Diesem hinzu. Genug dass wir Herrliches gesehen und den Ernst des Menschenlebens im verklärten Lichte der Poesie kennen gelernt haben, die die Verhältnisse zum Ungemeinen und Idealen steigert. Die Versöhnung, die Manche vermissen wollen, liegt in der innern Natur des Grossen und Schönen, gross und schön zu sein. Es bedarf dazu keiner äussern Verherrlichung.

Blicken wir auf die Geschichte des Drama's zurück. Unter den Neuern soll es Schiller gewesen sein, der die Schicksalstragödie durch Lehre und Beispiel zuerst aufgebracht habe. Ja Schiller war wohl selbst der Meinung, das Prinzip der griechischen Tragödie, das er im Schicksal fand, zu erneuen und so zu den rechten Quellen des Tragischen, d. h. hier desjenigen, was das Wesen der Tragödie ausmachte, zu gelangen. In der That ist auch im „Wallenstein“ z. B. vom Schicksal viel die Rede, und was mehr sagen will, der Held unterliegt hier wirk-

lich einem äussern Schicksalszusammenhang. Das wäre nun also etwas Neues, und Shakspeare z. B. kannte das Schicksa nicht? Ist es etwa nicht eine solche schicksalsvolle Verwicklung, der Romeo und Julie unterliegen? Der Zufall, der Romeo auf den Ball führt, der andre, der ihm Tybalt in den Weg schickt, und jener entsetzliche Irrthum, der die Katastrophe trotz der schlausten Veranstaltung herbeiführt, die Wichtigkeit der wenigen Minuten, die unberechenbare Störung, die den wohl angelegten Plan scheitern läst, — ist das nicht Alles wie mit der höchsten Konsequenz vom Schicksal angelegt? Wirkt doch selbst in dem alten Familienzwist auf fast antike Weise die πρώταρχος ἄτη herein, ein uraltes über den Häusern und Geschlechtern schwebendes Verhängniss, dem die letzten herrlichsten Sprösslinge zum Opfer fallen. Aehnliches begegnet uns im „Othello.“ Im „Macbeth“ haben wir den ganzen Apparat der griechischen Schicksalstragödie, Orakel und verblendete Leidenschaft, gräuelvolle Thaten und schliesslich den grossartigen Untergang durch des Orakels Zweideutigkeit. Nicht in allen Tragödien Shakspeare's herrscht das Schicksal auf ähnliche Weise. Aber eben so ist es auch bei den Griechen. Bei Aeschylus möchte der Agamemnon und die Sieben gegen Theben, bei Sophocles der König Oedipus und die Trachinierinnen zu den Tragödien gerechnet werden können, in denen der Hauptnachdruck auf dem Tragischen und dem Schicksal liegt. Sonst finden wir nichts Aehnliches in diesem Kreise. Bei Schiller ist der „Wallenstein“ und die „Braut von Messina“ vom Schicksal durchzogen, und damit sind wir zu Ende. Ist nun nicht das Verhältniss bei den Griechen, bei Shakspeare, bei Schiller überall dasselbe? Bei Calderon ist es ganz ebenso. Was sollen wir also sagen? Unter den deutschen Tragödien ist der „Wallenstein“ die erste, welche mit Bewusstsein den poetischen Eindruck durch das Tragische des Schicksals steigert. Aber woher kommt das? Vom Stoffe. Und wo ein ähnlicher Stoff ist, wie der des „Wallenstein,“ da haben alle Dichter aller Nationen von allen Glaubensmeinungen dieselben Hebel des tragischen Eindrucks gebraucht.

Die wesentliche Seite des „Wallenstein“ ist, dass in ihm die Welt egoistischen Strebens an dem Beispiel eines Feldherrn

geschildert und gezeigt wird, wie diese Zwecke des Ehrgeizes von den Störungen und Zufällen der äussern Welt abhängen, wie unfrei diese Egoisten in ihren eignen Handlungen sind, wie das Schicksal erst ihren Thaten ihre Bedeutung gibt. Dem gegenüber wird die Welt uneigennütziger Hingebung, Begeisterung und Liebe in dem Beispiel zweier herrlichen Menschen geschildert, und diese Herzen erscheinen als die Stätte wahrer innerer Freiheit und Unabhängigkeit von den Mächten der äussern Welt. Hier also musste das Schicksal eine bedeutende Rolle spielen. In der Braut von Messina ist das einfache, an die Antike erinnernde Thema, wie wilde Leidenschaftlichkeit in's Verderben rennt. Der Leidenschaft steht die furchtbare Macht des Schicksals nothwendig gegenüber, das Streben des Leidenschaftlichen erscheint als unfrei, finstern Mächten anheimgegeben. Hier kommt natürlich alles darauf an, dass der Eindruck des Tragischen so hoch wie möglich gesteigert werde.

Ich denke, wir werden uns nicht mehr darüber beklagen, dass das Geschick der Helden keinen vernünftigen Grund habe, da es ja durch die blinde Schicksalsmacht bewirkt sei. Wir werden nicht die Weltanschauung des Dichters tadeln, der uns an der Weisheit der Vorsehung irre mache. Das Schicksal ist nur der Ausdruck einer innern, organischen, sittlichen Nothwendigkeit, die in ästhetischer Form erscheint, einer Nothwendigkeit, die mit moralischer Abrechnung keineswegs identisch ist, aber doch nur die äussere Explikation des sittlichen Kernes der Charaktere ist.

Aber es giebt in der That eine Art von sogenannten Schicksalstragödien, die jeden Menschen von irgend gesundem Urtheil anwidert. Wir erinnern an die fatalistische Romantik. Die Namen sind bekannt genug. Und was empört uns so bei Werner, Müllner und Genossen? Dass das Schicksal eine so grosse Rolle spielt? Keineswegs, sondern dass es bei den Haaren herbeigezogen ist. Ja, wenn es sich um etwas Grosses handelte, um grosse sittliche Konflikte, gewaltige Charaktere, die das Grosse der Menschheit in sich darstellten, so würden wir das Schicksal schon mit in den Kauf nehmen. Aber das ist ja in

der eigentlichen Romantik nun und nimmer der Fall. Diese bewegt sich im Kleinleben, das sie mit Gewalt zu etwas Poetischem hinaufschraubt durch das Phantastische, durch die spezifisch poetischen Darstellungsmittel, die doch nur einen Sinn haben, wenn sie die ergreifende Form für einen grossen Inhalt sind. Aber am Inhalt fehlt's. So gilt das Entsetzliche wohl als eigentlicher Zweck der Darstellung; je krasser, je abscheulicher, desto besser. Dasselbe gilt aber nicht allein von Tragödien, sondern auch von Romanen: es wird das erschütternd Tragische gesucht, auch wo's nicht hingehört. Dem spanischen Drama, bei dem der sittliche Inhalt der Charaktere sehr gering und unentwickelt bleibt, muss man denselben Vorwurf machen, durch das haarsträubend Tragische eine starke äusserliche Wirkung beabsichtigt zu haben. Doch erscheint bei ihnen noch Alles edler, als bei den fatalistischen Tragödien unsrer Bühne. Wo das Zuchthaus und der Scharfrichter die eigentlich rechtmässigen Instanzen sind, da sollte man doch das Schicksal nicht erst inkommodiren. Solche Ereignisse aus dem Leben von verbrecherischen Persönlichkeiten, solche Spiele des Zufalls mit dem Willen des alltäglichen, gedankenlosen Menschen sind gradezu ein abscheulicher Anblick. Nicht das grosse Schicksal empört uns, das die ernste Form des ernstesten Inhalts ist, sondern dass es sich in so erbärmliche Dinge zu mischen hat. —

Das Schicksal ist demnach eine vollkommen berechtigte Form der dramatischen Darstellung, — wo es hin gehört. Es kann nicht immer des Dichters Aufgabe sein, moralische Abrechnung zu halten, ja, die grössten der Dichter haben's nie gethan. Schuld und Unschuld, Tugend und Laster, gut und bös, — wie weit reicht man denn mit solchen Gesichtspunkten, wenn man den innern Werth von Menschen bezeichnen soll? Der Stallknecht ist tugendhafter als Caesar, aber Caesar ist Caesar, und der Stallknecht doch nur ein Stallknecht. Nichts schiefer als diese Massstäbe für die grossen Gestalten der Tragödie und ihre weltgeschichtlichen Prinzipien. Wir lassen uns das für die französische Tragödie mitunter, für Gryphius, für die Stubenpoesie, für unser bürgerliches Schauspiel gefallen. Aber Cordelia, Hamlet, die Jungfrau von Orleans for-

dern eine andere Beurtheilung. Denn Recht hat jede grosse eigene Natur. Das Geschick des tragischen Helden ist eine organische Entwicklung seines Charakters, und es ist das Gesetz, dass dem innerlich Unfreien die äussere Welt unter der Gestalt des Schicksals entgegentrete. Das ist der Grund, weshalb es „Schicksalstragödien“ giebt.

L.

Provenzalisches Epos.

Die gelehrten Kritiker, indem sie gewöhnlich Fauriels kühn ausgesprochene Sätze verwerfen, haben sich fast alle damit begnügt, die provenzalische Poesie als eine in vielen Beziehungen, besonders in der Form schon vollendete*) lyrische anzuerkennen, die, während sie für Nordfrankreich, Spanien und Italien die Muster aufstellte, kaum den Versuch zu epischer Production gemacht oder doch sehr bald ihre Unfähigkeit dafür anerkannt habe.**) Als vor einigen 30 Jahren Lachmann das provenzalische Gedicht Fierabras entdeckt hatte, berührte sein Herausgeber, Immanuel Becker, die Frage über seine Originalität gar nicht; Uhland aber, der, soweit es damals möglich war, das altfranzösische Epos gründlich kannte (s. seine wichtige Abhandlung über das altfranzösische Epos in Fouqués Musen, Berlin 1812, I, 3, 59) und der durch einige seiner ausgezeichneten Balladen bewies, wie sehr er die Troubadours der „seli-

*) Schon Mouskes († 1282) sagt in seiner Chronik v. 6298 par nature encore con trouvons font Prouenciel et cans et sons millors que gent d'autre pais. Vgl. Fauriel, Revue VIII, 138.

**) Nach Papons Vorgange (Voyage de Provence, Paris 1787), der besonders im 4. Abschnitte gegen Le Grand d'Aussy für die Provenzalen zu Felde zog, hat Fauriel seine Ansichten in seinem Werke über die Poesie der Troubadours und in der Revue des 2 mondes VII, 1832 ausführlich dargelegt; dem letzteren folgt, im Ganzen mehr gemässigt, Baret: Provence et Espagne; Bruce Whyte, histoire des langues romanes, Paris 41, gibt kein recht bestimmtes Urtheil, Sismondi I, 203 spricht mit Le Grand den Provenzalen das Epos ab. Geyder (Haupts Zeitschrift IX, 1, Leipzig 52) bestreitet Fauriels Ansicht über den provenzalischen Ursprung.

gen Provencerthale“ liebte, Uhland, sage ich, erklärte ohne Bedenken, dass das vorliegende Gedicht nordfranzösischen Ursprunges sei, und Diez huldigt dieser Ansicht in einer Anmerkung zu seinem Werke: Leben und Werke der Troubadours, Zwickau 1829, S. 614. Es ist hier nicht unsre Absicht, auf die Frage nach dem Ursprunge andrer Gedichte einzugehen und anzuregen oder zu wiederholen die Conjecturen über Arnaldo Daniele und seine bei Dante Purgatorio XXVI, Pulci im Morgante Maggiore, Diez Leben etc. 346, Poesie der Troubadours 207 etc. erwähnten Epen; über den provenzal. Bueves de Antona (Quadrio a. a. O.; Warton, English poetry, I, 143); den provenz. Alexander (Crescimbini 332) oder über Gedichte zur Verherrlichung des Hauses Montalban und andrer Familien des Südens, welche wahrscheinlich Gegenstände längerer Gedichte in provenz. Sprache waren, gleich dem über Gerard de Roussillon, *) den alten mythischen Heros. Auch will ich hier ausser Acht lassen die provenzalischen Gedichte, welche Raynouard im ersten Bande seines Lexique roman publicirte, leider ohne sie später ganz vollständig dem Publikum vorführen zu können, Gedichte, deren einige Bruce Whyte in seinem citirten Werke ohne genügenden Grund für in einem dem altspanischen sehr ähnlichen Mischdialecte geschriebene Denkmale erklärt,

*) Dieser Held, über den ausser Fauriel zu vergleichen Reynaud, Invasions des Sarrasins und Gérard de Roussillon, Fragment extrait de l'histoire des 2 dernières royaumes de Bourgogne par Alfred de Terrebasse, Lyon 1853, wird ausführlich geschildert in den 2 von Fr. Michel, Paris 1856, edirten Gedichten, deren erstes, das provenzalische, auch von Hoffmann (Mahn) publizirt ist. Dieser Text ist bedeutend vollständiger als der sehr fragmentarische französische, welcher bei V. 2241 (S. 70) des provenzalischen beginnt und bis V. 3883 (S. 331) mit jenem correspondirt; die dort befindliche Lücke wird pr. durch 3775—3834 (S. 119 ff.) ausgefüllt, wie S. 342 durch V. 4192—4432 ff. pr. (S. 132—139); S. 355 durch V. 4852—6521 prov.; S. 363 durch pr. 6754—6815 (S. 215—217); der französische Text bricht ab bei V. 5074 (S. 368) = prov. 6988 (S. 222) in der Mitte einer Tirade, während das Provenzalische noch bis 8949 geht. Zwar ist auch dieser Text nicht ganz complet, doch kann bei dem eben angegebenen Verhältnisse wohl hier so wenig als bei Richard Löwenherz und Faydits Liedern (s. Archiv XVII, S. 407 etc.) zweifelhaft sein, wo das Original zu suchen, zumal da auch Girard stets als Nationalheros des Südens gefeiert wird.

und deren Zahl durch die von Raynouard im 2ten Bande seines Choix des poésies betitelten Werkes zusammengestellte Liste der von Troubadours citirten Romane wesentlich vermehrt werden dürfte. Zu diesen käme noch ein anderes Werk, wenn in der von Caxton 1485 fol., London, publizirten „Thystorye of the noble ryght valyaunt and worthy Knyght Paris and of the fayr Vyenne the daulphyns doughter of Vyennoys translated from the Provencal language into French by Pierre de la Seppade and out of Frenche into Fnglishe by W. Caxton,“ eine weitere Notiz über den provenzalischen Ursprung zu finden wäre, die ich aber bei näherer Durchsicht im brittischen Museum nicht entdecken konnte. — Ein Versuch, die überaus interessante Liste der in Cabreras und Marsans provenzalischen Lehrgedichten, welche zuletzt von Bartsch in dem Stuttgarter Archive edirt sind, als für die Jongleure zu erlernenden Epen aufgezählten Namen zu erklären und genauer nachzuweisen, muss wohl noch eine Zeit lang unterbleiben, bis die lange genug schon projectirte, aber leider noch immer nicht zur Ausführung gekommene Publication der altfranzösischen Heldengedichte auf diesem Gebiete mehr Licht verbreitet haben wird.

Bei einem Gegenstande, wo schon so viele Conjecturen*) gewagt sind, will ich nicht diese Zahl noch vermehren, sondern ganz einfach den französischen Text, welchen das brittische Museum vom Fierabras besitzt und den ich ganz copirt habe, und den des Supplement français 180, der als älter bei der erwähnten Veröffentlichung zu Grunde gelegt werden wird, mit dem von Bekker publizirten und dem englischen Texte vergleichen und einige Facta hinstellen, die den unpartheiischen Leser in den Stand setzen werden, selbst zu urtheilen und die Consequenzen für sich zu ziehen. Es ist eigenthümlich, dass die englische Uebersetzung in vielen Punkten mit dem provenzalischen Texte übereinstimmt, während sie in denselben bedeutend vom französischen abweicht; aber obgleich wir wissen, dass die Könige aus dem Hause Plantagenet die provenzalische Posie sehr begünstigten und Richard Coeur de Lion sie selbst

*) Dass provenzalische lyrische Gedichte in das Nordfranzösische übersetzt sind, ist wohl ziemlich sicher, s. Archiv XVII, 407.

trieb (s. Warton I, 116); obwohl wir von den provenzalischen Biographen erfahren, dass Richard de Mauleon, einer der interessantesten provenzalischen Dichter, ein geborner Engländer war, dass provenzalische Troubadours vielfach weit umherreisten*) (vgl. Folquets, Faydits Biographien); obgleich Chaucer mit der provenzalischen Poesie nicht bloss durch Petrarca und Boccaccio bekannt war, dürfen wir doch nicht unmittelbar über den Ursprung des englischen, in manchen Partien ganz originalen Gedichtes urtheilen, welches leider nur als Clubpublication in die Hände der Mitglieder gelangt und daher überaus selten ist, so dass es sich nicht einmal im brittischen Museum findet. Ich beziehe mich hier auf das Manuscript und die mir gütigst zur Ansicht vorgelegten Correcturbogen der für den Roxburgh-Club besorgten Ausgabe, welche Sir Thomas Phillips in seiner herrlichen Bibliothek zu Middlehill besitzt, dieser leider noch zu wenig zugänglichen Fundgrube für seltene Werke, die auch von dem vergeblich von mir in Frankreich und England gesuchten portugiesischen Cancionero des Königs Diniz († 1325), den Lord Stuart de Rothsay zu Paris in nur 25 Exemplaren drucken liess, die für jenen gelehrten Gesandten in Lissabon ursprünglich angefertigte Abschrift des alten Manuscriptes besitzt. (Hallam, welcher das interessante Buch in seinem grossen literarhistorischen Werke citirt, schrieb mir auf meine Anfrage, er habe von Lord Stuart ein Exemplar gehabt, aber es zurückgesandt.) **)

Diese englische Romance of the Sowdone of Babyloyne and of Ferumbras his sone who conquerede Rome, 118 Seiten, 4, welche nicht älter als vom Ende des 14. Jahrhunderts, aber sicher nicht aus Mus. Britt. Bibl. reg. 15 E VI übersetzt ist, wie wir gegen Ellis, II, 369 zu beweisen hoffen, beginnt mit einem einleitenden Gebete, das Ellis, da es den in dergleichen Werken gewöhnlichen Charakter trägt, in seiner Analyse des Gedichtes nicht weiter erwähnt; es lautet:

---

*) Wie sehr das gebräuchlich, zeigt ein Manuscript Harlej. 433, Nr. 1961: the letre of passage to retourne to the duc of Austriche there maister, geven to 2 mynstrells in the second year of King Richards 2. reign the 4th day of octobre.

**) Bellermann, die alten Liederbücher der Portugiesen. Berlin 1840.

God in glorye of myghteste moost,
that al thinge made in sapience
by vertue of woorse and holy goost
gyvinge to man grete excellence
and alle yat is in erthe wroght
subjecte to man and mane to the
that he shulde withe herte and thought
to love and serve and noone but the
for zyfe mane kepte thy comaundemente etc.

Der eigentliche Anfang des Gedichtes (V. 25) und die Notiz über seine Quelle

as it is writen in Romaunce
and founden in bokes of Antiquyte
at Seinte Denyse Abbey in Fraunce
there as Cronycles remembrede be,
howe Lavan the Kinge of hie degre
and syre and sowdone of hic Babilone
conquerede grete parts of Cristiante
that was born in Askalone
and in the cite of Agremore
uppone the rivere of Flagote ...

ist eher gleich dem zweiten als dem ersten der provenzalischen Prologe, welcher auch ins Französiche übersetzt ist; aber der ganze folgende Theil bis 1051, vollständiger als der provenzalische Text, gibt uns die auch mitunter im provenzalischen und französischen Text erwähnte Geschichte der Stadt Rom durch die Sarazenen, welche einen wesentlichen Theil des Gedichtes ausmachte. Wenn Ellis Ansicht richtig ist (und viele Gründe sprechen für den fremden Ursprung des Gedichtes, das gleich andern aus dem Cyclus von Carl dem Grossen eine Zeit lang in England sehr populär und sogar in Schottland beliebt war:* s. Barbour's Bruce ed. Jamieson S. 54, wo während Bruce's Truppen über den Lochlomond setzen, aber in einem einzigen Bote diese Expedition nur langsam von Statten geht,

*) Nicholson behauptet zwar in seiner Ausgabe der Auchinleck Romances of Rouland and Vernagu und Otuel, Edinburgh 36, S. VIII: that such Romances ever attained any permanent footing in England, remains to be proved.

> the King the qubilis meryly
> red to thaim that war him by,
> Romanys off worthi Ferambrace
> that worthily ourcummyn was
> throw the rycht douchty Olywer...) —

dann haben wir uns nach einer andern Redaction des Originals umzusehn, die den Bericht über jene Eroberung enthielt, welchen wir einflechten wollen, um die Entwicklung der weitverbreiteten Fabel darzulegen. Da ein Schiff, gehörend dem Sowdan, den das Manuscript Lavan nennt, während er provenzalisch und französisch stets Balan heisst, *) von den Römern geraubt, so beordert er seine Truppen nach Egremoure und spricht mit seinen zwei Räthen Sortybraunce und Oliborne über die vorzunehmende Rache. Der König Lukafere von Baldas, den wir nachher noch als unglücklichen Liebhaber von Lavans schöner Tochter Florypas finden werden, verspricht „the kinge of Fraunce I shal the bringe and the XII dosiperes **) alle in fere (V. 239),“ nach der Sitte der Sarazenen, welche in diesen Epen niemals wissen, dass man Niemanden hängt, man hätte ihn denn.

[So verspricht Calainos in der schönen spanischen Romanze Aehnliches, doch Roland straft ihn durch Abhauen des allzu kühnen Hauptes; und König Agolant sagt auch in Aspremont (Ms. H. 38, v. 2):

> Karles en serra come cheitif mené
> un grant cairan (später genannt carcan) auereit al col fermé,
> s'il ne renie, le chef aura copé.]

---

*) Ein ähnlicher Wechsel findet sich im Namen des Königs Belin von Waschune im Roman Wilhelm von Dourlens, der V. 323 Lebin heisst.

**) Diese Form ist, eigenthümlich noch mit 12 zusammengestellt, entstanden aus dem französischen douze peres, ähnlich wie Dusnamo in den italienischen Gedichten aus Dux oder Duz Naymes. Das Wort findet sich sehr oft in der altenglischen Poesie, in der Spagna sind so die dodici peri; ihre Erwählung findet sich erzählt in dem Stücke des Romans Aspremont, welchen das Berliner Manuscript nicht hat und der die Erzählung von Eaumonts Tode durch den jungen Roland ergänzt. Roland, noch nicht Ritter, erschlägt mit einem Stocke den berühmten Gegner seines Herrn, wird zur Belohnung mit der Ritterwürde und dem früher Eaumont gehörigen Schwerte Durendart beschenkt und aus den mit ihm zusammen zu Rittern geschlagenen jungen Helden wählt Carl seine Pairs.

Hier übernimmt der alte König Galindres den wohlverdienten Tadel des jugendlichen Brausekopfes. Die Sarazenen belagern Rom, dessen Vertheidiger Savaris (ein sehr gewöhnlicher provenzalischer Name) durch Astrogot of Ethiop getödtet wird (345 Estragot, 426 Estugote*); V. 355:

I trowe he were a develes sone of Belsabubbis lyne;

aber auch er fällt in einen Hinterhalt am Thore Colison (430). Die bedrängten Römer senden einen Boten an Carl, welcher ihnen Gy of Burgoyne mit 1000 pounde und dem Versprechen, selbst so bald als möglich zu erscheinen, hinschickt. Da dieser Held in der romantischen Geschichte sehr berühmt und im weiteren Verlaufe des Ferabras eine der bedeutendsten Persönlichkeiten ist, so wollen wir nach dem Manuscripte Harlej. 527 die frühere Geschichte des Heros **) aus dem Gedichte von 4596 Versen aus dem 13. Jahrhundert hier einflechten***) (die Erzählung in der Spagna VII und XXVI, verschieden von dem Bericht in der Spagna XXII—XXIV, enthält manche im Gedichte nicht erwähnte Facta, von dem übrigens noch eine ältere, oft kürzere und vielfach abweichende Rezension sich in Tours befindet, mit folgendem Anfange:

Oiez seignour baroun, Dieus vous croisse bonté,
Si vous commencerai chancon de grant barné (Harl. nobilité)
de Charle l'emperere le fort roi corouné
(le meillur ke fust en la crestienté. H.).
XXXVII (H. vint el sis, was auch Ms. Tours am Ende sagt) anz
tous plains acomplis et passez (H. car dex l'ot mandé)
fu li rois (H. Charles) en Espagne o lui son grant barné (H. cele
estrange regné).

Carl ist schon 26 Jahre in Spanien, und da er die Stadt Nobles eingenommen, will er gegen den Amachor†) von Corde ziehn,

*) Die Orthographie ist grade so unsicher in den englischen als in den französischen Manuscripten dieser Zeit, wo in wenigen Zeilen derselbe Name ganz verschieden auftritt, z. B. Otuel, Otinel, Otes, Otun in dem gleichnamigen Epos, Agolafre und Golafre, Amagon und Magon im Aspremont, Heaumont, Hiamont, Eamunt etc.

**) S. bei Albericus 3 fontium (Leibnitz 806) einen Auszug des Ganzen.

***) Vergl. meine Beiträge zur Kunde altfranzösischer Literatur S. 27.

†) Dieses wohl aus dem Arabischen entlehnte Wort findet sich sehr verschieden geschrieben: aumachor te fera ou roi ou amirant: Chanson d'An-

aber die Paladine, schon durch den langen Feldzug ermüdet, dringen auf Heimkehr, denn sie haben schon zu viel gelitten, sie sind plus veluz ke n'est urs derames: Carl hat stets in seinem Zelte gesessen, ohne sich sehr anzustrengen. Carl ist dagegen: er hat erobert Boreille, Ays en Gascoine, Estouges en Valence, Mungardin, le Groig e l'Estoille, Pampellune la riche, und hofft auf mehr; aber Reichard von der Normandie sans pour ki de Roen fu sire (76 vgl. Ferabr. 3595, 3062 qui de Fescain fist la maistresse abbaye), stets als ein sehr kühner Kämpe geschildert, sagt: Du wirst nie die starken Städte Muntorgoil, Muntesclaire, Lusenie oder Luserne, Carsade oder la tor d'Angorie erobern. Carl beschliesst dennoch sie anzugreifen und zieht trotz des Grolles seiner Paladine ab, da ein Engel ihn in seinem Vorhaben bestärkt hat. Er greift alle vier vergebens an, und da die Armee murrt, erlaubt er einigen Gascons und Champenois zurückzukehren, unter der Bedingung, als Sclaven verkauft zu werden, wenn sie nach Spanien zurückkommen.

Der Dichter überlässt Carl seinem Grame und führt uns nach Paris, wo die enfans de France versammelt sind, 54,000 (V. 219) unter den Fahnen der 12 Pairs: Gui, der Sohn Samsons, des Herzogs von Burgund, Bertran, Sohn des Neimon, *)

---

tioche I, 273, aumacor G. d'Orange 4, 1681, Sept Sages Keller 61, Mouskes 12226 und 5011, wo es Reiffenberg aus altumajor ableitet; aumacors et aufages an Guiterlins Hof (Chanson des Saxons I, 16); im Ferabras 3318 steht la fille a l'aumatour für die sonst Tochter des Amirant oder Admirant (3644) genannte Floripes: almators de Cordres findet sich im französischen Turpin (Bibl. reg. 4, CXI). Im Aspremont H. 14 r° 2 steht: 20 rois se sunt en une chambre entré, 4 amacurs e un amistaté, in der Chanson de Roland 66: les baruns, cuntes, vezcuntes, e dux e almacurs, les amirafles e les fils als cunturs; im Raoul de Cambray 258 l'ammassors de Cordes. Nach Duval histoire litt. XVIII, 727 stammt es durch altumajor aus dem Arabischen, Glai führt es nicht auf omarakhor, sondern auf almansor zurück. Sonst kommt noch l'amustenc im Agolant vor, Hohier amirail de terre de Orient (Aspremont H. 15 r° 2), Mandekin li amerus (id 17 v° 1), l'amorames (Alischanz 5314), amuaffles (Oger 9820), l'algalifes (Roland 34 = calif).

*) Wie schon Ampère bemerkt, ist im Altfranzösischen noch eine besonders in Eigennamen sehr stark durchgeführte Declination. Der Nominativ Naymes hat im Regime Naymon, Otes Oton (s. Otinel und Guy of Warwick), Sampses und Sampson (Guy de Bourg.), Miles undMilon (Violette, Aspremont), Charles und Charlon (Oger), Claires und Claron (Ferabr.), Gui und

Berri de Muntider, Terris Sohn, Estus de Lengres (Estultus comes Linguenensis bei Turpin, Estught of Leggers im englischen, l'Estoc, l'Escot im französischen Otinel, Guilhot l'Escot im provenzalischen Ferabras 2106, Estouf im Aspremont, Wilhelm von Estock im deutschen Ferabras, Astolfo im Italienischen), Gefrei l'Angeuin, Sohn des Salemon, Herzogs von Bretagne (den Carl nach Aspremont beruft, wo er im Ms. H. 27 r° 1, als er zum Gefecht geht, ausführlich beschrieben wird, vor ihm Conein de Mantes à blanche enseine:

> la unt Bretun lur enseine crié
> c'est Seint Mallou cele dė lur contrée);

Sauari le Gascon de Toluse, Sohn des Angeles, Albers, Sohn des Basin de Burgoinon, den König Bulars Krieger im Ferabras vor dem Thurme erschlagen; Terrion, Richards Sohn, der im französischen Ferabras 3114 ohne seinen Namen erwähnt ist; Haston (Hastes, vergl. Aspremont Hatton, Hattes), Sohn des Ivoire d'Ivorie, den Turpin in Monloon unter seinen Geiseln einschliesst, als er auszieht, Girard de Fraite vorzufordern, und viele Andre. Sie wollen einen andern König wählen, da sie an Carls Rückkehr verzweifeln, und Maucion, Ganelons Sohn, der Carls Schwester nach dem Tode ihres ersten Gatten Milon geheirathet hat, macht Anspruch auf die Krone als nächster Erbe: er ist von allen seinen Verwandten umgeben, deren Namen V. 286 — 93 aufgezählt werden (vgl. Doon de la Roche, wo Tomiles, Charambaus, Hardre, Guenelon, Aloris, Hernis de Lyon, Forbin, Malquerant, Malingre auftreten). Aber wegen seines Stolzes lassen sie ihn ausser Acht und wählen Guy, der sogleich seinen Unterthanen aufträgt, zum Feste des St. Jean in Paris bereit zu sein. Sie erscheinen hier alle wohlbewaffnet, aber ni ot un sul ki le peil ot floriz.*) Sie ziehn aus, Maucion

---

Guiun (Guy of Warwick), Doz und Don (Ms. Harlej. 4404),Gaydes und Gaydon (Roland), Astes, Aston (Aspremont), Boz, Boson; à Pieron in Godefr. de Bouillon frgm. Bodlej. Douce 381. — Vgl. lerres und larron; putain, Aldaine (Guy de B. 102) neben pute, alde, Bertain, antain, Ghillain (Mouskes 2700); sogar im Englischen ist in Bone Florence Mylys im régime 718 Mylon genannt.

*) Der Bart ist das Zeichen des Mannes, daher werden die Helden oft danach genannt: Aymeris à la barbe florie (Alischanz 2170), Charles à la

zu belagern, der seine Absicht, sich Guy zu widersetzen, ausgesprochen, aber als er das grosse Heer gegen Munt Leheris anrücken sieht, gibt er nach und wird ins Gefängniss gesteckt en la tur de priuers 488 (diese ganze Erzählung weicht bedeutend ab von der Spagna XXIV). Nun ziehn sie nach Burdeus sur Gironde und parmi les landes nach Beline powre cité, wo sie Weinberge und Eichen finden, die Carl gepflanzt. Ein Pilger erzählt ihnen von des Kaisers trauriger Lage, und Guy erobert Carsade, dessen Herr, Barbarin, sich ergibt und getauft Guys Boten mit Vieh zu Carl führt. Durch ein Wunder weicht das Wasser eines Flusses, den sie zu passiren haben, und nach mancherlei Abenteuern, welche ihre Kühnheit veranlasst, werden sie in Carls Lager erkannt und finden hier Alles in trostloser Lage. Der Kaiser selbst, ergrimmt über die steten Vorwürfe der Unthätigkeit, *) geht Lucerne auszukundschaften, aber der latimer **) Boidan de Moride, der in Frankreich gewesen, erkennt den verkleideten Kaiser, welcher jedoch durch den Engel Gabriel gestärkt bis zu Aquilants Saale vordringt, dort den Verräther Boidan vor den Augen seines Herrn tödtet und seinen

---

barbe grifagne (Ronceval XLVI), Brullard o le poil (Ferabr. 4180), 20 milliers de noire gent barbée (Alesch. 5367); selbst Ximene nennt im Cid ihren Gatten barbe accomplie, vgl. Reiffenberg, Mouskes II, 824 Note. Sie schwören bei ihrem Barte wie die Araber beim Barte des Propheten (Alisch. 4238, Roland 4, Ferabr. 1682). Auf dieser Wichtigkeit des Bartes beruht die Bedeutung von faire la barbe, s. Mouskes 28928 mit Reiff. Note und Aspremont H. 47 v⁰. 1. Vgl. Chaucer 4094, Canterb. Tales; Scott, Marmion VI, 14.

*) Im Foulques de Candie S. 177 macht sich der Sarazene Ospynel ebenso über den Kaiser lustig, vgl. Ferabras 3790; aber andrerseits zeigt er sich oft wie hier tapfer (so auch im engl. Ferabras 870), doch meist ohne Erfolg, und gewöhnlich wird er nur durch Dazwischenkunft der Paladine gerettet, so beim Kampfe gegen Eaumont durch Roland, in dem Treffen bei Mantrible durch seine Ritter etc.

**) Latimer ist vielleicht nur durch Versehn aus latinier verderbt, s. Warton I, 65, Note 3: es ist gleich truchement, da latin Sprache κατ᾽ ἐξοχήν bezeichnet. Die Sarazenen sprechen meist aragon (Ferabr. 4030 = frz. 3636, Turpin cp. 17) oder turquois et aufriquant, bedoin et basclois (G. d'orange 3, 328), sind auch oft im Besitz des französischen Idioms: so Lucafer und Floripes im Ferabras, König Tiebaut im Foulques 1752, der (Fol. 174) an Kenntniss (sot parler romanz) König Ludwigs Boten Geoffroy fils Henry erreicht, qui nez en Berri greiois sot et ebrieu et latin.

Rückzug bewerkstelligt, während seine Paladine die Stadt angreifen.

In derselben Zeit kundschaftet Guy mit 11 Genossen la tour Halte Mirmande aus, tödtet den riesigen Portier und lässt Alberi, Geoffroi, Savari, Huon und Guilemer als Wachen am Thore, während er selbst zum Schlosse geht, wo er Huidelon in seinem eignen Thronzimmer zur Unterwerfung unter Carl auffordert. Als dies verweigert wird, tödten die christlichen Helden alle seine Begleiter und nehmen Besitz von der Stadt. Aber sie finden darin nur 4 pains buletéz e l. lardiz de cerf et l. pot de vin, und nach einer Woche fordert Guy, um seiner Genossen Leiden zu enden, den Sohn des Königs Daremont zum Zweikampf, der Alles entscheiden soll. Die Sache wird angenommen und Guy, der mehrere Tage lang nichts genossen, wird vor dem Gefecht köstlich bewirthet, wobei er den Speisen volle Gerechtigkeit widerfahren lässt.*) Der Kampf findet statt, wird aber durch Dragolant unterbrochen, der seinem Bruder helfen will; doch diese Treulosigkeit bewegt den König, der auf dem Walle Mahun und das Kreuz aufgerichtet hatte, dem bedrängten Guy zu Hülfe zu eilen und sich taufen zu lassen. Grade jetzt kommt Naymes an, der mit anderen Paladinen abgesandt war, Guy zu suchen; dieser schickt Vorräthe und Soldaten an den Kaiser und zieht selbst gegen Angorie; Hudelon, dessen Gattin Margarie auch getauft ist, eine Verwandte des Königs Angori, zieht ihm mit Truppen voran; Reiner tödtet den König Escorfant, und nach glücklich beendetem Kampfe treffen sie alle den Kaiser, der durch die Nachricht von Marsilles Rüstungen sehr beunruhigt war. Guy wird König von Spanien, Carls Schwester und belle Aude ziehn nach Hause zurück, Carl selbst wird durch einen Engel aufgefordert, nach

*) Solch ritterliches Benehmen selbst von Seiten der Heiden ist in unsern Romanen gar nicht selten: im Otuel ist ein Kämpfer durstig und sein Gegner wartet, ohne diesen Vortheil zu benutzen, bis er sich gestärkt; dasselbe ereignet sich in den englischen Gesta Romanorum im Kampfe zwischen Josias und Acharon, im Streit zwischen Oliver und Roland im Gérard de Viane. Ferabras will nicht mit dem schwer verwundeten Oliver fechten, erbietet sich ihn zu heilen und steigt vom Pferde, um dem seines Rosses im Kampf beraubten gleich zu sein.

St. Jaka en Galice zu gehn. In seiner Abwesenheit belagern Guy und Roland von zwei verschiedenen Seiten aus Luserne und dringen zugleich ein, Aquilant flieht zu Wasser, or les puist governer Pilates e Antecrist. Ein zwischen den zwei christlichen Helden ausbrechender Streit wird beigelegt durch den zurückkehrenden Kaiser, der nach Roncevalles abzieht. Das Gedicht endet im Ms. Tours mit folgenden im Harlej. Ms. nicht befindlichen Versen:

qui or voldra chanson oir et escouter,
si voit isnelement sa bourse defermer
qu'il est huimes bien tans qu'il me doie doner.

Wir kehren nach dieser langen Digression zum Sultan Lavane zurück, der Rom plündert und verbrennt und den Schatz mit vielen kostbaren Reliquien nach Egremoure in Spanien nimmt. Guy kommt zu spät und ist Zeuge der wilden Freude der Sarazenen, welche V. 683 also beschrieben wird:

thai blewe hornes of bras,
thai dronke beestes bloode,
milke and hony ther was
that was roial and goode,
serpentes in oyle were fried
to serve the Sowdaue with alle,
Antrarian thai loude cryed,
that signifyed joie generalle . . .

Carl, dessen Vorhut Roland befehligt, während Oliver die rerewarde commandirt, schwört Rache und beginnt die Heiden anzugreifen, da 771 wynde him blewe ful faire and goode into the ryver of Gaze. Die Einzelheiten der folgenden Schlacht sind im Anfange des provenzalischen Gedichtes erzählt; das französische enthält nichts davon ausser wenigen Anspielungen, aber ein in beiden nicht enthaltenes Stück ist das englische Gebet des Sultans zu rede Marz Armipotente (ein Name, der auch bei Chaucer sehr gewöhnlich: 1561, 1749, 1984, 2042), einem Gotte, der in den französischen Gedichten nicht als heidnisch-sarazenisch erwähnt wird; Mahom (prov. Bafom), Teruagan, Apolin, Jupin, Margot (Ferabr. 2369 und 2481 paien de

Margot), Pitrot (2884), Baratron (3658), Barrakins (Mouskes 5325), Kahu (Aubri 203), Lupi (Ferabr.), Gomelin (Geoffroy de Bouillon Douce Ms. 381) sind sonst die gewöhnlich vorkommenden Namen der meist aus den classischen Namen verderbten Gottheiten. Er verspricht 939, (vgl. besonders Chaucer Canterb. T. 2375:)

> O thow rede Marz armypotente
> that in the treude bathe hase made thy trone
> that god arte of bataile and regent
> and rulest alle that alone...
>
> on his owen Tewesdaye
> with myrre aloes and Frankensense
> uppon condicion that thou me graunte
> the victorye of Crystyn dogges.

Er ruft sein Volk zusammen und regt sie auf zum heftigen Kampfe:

> some bloo some golowe some blake as more,
> some horible and stronge as devel of helle,
> he made hem drinke wilde bestes bloode
> of tigre, antilope and of camalyone;

dann zieht er vorwärts zum Streite.

Es ist ein Unterschied zwischen dem Pariser Ms. Supplement français 180 (A) und dem sehr schlecht geschriebenen, obwohl schön gemalten Ms. Biblioth. reg. 15 E VI (B), welches Lord Talbot Earl of Shrewsbury der Königin Margarethe von Anjou, Henri's IV. Gattin, überreichte: das erste hat 6199 Verse, das zweite nur 4606, aber obwohl das provenzalische (C) nur 5084 Verse hat, ist es doch im Anfange reichhaltiger. Die Einleitung 1—29 prov. fehlt beiden anderen; aber die folgende Tirade wollen wir des Vergleiches halber wenigstens zum Theil neben einander hersetzen:

> C. 30. Senhor ar escoutatz, si vos platz, et aujatz
> B. 1. Seigneurs or faictes paix, s'il vous plaist, escoutez
> A. 1. Seignour or faites pais s'il vos plaist, si m'oez,
> C. canso de ver' ystoria, milhor non auziratz
> B. chanson fiere et horrible, jamais meilleur n'orrez
> A. „ „ „ orible, ja meilleur ne veures (sic)

C. que non es ges mesonja, ans fina vertatz.
B. ce n'est mie menconge, aincois est veritez
A. „ „ „ menchoigne, mais „ fine verités.
C. testimonis en trac avesques et abatz
B. en tesmoing en trerai euesques e abbez
A. fehlt
C. clergues, moynes, epestres e los sans honoratz
B. clercs, prestres e moines euesques ordonnez
A. fehlt
C. a san Denis e Fransa fo lo rolle trobatz
B. a saint Denis en France fut le roule trouuez
A. „ „ „ „ „ fu li raules „
C. fehlt
B. plus de 150 ans a yl este celez
A. plus ia li estores de C. L. ans este.

B lässt die etwas confusen Verse 47 etc. weg, von denen ein Mal V. 600 vorkommt und erwähnt nur ganz kurz die Schlacht bei Morimonde, den gefährlichen Kampf Oliviers, der schwer verwundet wird. und wie der Kaiser selbst durch sein eignes Erscheinen die hart bedrängten Paladine rettet. Im franz. Gedichte findet sich nichts von dem Turc de Maragoyle (I, 86) noch von Galot de Monroquier (C. 220), die lange Geschichte von Esclamar d'Amiata fehlt in A und B (ist es Damiette? im Roman de Violette ist ein Esclamar de Baudaire = Bagdad 1788), ebenso der Bericht von den Heldenthaten des Olivier, welcher lo fils Arapatis tödtet (dieser Unglückliche hat übrigens das sonderbare Geschick, noch 2 Mal im französischen Gedichte ums Leben zu kommen (vgl. B 1241 und 1332 filz à l'aupatrin und C 1759). Ebenso erlegt Olivier den Comdrant und Opine lo gris (Ospinus Algarbiae dux in Aigolandus Armee bei Turpin 9 und Ospinel le gris in Fouques de Candie). Aber selbst Autaclara, das herrliche Schwert, ist nicht genügend gegen alle umgebenden Feinde, Roland und seine Genossen werden sehr stark bedrängt, bis Carl sie mit seinem Schwerte Joiusa erlöst und dem verwundeten Roland triumphirend mittheilt:

mot valo mais los vielhs que los joves assatz (557).

Hier sind wir nun an dem Puncte angelangt, wo das franz. und provenz. Gedicht genauer mit einander correspondiren: frz. 57 ist gleich pr. 610. Von hier an tritt der Held, welcher dem Ganzen den Namen gegeben, für längere Zeit mehr in den

Vordergrund. Hier, d. h. mit der Erzählung von Fierabras stolzem Auftreten und seiner Herausforderung der Paladine beginnt der zweite Theil des sehr seltenen französischen Prosaromans von Symon du Jardin à Genève (Mus. brittann. Grenville 10531, 4.). Er beginnt:

Saint Pol docteur de verité nous dit que toutes choses reduictes par escript sont a notre doctrine escriptes. Et Boece fait mencion que diversement le salut dung chacun procede, puys quainsi est que la foy cristienne est assez par les docteurs de sainte eglise corroboree, neantmoins les choses passus diuersement a memoire reduictes nous engendrent correction de vie illicite, car les ouuraiges des anciens sont pour nous rendre a viure en operacion digne de salut en suyuant les bons et en euitant les mauuais . . . . Souuentes foys jai este excite de la part de venerable homme messire henry bolomier (wahrscheinlich meint Reiffenberg Mouskes II. Introd. CCXXXV. dasselbe Werk, obwohl er Henri Bolounier schreibt) chanoine de lausanne pour reduire a son plaisir aulcunes histoires tant en latin comme en rommant et en aultre facon escriptes . . . . et pour ce que le dit henry bolomier a veu de ceste matiere desjointe sans grant ordonnance a sa requeste selon la capacite de mon petit entendement et selon la matiere que jen ay peu trouuer jay ordonne cestuy liure. Es beginnt mit der Geschichte Frankreichs vom Anfange bis auf Carls des Grossen Expedition nach Constantinopel in 13 Capiteln, S. 16: ce que jay dessus escript ie lay prins en ung auctentique liure nomme miroer historial (d. h. Vincentius Bellovacensis) et es croniques anciennes et lay tant seullement transporte de latin en francois. Et la matiere suiuant qui fera le second liure est dung rommant fait a lancienne facon sans grant ordonnance dont jay este inuite a le reduire en prose par chapitres ordonnez. Nun folgt die Geschichte des Krieges gegen Ferabras von seinem Kampfe mit Olivier an bis zu Carls Rückkehr aus Spanien in 49 Capiteln. Dieser Theil, fast wörtlich aus dem Gedichte genommen, endet auf Seite 88 r⁰ mit dem Wunder von Carls Handschuhen grade an derselben Stelle, wo die frühe deutsche Uebersetzung mit den Worten „Und hiemit haben die geschicht des manlichen Fierrabras ein ende. Gott von unns die ewige freude nit wende.

Amen. abschliesst. Simon geht noch weiter und hat erst 110, nach weiteren 24 Capiteln, welche die letzten Begebenheiten von Roncevalles und die Rückkehr nach Deutschland melden, hinter nochmaliger Erwähnung von Bolomiers Auftrage sein Explicit.

Das deutsche sehr seltene Buch hat folgenden Titel (Mus. Brittan. 837, C. 21): Fierrabras. Eyn schöne kurtzweilige Histori von eym mächtigē Riesen ausz Hispanien, Fierrabras gnant, der eyn Heyd gwest, und bei zeiten des Durchleuchtigsten grossen Keyser Karls gelebt, sich in Kämpffen und in streitten dapfferlich, groszmüttig, männlich unnd eerlich gehalten hat, wie derselbig vō des gemelten Keyszers grauen und diener eynem, genant Oliuier, löblich unn ritterlich bestritten worden, mit sunderlicher meldung der eerlichen gemüte, so sie beyde (wiewol als zwen feind) doch schier zu sagen, freundtlich gegen eynander im Kampff gefürt und bewisen, auch was sich nach sölchem weitter, zu bestreittung des Heyden vatters, des Admirals von Hispanien begeben hat, newlich ausz Frantzösischer sprach in Teutsch gebracht darausz die grosz und sterk gmelts Keyser Karls, und seiner Fürsten, so dazumal gelebt, sunderlich abzunehmen. Wir wollen hier Anfang und eine kurze andre Stelle neben einander mittheilen, um ein Bild von der Art der Uebersetzung zu geben:

Ladmiral despaigne nomme ballan payen moult, grant
In Hispanien was eyn Amiral gnant Baland, ein mächtiger

et puissant de corps et de gens auoit ung filz nome
Haid, des leibs guuts und gwalt, der het eynen sone hiesz

Fierabras le plus merueilleux geant que jamais fut de
Fierrabras, der gröste Riesz, so ye von eynichem Frawenbild

mere ne.
zur welt was gewunnen und bracht worden, dann seyns gleichen

car de la grosseur et grandeur de son corps et aussi de sa force
von grösse, stärck und cräfften der glider, lebte derzeits niemants.

il estoit le non pareil le quel estoit roy dalixandrie et se tenoit
Derselbig was eyn Künig zu Alexandrien und beherschet das

dessoulz luy le pais de babiloine jusque a la mer rouge et
land von babilonien, bisz an das rot märe under - im was auch
estoit seigneur de Roussie et de Coulloigne.*)
Rüssen und Colonien in Gallitien.

Die zweite Stelle enthält die Beschreibung der Floripes im gewohnten überschwänglichen Stile der Ritterromane. S. 17:

Ceste fille qui estoit jeune non mariee estoit moult bien
Diese Jungkfraw was noch unverheurat, gar schon und wol
comprise de corps, par longueur moderee, blanche comme la
gezogen, einer wolgemessnen lenge, weiss als ein rose in dem
rose du mois de may, les cheueulx auoit reluisans comme le
manet des meyen sein mag, het ein leuchtend haar als das schön
fin or et desoulz estoit sa face feminee, en ung petit de
gold, darunder ein antzlit (sic) ein wenig langelicht, lecherliche
longueur des yeulx qui y estoient rians e clers comme faulcon
augen und clar als eines gemeusten falken und funckelent als
mue, scintillans comme 2 estoilles . . .
zwei kleiner sternlein etc. . . .

Das deutsche Buch ist „getruckt zu Siemmern, durch Jheronimus Rodler, Secretarius daselbst 1533. 2 Meyen;" die ältere von Reiffenberg (Mouskes II, CCXXXV), Hagen Buch der Liebe I, 146 — 268 besprochene Uebersetzung ohne Datum und Ort ist mir ebensowenig zu Gesicht gekommen als die von Mone besprochene flämische. Die Geschichte des auch von Rabelais in der Genealogie des Pantagruel erwähnten Helden, welche Calderon in La Puente de Mantible (ed. Keil I, 117) verarbeitete, wurde möglichst wörtlich durch den unermüdlichen Caxton aus Simons Buch ins Englische übertragen und gedruckt unter dem Titel: Thystory and lyf of the most noble and crysten prince Charles the grete Kyng of Fraunce and Emperour of Rome. 1485. Er hat diese Arbeit unternommen requyred by Mayster William Daubeney one of the tresorers of the jewellys.

Wir wollen jetzt, indem wir einen ganz dem von Fauriel eingeschlagenen Wege unähnlichen Gang innehalten, die ver-

*) Vgl. meine Beiträge zur Kunde altfranz. etc. Literatur S. 4 Note.

schiedenen Uebersetzungen des Gedichtes durchgehn und kurz Auszüge neben einander stellen, um zu zeigen, wo der provenzalische Text besser ist als die anderen, wo der französische sichere Interpolationen verräth, und auf der andern Seite werden wir unparteiisch angeben, wo der provenzalische Text durch die andern corrigirt werden kann. — Wir werden einige Beweise beibringen, dass der englische Uebersetzer vielmehr das Provenzalische vor Augen gehabt und den Leser alsdann selbst urtheilen lassen, welcher von den Texten als der ursprünglichere anzusehn. Da wir wohl annehmen dürfen, dass unsre Leser in Besitz des provenzalischen von Bekker edirten Gedichtes sind, so werden wir nur seltner die betreffenden Verse desselben hersetzen.

I. C besser als A und B: Nach 1071 hat B 639 noch einige Verse, besonders ne vous tendra de rire quant vous m'echapperez, hier ganz schlecht, in C gar nicht vorhanden. — 1319 p. ist in 883 fr. ganz corrumpirt, 1674 ist in f. 1153 qui me peut aux costés abgeschwächt, wie die ganze Stelle schlechter ist. — P. 1820 fehlt Guy de Bergonha ganz im fr. — 1408 f.:

> son nom est reumez,
> Floires lui mistrent nom, ainsi fut appellez.
> Francois l'ont trait de l'eaue en ung lit portez
> si com l'en dit encores et c'est la veritez
> Saint Floriant de Roye ainsi est appellez.

ist viel geordneter in p. 1905 etc. F. 1413 heisst der Sultan Balen, gleich nachher 1433 Jonas, p. ist Balaan geblieben; der Widerspruch des Sortibran (2570), auf den er sich nachher selbst beruft, fehlt fr. 2015 ganz; 2125 p. ist f. 1597 sehr geändert, wo neben Moramonde noch die alte Tante der Floripes, Sarragonde, von dieser schlecht behandelt wird; der lange Excurs 1592 f. nach p. 2122 fehlt über die chambre de vert marbre lice fist le filz Matusalle, puis en mourust de duel, ce dit l'auctorite quant le roy Chanaon en fut desherite. 2178 p. besser als f. 1446, wo Floripes sagt, sie habe Guy gesehn en France, m'a il mon cuer emblé. P. 2335 bis 44 ist f. in 1815—19 schlecht zusammengedrängt; p. 2459 lautet f. 1921 Mahomet me mandie se jamais mengeue tant com vif serez . . .; 2472 ist

f. 1930 in Mantrible e Corrible geändert; f. 2865 fällt Mausabrez durch Guy, 2595 heisst er aber Fusabrez, die ganze Stelle ist p. kürzer und besser. P. 2602 fehlt, obwohl sonst fast wörtliche Uebereinstimmung im f. nach 2032; p. 2689—90 fehlen ebenso ganz unrecht im f. nach 2133. Aus 3348 ist f. 2918 le lait d'une camoise geworden, vgl. Chaucer Romaunt of the Rose 4179; p. 3666 — 69 fehlt f. ganz wie der Name des Orayes, nur dist li drugemans; ebenso 3670—76 ausgelassen im f., obwohl es ganz gut hingehört. Das Wunder erfolgt p. 3738—41 nach dem Gebete, das f. fehlt (3383); die Beschuldigung von Reyniers Vater (3834) steht auch f. nicht. Nach 3948 ist der überflüssige f. Vers eingeschoben: a il ne pain ne char ne eaue ne vin sur lie; 4015--17 fehlen f.; p. 4144 hat f. 3790 n'y a point d'esmayer ne point de couarder; f. 1238 dessoulz l'arbre du pin, p. 1756 desotz l'ombra d'un pi. Der recht gute Vers 4287 p. ist f. weggeblieben, dafür aber ein p. fehlendes langes Gespräch mit Sortibran (3911—44); p. 4539 ist besser als f. 4189, wo man nicht wie im p. den Grund sieht, weshalb Brullant getödtet wird, p. 4608—16 fehlen f.; ebenso 4720, 4820—31, 4888, 4930.

II. Der französische Text ist reicher in V. 302 etc.:

> il a plus de 2 ans et si ont ja passez
> que je prins compagnie a Roullant l'adurez
> en l'isle soulz Vienne l'amirable citez
> pour damp Girant mon oncle y feusmes adobez
> a vous quant lui eustes son mesfait pardonnez,

was im Provenzalischen fehlt und ganz wie spätere Interpolation aussieht, um den Roman Girard de Viane hier zu erwähnen. Ebenso steht es mit 328: si occis yer le fort roy couronnez Athenas de Nubie fabur et tenebrez und mit 336 puis ne fut que 3 ans ce dit en priutez que il (sc. Ganelos) tray los pers.; nichts davon steht im provenzalischen Texte. Der 586 genannte Galan kommt p. nicht vor, s. Bekker 178; die Helden sind 1296 viel vollständiger als p. 1808; die Geschichte der Gesandtschaft, obwohl auch lückenhaft, ist sehr viel länger als die wenigen Worte 2201 p. Wo p. 4081 sagt: la pel d'un encastrat hat f. 3679 le cuir d'un dur serpent caué. Die Er-

zählung 3714 — 40 von Carls Kampf mit Golafre, si com dit li escris ist p. in nur einem Verse abgemacht; 4388 fehlt die Erzählung von Sortibrans Abzug nach Afrika in einer galie ganz im p.

III. Speciell französisch sind folgende Punkte: 787 nach p. 1212 trestout feroye abatre autels e crucifix — 1274 il frappe comme fait le charpentier li ambroissel petits (vgl. p. 1794); 1486: puis leur laissent l'en venir le regort de la mer es plaies Oliuer court le saulce et le sel; übrigens ist diese Stelle sonst p. 2024 etc. besser und stärker ausgedrückt (vgl. dazu Chaucer Rose 1086). Der apostre qu'en quiert en noiron pres (1669 = 2180) fehlt p. Thierry wird als diable überaus hässlich geschildert; 2498 Tierry et Berart descendent des carneaulx et montent aux cheuaulx; Basin de Lengres (2505) ist p. nur kürzer, 1455 die Abstammung aus Loherienne gar nicht erwähnt; Roulant filz Milon d'Aiglé 2059 fehlt p. nach 2615 ganz. Balan fasst 2138 den alten Naymes au grenon und fragt nach seinem Namen en francois, was natürlich p. ebensowenig steht als der ganze längere Bericht über Naymes Unterredung mit dem Sultan bis gegen 2200, wovon p. 2703 nichts steht. So fragt Balan: coment jouent en France (2149)? ils jouent aux tables et aux dez, sur les prez; stets charite, largesse die Haupttugenden; quant viennent en bataille vassal sont enduré, c'est le geu de France (2157). Lucafer will Naymes lehren (2160) le grant tison souffler, Naymes bläst ihm die Kohlen in den Bart und schlägt ihn mit dem Feuerbrand qui fu gentil e ber, Lucafer wird dabei erschlagen zu Floripes' Freude. 2730 etc. p. ist f. 2209 viel ausführlicher; 2345 beim Angriff heisst es nur f.: grosses pierres envoyent les grans canons carrez; Espaulart de Nubie heisst (3011) fils sa serorier in Bezug auf Balan; 3473: Carl schwört par la main Pepin. 4320 f. mauvaise amour m'avez hui en ce jour monstre ist besser als der unklare p. Vers, aber der f. Schwur, Mahomet flans e costez zu schlagen, wenn er nach Spanien gesund kommt (4321 — 3), passt nicht. 3575 — 6: Richart sans paour ou premier chief les guye es vaulx soulz Morimonde ce rest la nuit logie ist nach 3975 p. überflüssig eingeschoben, sowie 2379 eine Anspielung ist auf Richart de Normendie und Jupin in Rouen; auch die ganze Notiz über

Richard (3062 etc.) wie ein langer ungehöriger Excurs 3121—34 nach p. 3469 fehlen; 2957 nach p. 3376 lautet: qui bien est attaint, de mort l'estuet disner; Rolands Ross heisst 2718 Estelles, 2791 ist Turpin de Monnirer nur f. erwähnt.

Ganz unnütz interpolirt sind f. 717 nach p. 1145 le destrier ressault sus ..., 731—2 nach p. 1157; 757—761 in Oliviers Gebet zu Marie, wo die Erwähnung ihrer Schwester und der Hochzeit p. fehlen und vielleicht aus 2008 genommen sind. 2262 heisst es (um 2740 p.) puis fut jusques a VII ans le siege affiez, or aide dieux aux contes par sa saincte pitiez que je ne puis vesir qu'ils puissent eschapper; 3144—47:

> or sont hos Francois au palais pauez
> chascune nuit se geurent les haubers endosses,
> puis y furent 3 jours acomplis e passes
> aincois c'onques s'en fust d'ilec tournez:

ganz schlecht, wovon nichts in p. enthalten; f. 3327—33, ganz verschieden vom p., sind dort vollständig überflüssig; 4035 ist nach Art andrer Gedichte dieser Gattung (s. Aspremont etc.) vor p. 4410 eingeschoben, wo Oger f. sagt:

> gardez male chancon ne soit de nous chantée.

f. 4464 ist offenbar an falscher Stelle, aus 4470 verdoppelt, an welcher Stelle er p. richtig steht (4945).

Schlecht im Provenzalischen sind die f. 1853 richtiger erzählten Forderungen des Riesen in Bezug auf den treu du pont: C cerf tous rachatez, C pucelles chastes, C faucons muez, C palefroys sors, C destriers sejournéz, 4 sommiers d'or et d'argent. — 4581—5 ist sehr confus, doch klärt auch der f. Text die Stelle nicht auf, vgl. Bekker zu V. 4566. 2126—9 fehlen f. und sind auch nur Wiederholungen des folgenden, obenein sind die Formen auf onde nicht prov. Die ganze Stelle 1913—22 von Ferabras Heilung durch die Aerzte steht an falschem Orte und ist nicht f., wo auf 1412 sogleich der mit p. 1923 correspondirende Vers folgt; 1808 Valentis, f. 1296 vieil antis; 1800 el comte Guilalmier, f. 1298 l'Escot Guillemer.

Die Namen sind überaus oft verschieden in den Texten; wir erwähnen z. B.: 1813 p. lautet f. 1300 Baucen, 1818 in f. 1304 Torgis, 1929 p. = f. 1422 Brullan, 2668 Ongria, in f. 2115 Nubie; 868 f. mieux que Pavie = p. 1315 Suria, 915 pres fut du far de Rome = p. 1345 els eran riba 'l mar . . . Die Geschichte der Schwerter (1024) ist in den zwei Texten auch verschieden, 1082 heisst f. 656 qui me donne Estampes Orleans et Paris; f. 2726 Ostellez ist p. 3175 Falsabratz, f. 2788 Tercier p. 3224 Cartier u. s. w.

Der englische Text hat manches, das sich nicht im pr. oder fr. findet; so 264 bei der Erstürmung Roms the dikes were so

develye depe thei helde him safe cheke mate, ein Humor, der sich öfter in alten englischen Gedichten zeigt; 1259: he killed Psagyne King of Italye Ferumbras' oncle. 2079 sagt Floripes den Rittern

the toure is stronge, drede you nght
and vitayle we have plente
therefore go we soupe and make merye
and takith ye alle your case
and XXX maydens lo here of assye (Ellis Assyrie)
the fayrest of hem ye chese.
take your sporte and kiss yon knight
whan ye shalle have to done
for tomorrowe . . .

2269: Lavan beryed him (Mersadoge Kinge of Barbarye) by righte of Sarsenye with brennyng fire and riche oynemente and songe the Dirige of Alkarone (Ellis Alkoran) that bibill is of here laye; 3119 Saresyns fledden, the Christene hem chased to and fro, as a grehounde doth the hare, III. C. escaped with moche woo to Belmore. 3180 räth Ferumbras in Bezug auf Lavan:

lete him take his endynge
for he loveth not Cristyante.

Das englische Gedicht schliesst, nachdem Genelyne aufgehängt, hye on mount Fawcone (Ellis: at Montfaucon) 3270:

God lete hem never wete of woo
but bringe here souls to goode reste
and gyfe us joye of the beste
that were so worthy in dede
that of here Gestes rede.

Am Ende der verschiedenen Texte zeigt der Provenzale einige Unsicherheit in dort vorkommenden nordfranzösischen Einzelheiten: das Fest von Saint-Lis (vgl. Roman de la Manekine 3178) scheint nicht recht dorthin zu gehören, obwohl freilich im Gerard von Rossilhon auch ein Galeran de Sanh-Litz vorkommt (23). Der französische Text, welcher in B 4606 Verse enthält, ist grade hier zuletzt noch durch einzelne gewechselte Namen etwas umgestaltet und es hat überhaupt, wie wir schon vorher an einzelnen Stellen nachwiesen, die Dichtung, mag sie nun auch ursprünglich etwa anders gelautet haben, eine vielfach ganz nordfranzösische Gestalt angenommen.

Dr. Sachs.

Thomas Campbell

und seine „Gertrude of Wyoming.“

Nicht mancher deutsche Verehrer englischer Literatur wird heute die Wunderhallen des Krystallpalastes zu Sydenham besuchen, der nicht auch in seinem Herzen sich gedrungen fühlte, durch einen kurzen Gang in die Stadt den Manen eines der ersten englischen Dichter dieses Jahrhunderts seinen Tribut zu zollen. Er wird sich nach dem Hause erkundigen, welches Thomas Campbell während der letzten Jahrzehende seines Lebens bewohnte, wird dasselbe neben einem kleinen Küchengarten bald finden und von einer gesprächigen Nachbarin unter Anderem hören, dass der alte Dichter den Beeten und Wegen desselben mitten im Sommer oft das Aussehen des Winters gab, indem er ganze Wolken kleiner Papierschnitzel aus dem Fenster seines Studirzimmers herabstreute. Das habe er, sagt die Alte, im Unmuthe oder in der Zerstreutheit gethan, und sie berührt dabei geheimnissvoll ihre Stirne, so die schon ohnehin bekannte zeitweilige leichte Geistesverwirrung des Poeten andeutend.

Hier in Sydenham gründete Campbell seinen Ruf als Gelehrter mehr als den eines Dichters, welchen er schon mitbrachte, da seine besten poetischen Erzeugnisse in die erste Hälfte seiner 67jährigen Lebenszeit fallen. (Seine „Pleasures of Hope“ gab er bekanntlich 1799 im Alter von 22 Jahren, seine „Gertrude of Wyoming“ als 32 jähriger Mann heraus.) Hier in Sydenham schrieb er seine vielen gelehrten und belletristischen Beiträge (Schilderung seiner Reise nach Algier) in das New Monthly Magazine und leitete er ebenso diese Zeitschrift zehn

Jahre lang (von 1820 bis 1830); hier trug er seine 1829 veröffentlichten „Specimens of British Poets“ zusammen, verfasste 1820 seine bewunderten „Lectures on Poetry,“ und entwarf in der Mitte der 20ger Jahre den Plan zu der von ihm bald darauf eingerichteten Londoner Universität; hier wurde ihm auch von 1827 an für drei Jahre hintereinander die Ehre eines Rectors der Universität seiner Vaterstadt Glasgow zu Theil. Die Gedichte aus der Sydenhamer Periode, „Theodoric, The Pilgrim of Glencoe“ nebst manchen kleineren Sachen sind aber nicht sehr bedeutend, und nur das Eine „The Last Man“ bekundet ein kurzes Aufflackeren der alten Kraft.

Wie gesagt, der Dichterruhm Campbell's ruht namentlich auf den Erzeugnissen seiner Jugend, zu denen ausser den beiden obengenannten grösseren Gedichten noch eine kleine Anzahl Balladen und die berühmten, fast zu Volkshymnen gewordenen Lieder „Ye mariners of England“ und „The Battle of the Baltic“ gehören. In diesen Früchten seiner Muse spricht sich ein so entschiedener Dichterberuf aus, dass sie, trotz ihres geringen Umfanges, unter den brillantesten Kleinodien der so reichen poetischen Literatur Englands im 19. Jahrhundert mit dauerndem Glanze strahlen. Sie bieten nicht nur bei der Vergleichung mit den zeitgenössischen dichterischen Productionen sammt und sonders Seiten dar, welche sie zum Vortheile von diesen unterscheiden, sondern gewinnen auch bei der Zusammenstellung mit den Werken der einzelnen Rival-Autoren in mehr als einer Rücksicht den Preis. Campbell's Dichtungen überhaupt, besonders aber eben die früheren, sind einmal die einzigen unter allen der englischen Neuzeit, die durchweg Eleganz und Glätte der Sprache, so wie eine strenge Congruenz derselben mit dem Gegenstande der Darstellung anstreben; sie vermeiden in gleicher Weise die Breite Scott's, die Ueberschwänglichkeit Southey's, die Zusammenhangslosigkeit Coleridge's, die Eintönigkeit Wordsworth's, das Ungestüm Shelley's; sie sind endlich frei von der nur schönklingenden und geschickt aufgeputzten Gedankenlosigkeit Moore's, von der sittlichen Haltlosigkeit Byron's. Der einzige Vorwurf gegen Campbell dürfte in der Langsamkeit der Handlung seiner erzählenden Dichtungen bestehen.

Statt in eine genauere Kritik aller Poesieen unseres Dichters einzugehen, wollen wir lieber eine derselben, und zwar bekanntermassen die beste, für sich und alle andern reden und dieselbe in metrischer Uebersetzung folgen lassen. Wir müssen jedoch vorher noch bemerken, dass bei der höchst concisen Sprache Campbell's und bei nahezu getreuem Anschluss an den Vers- und Strophenbau des Originals Einiges von der ursprünglichen Schönheit aufgegeben werden musste.

Gertrude von Wyoming.

In drei Theilen.

I. Theil.

O Wyoming, in Susquehana-Auen,
Wiewohl nur Trümmer, drin die Winde wehn,
Den Wanderer das Ende lassen schauen,
Das deine Sassen schreckenvoll geseh'n,
Doch warst du einst vor allen Landen schön,
Die aus dem Ostmeer sehn den Tag sich heben.
O süsses Land! im Sange soll erstehn
Die holde Gertrud und ihr lieblich Leben,
Sie, deren Schönheit Pensylvanias Land ergeben.

Es spielte, Dörflein, unter deinen Lüften
Der müss'gen Hirtenknaben frohes Blut,
Nur fromme Heerden weidend auf den Triften
— Zuweilen kreuzend auf des Stromes Flut —
Vom Morgen bis zur gold'nen Abendglut,
Wenn süssern Tand begannen deine Schönen
Im bunten Trommelreig'n mit heit'rem Muth,
Und von den Hügeln, die sich südlich dehnen,
Gleich Märchenklängen kam des Echos lieblich Tönen.

Dann, bei der Indianerhügel Dunkeln,
Wohl mochtet oft ihr den Flamingo schaun
— Ein Meteor — auf stillen Wellen funkeln,
Im Baum das flinke Eichhorn, goldenbraun.
Ein jeder Ton war Sang und Freude, traun!

Des Spöttervogels wie der Menschen Lieder.
Es beugte, traulich horchend, aus Verhau'n
Das sanfte Reh den Hals zum Tanze nieder
Und kehrte, unverfolgt, in seine Schatten wieder.

In Wyoming war Fehde und Verbrechen
Nur durch die Mähr aus alter Welt bekannt;
Hier hörte freundlich ihre Zungen sprechen
Man Alle, aus der Ferne einst verbannt.
Die Männer, deren Heimat kriegentbrannt,
Sie lebten friedlich an demselben Bache
Und glücklich, wo kein Streiteswort genannt,
Wo nie erscholl der Feuerschlünde Sprache,
Der blonde Deutsche floh des Schwerdtes grause Sache.

Nicht weit davon in munt'rer Sarabande
Schwang sich der Spanier bei dem Ringellied. —
Doch wer ist der, den zu geliebtem Lande
Im fernen Osten heiss'res Sehnen zieht? —
O theures Hochland! nimmermehr er sieht
Die Schiffe am Gestade ruhn, dem stillen,
Den Bergseesturz, der Dampf gen Himmel sprüht,
Im Moor die Hügel, der Gebeine Hüllen,
Die Inseln fern, umtos't von des Corbrechtan Brüllen.

Ach! warum zwang den Sohn der Schottenhöhen
Des Mangels Noth und die Leibeigenschaft,
Aus seiner theuren Heimat wegzugehen! —
Doch ward ihm hier der zweiten Trost verschafft.
Er schlürfte froh der eig'nen Aehre Saft,
Der warm sein Hochlandsblut ihm machte glühen.
Auch England sandte Männer voller Kraft,
Zu lehren, wie die Väter einst gediehen,
Den Lebensbaum, den schönen Freiheitsbaum zu ziehen.

Hier war nicht in der Städte Prunk zu finden
Des Lebens höchster Glanz und tiefste Schmach;
Hier scholl nicht hohen Spruches schrecklich Künden,
Der blutig eines Bruders Urtheil sprach;
Im düstern Kerkergrab kein Armer lag.
Ein allgeliebter Greis regierte Alle,
Wo noch der Unschuld erster Frühlingstag,
Und sprach das Recht in selt'nem Zwistesfalle;
Der edle Albert that's in seiner Vaterhalle.

Wie würdig war des heit'ren Alten Wesen!
Wie war des Pflanzervaters Auge gut!
Wo nur der Milde Schimmer noch zu lesen,
Von Schwäche nicht getrübt und üblem Mut;
Und wenn im stillen Antlitz oft geruht
Ein stolzer Zug und flüchtig mochte zeigen
Vergang'nes Ungestüm, die kurze Glut,
Sie musste vor des Geistes Fassung schweigen,
Wie Aetna's Feuer bleicht bei Morgenlichtes Steigen.

Ich prahle nicht mit hohem Zauberliede;
Doch hast du denn nichts Schönes, o Natur!
Das heimlich birgt des stillen Lebens Friede?
Und hegt denn kein Gebild die heit're Flur,
Das sanft die Seele zieht auf seine Spur? —
Ein lieblich Mädchen — freundlich lag die reine
Und edle Unschuld auf der Stirne nur —
Sie nannte Albert frohbeglückt die Seine,
Sie Vater ihn; es war sein einzig Kind die Kleine.

Gertrudens Wange schmückte Englands Blühen,
Wenn auch geboren sie des Westens Land,
Wohin sein Freiheitssinn den Vater ziehen
Einst hiess und wo sein Sehnen Ruhe fand,
Zumeist wohl durch ein herzlich Eheband.
Dort sah er manchen stillen Tag verfliegen,
Bis ihm sein zweites Herz der Tod entwand —
Sein theures Weib ging hin — des Schicksals Fügen
Liess ihm Gertrude nur, sich an sein Knie zu schmiegen.

Ein theures Erbtheil! sattsam mag ich deuten
Den Vätern seine Vaterseligkeit:
Wie gleichsam ihn die Hoffnungen erneuten,
Wie seinen Blick der Blumen Wuchs erfreut,
Von da an, wo die Schwäche Zauber leiht,
Wo sie im Garten pflegte froh zu spielen,
Bis reifer sie, nach wen'ger Jahre Zeit,
Vergalt ihm seine Sorgen all', die vielen,
Durch Herzenslieblichkeit, durch zartes, kindlich Fühlen.

Ich mag nicht reden von den Zaubern allen,
So unbewusst gewinnend, unverstellt;
In seinem Arm von der Gebete Lallen,
Für ihren Vater und für alle Welt;
Vom Buch, das sie auf seine Knie gestellt;

Von süsser Mährchen kindlichem Erwählen
Für ihn, den mehr sie als Gespielen hält,
Da keinen Andern sie seither zu wählen,
Bis nunmehr sie begann ihr neuntes Jahr zu zählen.

Und Sommer war's, als einstens Beide sahen
In seiner Barke, die ihn gleitend trug,
Sich einen Indianer hastig nahen,
Den Fuss gestiefelt und vom dunklen Zug,
Auf seiner Stirn der rothen Federn Flug;
Sein goldberingter Arm hob einen Knaben
An's Ufer, welcher, wundersam genug,
Der Christen Kleid und Farbe schien zu haben.
So führt die Nacht den Tag, wenn Morgenlüfte laben.

Doch schien von frühem Gram das Kind bezogen;
Der Freude Grübchen fehlte auf der Wang'.
Und vor dem Pflanzer lehnend auf den Bogen
Sprach der Oneida so mit dumpfem Klang,
Wobei die Hand den Kleinen sanft umschlang:
„Mit dir sei Friede! diesem Ringe glaube!
Des Friedens Pfade führten meinen Gang.
Beschütze dieses Täubchen vor dem Raube,
Das noch nicht flugesreif; ihm starb die alte Taube.“

„Feind deines Feindes, Weisser, ist der Rothe;
Es trank mit deinen Brüdern unser Bann.
Wir setzten vor drei Monden uns're Boote
Zum Büffeljagen auf den Michigan;
Mit den Huronen pflanzten wir sodann
Das Oelreis treuen Sinnes als Gefährten.
Doch eine Schlang' ist der Huronenmann,
Und ob er sprach mit freundlichen Geberden,
Schlug doch sein Tomahawk den Friedensbaum zur Erden.“

„Im Lager schlief ich fern am Seeeshafen,
Da stürmt' der Weissen Fort ein Hinterhalt:
Der Areouski-Schrei bricht unser Schlafen
Und rascher Ruf, der über Tiefen schallt;
Wir sehn, wie deines Volkes Zeichen wallt
Noch lang beim blassen Geisterlicht, dem schnellen;
Ihr Donner rollt mit tödtlicher Gewalt,
Bis das Gesicht verschlingt die Nacht der Höllen;
Als wenn der heisse Kampf gelöscht in Bluteswellen.“

„Er schlief; — er wachte neu — wie Fackelsprühen,
Den Himmel röthend, schoss ihr Thurm empor;
Dann kam herab der Aschenschauer Glühen
Und laute Klagen trafen unser Ohr.
So — wenn im Zorn Ohio's Wald und Moor
Der böse Manitou verzehrt in Flammen —
Stürzt sich umsonst der Panther heulend vor,
Den rings die Gluten tödtlich schon umschwammen.
Wir schlugen die Huronen, ach! zu spät zusammen.“

„Doch wie den Fuchs der Zahn von edlern Hunden,
Würgt' ihre Krieger unser Schlachtenbrand.
Es ward mit ihrem Kinde losgebunden
Vom Baum die Mutter aus der Christen Land.
Ihr Herr, der an der Britten Spitze stand,
Lag todt bei seinen Kriegern und zertreten.
Die Wittwe kannte kaum der Retter Hand;
Bald sank sie auf das Kind in Todesnöthen;
Bald rief sie zu dem Gott, zu dem die Christen beten.“

„Es labte sie der Jungfraun milde Schaale
Mit Fieberbalsam und mit süssem Mohn;
Doch sie ging zu der Seelen dunklem Thale
Und fleht' uns noch, als sie im Sterben schon,
Zu bitten dich, des Brittenlandes Sohn,
Die Waise in der Väter Land zu tragen;
Es werdest du, der ferne, ferne wohn',
An sie gedenken noch aus frühern Tagen
Bei diesem Ring, den Waldegrave's Julia getragen.“

„Und ich, der Adler meines Stamms geheissen,
Flog mit der Taube her.“ — Es hemmte zwar
Der Thränen Flut die Fassung eines Weisen,
Doch zeigten Albert's Hand und Wange klar,
Wie tief bewegt die starke Seele war.
Schnell strekte er zum freundlichen Begrüssen
Dem rothen Manne beide Hände dar
Und rief: „O komm, des Gastrechts zu geniessen,
Du, der als Retter sich des theuren Kind's erwiesen!“

„Wie bist du, Kind des Volkes, mir willkommen,
Bei dessen Namen meine Seele schwillt!
Du, dessen Mutter oft mein Knie erklommen
Und diesen Arm, ein Kind wie du, erfüllt,

Mit dessen Aeltervater ich gespielt.
O glücklich Plätzchen fern in Brittenlanden!
Wie frisch umschwebt mich noch dein schönes Bild,
Gleich da, wo ich im Lebensmai gestanden!
Wie doch, als gestern, jene dreissig Jahre schwanden!“

„Und Julia! als du warest gleich Gertruden,
Wie bist du, Liebling, unvergesslich mir!
O, dacht' ich, wenn die Eltern Freunde luden
Und du des Festgemaches munt're Zier,
Wenn du zuerst zum Grusse an der Thür
Und ich, der Wandrer, schloss dich in die Arme
— Seit Waldegrave's Tod, ach! war ich weit von dir —
Dass du vergehest einst in solchem Harme,
Dass selbst der Wildniss Stamm als Freund sich dein erbarm!“

Er sprach's — und presste an das Herz den Knaben.
Doch stumm war der Oneida, hingelegt
Bei Calumet und frohen Trunkes Gaben,
Wie Kupferguss die Blicke unbewegt
— Ein Herz, das, fühlend, nie zu wanken pflegt —
Als Einer, der bis zu den letzten Tagen
Des Lebens grellsten Wechsel kalt erträgt,
Die Furcht nur fürchtend, die ihm nachzusagen
— Des Waldes Stoiker — ein Mann, dem fremd die Klagen.

Doch denkt nicht, dass die Güte es verschmähet,
Zu ruhn in Outalissi's Brust von Stahl.
Wie auf dem Fels die Eiche grünend stehet,
Trotz Stürmen und dem Boden dürr' und kahl,
So fühlt' er eig'ne nicht, doch And'rer Qual;
Und eh' er Wolfshautmantel nahm zur Reise
Und Moccasin, sah er zum letzten Mal
Den Knaben an und sang ihm, der schon leise
Auf Albert's Lager schlief, des Abschieds Trauerweise:

„Schlaf', Müder, du! und solltest du begrüssen
Die Mutter morgen in der Träume Land,
Sag' ihrem Geiste, dass aus deinen Füssen
Des Grames Dornen zog des Weissen Hand;
Indessen ich in stiller Oede Sand
Mich freue deiner Spur, zu jener Quelle
Den Fährten folge, wo ich süss es fand,
Zu nähren dich mit Wildpret und der Welle,
Wo ich das Horn geleert, erschlagen die Gazelle.“

„Nun lebe wohl! du Sohn des Morgenlichtes.
Doch, wenn der Kummer deine Wange blasst,
Dann kehre — Freude meines Angesichtes! —
Und ich will pfropfen dich auf edlen Ast.
Der Geier auf dem Fels, und im Morast
Der Alligator soll als Spiel dir dienen;
Ich lehre dich, wenn dich die Schlacht erfasst,
Mit der Huronen Blute zu versühnen
Des Vaters Geist, dass froh sich heitern seine Mienen.“

So schloss er seines rauhen Liedes Klänge,
Das brünstig wie sein Fühlen, wahr und schön.
(Und nur beredte Wahrheit sind Gesänge.)
Dann sah man einsam jenen Wand’rer gehn,
Der furchtlos, ohne Plan, durchstreift die Höh’n;
Dess Auge adlergleich, im Strauchgewinde
Und Düster weiss die Pfade zu erspäh’n
Durch Wald und Sumpf, durch tiefer Schluchten Gründe,
Die Hütte fern im Rohr, wo er den Bruder finde.

Der alte Albert sah ihn noch vom Hügel
Im Rindenboote, das ihn hergebracht,
Durchfurchen leicht den blauen Wellenspiegel
Und dann verschwinden in der Wälder Nacht.
Noch oft, da ihm die Stelle werth gemacht,
Kam Albert zu der Klippe hergegangen,
Wenn er ein Schiffchen nahend sich gedacht,
Ihn zu begrüssen mächtig sein Verlangen —
Kein Outalissi kam mit seiner Federn Prangen.

II. Theil.

In einem Thälchen, ganz dem Fluss entzogen,
Lag Alberts Wohnung; ringsum stiller Hain,
Der Aeste Grün zur Lichtung hingebogen;
Zum Ruheplätzchen floss ein Bächelein,
Klar wiederstrahlend all’ der Dinge Schein
— Ein Spiegel, eingefasst in Blumenrahmen —
Solch’ süsses Fleckchen mochte es wohl sein,
Das sich der Elfen munt’re Truppen nahmen,
Wohin bei Sommernacht zu Tanz und Spiel sie kamen.

Doch blieb dem Auge freier Raum zu schweifen
Und manche Aussicht in des Flusses Thal;
Gen' Westen sah man fern als Silberstreifen
Jenseits der Hügel Gold im Abendstrahl,
See hinter See verschwimmen allzumal;
Dann dort, nach Pflanzerhöfen, überglitten
Die Blicke grünen Wald und Steppen, fahl
Und still, wo nur der Biber baut' die Hütten,
Der Büffel ferne brüllt' in dunkler Wildniss Mitten.

Nur schweigend war nicht jener Pfad im Osten,
Der neu Aurora's Schimmer sah ersteh'n:
Dort hörte man den Strom, den wilderbos'ten
In schaumumflortem Sturz aus braunen Höh'n
Wie fernen Stadtgetümmels dumpf Getön';
Doch sanfter stets sah man ihn näher ziehen
Und murmelnd und die Ufer küssend gehn,
Die sanftgewund'nen, die mit ihrem Blühen
Dem linden Sommerhauch den feinsten Duft verliehen.

Es schien der süsse Einfluss jener Scenen,
Den hier Gertrudens zartes Herz empfing,
Die sanften, muntern Augen zu verschönen,
Sie, deren Blick mit Lieb' an Allem hing.
Ob Hebe's Lächeln durch die Züge ging,
Ob sich ein Wölkchen auf die Stirne setzte,
Das himmlisch Sinnen schien und nur gering;
Selbst dieses Wechsels leiser Gang ergötzte,
So dass ihr nächster Blick stets holder als der letzte.

Auch musste bilden jener Ort vor allen,
Mit diesen Zaubern, diesem frischen Grün,
Der üpp'gen Felder wonniges Durchwallen
Die Seele, die aus solchen Blicken schien.
Ich sehe dich, o Wälderfreundin, zieh'n,
Als schnelle Zeit dir Frauenreiz gegeben,
Des Ostens Pfad bei früher Röthe Glühn,
Durch die Magnolien der Hügel schweben,
Die Brust im stillen Hain romantisch froh zu heben.

Ihr Denken flog dann zu Europa's Landen
Und sprach zu dem entleg'nen ungefähr:
„Land, wo der Eltern Jugendjahre schwanden,
Wo so viel unbekannte Freunde mehr,
Wir sind uns fremd — uns trennt das weite Meer.

Doch sagt, die wir verlassen einst da drüben,
Schwebt euer Sinnen manchmal zu uns her? — —
Wenn euch der Eltern Bild auch frisch geblieben,
Nennt wohl Gertrudens Namen keiner all' der Lieben.“

„Doch hör' ich, England, deinen Namen klingen
In manches Wand'rers Mähr' und im Gedicht,
So kann ich nicht der Seele Zug bezwingen
Zu jenen hin, aus deren Mienen spricht
Der Mutter Blick, vielleicht ihr ganz Gesicht.
O Mutter! welch' ein ehrerbietig Bangen
Durchbebte mich bei diesen Zügen nicht!
Wie wollte ich an solchem Bilde hangen,
Dich noch einmal zu seh'n, die mir zu früh gegangen!“

Ihr Wunsch jedoch war ferne fremden Freuden,
Gertrudens Sorge galt dem Vater ganz
Und wehrte von dem greisen Haupt die Leiden;
Auch darum, denk' ich, kehrt im Morgenglanz
Sie schon zurück im Haar den grünen Kranz,
Wenn noch die Hirschkuh Thauesperlen leckte,
Der Schiffer sang bei lichter Wellen Tanz,
Der Bäume Schatten noch sich weithin streckte,
Der frühe Fuchs sich scheu im düstern Busch versteckte.

Nicht weit davon sass oftmals in dem Hage
Gertrude lesend in der Grotte tief.
Das stille Plätzchen nannte keine Sage.
Vielleicht, dass hier manch' rother Krieger schlief,
Dass einstmals hier der Stamm der Väter rief
Zu seinem grossen Geist. — Gleich Kunstgebilden
Lag hier ein stolzer Fels, den rings umlief
Das Leberkraut mit gelbem Glanz, dem milden,
Wie Mondlicht ruht auf alter Burgen Trümmer gülden.

Hoch sah man, wie Amphitheater, steigen
Die Aloen, stets unverwelkt und kühn,
Nur Himmelslüfte athmend; und ihr Schweigen
Schien ewig Geisterwehen zu durchzieh'n,
Bewegend all' das mannigfache Grün.
Bald schien der Hauch zu Stille ganz zu fallen;
Bald schwoll er sanft zu dumpfen Melodie'n,
Dem ersten Tone gleich in Domeshallen,
Wenn tief die Orgel tönt vor der Akkorde Schallen.

Dort schwand ihr denn mit lustbeeiltem Flügel
Auf blum'gen Sitz der lange Nachmittag.
Den weissen Arm gelehnt auf weichen Hügel,
Zu dem das Licht durch Palmenblätter brach.
Das edle Buch auf ihrem Schoosse lag,
Für welches alle Herzen Liebe nähren.
Mit Shakspeare's Selbst sie lächelte und sprach,
Nicht fürchtend eines Fremden listig Stören
Der unbewussten Lust, der stillen, süssen Zähren.

Und nichts für Aug' und Ohr war reg' im Haine
Als Tauben, klagend durch die grüne Nacht,
Und, summend, Kolibri's — mit ihrem Scheine
Gleich Stückchen aus des Regenbogens Pracht —
Da, siehe! trat herein behend und sacht'
Ein Jüngling aus der Ferne hergegangen,
Der in den Ost zu reisen schien bedacht,
Dem schon des Südens Brand gebräunt die Wangen
Und Californien's Wind die Wand'rerbrust umfangen.

Am Zügel, der den Arm umwunden lose,
Führt' er sein Ross, und eh' den leisen Gang
Ihr Ohr vernahm auf braunem Laub und Moose,
Bewundert' er für Augenblicke lang
Das sanftgeneigte Antlitz. Etwas bang
Ersah sie ihn, in dessen Wuchs und Blicken
Des Jünglings Frische Manneskraft durchdrang;
Ein Spanier schien er nach den Kleidungsstücken,
Und seinem hohen Zug stand wohl der Federn Nicken.

Nach Albert fragt' er — ihres Fingers Deuten
Wies ihm des Vaters nah'geleg'nen Heerd.
Bald sah man ihn die Schwelle überschreiten.
Auch Gertrud war gar schnell zurückgekehrt.
Durch die Gespräche ward sie froh belehrt,
Dass, wie dem alten Manne, so dem jungen
Ein heit'res, freundliches Gemüth bescheert,
Woher denn eine Neigung bald entsprungen.
Der Gast sprach Englisch rein, nebst manchen andern Zungen.

Und wohl vermocht' er seine Fahrt zu schildern. —
Sie liebten seiner Sprache hohen Flug,
Wenn er sie führte mit der Rede Bildern,
Wie ihn sein Gang durch weiten Osten trug,
Von Spanien bis zu hoher Alpen Zug,

Von Frankreich's Liljenau'n zu jenen Grenzen,
Wo Bildung einst so edle Wurzeln schlug.
Die ländlich stille Flur in grünen Lenzen
Beschrieb er gleich geschickt mit grosser Städte Glänzen.

Dann liess er, redend, rauhe Scenen steigen,
Wo die Natur der Wildheit Grösse gab,
Wo furchterregend herrscht der Urwelt Schweigen,
Wo, wenn er rastet am Cazikengrab,
Der Lamatreiber von dem Pic herab
Kein Tönen hört, kein Regen mag ersehen,
Als Störche, schreiend durch den Wald fernab,
Und Röhre, die am Kluftenrande stehen,
Sich wiegend leicht, wenn Eldorado's Winde wehen.

Dem Gaste hold, war bei dem guten Alten
Das Sinnen steter Rede zugewandt.
Gertrude fühlte, durch ein eig'nes Walten
Bei seinem Blick die Zunge wie gebannt.
„Du warst in England, ward dir nie genannt,“
Sprach Albert, „wohl der Name einer Waisen?
Als unser Fort zum letzten Mal verbrannt,
Ward er, ein Kriegerkind, geschont vom Eisen,
Zu mir hierhergebracht, ihm Pflege zu erweisen.“

„Drei ganze Jahre boten diese Wände
Als eine Zuflucht Heinrich Waldegrave wir.
Wie sehr ich ihn geliebt, sah ich am Ende,
Als meinem Kind er Abschied bot und mir —
Doch galt, Gertrude, meist sein Weinen dir —
Wie gross sein Schmerz, vermocht' er nicht zu nennen.
Verwandte England's holten ihn von hier;
Zwölf Jahre zählte er bei unserm Trennen.
Es hat mir den Verlust die Zeit nicht mildern können.“

Sein Antlitz barg der Wand'rer; doch zu offen
Lag im bethränten Auge inn're Lust.
„Sprich, Fremder!“ — rief Gertrude froh betroffen —
„Es ist — es ist — ich hab' es wohl gewusst! —
Es ist ja Heinrich, der zurück gemusst!“ — —
Des Vaters Lippe zitterte vor Freuden;
Gertrude sank ihm sprachlos an die Brust;
In seinem Arm zugleich hielt er die Beiden.
Die Engel mochten sich an dieser Gruppe weiden.

„Verzeihet,“ sprach der Jüngling, „mein Betragen,
Das falsche Kleid, des Namens fremden Klang.
Ich traute nicht, nach euch mich zu befragen,
Wie sehr es mich, von euch zu wissen, drang;
Damit, weil mir vor böser Nachricht bang,
Nicht ein Bekannter mich als schwach gefunden.
Ich wünschte, wenn ihr todt, nur einen Gang
Zu eurem Grab, zu weinen dort für Stunden,
Und wäre, unbekannt, mit meinem Gram verschwunden.“

„Doch hier lebt ihr und blüht — in euren Zügen
Nicht tad'le ich die Wandelung der Zeit:
Da wusste sie nur Reize zuzufügen,
Dort höhte sie des Alters Würdigkeit.
Die Herzen sind die alten bis auf heut,
Da eure Miene die von jenem Tage,
Wo ihr zuerst euch pflegend mir geweiht.
Erlaubt nach meinem Führer eine Frage...
Doch warum weinen wir an solchem frohen Tage?“

„Bist du denn hier und kein Gebild der Träume?
Und willst du, Waldegrave, nimmer wieder gehn?“ —
„„Nein, nimmer, bestes Mädchen aller Räume
Der weiten Erde, mehr als jemals schön!
Wir wollen wohnen in des Vaters Höh'n,
In unserm Arme pflegen ihn und ehren,
Und Hand in Hand die Pfade wieder geh'n,
Die uns, erinnernd, neue Lust gewähren;
Und du mit deinem Reiz sollst ewig mir gehören.““ —

Am Morgen im gewölbten Busch der Maien,
Der, blühend, einem Sternenhimmel gleicht,
Mit süssem Duft und tausend Melodeien
So wonniglich in alle Sinne schleicht,
Da ist es, zarte Liebe! wie mir deucht,
Wo zweier Herzen heil'ger Bund geschlossen;
Wo sie, das Haupt auf seine Brust geneigt,
Mit unnennbarem Zauber übergossen,
Dem Lispeln horcht, das so von Herz zu Herz geflossen:

„Du meines Lebens Blume, stille blühend,
Die mir viel schöner in der Einsamkeit
— Wo ich des Glückes Glanz verachtend, fliehend —
Als all sein Prunken, vor mir ausgestreut.
O, gönn' mir deinen Dufthauch, süsser weit

Als der, in welchem Paradiese baden!
Dein Lieben schenke mir, das Schätze beut,
Viel köstlicher als die, womit beladen
Die Schiffe kehren heim von Indiens Gestaden.“

Und dann umfingen sie der Heimat Räume,
Viel glücklicher als mancher stolze Bau,
Als hie und da — ein Bote sel’ger Träume —
Ein Sternlein blinkte in des Sommers Blau.
Es nahte so in Stille, leis’ und lau,
Die Stunde, die zu hoch für Erdenlieder.
Nie sah des Hochzeitmondes milde Schau
Ein solches Eden zweier Herzen wieder,
Auf die in wonn’ger Ruh sein Strahlen floss hernieder.

III. Theil.

O Lieb’, in solcher wilden Wälder Stille,
Wo Sicherheit und Freude Schwestern sind,
Da liegt dein Reich in rechter Segensfülle,
Und da bist du fürwahr ein Götterkind.
Hier weder Sittenzwang noch Stunde bind’t
Der Blicke, Gänge grenzenlos Vergnügen —
Flieg’ hin, du Zeit des Glücks, wie Maienwind! —
Hier nimmer wird — so kann die Freude trügen —
Die Liebe trauernd seh’n ihr Erdensein verfliegen.

Drei kurze Monde so verbringen Beide
Im Hain, in der Savanne hochentzückt.
Sie liebt es, wenn im seltsam wilden Kleide
Sie an des Jünglings Seite sich erblickt,
Wenn ihre Stirn die Feder roth umnickt;
So denn im Jägerkleid hinaus sie eilen.
Doch nie ist auf ein Wild ihr Dolch gezückt;
Sie wollen nur im Himmelshauche weilen
Und ungeseh’n und still des Busens Fühlen theilen.

Ob auch die Hunde jagend sie umbellen,
Ob auch der Wildhahn aus dem Busche schreckt,

Wie sollten sie, der Liebe Kinder, fällen
Die zarte Kehle, die den Frühling weckt,
Die Zappelbrut, in kühler Flut versteckt!
Nein, furchtlos lasst die Wirbler nur sich zeigen
Rund um den Tisch, den Gertrud für sie deckt,
Die alten Freunde aus denselben Zweigen,
Die ihres Jaworts einst, jetzt ihrer Liebe Zeugen.

Nun führen Gänge, die nur Beide kennen,
So dünket mich, sie in ein Plätzchen traut,
Wo Hügel sie erwünscht vom Weltall trennen,
Wo hoch die Tann' auf sammt'nen Rasen schaut,
Da ist es, wenn er schweigt, ihr Flüsterlaut
— Vielleicht in lustberauschter Sinne Schwinden —
Wo Liebe sie, die nimmermehr ergraut,
Sich heimlich schwören in des Herzens Gründen,
Und unauflöslich Seel' an Seele so zu binden.

Und welche glückesreichen Jahre fliessen
Durch ihrer Hoffnung kühnen Jugendtraum! —
Doch, was ist Erdenlust und ihr Geniessen? — —
Des Stromes Glätte vor des Sturzes Schaum.
Und wandelt sich mein Sang, begonnen kaum?
Und muss ich, Wyoming, den Tag beklagen,
Wo schuldlos Wüste ward dein Blüthenraum?
Wo statt der Höfe, die in Blumen lagen,
Der schwarze Tod nur liess verkohlte Trümmer ragen?

Ein böses Jahr, als in des Westens Grauen
Die Freiheit, stolzerzürnt, sich aufgerafft,
Nicht sonnverklärt, nicht bei des Himmels Blauen,
Nein, wirbelwind-gehüllt und schreckenhaft,
Als brudermordend flog des Bruders Schaft.
Ihr Morgenstern war Brand in Feld und Hütten,
Getauft ward sie mit rother Wunden Saft
Aus Bruderleibern — mit dem Blut der Britten —
Es zogen Hunger nach und Pesthauch ihren Schritten.

Doch lange noch vor fernen Donners Mahnen
Und eh' die Wolke roth im Schlachtenschein,
Wie Vieles füllte da schon Gertrud's Ahnen
Bei Nacht und Tag mit Angst und heisser Pein!
Sie sah im Geist der Flammen lohend Dräu'n,
Wie schweigend Todesschauern sie umwehte,
Nur unterbrochen von der Pfeife Schrei'n,

Vom nächt'gen Lärm der Trommel und Trompete,
Verkündend wüsten Kampf und blutgetränkte Stätte.

Es war nur zwar ein augenblicklich Wehe —
Doch wie erfüllt mit grauser Schrecklichkeit! —
Als erst den Gatten, dass zum Kampf er gehe,
Der Aufruf mahnte, schallend fern und weit.
„Nein,“ rief sie, „fliehe du den Bruderstreit
Und lass uns friedlich zieh'n zu Englands Strande!“
„„Ach, Gertrud! weiss ich doch, dein Herz ist weit
Entfernt, zu rathen mir zu Schmach und Schande.
Sollt' ich verlassen denn der Freiheit Rächerbande!““

„„Wenn Schmach und Flucht — den Auswurf zu vollenden —
Wenn schwacher Furcht Verbergen im Exil,
Wenn allem dem ich trotzte, wie denn wenden
Des Vaters heimatglühendes Gefühl?
Wie könnt' ich ihn — so nahe seinem Ziel —
O Gertrud! von dem theuren Kinde scheiden?““
So sänftigt er ihr Herz der Stunden viel,
Um in der Hoffnung Trug die Angst zu kleiden;
Ihr gläubig Lächeln oft umflog die Stirn der Leiden.

Das Dunkel kam — es klang zu später Stunde
Ihr froh Gespräch im hellen Raum — da scholl
An's Thor ein Schlag und hallte in die Runde,
Und trotz des Hundes schreckgereiztem Groll,
Fiel in das Haus ein Greis, des Jammers voll;
Die Arme breitend, fiel er auf die Erde.
Dünn war sein Leib, wo einst der Muskel schwoll;
Sein Antlitz trug der tiefsten Noth Geberde;
Als ob aus Schiffbruch er an's Land geworfen werde.

Es wölben staunend sich umher die Brauen
— Wie Geisterspuk war er hineingerannt —
Die Lippen öffnet er zum Wort, die blauen,
Doch hat sie, scheint's, ein wilder Traum gebannt;
Er murmelt Laute, wirr und unbekannt;
Es zittert seines trüben Auges Lider.
Zuletzt, als ihn ein Labetrunk ermannt
Und mehr genervt die zitternd schwachen Glieder,
Ergriff er Albert's Hand — doch fremd sah Jener nieder.

„Vergassest du,“ rief nun in bitt'rem Sorgen
Der dunkle Mann und blickte zürnend gar,

„Vergassest, Christenhäuptling, du den Morgen,
Wo ich einst Gast in dieser Hütte war?
Da war noch kühn dies Haupt und schwarz dies Haar,
Das weiss nunmehr wie Schnee der Appalachen.
Doch wenn verzweiflungsvolle fünfzehn Jahr
Und Feind und Alter meine Glieder brachen — —
Hol' mir mein Kind, sein Herz wird dem Befreier wachen."

Nicht lang und Heinrich flog mit Wonnebeben,
Dass den Oneida er an's Herze drück': —
„Willkommen Retter!" — doch mit raschem Streben
Zog irr der Häuptling seinen Kopf zurück
Und fasst' ihn an und mass ihn mit dem Blick.
So fremd, dass Aller Lächeln nicht zu wehren,
War dieser Prüfung Strenge Stück für Stück.
Zuletzt umflog sein Antlitz froh Verklären —
„Es ist — mein Kind!" — rief er und deckte ihn mit Zähren.

„Ha! so wie du war ich im Stolz der Jahre,
Als meiner Seele Schnur noch nicht erschlafft;
Als ich durch Fluten, Wälder, unwirthbare,
Dich auf dem Rücken trug mit Speer und Schaft,
Schnell, wie der Wirbelwind sich sausend rafft.
Nicht Feinde mied ich da und Pantherkrallen;
Wie Bergstrombrechen stark war meine Kraft.
Und denkst du noch des Jubelrufs Erschallen,
Als von der Höh' wir sah'n den Rauch der Weissen wallen?"

„Nun seid willkommen, Todtensang und Scheiden!
Da ich dich wiedersah und dich umfasst."
Ein weit'res Wort zwang Schwäche ihn zu meiden;
Doch schlang mit eifriger und froher Hast
Sich aller Arm um den erschöpften Gast,
Sein Haupt zu segnen, silberhaar - umflossen.
Schnell lud ein gastlich Mahl zu Stärkung, Rast;
Und Gertrud's zarte Hände Balsam gossen,
Wo, fieb'risch aufgeregt, aus Wunden Tropfen schossen.

„Halt!" fuhr er auf mit jugendstarkem Willen
Und schlug die Brust mit schmerzgeballter Hand,
„Es ist nicht Zeit, der Freude Schaal' zu füllen —
Der Mammuth kommt — der Feind — der wilde Brandt —
Mit Horden, welche Wuth und Tod verband!
Ich sah ihr Schwert und knisternd Fackelschweben
Aufschrecken und vernichten halb dies Land;

Roth ist ihr Freudentrank, doch nicht von Reben!
Wacht, wacht die ganze Nacht, den Morgen zu erleben!

„Verachtend, meine Axt für Lohn zu heben,
Zog diesem Brandt ein grimmer Feind ich aus.
Verfluchter Brandt! — zum letzten Athemleben
Die Männer meines Stammes tilg't er aus;
Kein Kind, selbst nicht der Hund in meinem Haus
Entfloh der blut'gen Nacht in dem Gefilde.
Ich blieb des Stammes Rest im Mordesgraus,
Und ausser mir nicht ein verwandt Gebilde;
Nicht einen Tropfen Blut nennt Bruder noch der Wilde."

„Doch fort! ruft eure Krieger! in der Nähe —
Betrog mich nicht mein trübes Auge — steht
Mit Sternenbannern, auf der Cedernhöhe
Dort ostwärts, wo der Sturm durch Tannen weht,
An tiefer Bucht ein Fort voll Majestät.
Darunter braus't des Golfes rauhe Lache,
Die um den Felszack kochend Wirbel dreht.
Geht! dass das Thurmlicht ferne mahn' zur Wache,
Derweil im Hinterhalt nach Feind ich lausch' und Rache."

Kaum sprach er aus, als niederfuhr mit Zischen
Ein Bombenstern, rothleuchtend um die Höh'n;
Als Stimmen rauh, die lachten, schrieen, krischen
— Ein bluterstarrend, wildes Missgetön' —
Zusammenschollen mit dem Kriegsgedröhn,
Es schlug an's Ohr wie wogendes Gepralle,
Als liess die Hölle Schaar um Schaar ersteh'n;
Zuweilen schlang den Lärm das Schussgeknalle.
Wie Todtenklage schien's, dass die Trompete schalle.

Sie sahen zu den Hügeln, wo die Runde
Der Horden überhing Vulkanensprüh'n.
Sie sah'n zum Thurm, wo mitternächt'ge Stunde
Der blanke Zeiger wies im rothen Glüh'n.
Dem schönen Weib schien Heldenruh' verlieh'n,
Als Schwert und Wehr sie gürten sah den Gatten.
Noch einmal liess sie an sein Herz sich zieh'n —
Da! — was für Trommelschlag auf nahen Matten?
Triumph! — die Freunde sind's, herschreitend durch die Schatten!

Da kommt der Stämme Zug im bunten Schwarme.
Fern schallt der Hain; es blitzt der nächt'ge Thau

Vom Schein der Fackeln, Waffen, nackten Arme;
Schwer rollt der Feuerschlund durch dunkle Au.
Vom Walde lösen sich die Massen grau,
Die Tugend spornt und Freiheitsglut verbunden.
Zuerst erschienen Mährens Jäger blau,
Dann Spanier, Federzier um's Haupt gewunden;
Es wird der Schotten Schwert und Distelschild gefunden.

Herein in Albert's Haus die Jäger drängen,
Die rothen, rufend und mit Cymbelklang;
Erregt von Kriegespomp und Freudenklängen
Hub Outalissi an den Schlachtgesang,
Und während er im Takt die Keule schwang,
Besang er seines tiefen Zornes Quälen,
Den Jene reizten, deren Flamme schlang
Sein Heimathdach und die sein Dolch zu wählen,
Dass lächelnd und gerächt sein Geist zieh' zu den Seelen.

Der Christenvater stehet auf mit Würde;
Sein Ehrenhaupt, wie in Verklärung, blinkt
Im Feuerschein, des Scheitels Lockenzierde.
Die Rechte sanft auf seine Tochter sinkt,
Indem die Linke mild, zu schweigen, winkt;
Worauf, ob heisser stets die Kriegesgluten,
Sein Auge fest sie himmelwärts durchdringt;
Er betet für sein Land in Todesbluten,
Erfleht Vergebung selbst den Feinden, Lohn den Guten.

Geringe Zeit war jetzt für Dankesrede;
Und doch, geliebte Gertrud, eh' begann
Dein eilend Flieh'n zu hohen Thurmes Oede,
Sah nicht auf dich manch' rauher Kriegesmann
Mit liebemilder Miene? Murmeln rann
Bei ihrer Schützerreih'n bereitem Schiessen,
Sie zu behüten vor der Räuber Bann.
Die Männer lohnte hoch der Blicke Grüssen.
Nur auf der Mutter Grab liess sie die Thräne fliessen.

Nach hast'ger Fahrt schien zum Asyl geworden
Der Thurm, der — Riesenfahnenträger — stiert'
Mit trotz'ger Stirn auf all' die rothen Horden.
Um seines Fusses kühne Hügel führt'
Die Mauerfassung, ehern ausgeziert,
Mit scharfem Fries und keilgeformten Kanten
— Ein Kronenkranz, zum Schmucke wie erkürt

Der grünen Höh', der wettersturm-berannten. —
Hier stand die Gruppe nun mit Blicken, schaugebannten.

Ein Todesschaun! tiefab in jeder Richtung
Der Flamme, bunten Wehr und Zelte Schein
— Ein Treiben, nur zum Zwecke der Vernichtung —
Das Schlachtenhorn nur führt den Trauerreig'n.
Das Land beklagend, steh'n sie so zu drei'n.
Die schöne Gertrud, frei von bösem Bangen,
Lässt ruh'n das Haupt, die Hände weiss und klein
Auf Heinrich's Schulter, der sie halb umfangen,
Ihr Herz beruhigend, bis alle Furcht vergangen.

Ach! kurze Schau der Ruh'! — als wie zu grüssen
Zum letzten Male noch manch Plätzchen traut.
Wer dächte, dicht an nackter Feste Füssen,
Wo mancher Freunde Sternenbanner blaut,
Dass dorthin schlich der Fuss der rothen Haut.
Doch hier, wo Niemand Mörderhand vermutet,
Ihr Basiliskenauge gierig schaut
Aus Dickichtschwarz — ihr Bleistrom tödtlich flutet —
Und — Albert — Albert fällt! der theure Vater blutet!

Erstarrt in Schwindelschreck sinkt Gertrud nieder!
Doch sage, wie ihn todt sie fasset, bricht
Dies rothe Rinnen wohl aus ihrem Mieder?! — —
O Gott! ihr Herzblut fliesst in Tropfen dicht
Und spritzet warm in Heinrich's kalt Gesicht.
„O Freund! beweine, unversehrt zu stehen!"
Ruft sie, „um diesen Blutstrahl weine nicht.
Ich könnte ruhig fast ihn fliessen sehen;
Doch, dich zu lassen, ach! ist bitt'res Todeswehen!"

„O, vor dem Sterben, noch ein wenig drücke
Mich an dein Herz, so lang' dich fühlt mein Arm;
Und wenn mein Busen kalt und todt, so blicke,
Zu lindem Labsal dir im tiefen Harm,
Auf all' dein Lieben, ach! so treu und warm,
So rein und klar, wie aus der Höh' entstiegen.
Dass der Erinn'rung Trost sich dein erbarm'
Und Glaube möge deine Qual besiegen,
Der immer hofft — ob ich auch mag im Grabe liegen!"

„Geh' nicht, o Heinrich, wenn ich dir entrissen,
Zurück, die Stätte thränenvoll zu seh'n,

Wo einst der Vater dich empfing mit Küssen,
Und wo es Gertrud's Seligkeit, zu geh'n
Mit dir, dem Engel, durch der Haine Weh'n,
Im Glauben an des Himmels Ehebinden
— Denn uns're Liebe kam aus bessern Höh'n! —
Und soll ich nimmer denn dich wiederfinden? —
Gewiss! — mein Lieben lebt, ob Zeit und Erde schwinden."

„Fast könnt' ich ruhig diese Welt verlassen
Und dich, das Liebste mir, was Gott gemacht,
Wär' es mir noch vergönnt, vor dem Erblassen
Ein Liebespfand zu schaun, wie ich gedacht. —
Ob nimmer denn an deinem Halse lacht
Ein lieblich Wesen klein, mit meinen Mienen? —
Doch scheint, indem die Pulse sterben sacht',
Mit Todespein die Lust mich auszusühnen,
Zu sterben, theurer Mann, von deinem Blick beschienen."

Es schloss sich Gertrud's Lippe; doch geblieben
War ihr des Lebens Zug und Wohlgestalt;
Ein Lächeln, kündend ein unsterblich Lieben.
Noch hielt sie Heinrich's Hand am Busen kalt,
Der einstens, ach! so fühlend hoch gewallt.
Noch zeigte das Gesicht der Seele Schöne.
Stumm, starrend, krampfig seine Hand geballt,
Kniet' Heinrich da, im Auge keine Thräne;
Er hörte Trosteswort — doch nur als wirr Getöne.

Denn schon erschien, die Todten zu beklagen,
Der Freunde Schaar. Mit Bräuchen, hochgeehrt,
Besangen sie, wie nicht der Tod zerschlagen
Die Bande, die im Leben Glück gewährt.
Es ward manch' Schluchzen rings umher gehört;
Die Zähre rann in trauernder Gemeine —
Selbst rauhe Krieger, lehnend auf das Schwerdt,
Verhüllten ihren Blick beim schwarzen Schreine —
Der Frauen weich' Gemüt zerfloss in laut Geweine.

Dann rief den Abschiedsgruss des Hornes Tönen
Hin über's aufgefüllte Doppelgrab;
Tief in dem Staube lag mit dumpfem Stöhnen,
Vernichtet, Waldegrave; schweigend sah herab
Auf ihn sein Führer, doch kein Wort der Lab'
Versuchte er dem finstern Schmerz, dem bittern;
Und unterm Mantel, den er deckend gab,

Belauschte er der Seufzer Weheschüttern,
In namenloser Qual des Jünglings Fieberzittern.

„Auch meine Thräne flöss'," erklang
Des Häuptlings Lied in hohem Ton;
„Nur trübte sie den Todtensang
Von meines Vaters altem Sohn
Und bräche seinen Groll.
Denn sicher bei dem Zorne mein!
Des Schlachtengottes heisser Schein,
Der flammend zuckt in Himmelsbläu'n,
Zum Feind uns leuchten soll.
Wir theilen dann, mein Knabe weiss,
Der Feinde Blut, der Rache Preis."

„Doch du, mein Blümlein, dessen Duft,
Von mildern Wesen in der Höh',
Der Weissen Geister in der Luft
Verbieten dir nicht Leid und Weh;
Noch wird der Christen Heer,
Des Vaters Geist, der um dich wacht,
Sich härmen, wenn du nach der Schlacht
Des Abschieds Klage ihr gebracht,
Die dich geliebt so sehr;
Ein Regenbogen deinem Blick
War sie, dein Sonnenlicht und Glück."

„Tod sieht uns morgen oder Sieg!
Doch wenn der Speer ruht am Gehenk,
Dann sag', wohin der Adler flieg',
Wohin er deine Schritte lenk'?
Zu deiner Liebe Dach?
Dort liegt der Blumen Zier verstreut;
Die Uhr ruft ungehört die Zeit;
Der Heerd ist kalt; das Haus ist weit.
O Trauer, hundertfach!
Wenn Wiederhall die Wand entlang
Erschölle gleich der Todten Gang."

„Zieh'n wir zu jenen blauen Höh'n,
In deren Strom mein Stamm ertrank?
Wo neben mir mit Saus und Weh'n
Ein Tausend Krieger Waffen schwang?
Ach! da in Wüsten kalt
Wohnt still der Oede Schlang' allein;

Da wächst das Gras um bleich' Gebein;
Vermodernd liegt selbst das Gestein,
Gleich mir erstorben, alt.
Lass uns nicht zieh'n zu meinem Grund;
Da schweigt der Krieger blasser Mund.“

„Horch! Trommelschlag! — der warme Streit
Soll morgen trocknen dein Gesicht;
Von dunklem Seelenlande weit
Mein Vater schrecklich schaut und spricht:
Den wolkendichten Schlachtenrauch
Zerspalte Messer und Geschoss!
Er hasst die Thrän' die ich vergoss —
Die erst' und letzte auch, die floss
Aus Outalissi's Aug', —
Damit nicht schände Klagen bang
Des rothen Häuptlings Todtensang.“

Goerlitz. H. Schmick.

Sitzungen der Berliner Gesellschaft
für das Studium der neueren Sprachen.

Die Sitzung vom 1. März 1859 wurde durch Herrn Städler mit einer eingehenden Kritik der Friedländer'schen Schrift: „Die französische Sprache und Literatur als Bildungsmittel für das weibliche Geschlecht" u. s. w. eröffnet. Bei bereitwilliger Anerkennung der pädagogischen Einsicht des Verfassers hinsichtlich alles dessen, was in dieser Schrift über Erziehung der weiblichen Jugend und über den Beruf der Frauen entwickelt wird, legt Herr Städler jedoch scharfen Widerspruch ein gegen alle die vom Verfasser aufgeführten Vorzüge der französischen Sprache, als: „Hyperbolie des Ausdrucks, Klarheit, Leichtigkeit, Lebendigkeit, Hang zum Euphemismus, Euphonie," und versucht nachzuweisen, dass die aufgezählten Eigenschaften theils vermeintliche Vorzüge, theils, wenn auch Vorzüge, keine unterscheidenden Merkmale des Französischen seien. Der Eifer, mit dem er gegen das Französische kämpfte, veranlasste eine lange und lebhafte Debatte, an der sich betheiligten die Herren v. Holtzendorf, Hartung, Prince-Smith, Strack, Herrig, der hervorhob, wie nach der übereinstimmenden Ansicht aller Litteratoren Klarheit ein unbestrittener Vorzug dieser Sprache sei, und Lazarusson, der sie auf Grund der formellen Vollendung ihrer Schriftsteller als wesentlich stylvoll und von dieser Seite her als Mustersprache bezeichnet. — Nächstdem erfreute Herr Kannegiesser auf Anlass einer bei der letzten Sitzung an ihn ergangenen Bitte die Gesellschaft durch Mittheilungen über seinen persönlichen Verkehr mit Friedrich August Wolff, dessen Schüler er gewesen war und zu dessen Hause er Zutritt gehabt hatte. Wir theilen einige Züge mit. Einst händigte Wolff seinem Gaste ein portugiesisches Buch mit dem Wunsche ein, ein Referat über dasselbe zu hören. Auf die Antwort: „Aber ich verstehe ja nicht portugiesisch," versetzte er: „Eine solche Sprache können Sie in vierzehn Tagen lernen, und wenn Sie dieselbe dann in den nächsten vierzehn Tagen wieder verlernen, so schadet das ja nichts." — Ueber seine Uebersetzung der Wolken erzählte er: „Einst reiste ich allein in der Post. Um mir die Langeweile zu vertreiben,

griff ich in die Tasche, zog einen Aristophanes heraus und fing an, die Wolken zu übersetzen. Dann steckte ich das Papier mit der Uebersetzung in eine Wagentasche, wo es liegen blieb. Auf der Rückreise bestieg ich denselben Wagen und war wieder allein. Als ich mechanisch in die Seitentasche griff, zog ich das schon vergessene Papier hervor, las es durch und übersetzte weiter. Nun war ich einmal in Geschmack gekommen, und so übersetzte ich dann später das ganze Stück."

Darauf nimmt Herr Lazarusson seinen in der vorigen Sitzung abgebrochenen Vortrag über „Othello" und „der Arzt seiner Ehre," wieder auf und wendet sich zur Betrachtung der Handlung, die er zuvor als Explication des Charakters in seinen wesentlichen Erscheinungsformen definirt. Calderon habe das Vorrecht der eigenen Erfindung, Shakspeare entlehne seinen Stoff der Novelle des Cinthio; was er dagegen neu erfinde, seien die Charaktere. Er scheine sich zur Aufgabe gestellt zu haben, Menschenbilder zu ersinnen, aus denen die überlieferten, wunderbaren Ereignisse abgeleitet werden könnten. Calderon, ohnmächtig, Charaktere zu schaffen, setze seine eigentliche Aufgabe in die Erfindung der Handlung, Triebfeder sei bei ihm der Zufall, bei Shakspeare der bewusste Plan eines Bösewichts; dort sei das innere Motiv die Ehre, bei Shakspeare das Uebermass der Liebe. Der Vortragende geht dann zu der endlichen Lösung und damit zu dem Urtheile über, das beide Dichter selbst über die Handlung ihrer Helden fällen. Calderon muthet uns zu, uns an einem Gattenmord aus Eifersucht zu begeistern, während Shakspeare einen ächt tragischen Gegenstand, einen Gattenmord aus Liebe, darstellt. Schliesslich wurden auch die kleinern Hebel der Handlung und die Komik einer zum Vortheil des englischen Dichters ausfallenden Vergleichung unterzogen, und es wurde darauf hingewiesen, wie sich bei Calderon in der Unterdrückung natürlicher Regungen zu Gunsten conventioneller Principien die katholische, bei Shakspeare in der Selbständigkeit des Individuums und der Allgemeingültigkeit der Motive die protestantische Weltanschauung offenbare, woraus sich wohl gerade Schlegel's über das Mass hinausgehende Begeisterung für Calderon's Kunst erkläre. — Herr Döbbelin knüpft an den Vortrag eine Bemerkung über die Zurichtung des in Rede stehenden spanischen Stücks für unsre Bühne.

Sitzung vom 15. März. Herr Strack bespricht einzelne Stellen aus Minna von Barnhelm, unter andern Act 4, Sc. 2, wo er in Prêt-au-val und Prensd'or falsche Lesarten für Prêt-au-vol und Prendsor vermuthet — Herr Heller trägt dann eine etymologische Untersuchung des Wortes Element vor. Nach Aufzählung der bisher versuchten Ableitungen, alimentum, ἔλλω = εἴλω, l m r, ἀλέω (!), das sanskritische li (liquefacere, Pott) deutet er es als ein verstümmeltes elegementum. Für das dieser Ableitung widersprechende ĕ führt er als analogen Fall prŏ für prō an, das ebenfalls da eintrete, wo der Accent auf entlegene Silben falle und dadurch die eigentliche Bedeutung der Praeposition dem

Bewusstsein des Sprechenden dunkel werde. — Durch diese Ableitung tritt eine natürliche Wechselbeziehung zwischen elementum, Laut, Buchstabe, und legere, lesen, hervor. Wie eligere das Herausziehen, Herauslesen der einzelnen Bestandtheile aus dem Ganzen bedeutet und elementa diese einzelnen Bestandtheile, so bezeichnet legere, lesen, das Zusammenlesen, Vereinigen der einzelnen Bestandtheile zu einem Ganzen. (Die im Verein vorgetragene Abhandlung ist seitdem im Philol. XIV, 1 abgedruckt. Dieser Ableitung ist übrigens sofort eine andere gefolgt, von Mahn, welcher das Wort auf das celtische elfen, s. f. (armorikanisch, nach Pelletier: élément, corps simple qui entre dans la composition des corps mixtes), elf (wallisisch, nach Owen und Richardson: a moving principle), elfen (desgl. Element), elfydd (an element or first principle; earth, country, land, region), elfydden (what is formed of the elements: earth, land, region), elfyddaid, elfyddiad (elementation) zurückführt. In „Etymologische Untersuchungen über geographische Namen von C. A. F. Mahn, Dr., Berlin 1859, zweite Abtheilung,“ unter Elbe, was hier um so eher hat erwähnt werden müssen, da an dieser Stelle die Etymologie von elementum nicht leicht gesucht wird.) — Herr Hartung nahm dann seinen in einer früheren Sitzung gehaltenen Vortrag wieder auf. Er zeigte, und zwar zunächst beispielsweise für's Lateinische, wie die von ihm aufgestellten methodischen Grundsätze mit Hülfe eines von ihm entworfenen Vocabulariums praktisch durchführbar seien. Dasselbe ist so eingerichtet, dass es den Schüler in Stand setzt, einfache lateinische Sätze von vornherein selbst zu bilden und durch Hinzufügung von Attributen und Umständen allmälig zu erweitern. Die Anordnung in dem Vocabularium ist ferner eine solche, dass dem Schüler die Möglichkeit geboten wird, die in den so gebildeten Beispielen zur Anwendung gekommenen grammatischen Regeln selbst aus diesen zu abstrahiren. Er erwartet von seiner Lehrweise 1) eine festere und ausgebreitetere Vocabelkenntniss, 2) Schärfung des Ohrs, 3) grössere Ausbildung der Sprachorgane, 4) als eigentliches Ziel der Methode die Nöthigung zum unmittelbaren Denken in der fremden Sprache von den ersten Stunden an und als Folge davon eine grössere Gewandtheit im Verstehen sowohl des Gesprochenen als des Geschriebenen. — An der diesem Vortrag sich anschliessenden lebhaften Debatte betheiligten sich der Vorsitzende, ausserdem die Herren Sachs, Schwerin, Schmidt, Lazarusson, Heinrichs. Gegen die Ansichten des Hrn. Hartung wurde namentlich das Bedenken ausgesprochen, dass durch die Befolgung seiner Methode der Unterricht leicht in eine Art Gesellschaftsspiel ausarten könne, und da sie es zunächst auf Fertigkeit im mündlichen Ausdruck absähe, die Bildung des Styls zu sehr in den Hintergrund treten würde. Für seine Ansichten wurde besonders der Nutzen eines durch seine Lehrweise bedingten, methodisch geordneten Vocabulariums hervorgehoben.

In der Sitzung vom 5. April las Herr Schmidt über Milton's

Jugendjahre mit Zugrundelegung des neuen Werkes von David Masson, The life of John Milton in connexion with the history of his time, Cambr. 1859. Er gab eine kurze Schilderung der Umgebungen, in deren Nähe Milton aufgewachsen war, charakterisirte das von Milton's Vater betriebene Geschäft eines scrivener durch Vergleichung mit den Bezeichnungen attorney und law-stationer, schilderte St. Paul Cathedral School, die Milton besuchte, und nachdem er die von Milton besonders studirten Dichter und namentlich Sylvester's Bearbeitung der Semaine von Du Bartas einer kurzen Besprechung unterworfen hatte, ging er schliesslich auf die beiden Gedichte aus Milton's Schulzeit, die Paraphrasen des 114. und 116. Psalmes über.

Alsdann charakterisirte Herr Petermann das Deri, die Sprache der heutigen Parsen, und zeigte das Manuscript einiger Abschnitte aus der Bibel vor, die auf seine Bitte ein Mundschi auf der Reise von Schiras nach Jezd für ihn in's Deri übersetzt hatte.

Nach ihm entwarf Herr Leo in einem freien Vortrage die Umrisse zu einem historischen Ueberblick über die Shakespearekritik. Vor der sich gerade auf diesem Boden breit machenden falschen, gehaltlosen Kritik warnend, stellt er die Möglichkeit in Aussicht, dass man bald durch kritische Sichtung so weit kommen könne, um mit wenigen Ausnahmen alle Stellen Shakspeare's zu erklären. Er schreitet dann zu einer Erwähnung der ersten Ausgaben, der ersten und der späteren Commentatoren; Tieck sei unter den neueren mit grosser Selbstgefälligkeit aufgetreten, ohne das Verständniss des Dichters wesentlich gefördert zu haben. Nach Aufzählung der neuesten Leistungen auf diesem Gebiet stellt er als Endzweck eines nun zu wünschenden Abschlusses der Shakespearekritik den dar, dem grossen Publikum den englischen Dichter in der geniessbarsten Form vorzuführen.

Herr Kannegiesser las alsdann als Proben baskischer Poesie eine Uebersetzung der ältesten Gesänge, des Gesanges der Cantabrer und Alta Biscar.

Schliesslich theilt der Schriftführer Curiosa aus der alten Königlichen Französischen Grammatik von des Pepliers mit.

In der Sitzung vom 3. Mai las zuerst Herr Städler eine Abhandlung über den Doppelklang der Vocale, aus welcher wir Nachfolgendes mittheilen:

Der Doppelklang der Vocale.

Auf den Doppelklang der Vocale achtet wohl Niemand weniger als der Deutsche, aber gewiss Niemand mehr als der Italiener. Deshalb will ich die hier zu entwickelnde Lehre vorzugsweise durch Beispiele aus der deutschen und italienischen Sprache erläutern.

Der Vocal a erfordert zu seiner Hervorbringung die weiteste Mundöffnung und ist damit auch der grössten Tonfülle und Tonstärke fähig. Er ist der unbedingt offene und unbedingt starke Vocal.

Ihm gegenüber stellen die Vocale u und i den Gegensatz der Tiefe und Höhe dar. Beide erfordern eine fast geschlossene Mundstellung; der Mund

zieht sich dabei entweder in seinem vorderen oder in seinem hinteren Theile zusammen. Insofern sind sie geschlossene Vocale, aber zugleich auch schwache, da die auf das geringste Mass gebrachte Mundöffnung der Stimme keine volle Wirkung mehr gestattet.

Zwischen a und u steht nun einerseits das o, zwischen a und i andrerseits das e, so dass die ganze Tonreihe u o a e i lautet.

In solcher Stellung theilen diese Zwischenvocale die Eigenschaften der ihnen benachbarten Hauptvocale. Sie sind sowohl eines stärkeren und offenen Lautes fähig, vermöge dessen sie sich als å und ä dem a zuneigen, als auch eines schwächeren und geschlossenen, mit welchem sie sich dem u, dem i annähern. Sie eben sind es auch, von deren Suono aperto und Suono chiuso in der italienischen Grammatik so viel die Rede ist.

Es fragt sich jetzt nur, wovon dieser Doppelklang bedingt werde.

Die nächste Bedingung wird in dem Verhältnisse des Vocals zur Consonanz zu suchen sein. Die Consonanz ist das Gegentheil des Vocals. Sie setzt eine vollständige Schliessung des einen oder des andern Mundorganes voraus. Sobald eine solche aber eintritt, bricht der Vocal ab; er wird verhindert, weiter fortzutönen.

Bekanntlich heisst eine Sylbe, welche den Vocal frei austönen lässt, eine offene; eine solche hingegen, welche ihn durch eine Schlussconsonanz aufhebt, eine geschlossene. Dies Sylbenverhältniss also ist es, in welchem das Verhältniss des Vocals zur Consonanz seinen bestimmteren Ausdruck findet. Es kommt darauf an, ob der Vocal in offener oder in geschlossener Sylbe steht.

Beispiele wie o-nó-ro (ich ehre) ve-dé-re (sehen) zeigen das o und e in offenen Sylben. Beide Vocale haben darin die Freiheit, beliebig fortzutönen. Aber ihr Laut ist (selbst unter dem Accente) schwach und geschlossen, dem u und i nahe kommend, und das um so mehr, je mehr der ruhig und langsam Sprechende sie dehnen mag. Dasselbe ist der Fall in lo-be, re-de, obschon sich hier nur die Tonsylben lo, re in Betracht ziehen lassen, da wir in tonlosen (be, de) das e abstumpfen, was der Italiener, wenigstens in der edleren Aussprache, nicht thut.

Beispiele dagegen wie con-tór-no (Umkreis), per-fét-to (vollkommen) zeigen das o und e in geschlossenen Sylben. Ihr Laut ist jetzt aber (selbst ausser dem Accente) stärker als vorhin und zugleich offen, und um so mehr, je mehr ihn die herantretende Schlussconsonanz nöthigt, sich zu beschleunigen und zu verkürzen. Ebenso in Korn, Feld, obschon das Deutsche auch hier nur wieder betonte Sylben zur Betrachtung stellen kann.

Also liegt nun das einfache Grundgesetz vor, dass mit der offenen Sylbe der geschlossene, mit der geschlossenen der offene Laut gegeben ist. Die Beschaffenheit des Lautes ist der der Sylbe entgegengesetzt.

Dies Grundgesetz erfährt jedoch ein paar nähere Bestimmungen theils durch den Accent, theils durch die Quantität.

Was zuerst den Accent betrifft, so lassen zwar die Beispiele onóro, vedére und contórno, perfétto nicht bemerken, dass dadurch der Laut des Vocals, sei es der geschlossene oder der offene, wesentlich verändert würde. Er ist in der betonten und unbetonten Sylbe ziemlich derselbe, und nur die deutschen Beispiele machen den erwähnten Unterschied in Betreff des e.

Es gibt jedoch einen Fall, in welchem der Accent von besonderer Stärke ist — nämlich: wenn der Wortaccent zum rhetorischen gesteigert wird. In diesem Falle soll er nicht nur die Tonsylbe von der unbetonten unterscheiden, sondern das Wort überhaupt als dasjenige auszeichnen, auf welches der Sprechende das meiste Gewicht legt. Der Nachdruck, mit welchem dies geschieht, kann nach Massgabe des Verständnisses, das der Sprechende beabsichtigt, oder der Empfindung, die ihn bewegt, so stark sein, dass auch

der Vocal, der diesem Accente zum Träger dient, seine Lautstärke und Lautfülle erheblich steigert. Diese Steigerung trägt sodann aber dazu bei, den Laut, wenn er geschlossen war, zugleich zu öffnen.

Hieraus ergibt sich für das obige Grundgesetz der Zusatz, dass sich der (geschlossene) Vocal der offenen Sylbe unter dem Einflusse des rhetorischen Accentes gleichfalls öffnen könne.

Da diese Lautöffnung von dem Belieben oder dem Bedürfnisse des Sprechenden ausgeht, so ist sie eine bloss gelegentliche. Sachgemäss ist es daher auch, dass die Aussprache in dieser Beziehung eine ungleiche und wechselnde ist, und erklärlich, dass es den italienischen Grammatikern niemals hat gelingen wollen, dieselbe nach Vorschriften zu regeln, die irriger Weise eine feste, unwandelbare Grundlage voraussetzten.

Eine Anzahl von Wörtern gibt es freilich im Italienischen, deren offene Sylben ihr o und e gewohnheitsmässig schon unter dem blossen Wortaccente öffnen. Aber diese haben ausdrücklich auch ein bestimmtes orthographisches Kennzeichen dafür angenommen. Sie setzen einem solchen o ein u, einem solchen e ein i voran, wie z. B. buó-no, lié-to, welches u und i folgerecht wieder verschwindet, sobald der Ton von dem o und e hinwegrückt: bonaménte, le-tízia.

Es bleibt noch der Einfluss zu betrachten, welchen die Quantität auf den Klang des Vocals ausübt. Im Italienischen ist dieser Einfluss gering. Die Quantität hat hier ihren selbständigen Werth verloren und hängt nur noch von der Beschaffenheit der Sylbe ab. Die offene Sylbe, die ihrem Vocal kein Hinderniss entgegensetzt, gestattet ihm hierdurch, besonders unter dem Accente, eine gewisse Dehnung; die geschlossene, die ihn durch ihre Schlussconsonanz abbricht, macht ihn dadurch kurz. Auf diese Weise fällt die Länge des Vocals mit der Schliessung, die Kürze desselben mit der Oeffnung seines Lautes zusammen.

Der einzige Fall, in welchem auch die geschlossene Sylbe einen langen Vocal enthält, zeigt sich in Abkürzungen wie buōn, amōr, fiēr und mēn (für buo-no, amo-re, fie-ro, me-no) oder in Zusammenziehungen wie maggiōrmente, leggēr-mente (für maggio-remente, legge-remente), crudēl-tà, mēr-to (für crude-lità, me-rito), denen sich auch Beispiele mit andern Vocalen als o und e hinzufügen lassen, wie etwa reāl-tà, civīl-tà, facīl-mente, spīr-to, pur-chè (für rea-lità, civi-lità; faci-lemente, spi-rito, pu-reche). Man sieht aber sogleich, dass hier ursprünglich offene Sylben vorliegen, die nur dadurch zu geschlossenen geworden sind, dass sich der Anfangsconsonant der folgenden Sylbe, nachdem er seinen Vocal verloren, ihnen zugesellt hat. In solchen also nur zufällig geschlossenen Sylben behauptet mit Recht der Vocal lediglich diejenige Quantität und Stimmung, die ihm in der ursprünglich offenen zu eigen gewesen. Er bleibt darin lang und geschlossen oder als uo, ie geöffnet.

Dagegen findet sich im Deutschen noch die wirkliche oder Naturlänge des Vocals, welche von der Beschaffenheit der Sylbe unabhängig ist. Sie macht sich daher nicht nur in der offenen Sylbe geltend, wie in roh, See, sondern auch in der geschlossenen, wie in Mond, Werth. Die Quantität zeigt sich hier also mächtiger als das Sylbenverhältniss. Der Vocal hält die Schlussconsonanz in einer gewissen Ferne und verstummt nicht eher an derselben, als bis er seine Dauer gesättigt hat. Er verhält sich nun in der geschlossenen Sylbe nicht anders als in der offenen, nämlich gedehnt und nach Massgabe der Dehnung auch geschlossen. Mit besonderer Deutlichkeit lässt sich dies beobachten, wenn man übrigens möglichst gleichlautende Wörter mit einander vergleicht, wie wohl und voll, oder Heer und Herr.

Indessen gilt von dem so durch Dehnung geschlossenen Laute dasselbe, was von dem der offenen Sylbe, dass er sich nämlich unter dem rhetorischen

Accente auch wieder öffnen könne. Doch ist hierbei eine gewisse Vorsicht zu empfehlen, da ein langer und zugleich offener Vocal in geschlossener, schwerer Sylbe leicht etwas Auffallendes und Affectirtes annimmt.

Vollständig wird nun das Gesetz des Doppelklanges also lauten: Die offene Sylbe fordert den geschlossenen, die geschlossene den offenen Laut; doch schliesst sich der Laut auch durch Dehnung und öffnet sich auch durch Betonung.

Dasselbe Gesetz beherrscht nun jedoch nicht nur die Vocale o und e, obschon ihm diese wegen der eigenthümlichen Stellung, welche sie in der Tonreihe einnehmen, am Meisten gehorchen, sondern auch die übrigen, wenn auch mit minderer Entschiedenheit.

Man wird den Doppelklang des u und i nicht verkennen, wenn man z. B. Huhn mit Hund, Lied mit litt vergleicht. Der Unterschied ist so stark, dass das Italienische unzählig oft ein ursprünglich offenes (der geschlossenen Sylbe angehöriges) u und i geradezu durch o und e ersetzt hat, wie z. B. in mondo, fermo für das lateinische mundus, firmus — woraus die Grammatiker den irrigen Schluss gezogen haben, ein solches o und e müsse nun eben mit geschlossenem, dem u und i verwandtem Laute gesprochen werden.

Am schwächsten zeigt sich der Doppelklang allerdings an dem a. Zwischen Tiefe und Höhe in der Mitte stehend hält sich dieser Vocal mit seinem Klange auch am Meisten im Gleichgewicht. Dennoch wird man das a in kam und Kamm nicht ganz für eines und dasselbe halten wollen. Jenes erstere neigt sich zum o, dieses letztere zum e, und so stark, dass man in Dialekten und Provinzialismen geradezu diese Laute statt des a zu hören bekommt.

Herr Hartung entwickelte hierauf in einem Vortrage über Robert Burns' poetische Episteln, welche Bedeutung dieselben hätten für die Erkenntniss des Seelenlebens des Dichters.

Nachdem er an einigen Episteln, welche entweder geradezu improvisirt sind oder doch den Charakter der Improvisation an sich tragen, die treffenden epigrammatischen Wendungen und witzigen Schlagwörter hervorgehoben hat, zeigt er, wie sich des Dichters Unmuth über die Verkehrtheit und Schlechtigkeit der Menschen hier in ganz anderer Weise Luft mache, als es in seinen Liedern der Fall ist. Durch diese letztern, z. B. den Tam o' Shanter oder die Jolly beggars, geht noch ein leichter, lächelnder Humor hindurch, der die Welt eben nimmt, wie sie ist, und ohne ihr directe Vorwürfe zu machen, sich vielmehr auf ihre Kosten belustigt. In den Episteln, z. B. in der dritten an Graham, runzelt der Dichter allen Ernstes die Stirn und lässt einen Schmerzensschrei hören über die hülflose Lage des Barden; oder er giesst seine Galle aus über die Kritiker, those cutthroat bandits in the path of fame und steigert oft seinen Ingrimm bis zu solcher Höhe, dass seine Worte zündend und vernichtend wie der Blitz herniederfahren.

Aber wie des höchsten Dichterzornes zeigt sich Burns' Gemüth auch des tiefsten Mitgefühls fähig, das sich besonders rührend kund gibt in der Epistel an seinen ältern Bruder und den Ausdruck der zärtlichsten Vatersorge annimmt in der Epistel an eine junge Freundin.

Zu diesen Zügen, die des Dichters Herz ehren und ihm unsere Liebe gewinnen, gesellen sich solche, welche hauptsächlich geeignet sind, ihn gegen den Vorwurf der Irreligiosität zu schützen, der ihm,

zum Theil wenigstens mit Unrecht, von seinen in Vorurtheilen befangenen Landsleuten gemacht worden ist.

Herr Hartung gibt zu, dass des Dichters warmes, von allem Stolze freies Herz ihn oft zu der Schwäche verleitete, dass er sich weit unter ihm Stehenden mit zu grosser Vertraulichkeit anschloss und dass der Reiz der Schönheit ihn oft in seiner Jugend zur Leidenschaft hinriss, aber er weist auch darauf hin, dass Burns, wie weit er für Augenblicke von dem Pfade der Vernunft und Menschenwürde abgeirrt sein mochte, sich doch nie ganz verlor, dass immer die Stimme, welche ihn an seinen göttlichen Beruf erinnerte, wieder hervordrang, und dass es, sobald sie an sein Ohr schlug, keinen gab, der demüthiger und reuevoller ihren Ermahnungen sein Herz geöffnet habe, als Burns. Der Vortragende führt die Stellen der Episteln an, in denen der Dichter das aufrichtige Bekenntniss seiner Schuld ablegt, sowie die, z. B. in der Ep. to the Rev. John M'Math., in denen es Burns nunmehr auch seinerseits für Schuldigkeit hält, „die Heuchelei aufzudecken, wo immer er sie findet“ und die pharisäische Scheinheiligkeit mit der glühenden Zange seines Spottes auszubrennen.

Als Beleg für die lautere Lebensweisheit und den practisch frommen Sinn des Dichters liest schliesslich der Vortragende seine Uebersetzung von Burns' Epistel an einen jungen Freund vor:

Robert Burns' Epistel an einen jungen Freund.

Mein junger Freund, ich suchet lang,
Was ich Dir möchte schenken;
Nimm dies, es heischt nicht grossen Dank,
Just nur zum Angedenken.
Noch weiss ich freilich selber nicht,
Was Du bekommst zu hören —
Ob eine Predigt, ein Gedicht?
Das Ende wird's ja lehren.

Willst in die Welt nun, junges Blut,
Hinaus, so lass Dir sagen:
Die Menschen sind 'ne arge Brut,
Sie werden Dich auch plagen,
Auf Sorg' und Müh' mach' Dich gefasst,
Dein Endziel zu erreichen:
Was Du errangst ohn' Ruh' und Rast,
Wirst oft Du sehn entweichen.

Die nichts mehr schreckt als Rad und Strang,
Verhärtet ganz in Sünden,
Der Bösewichter, Gott sei Dank,
Wirst Du nur wen'ge finden.
Doch, ach, der Mensch ist allzu schwach,
Darfst nicht zu viel ihm trauen.
Wo Selbstsucht hält die Wage, ach,
Wirst selten Recht Du schauen.

Nicht richte die, so in dem Streit
Des Lebens sind gefallen,
Wodurch sie fielen, das vermeid',
Der Richttag naht uns allen.
Wohl Mancher gäb' sein Bestes her,
Des Nächsten Noth zu wenden,
Den drückt die Armuth doppelt schwer,
Der brav bei leeren Händen.

Vertrauen schenk' dem Mann, den Du
Zum Busenfreund erkoren,
Doch Manches flüstr' auch ihm nicht zu,
Was nicht für fremde Ohren.
Verschliesse Dich, wenn Krittler Dir
Woll'n in die Karten sehen;
Doch suche scharf und mit Manier
Den Gegner auszuspähen.

Wohl magst Du keusche Liebe rein
Und ohne Rückhalt hegen,
Doch ja der Buhlschaft Reize scheun,
Sie heimlich selbst nicht pflegen.
Nimm an, kein Aug' ertappe Dich,
Dass sich kein Rächer finde —
Das Herz verstockend innerlich
Straft dennoch sich die Sünde.

Zu haschen Frau Fortunens Huld,
Dien' ihr als Sklav, doch höre:
Halt Deine Hände rein von Schuld
Und wahre Deine Ehre.
Verscharr' kein Geld, noch such es, um
Zu prahlen, wie durchgängig,
Nein, für das Privilegium
Zu leben unabhängig.

Die Höllenfurcht, die Schurken lenkt,
Verlach als Henkersruthe,
Den Ruf zu wahren ungekränkt,
Das sei Dir Sporn für's Gute;
Und wenn dann Deine Ehre wer
Im Mindesten verkümmert,
Den Frechen strafe doppelt schwer,
Um Folgen unbekümmert.

Nicht Schande ist's, dem höchsten Gott
In Furcht und Demuth dienen,
Doch weder Wortgepräng' ist noth,
Noch sauertöpf'sche Mienen.
Nicht Freund sei denen, die mit Hohn
Schmähn heilige Gesetze,
Noch meine, dass Religion
Elender Spott ersetze.

Zwar trifft nicht tief ihr Vorwurf Dich
Vom Wollustnetz umsponnen:
Er wird zum Scorpionenstich,
Sobald der Rausch verronnen.

Drum greif nicht erst zur Frömmigkeit
Als schuldbewusster Kranker,
Nein, in des Wirkens Blüthezeit
Wirf aus den Rettungsanker.

Leb', theurer Jüngling, wohl und lass
Nie Deine Lieb' erkalten,
Mag Feigheit, Thorheit, Falschheit, Hass
Nie Deine Stirne falten.
Werd' weiser stets in Wort und That,
Und — gäb' es Gott der Vater,
Auch mehr gehorsam meinem Rath,
Als je ich selbst, der Rather.

Alsdann berichtete Herr Büchsenschütz über die Zeitschrift des Berner litterarischen Vereins.

Zum Schlusse liest Herr Heller einen Aufsatz: das Neueste zur Ossiansfrage. Nachdem er zuerst durch zahlreiche Auszüge aus dem Buche von Talvj: „Die Unechtheit der Lieder Ossians und des Macphersonschen Ossians insbesondere, Leipzig, Brockhaus, 1840“ die Ansicht der Verfasserin dargelegt hat: „Macpherson's sogenannte englische Uebersetzung sei ein aus irischen Volkssängen und Liedermärchen zusammengesetztes Original, die sogenannten gälischen Originale dagegen seien eine von ihm selbst im heutigen corrumpirten ersischen Dialecte verfasste Uebersetzung des englischen Originals,“ glaubt er dies Resultat dahin modificiren zu müssen, dass es trotzdem wahrscheinlich sei, Macpherson habe einzelne Gedichte oder einzelne Stellen dieser Gedichte alten gälischen Manuscripten wirklich entlehnt. Ueber ein solches Manuscript, das sogar der Behufs der Untersuchung der Echtheit des Macpherson'schen Ossian's seit 1797 niedergesetzten Commission der Hochländischen Gesellschaft bekannt gewesen, aber nicht gehörig benutzt worden ist, geben die Proceedings of the society of antiquaries in Scotland, vol. II, p. 1, Edinb., in der die Sitzungen von 1855 und 1856 umfassenden Nummer in folgender Abhandlung Auskunft: Notices of ancient Gaelic poems and historical fragments in a ms. volume (written in the year 1512 to 1529) called „the Dean of Lismore's book“ in the advocate's library. By the Rev. Thomas M'Lauchtan, Edinburgh. Dies Manuscript wurde der Hochländischen Gesellschaft von John Mackenzie, vom Temple in London, der M.'s Testamentsvollstrecker war, geschenkt. Es sind in diesem Manuscripte Fragmente enthalten, aus denen hervorgeht, dass Gedichte, angeblich von Ossian, dem Sohne Fingal's, verfasst, in den schottischen Hochlanden im 16. sec. vorhanden und in der Landessprache niedergeschrieben waren. Personen, die in diesen Gedichten erwähnt werden, kommen im Ossian Macpherson's vor; die Scene ihrer Thaten ist dieselbe; auch die geschichtlichen Ereignisse sind dieselben. Das bemerkenswertheste Beispiel von Uebereinstimmung zwischen dem Manu-

script und dem Macpherson'schen Ossian ist in dem Gedichte Carthon, wie es Macpherson, Contaoch, wie es das Manuscript nennt.

Aber sowohl dies Gedicht wie „der Tod Oscars" sind nun von der hochländischen Commission übersehen worden, das letztere, weil es nicht Ossian, sondern Allan M'Borie zugeschrieben wird, das erstere wegen der von Macpherson willkührlich eingeführten Namensveränderung. Demnach bleibt also zwar richtig, was Talvj sagt: Die Commission fand kein einziges Lied, das selbst dem eifrigsten schottischen Patrioten für das Original eines der Macpherson-Ossian'schen Gedichte gelten konnte; aber es kann nicht mehr als richtig gelten, dass überhaupt kein solches altgälisches Gedicht handschriftlich vorhanden ist.

Es beging also Macpherson insoweit eine Fälschung, dass er die Originale, die ihm zu Gebote standen, willkürlich behandelte, namentlich die Helden derselben aus Iren zu Schotten gemacht hat und dann die zweite, dass er gerade diejenigen echten, alten Originale, die von seinen eigenen Uebersetzungen hätten abstechen müssen, verheimlichte, dagegen von den Gedichten, für die er nur Bruchstücke von Liedern zu Quellen oder gar keine Originale hatte, eine Uebersetzung in dem ihm zu Gebote stehenden Gälisch anfertigte.

In der Sitzung vom 31. Mai gab zuvörderst Herr Kannegiesser einen kurzen Ueberblick der provenzalischen Poesie bis zu den noch jetzt bestehenden Blumenspielen, um dann vor allen Dingen die provenzalischen Dichtungen des 14. und 15. sec. genauer zu charakterisiren. Er schloss mit einigen Uebersetzungen derselben seinen Vortrag.

Herr Pröhle hielt darauf einen Vortrag, worin er Nachträge zu seiner Schrift über Bürger gab, anknüpfend an Dasjenige, was er in seinen Nachträgen und Berichtigungen zu dieser Schrift früher schon in Herrig's Archiv niederlegte. In diesen Nachträgen im Archiv ist das in Göttingen erschienene Bild von Molly schon als unecht vermuthet. Es ist in der That das Bild einer Cousine Molly's. Aus Pröhle's mündlichen Mittheilungen erfuhr die Gesellschaft ferner 1) dass noch jetzt eine unverheirathete Tochter Bürger's am Leben ist und 2) dass sich Bürger selbst bei seinem Tode nicht in so schlechten Umständen befand, als man gewöhnlich glaubt. Dieses und Anderes erhellte aus der vollständigen Vorlesung eines an Dr. Pröhle gerichteten Briefes, zu dessen Anhörung er die Gesellschaft um so lieber einlud, als sein Inhalt sich theilweise zur Mittheilung durch den Druck in mehrfacher Beziehung nicht eignet. Er ist übrigens, seit sein Buch über Bürger bei Gustav Mayer in Leipzig erschien, noch in den Besitz vieler anderer werthvoller Mittheilungen über Bürger gekommen, welche er bald für den Druck zu bearbeiten gedenkt. (Die Einsendung von Briefen Bürger's unter seiner Adresse, Berlin, wird ihn zu besonderem Dank verpflichten.)

Darauf unterzog Herr Daffis die in einer frühern Sitzung (vom 15. Februar) von Herrn Heller aufgestellte Regel für die Flexion der

starken Verba einer nochmaligen Untersuchung vom Standpunkte der historischen Grammatik aus. Herr Kewitsch trug eine Kritik der Ansichten Corneille's über das Drama vor.

Der Vorsitzende legte am Schlusse der Sitzung nachstehende Mittheilung des correspondirenden Mitgliedes, des Herrn William Lowes Rushton in Liverpool, der Gesellschaft vor:

Shakspeare's Legal Maxims.

Portia.

To offend, and judge, are distinct offices,
And of opposed natures.

Merchant of Venice, Act 3, Scene 1.

Queen Katherine.

I do believe,
Induced by potent circumstances, that
You are mine enemy; and make my challenge,
You shall not be my judge: for it is you
Have blown this coal betwixt mylord and me,
Which God's dew quench! Therefore, I say again,
I utterly abhor, yea, from my soul,
Refuse you for my judge; whom yet once more,
I hold my most malicious foe, and think not
At all a friend to truth.

Henry VIII, Act 2, Scene 4.

Nemo debet esse judex in propria sua causa (12 Rep. 113), No man ought to be judge in his own cause. It is a fundamental rule in the administration of justice that a man cannot be judge in a cause in which he is interested (Per Cur. 2 Stra. 1173): nemo sibi esse judex vel suis jus dicere debet (C. 3. 5. 1). If a man will prescribe, that if any cattle were upon the demesnes of the manor there doing damage, that the lord of the manor for the time being hath used to distrain them, and the distress to retain till fine were made to him for the damages at his will, this prescription is void; because it is against reason, that if wrong be done any man, that he thereof should be his own judge; for by such way, if he had damages but to the value of an halfpenny, he might assess and have therefore one hundred pounds, which should be against reason. And to such prescription, or any other prescription used, if it be against reason, this ought not, nor will not, be allowed before judges; quia malus usus abolendus est: an evil or invalid custom ought to be abolished (Littleton's Tenures. Section. 212). It is also a maxim of the Law of England that, Aliquis non debet esse judex in propria causa, quia non potest esse judex et pars (Co. Litt. 141. a).

Olivia.

This practice hath most shrewdly passed upon thee;
But, when we know the grounds and authors of it,
Thou shalt be the plaintiff and the judge
Of thine own cause.

Twelfth Night, Act 5, Scene 1.

Portia and Queen Katherine both seem to refer to this maxim; and Olivia promises, when the persons are discovered who have made Malvolio,

„The most notorious geck, and gull,
That e'er invention play'd on,“

that she will then allow him to be both plaintiff and judge of his own cause, notwithstanding that, nemo debet esse judex in propria sua causa.

Cranmer.

Ah, my good lord of Winchester, I thank you,
You are always my good friend: if your will pass,
I shall both find your lordship judge and juror.

Henry VIII, Act 5, Scene 2.

Ad quaestionem facti non respondent judices, ad quaestionem legis non respondent juratores (8 Rep. 308). It is the office of the judge to instruct the jury in points of law — of the jury to decide on matters of fact (Co. Litt. 295 b; 9 Rep. 13). It is the office of the judges to instruct the grand assize or jury in points of law; for as the grand assize or other jurors are triers of the matters of fact, ad quaestionem facti non respondent judices, to, ad quaestionem juris non respondent juratores (Co. Litt. 295 b). It is of the greatest consequence to the law of England and to the subject that these powers of the judge and jury be kept distinct, that the judge determine the law, and the jury the fact; and if ever they come to be confounded it will prove the confusion and destruction of the law of England (Rex v. Poole, Cas. temp. Hardw. 28).

Shylock.

My deeds upon my head I crave the law,
The penalty and forfeit of my bond.

Portia.

Is he not able to discharge the money?

Bassanio.

Yes, here I tender it for him in the court;
Yea, twice the sum: if that will not suffice,
I will be bound to pay it ten times o'er,
On forfeit of my hands, my head, my heart:
If this will not suffice, it must appear
That malice bears down truth and beseech you,
Wrest once the law to your authority:
To do a great right, do a little wrong;
And curb this cruel devil of his will.

Portia.

It must not be; there is no power in Venice
Can alter a decree established:
'Twill be recorded for a precedent;
And many an error, by the same example,
Will rush into the state: it cannot be.

Merchant of Venice, Act 4, Scene 1.

Portia may expound the law of Venice: but in the English law it is also an established rule to abide by former precedents, stare decisis,

where the same points come again in litigation. An English judge is sworn to determine, not according to his own private judgment (see per Lord Camden. 19 Howell State Trials. 1071; per Williams, L., 4 Cl. and Fin. 729) but according to the known laws and customs of the land; not appointed to pronounce a new law, but to maintain and expound the old, jus dicere et non jus dare (1 Bla. Com. Per Lord Kenyon, C. F. 5 T. R. 682. 6 Id. 605 and 8 Id. 239 per Grose F., 13 East, 321 per Lord Hardwick, C. Ellis & Smith, 1 ves. jun. 16. T. R. 696. 1. Band B. 563. Brom. Max.).

Omnis innovatio plus novitate perturbat quam utilitate prodest (2 Bulstr. 338). — „Every innovation occasions more harm and derangement of order by its novelty, than benefit by its abstract utility.“ The ancient judges of the law have ever (as appeareth in our books) suppressed innovations and novelties in the beginning as soon as they have offered to creep up, lest the quiet of the Common Law might be disturbed and to have acts of parliament done the like (Co. Lift. 379 b). The judges say in one book, we will not change the law which always hath been used. And another saith, it is better that it be turned to a default than the law should be changed, or any innovation made (Co. Litt. 282 b). The rule stare decisis does however, admit of exceptions, where the former determination is most evidently contrary to reason, or if it be clearly contrary to the divine law.

Beurtheilungen und kurze Anzeigen.

Lohengrin. Zum erstenmale kritisch herausgegeben und mit Anmerkungen versehen von Prof. Dr. H. Rückert zu Breslau. Quedlinburg und Leipzig 1858, Basse. (36. Bd. der Bibl. der gesammten deutschen Literatur.)

Der Lohengrin wird nicht mehr so geschätzt wie einstmals, doch als interessantes Denkmal einer noch immer bedeutenden Zeit verdient er wohl eine neue Bearbeitung, da die Ausgabe von Görres nur eine ganz unkritische heissen durfte. Sie ist ihm durch Prof. Rückert in vortrefflicher Weise zu Theil geworden.

Nur zwei Heidelberger Handschriften enthalten das Gedicht vollständig; beide entstammen einer Quelle, die auf Baiern zurückzuführen ist, beide sind schon wieder von dem mittelrheinischen Dialekte gefärbt; der Herausgeber verglich sie von neuem. Wegen zweier Fragmente, in Coblenz gefunden, musste er sich auf Abdrücke verlassen. Danach ist auf kritischem Wege der Text des Lohengrin so hergestellt worden, wie es bei diesen Hülfsmitteln möglich war.

Der Lohengrin erscheint als eine Episode aus dem Wartburgkriege; Wolfram erzählt auf Klingsor's Frage nach Artus und seinen Helden die Geschichte Lohengrin's, Hauptbegebenheiten sind, 1) der Kampf zwischen Klingsor und Wolfram, 2) Lohengrins Sendung zum Schutz der Else von Brabant, 3) Lohengrins andere Thaten, hauptsächlich in Kaiser Heinrichs Kämpfen mit den Ungarn und mit den Sarazenen, 4) Lohengrins Heimkehr zum Gral, 5) die weitere Geschichte jenes Kaiser Heinrich und seiner Nachkommen bis zu dem Kaiser Heinrich der Baier oder Heinrich II.

Der Dichter nennt sein Werk bald Aventiure bald Buch; mit Buch macht er auf grössere Glaubwürdigkeit, auf grössere Gelehrsamkeit Anspruch. Mit Recht, denn in seinem eigentlichen Kerne enthält das Buch nichts von den für die Zeit wunderbaren Begebenheiten, sondern nur solche, die nach dem Bewusstsein der Zeit der unmittelbaren Wirklichkeit entsprachen, wohin selbst die Erzählung von dem Schwanenritter gehört, denn diese verknüpft sich mit historischen Lokalen und Familien. Es ist also ein historisches Gedicht; auf dem historischen Boden hält sich auch die Motivirung der Begebenheiten, die psychologische Zeichnung der Personen.

So der Kaiserchronik und andern Werken verwandt ist der Lohengrin doch auch wieder davon verschieden. Denn der Dichter will Dichter sein, nicht das Erzählen ist ihm die Hauptsache, sondern das freie Gestalten, daher er die Begebenheiten umstellt, Züge heraushebt, hinzufügt. Und indem diese freie Thätigkeit des Verfassers überwiegt, gehört der Lohengrin ganz in die Reihe der eigentlichen Poesien. Der Dichter nennt sich ausdrücklich einen Nachahmer Wolframs. Der Schluss des Parzival hat ihn angeregt,

Wolframs Einfluss ist überall sichtbar. Die Episode des Lohengrin bei Wolfram ist in diesem Gedichte nur weiter ausgeführt. Aber eben diese Ausführungen sind dem Dichter eigenthümlich, sie unterscheiden ihn von andern Bearbeitern desselben Stoffes in deutscher Sprache. Dass er eine französiche Quelle benutzt habe, dafür liegt keine Annahme vor, nirgends eine Spur von Kenntniss des Französischen. Auch eine lateinische Quelle hatte er nicht, nirgends zeigt er Kenntniss der lateinischen Sprache. Er beruft sich auf Autoritäten, aber unbestimmt, er arbeitete nach mehreren Quellen.

Das Gedicht ist eingekleidet als Episode des Wartburgkrieges. Der grösste Theil des Anfangs findet sich in den Redactionen des Wartburgkrieges wieder. Aber dennoch hat er nicht beabsichtigt, diese Verse für seine eigenen auszugeben, wie er auch nicht daran gedacht hat, sein Werk Wolfram unterzuschieben; deshalb weil er ihn öfter als Erzähler auftreten lässt. Unserm Dichter war es nur um einen gelehrten Eingang zu thun, er hielt die Strophen des Wartburgkriegs, in denen Wolfram Klingsor befehdet, so gut wie den untergeschobenen Titurel für Wolframs Werk. Der erste Theil des Aufgenommenen steht aber zur Geschichte des Lohengrin in keiner innern Beziehung; aber gerade dieser Anfang war besonders beliebt. Nicht im Wartburgkriege findet sich Str. 4, eine Apostrophe an Wolfram; der Verfasser setzte hinzu, um das Verhältniss zwischen Wolfram und Klingsor recht deutlich zu machen; ebenso neu sind Nr. 26 und 29. Ausserdem aber hat er öfters Umstellungen vorgenommen, die mitunter als Verbesserungen erscheinen. Im Einzelnen wiederum erscheinen vielfache Abweichungen in den Lesarten, die sich als selbständige Bearbeitung der Urquelle der jetzigen Redactionen des Wartburgkrieges erklären mögen, da dies Gedicht ja die mannigfachsten Schicksale erfahren hat; am meisten verwandt ist der Lohengrin der Jenaer Handschrift des Wartburgkrieges.

Der darauf folgende Theil erweist sich als Erweiterung der Episode im Parzival; doch kommen unabhängig vom Parzival und vom Wartburgkriege noch verschiedene namentlich genannte, näher bezeichnete Personen vor, die er anders woher entlehnt zu haben scheint. Hier schöpfte er wahrscheinlich, nicht aus einem vorliegenden Gedicht in deutscher oder fremder Sprache, sondern aus einer deutschen, vielleicht niederdeutschen Prosalegende, welche zunächst aus einem lateinischen Original, das auf eine französische Quelle zurückzuführen ist, entlehnt ist. Der zweite Haupttheil des Gedichts, V. 2524—2910, erzählt den Ungarnkampf des Kaisers Heinrich. Als Quelle in diesem Theile ist schon von Görres, dann von Massmann die Repkauische Chronik genannt; Namen und Verkettung der Begebenheiten stimmen. Nur hier aber ist die Schwanenrittersage mit Heinrich I. in Verbindung gesetzt; auffallend ist, dass der Dichter nicht lieber Karl den Grossen oder Otto wählte, er wählte aber Heinrich I. wahrscheinlich nur deshalb, weil der Hauptzweck, das Lob des letzten Sachsen Heinrich II, am wirksamsten erreicht wurde, wenn der erste Sohn des Hauses, noch dazu gleiches Namens, zur Hauptfigur erhoben wurde.

Der dritte Haupttheil stellt Lohengrin als Theilhaber an der Niederlage der Saracenen und der Romfahrt des Kaisers Heinrich dar, V. 3503—6693, fast die Hälfte des Gedichts, durch mehrere andre ausführlich ausgeschmückte Begebenheiten an den Ungarnkrieg angeschlossen. Vielleicht hat er hier dieselbe Quelle benutzt, wie in dem vorhergehenden Abschnitt, nämlich nicht die eigentliche Rapkauische Chronik, sondern eine noch unbekannte oberdeutsche Bearbeitung und Fortsetzung derselben. Jedenfalls aber hat er die Saracenenschlacht Heinrichs I. und des Schwanritters Antheil daran selbst erfunden; er musste es, weil sonst der Schmuck der glänzendsten Thaten des Ritterthums fehlte, denn die Ungarn sind für seine Zeit nicht die specifischen Heiden, es sind nur die Saracenen die ewigen Gegner des Christenthums. Und hier nun namentlich entlehnt die Einzelheiten der Darstellung der Verfasser Wolfram, dem jüngeren Titurel und

besonders dem Willehalm. Die deutschen Namen, die er zum ersten Male nennt, sind sein Eigenthum, er nennt auch schon mit Uebergehung der eigentlichen Personennamen nur die Landesnamen bei solchen Führern, die nicht in den Vordergrund treten, sich wohl bewusst, dass er nicht, um unglaubwürdig zu erscheinen, die bestimmten Namen setzen durfte. Auch die sarazenischen Namen sind grösstentheils nur Namen der Reiche; diese Länder- und Völkernamen sind alle aus dem Willehalm und Titurel entlehnt; die sarazenischen Eigennamen aber stimmen weder mit denen im Parzival oder Willehalm noch mit denen im Titurel, der Dichter bedurfte neue.

Der Schluss des Gedichtes enthält chronikenartig die Geschichte der sächsischen Kaiser, woran sich die Empfehlung des Dichters an die Leser und in den Schutz der heiligen Jungfrau schliesst. Vorher geht die Katastrophe, wodurch Lohengrin zur Rückkehr genöthigt wird. Er hatte hier dieselbe Quelle wie im ersten Haupttheile, die Abweichungen von Wolfram fliessen aus einer noch unbekannten Bearbeitung der Schwansage, die fremdartigen Zuthaten, wie die Vorgänge in Köln, sind von ihm hinzugesetzt, um den überlieferten Ort der Katastrophe, des Scheidens Lohegrins, Köln, zu motiviren.

Da der Herzog von Baiern des Reiches Schenke und Kurfürst heisst, 1290 aber der König von Böhmen als solcher bestätigt wurde, so kann das Gedicht nicht nach 1290 verfasst sein; es ist aber, da der Dichter sich auf das unbestrittene Reichsstaatsrecht in Betreff der Kuren und Erzämter beruft, aber erst 1275 der Streit zwischen Baiern und Böhmen geschlichtet wurde, die Schrift, auf die sich der Dichter beruft, nichts als ein Rechtsbuch d. i. der Schwabenspiegel sein kann, derselbe aber nach 1276 entstanden ist, das Gedicht nicht vor 1276 verfasst, also zwischen 1276 — 1290. Das Lob des Baierlandes 7617 etc. scheint darauf hinzudeuten, dass der Verfasser in Baiern lebte. Vielleicht stand er in näherer Beziehung zu Herzog Heinrich von Niederbaiern (1253 — 1290) und zu dessen Lobe ist denn besonders der gleichnamige und gleichfalls durch fromme Stiftungen ausgezeichnete Kaiser Heinrich II. gefeiert. Doch ist damit nicht gesagt, dass der Verfasser ein Baier war; er ist in ganz Deutschland umhergezogen, genauer kennt er die Rheingegenden, auf eine sächsische Abkunft ist nicht zu rathen. Auch ist er nicht Frauenlob, der ebenso wenig Verfasser des Wartburgkrieges ist, wie Ettmüller meint, Frauenlob ist nicht so unmittelbar von Wolfram abhängig, auch nicht als epischer Dichter bekannt, nennt auch nirgends den Baiern als Kurfürsten und Schenken.

Lachmann nahm an, dass das Werk von zwei Verfassern herrühre, deren erster bis Strophe 64. geschrieben, der erste Theil sei im Reime correcter; aber es finden sich auch hier Incorrectheiten und später hin und wieder reine Parthieen; und in jenem Anfange ist ein grosser Theil unmittelbar dem Wartburgkriege entlehnt. Verschiedenheiten in den Namen, wie Lohengrin und Loherangrin, beweisen auch nicht für die Verschiedenheit mehrerer Verfasser.

Was den Versbau betrifft, so hat der Dichter die zehnzeilige Strophe des Wartburgkrieges angenommen und beobachtet deren Gesetze; manche Rohheiten sind seiner geringern Uebung, manche auch der schlechten Ueberlieferung zuzuschreiben. Im 4. Fuss des 7. Verses ist Cäsur, doch kommen auch Verstösse vor. Der Versbau ruht auf dem Princip der Sylbenzählung, wesshalb oft ungewöhnlich zur Ausfüllung der Senkung das stumme e dient; nur in Compositis macht oft die erste Silbe einen ganzen Fuss aus. Häufiger ist eine unregelmässige Ueberladung der Senkungen. Der regelmässige einsilbige oder aus zwei schwachbetonten Silben bestehende Auftact fehlt häufig. Der Mangel an technischer Gewandtheit hat den Dichter oft zu Abweichungen von den strengen Regeln des Reimgebrauches genöthigt; aber für diese Licenzen hat er Vorbilder, er ist nicht an einen bestimmten Dialekt gebunden, sondern verfährt eklektisch. Stehend ist die Abwechselung

zwischen stumpf und klingend gereimten Versen; die Strophe hat vier klingende und sechs stumpfe Reime, die stumpfen Reime machten dem Dichter die meiste Noth. Alle Unregelmässigkeiten aber, welche vorkommen, berechtigen durchaus nicht zu Schlüssen über die Heimath des Verfassers.

Hölscher.

Wörterbuch der deutschen Sprache. Mit Belegen von Luther bis auf die Gegenwart. Von Dr. Daniel Sanders, correspondirendem Mitgliede der Gesellschaft für das Studium der neueren Sprachen in Berlin. Leipzig, O. Wigand.

Schneller, als es sich bei dem ungeheuren Umfange der Arbeit erwarten liess, hat Herr Dr. Sanders sein Vorhaben ausgeführt: im Jahre 1854 erschien das Progamm eines deutschen Wörterbuchs (S. Archiv 16. Bd. p. 450), jetzt liegen schon die drei ersten Lieferungen desselben, die Buchstaben A und beinahe B enthaltend, vor.

Wie ich bei der Anzeige jenes Programms im Archiv mich aufrichtig freuen durfte, dass Sanders den kühnen Entschluss gefasst, als Lexikograph selbstständig aufzutreten, so muss ich jetzt mit der ungetheiltesten Freude das Erscheinen der ersten Hefte begrüssen. Diesen ersten Heften werden in rascher Folge, — alle acht Wochen eins, — die übrigen nachkommen, und es wird, so weit sich das vorher bestimmen lässt, in 20 Heften oder Lieferungen das Ganze gedruckt vorliegen. Sanders beabsichtigt bekanntlich, „den gegenwärtigen hochdeutschen Sprachschatz möglichst vollständig zusammenzutragen, denselben nach einem wohlüberdachten, dem Wesen unserer Sprache gemässen Plan zu ordnen und in klarer, übersichtlicher, jedem Gebildeten verständlicher Darstellung dem Nachschlagenden zugänglich zu machen.“ Das Wörterbuch, das neben der Literatur die Sprache des Umgangs und des Verkehrs, die Ausdrücke des Handels, der Gewerbe und der Künste berücksichtigt, umfasst im Allgemeinen die Zeit von Luther bis auf die Gegenwart, jedoch mit Ausschluss alles ganz Veralteten oder nur Mundartlichen. Von den Fremdwörtern sind nur die gewöhnlichsten, im Verkehr oder bei mustergültigen Schriftstellern am häufigsten vorkommenden berücksichtigt worden. Bei der Anordnung der Wörter befolgt Sanders nicht die gewöhnliche Methode, jedes Wort als besonderen Artikel hinzustellen, sondern gruppirt die Wörter nach den Stämmen. „Die Zusammensetzungen, wozu in weiterem Sinne auch die durch Vorsilben gebildeten Wörter gehören, werden so nicht auseinandergerissen und nach den verschiedenen Anfangsbuchstaben im Wörterbuche vertheilt, sondern sie erfordern eine zusammenfassende Behandlung unter dem jedesmaligen Grundworte d. h. dem letzten Theile der Zusammensetzung.“ Gern wird man dem Verfasser beistimmen, dass durch diese Zusammenordnung des Zusammengehörenden, so manche Unbequemlichkeit auch für das Aufschlagen eines Wortes damit verbunden sein kann, auf alles Einzelne ein helleres Licht fällt und eine unnütze Menge sonst ganz unvermeidlicher Wiederholungen erspart wird, dass so nur eine innere Vollständigkeit möglich ist, während eine äussere doch immer bei der lebendig fortwachsenden Sprache nur problematisch, ja unmöglich ist. Die Bedeutung der Wörter sucht der Verfasser, auch mit Rücksicht auf die hauptsächlichsten sinnverwandten, bestimmt und erschöpfend, gleichzeitig aber auch möglichst kurz und, wo mehrere Bedeutungen eines Wortes aufzuführen sind, in übersichtlicher Anordnung anzugeben. Die Beispiele und Belege nimmt er aus den drei letzten Jahrhunderten;

er wählt die bedeutsamsten aus den anerkannt besten Schriftstellern aus, räumt aber zuweilen auch dem minder bekannten Namen den Vorzug vor dem berühmteren ein. Wo durch solche Stellen etwas besonderes für die Bedeutung oder den Gebrauch eines Wortes bewiesen wird, ist die genaue Stellenangabe beigefügt. Die Etymologie berücksichtigt er bei den Fremdwörtern nur so weit, dass er die Sprache angiebt, der dieselben entlehnt sind. Bei den wirklich deutschen Wörtern folgen am Schlusse des Artikels kurz und ohne allen gelehrten Prunk die sicheren oder mindestens wahrscheinlichen Ergebnisse wissenschaftlicher Forschung über die Abstammung. Das Ganze ist auf zwei Bände berechnet, die in Lieferungen, alle acht Wochen eine Lieferung à 10 Bogen, in drei bis vier Jahren erscheinen sollen. Jede Lieferung kostet nur 20 Silbergroschen. So viel aus der Ankündigung über Umfang, Aufgabe und Anordnung dieses Wörterbuchs.

Dieser Ankündigung ist noch in 15 Paragraphen eine Anleitung zum Gebrauch des Wörterbuchs beigegeben und ein Verzeichniss der hauptsächlichsten Abkürzungen: — etwa 250.

Man sieht, der Verfasser hat es sich nicht leicht gemacht, aber man sieht zugleich auch, dass er bei gebildeten Leuten, denn nur für diese, nicht für eigentliche Gelehrte hat er seine Arbeit bestimmt, nicht Oberflächlichkeit und Flüchtigkeit, leichte Befriedigung einer gewissen Neugier u. dgl. sucht.

Schon der oberflächliche Einblick in die enggedruckten, von vielen Abkürzungen, Citaten und eingeklammerten Erklärungen strotzenden Columnen (drei auf jeder Quartseite) muss uns Achtung einflössen vor dem riesigen Fleisse des Verfassers. Diese Achtung muss unwillkürlich einer gewissen Bewunderung Raum geben, wie es möglich ist, dass eine Kraft so ungeheurer Anstrengung in verhältnissmässig so kurzer Zeit gewachsen gewesen ist. Denn dass Sanders vor einigen Jahren noch nicht den Entschluss gefasst hatte, selbst zur Ausarbeitung eines Wörterbuchs zu schreiten, scheint mir unzweifelhaft. Eine genauere Prüfung, eine Durchsicht einzelner Artikel lehrt aber erst den Werth und Segen einer solchen Arbeit recht ermessen. Und hierbei ist weniger Nachdruck zu legen auf die grosse Belesenheit, den Umfang und die Masse der Citate, als auf die gewissenhafte Sorgfalt, die selbst dem Unscheinbarsten gewidmet ist, auf die Schärfe und Genauigkeit in den Definitionen der Wörter und der Synonymen. Ferner gewinnt der denkende Leser unendlich oft Belehrung für das Verständniss der Lectüre durch die zahllosen Erklärungen von oft schwierigen Stellen. Man kann daher jedem Gebildeten den Gebrauch des Buchs nicht genug empfehlen. Er wird nicht bloss die gediegenste Belehrung, sondern bald die vielseitigste Anregung und Unterhaltung in demselben finden. Aber auch der Gelehrte, der Sprachforscher, der Lexikograph, der Grammatiker, alle finden Stoff für ihre speciellen Studien. Dabei hat der Verfasser wohlweisslich im Interesse der Käufer alles Ueberflüssige möglichst abgeschnitten. Diese anfangs etwas unangenehm berührende Kürze in Ausdruck und Darstellung wird noch wesentlich gesteigert durch die schon oben erwähnten unzähligen Abkürzungen. Und hier, glaube ich, hätte der Verleger etwas splendider sein können. Der kleine Druck, die vielen Abkürzungen, die vielen Parenthesen und Hinweisungen, — die allerdings unumgänglich nothwendig sind und den Werth des Buches um Vieles erhöhen, — haben beim ersten Anblick etwas Zurückstossendes und Abschreckendes. Dies wird aber bei längerem Gebrauche sehr gemildert, und man ist zuletzt schon deswegen ganz zufriedengestellt und einverstanden, weil die anfänglich kleine Unbequemlichkeit durch zu grossen äusseren und inneren Vortheil aufgewogen wird. Eine grössere Unbequemlichkeit beim Gebrauch rührt davon her, dass oft mehrere Artikel, welche nicht eine Reihe füllen, ohne Reihenabsatz hintereinander stehen. Die Wörter werden dadurch zu sehr versteckt und dem Blicke des Aufsuchenden entzogen. Es sind so oft zwei, drei, ja

sechs Artikel zusammengeschoben unter einen Absatz, während an anderen Stellen kein Grund ersichtlich ist, warum nicht dasselbe geschehen. Diese Anordnung ist mir am meisten im 1. Hefte entgegengetreten, in den folgenden viel seltener, oft seitenlang gar nicht. Entweder ist dies Zufall, oder der Verfasser hat selbst das Bessere angeordnet.

In Bezug auf das Aeussere ist mir noch aufgefallen, dass der Verfasser den Diphthong, wenn er betont ist, mit zwei Quantitätszeichen der Länge versieht. Abgesehen davon, dass dies ganz ungewöhnlich ist, wird der Leser zuerst auf den Gedanken gebracht, als seien es zwei Silben. Vom metrischen Standpunkte aus betrachtet ist die Sache noch schlimmer; am allerschlimmsten offenbar für den Ausländer. Denn wie soll er Aāk oder Aāl doch anders lesen als zweisilbig? Erst durch Vergleichung oder gründliches Studium der Anleitung wird er sich endlich orientiren können und das Richtige aneignen. Zuweilen fliessen von selbst die beiden Striche in einen zusammen, da ist es besser und hat nichts Auffallendes. Dass die Quantitätszeichen oft fehlerhaft, ja sogar vorn in der Anleitung zum Gebrauch, angegeben sind, ist nicht befremdend; es sind eben Druckfehler, die sich so leicht einschleichen und bei der Correctur so leicht zu übersehen sind. So z. B. bei Altan (—⏑ statt ⏑⏑́) unter Bild Altarbild (⏑⏑́—). Unter Ana ist das griechische ana ohne Angabe der abweichenden Quantität gegeben. Bei Analyse fehlt es. Anathēma wäre wohl, da es nur von Gelehrten gebraucht wird, richtiger Anáthema bezeichnet worden.

In Bezug auf die Orthographie habe ich fast nichts zu erinnern. Der Verfasser hat überall die bis jetzt gebräuchliche beibehalten und sehr zweckmässig auch das ß. Aufgefallen ist mir nur, dass er Hilfe schreibt, dass er abſtrahiren, abſtract, abſtrus drucken lässt, statt abstrahiren, abstract, abstrus. Ferner dass er in den französischen Wörtern die moderne Aussprache verschmäht hat. Er lässt Billjard, Billjet u. s. w. aussprechen. Das französische g giebt er durch sh; sj wäre vielleicht etwas entsprechender gewesen.

Was aber das Innere betrifft, den Werth und Gehalt des Werks, so habe ich mich schon oben hinlänglich darüber so ausgesprochen, dass unmöglich zu erwarten ist, dass ich wesentliche Ausstellungen zu machen habe. Dass eine Aufgabe so massenhafter Arbeit von einem Einzelnen so sollte gelöst werden, dass nicht irgend Etwas sollte anders, oder meinetwegen besser oder richtiger oder vollständiger sein können, ist nicht denkbar. Und wollte ich auch nur Kleinigkeiten bemerken, wie z. B., dass der Verfasser in den Erklärungen mir bisweilen zu ausführlich oder nicht immer verständlich genug erscheine, wie etwa Manches unter Aal; dass er bei den Sononymen zu viele Beispiele selbst gemacht habe, z. B. S 32 bei änderbar; dass er manchmal, vielleicht oft sich geirrt oder übereilt habe, z. B. bei Acheron, Beizer; einige Eigennamen gegeben, sehr viele aber ausgelassen habe; bei einigen Artikeln bezeichnende oder ganz gewöhnliche Beispiele übersehen habe z. B. bei aber die Anfänge in Volksliedern älterer und neuerer Zeit (Soltau, Uhland, Rollet); dass oft bei den Citaten Angabe der Stelle fehle; dass die alphabetische Reihenfolge der Beispiele doch nicht immer beobachtet sei u. dgl. m., so kann dies Alles dem Werthe des Werkes nicht Abbruch thun. Ausserdem ist ja die Aufgabe, für Gebildete zu schreiben, ein Wörterbuch nicht streng oder bloss wissenschaftlicher Art zu schreiben, eine so weite, in mancher Hinsicht unbestimmte, dass es dem Verfasser oft genug schwer geworden sein wird, sich derselben zu accommodiren. Hinsichtlich der citirten Schriftsteller wünschte ich wohl, dass der Verfasser am Schlusse des Werks, oder besser der Vorrede, ein Verzeichniss derselben unter Angabe der Zeit wenn auch nur nach Jahrhunderten angäbe. Manche derselben sind gewiss jedem Gebildeten, viele auch den Gelehrteren unter denselben völlig unbekannt. Ich nenne nur Namen wie Garzoni, Schaidenraisser, Eppendorff, Vollmann, Reyff, Reithardt u. s. f. Schon der Ver-

wechselung wegen wäre die eine oder andere Notiz wünschenswerth, z. B. bei Eberhard Müller u. a.

Ich schliesse meine kurze Anzeige, wie ich sie begonnen, mit dem Ausdrucke der ungetheiltesten Achtung, des wärmsten Dankes für so reiche, über alle Erwartung reiche Gabe. Möge es dem Verfasser vergönnt sein, zunächst sein begonnenes Werk zu beenden, sodann aber auch, durch wiederholte Ueberarbeitung dasselbe einer immer grösseren Vollendung entgegenzuführen.

Berlin. Dr. Sachse.

Ostfriesisches Wörterbuch. Gesammelt und herausgegeben von Cirk Heinrich Stürenburg, Rath zu Aurich. Aurich 1857.

Wörterbuch der niederdeutschen Mundart der Fürstenthümer Göttingen und Grubenhagen oder Göttingisch-Grubenhagensches Idiotikon, gesammelt und bearbeitet von Georg Schambach, Rector des Progymnasiums zu Einbek. Hannover 1858.

Die erhöhte Thätigkeit auf dem Gebiete des Niederdeutschen hängt weniger mit dem Bestreben einiger Männer zusammen, dem Plattdeutschen, der Sprache der gewöhnlichen Unterhaltung in Land und Stadt Niederdeutschlands, im Gegensatz gegen die hochdeutsche Schriftprache eine grössere Geltung zu gewinnen, oder sie etwa zur Schriftsprache zu erheben, als vielmehr mit dem gelehrten Interesse, den niederdeutschen Sprachschatz, der in manchen Gegenden unter der mächtigen Einwirkung des Hochdeutschen beeinträchtigt oder verkümmert ist, zusammenzubringen und zu wissenschaftlichem Gebrauch zu fixiren. Die Bemühungen jener Männer, die unter einem gewissen Anschein und Schimmer von Patriotismus das Volksidiom zur Schriftsprache erheben möchten, sind, man darf es wohl sagen, vergebens; der Erfolg, den einige ihrer Schriften gehabt haben, für die wirkliche Verbreitung und Erhaltung des Plattdeutschen nur scheinbar und erfolglos. Möchten doch nur diese wenigen Dichter und Verfasser von Geschichtchen und Anekdoten sich nicht täuschen! Das Beste selbst, was in dieser Art neuerdings erschienen ist — ich halte Klaus Groth's Gedichte dafür — wird ohne Zweifel mehr von Hochdeutsch Gebildeten, die des Plattdeutschen mächtig sind, oder aus einem gewissen Reiz wissenschaftlicher oder poetischer Neugier gelesen, als von Bauern und gewöhnlichen Bürgersleuten zur Unterhaltung und Lehre, oder gar, was ehedem des gemeinen Mannes fast einzige Lectüre war und vielleicht mancher Orten noch ist, Sonntags zur Erbauung.

Die Verfasser vorliegender Wörterbücher sind auch ganz dieser Ansicht über den Zweck ihrer Arbeit. Stürenburg sagt S. VII der Vorrede: „Der gänzliche Mangel eines solchen Versuchs, die vielfach interessanten Bildungen und Eigenthümlichkeiten unsrer ostfriesischen Sprache durch den Druck der Zukunft zu sichern, der Wunsch, unseren Landsleuten, die schon manches ostfriesische Wort unrichtig gebrauchen, die wahre Bedeutung der Ausdrücke und den Zusammenhang des ostfriesischen Idioms mit anderen älteren und neueren Sprachen zum Bewusstsein zu bringen, den vielen Nichtostfriesen aber, die in unserer Mitte wohnen, für das gewöhnliche Leben und ihre Geschäfte, wo ihnen so mancher Ausdruck aufstösst, der ihnen völlig unverständlich sein muss, ein Büchlein zum Nachschlagen oder zur Belehrung zu geben, hat uns zur Herausgabe des vorliegenden Werks bewogen.“

Schambach, der die plattdeutsche Sprache schlechtweg die niedersächsische (!) nennt, verlangt wenigstens, dass, da die Thatsache, die allgemeine Schriftsprache, einmal feststehe und den Volksidiomen gegenüber nicht zu ändern ist, von keiner Seite her Etwas geschehe, wodurch das allmählige Absterben eines so herrlichen Zweiges am deutschen Sprachbaum gewaltsam befördert werde. Er beklagt dann, dass im Laufe eines Menschenalters in den Städten das reine Plattdeutsch einem Platthochdeutschen, einer Mischung aus beiden Spracheigenthümlichkeiten gewichen ist und fürchtet, dass diese Veränderung zum Schlimmern auch auf das Landvolk übergehe. Ja er nennt dies zum Theil eine Frucht der Volksschule. Es bleibe dahingestellt, in wiefern diese Behauptung Wahrheit enthalte. Jeder Unbefangene wird aber zugeben müssen, dass, wie die Sachen einmal jetzt stehen, es doch am Ende besser ist, dass in der sogenannten Volksschule hochdeutsch gelehrt werde, als wenn umgekehrt die Volksschule in Stadt und Land der Herrlichkeit der niederdeutschen Sprache wegen sich zum Entgegengesetzten hinneigen müsste. Auch der Verfasser kommt daher zu dem Resultat, dass die Idiotiken hauptsächlich wissenschaftlichen Zwecken dienen müssen. Er weist auf die gleichzeitig erscheinenden Werke der Gebrüder Grimm, Wilhelm Müllers und Kosegartens hin (denen wir Schmitthenner-Weigand, Wurm und Sanders zufügen können), und rechnet darauf, dass A. v. Keller bald mit einem schwäbischen, Kehrein mit einem Nassauischen, Danneil mit einem altmärkisch plattdeutschen Idiotikon hervortreten.

Dass mit allen diesen Werken der gesammte deutsche Sprachschatz noch lange nicht erschöpft sein wird, kann nur der begreifen, der aus eigener Erfahrung weiss, wie oft der nächstgelegne Ort ganz andere Wörter oder dieselben Wörter in ganz anderer Bedeutung gebraucht, und wie selbst die Aussprache und besonders die Vokalisation im Umkreise einer Meile oft mehrfach wechseln. Dadurch erwächst denn leicht der Wunsch, es möchte ein möglichst mächtiges, gleichzeitiges Zusammenwirken sachverständiger Männer aller deutschen Gaue erzielt werden, deren Ausbeute, zu einem Corpus verarbeitet, eine wo möglich vollständige Sammlung aller gebräuchlichen oder schon gebrauchten Wörter lieferte. Dass bis jetzt auch das beste Werk der Art für das Niederdeutsche, das langsam vorschreitende grosse Werk von Kosegarten, nicht Anspruch machen kann, dieser Vollständigkeit einiger Maassen zu entsprechen, lehrt ein oberflächlicher Einblick in die neuesten Speciallexica von Stürenburg und Schambach.

Was nun jenes erstere betrifft, so finde hier zuerst die Bemerkung Platz, dass der Verfasser schon vor Jahresfrist nach vielfachen Leiden von dem Schauplatz irdischer Thätigkeit zu einem höheren Dasein abgerufen ist. Er war nicht bloss ein gesuchter, anerkannt tüchtiger Jurist; er war auch in den Naturwissenschaften und in der Tonkunst bewandert. Ganz vorzüglich aber hat er als correspondirendes Mitglied unserer Gesellschaft Ansprüche auf unsere Theilnahme, und ich weiss sein Andenken nicht besser zu ehren, als indem ich die Worte eines kundigen befreundeten Mannes wiederhole, die bald nach seinem Tode in Frommanns Zeitschrift (die deutschen Mundarten, 5. Jahrgang p. 92) gelesen wurden. „Das ehrendste Denkmal," heisst es dort, „seiner Vaterlandsliebe und seines wissenschaftlichen Strebens hinterliess er uns in seinem ostfriesischen Wörterbuche, einem Werke, das man nur mit Ehrfurcht in die Hand nehmen kann, wenn man bedenkt, dass er es nicht nur seinen spärlichen, ausserdem den vielseitigsten Strebungen gewidmeten Mussestunden abringen musste, sondern demselben auch noch grade während der Zeit seines Leidens die aufopferndste Thätigkeit weihete."

Dass der Verfasser aus Patriotismus die Feder in die Hand genommen, haben wir schon in der oben ausgehobenen Stelle gelesen. Dass er sich seines philologischen Dilettantismus sehr wohl bewusst ist, ersehen wir aus

dem Geständniss p. VII.: „Wir unsres Orts können uns nicht verhehlen, dass unser Bisschen Wissen auf dem Gebiete philologischer Gelehrsamkeit gar jung und grün ist;“ und p. VI. sagt er, das Buch könne sich wegen des Verdienstes hülfreicher Freunde rühmen, viel gelehrter zu sein, als er. Wie dem nun auch sei, der Verfasser bezweckt, da die bekannten Werke von Wiarda und von Richthofen nur Altfriesisches geben, dem bisherigen Mangel eines neufriesischen Wörterbuches abzuhelfen. Er hat ausser einigen handschriftlichen, älteren Sammlungen auch der Beihülfe mehrerer Männer sich zu erfreuen gehabt, theils zur Sammlung des Wortschatzes, theils für die wissenschaftliche Beigabe. In der Schreibung sucht er vorzugsweise das Auricher Idiom darzustellen, weil einestheils das alte friesische Gesetzbuch in dieser dem Holländischen sich nähernden Mundart geschrieben ist, anderentheils der Auricher Dialect schon seit längerer Zeit unter fremdem (niedersächsischen und hochdeutschen) Dialect gestanden hat. Um auch den übrigen Hauptidiomen gerecht zu werden, giebt er einige Bemerkungen über Aussprache und schriftliche Darstellung einiger Vocale und Consonanten. Das Bestreben, einfach und dem hochdeutschen Sprachgebrauch angemessen zu verfahren, ist in jeder Beziehung zu loben. Die erstaunlich geschmacklose und verwirrende Methode, durch allerlei Versetzungen, Um- und Aufdenkopfstellen der Buchstaben, durch Häckchen, Striche u. dgl. alle dialektischen Schattirungen genau zu bezeichnen, hat Stürenburg klüglich verschmäht, ja möglicher Weise gar nicht gekannt. Zur Angabe nur e i n e s nicht hochdeutschen Vocals, des „ö mit einer Brechung in ä.“ gebraucht er o mit darübergesetztem kleinen ä. Dass er den grossen Reichthum der niederdeutschen Vocalisation wohl gekannt hat, beweist die Bemerkung, (p. IX.), dass der Krummhörner, Rheidenländer u. s. f. viele Wörter, in denen die übrige Provinz ein reines o erklingen lässt, mit ganz sonderbaren Mischlauten ausspreche, in welchen fast alle Vocale durchtönen, z. B. das Auricher Koke (Kuchen) als Keoke, ja Keaouke und Kieoauke. Es ist dieselbe Sache, wie anderwärts in niederdeutschen Gegenden, und es ist zu bedauern, dass der Verfasser nicht eine wissenschaftliche Regung gehabt hat, die Gesammtvocalisation wenigstens in einer übersichtlichen Darstellung zu geben. Dass er die langen Vocale durch Verdoppelung giebt und nach kurzen Vocalen die Consonanten gewöhnlich verdoppelt, führt beim Gebrauch des Buches grössere Uebelstände herbei, als er gedacht haben mag. Dass zusammenhängende Wörter dadurch oft auseinandergerissen werden, ist ihm wenigstens nicht entgangen. Durch die gewöhnlichen Quantitätszeichen wäre leicht diesem Uebelstande abzuhelfen gewesen.

Was den Wortschatz betrifft, so hat der Verfasser mit richtigem Takt alle Wörter aufzunehmen gesucht, „die durch Wurzel, Bildung, Verwandtschaft und Bedeutung Aufmerksamkeit zu verdienen schienen.“ „Solche Wortbildungen aber, welche bloss als regelrechte, oder auch anderwärts ganz gewöhnliche, durch die niedersächsische Mundart vermittelte Parallelformen hochdeutscher, gleichbedeutender Wörter anzusehen sind (z. B. l e v e n, lieben, l ä v e n, leben, S o l t, Salz u. dg. m.)“ hat er ganz ausgelassen. Dass dennoch manche fehlen, erfährt der Verfasser, wie er sagt, täglich, und das ist allerdings sehr begreiflich.

Die wissenschaftlichen Zuthaten, deren der Verfasser in der Vorrede gedenkt, sind in der That von philologischem Standpunkte aus betrachtet, sehr gering. Die besten Bemerkungen sind vielleicht die, welche er selbst aus seiner juridischen Wissenschaft zugefügt hat. Bei der Anordnung der einzelnen Artikel sind auffallender Weise oft mehrere Wörter, die zusammengehörend einen Artikel bilden sollten, als gesonderte gegeben, z. B. apen, offen, Apenlief, Leibesöffnung, apen maken, öffnen. Das mittlere Wort hat der Verfasser für ein Hauptwort gehalten, was man theils aus dem erklärenden Hauptworte ersieht, theils daraus, dass es mit einem grossen Anfangsbuchstaben gedruckt ist; denn nur die Substantive hat er dieser Aus-

zeichnung für würdig gehalten. Ebenso giebt er als besondern Artikel an Togg (im Zuge), to hand und to hands, die doch ihre Stelle unter Togg und Hand finden müssten, wie dies auch häufig bei andern Wörtern geschieht; oder einzelne Verbalformen wie schräven, Particip von schrieven. Diese und ähnliche unphilologische Zuthaten, Mängel und Gebrechen muss man sich gefallen lassen. Und man kann dies auch leicht; denn es sind immer nur Kleinigkeiten im Verhältniss zu dem eigentlichen Werthe des Buchs, der in der Sammlung der Wörter selbst besteht.

Jeder Niederdeutsche wird hier eine Menge von Wörtern finden, die er weder selbst kennt, noch in irgend einem Glossar oder Wörterbuche verzeichnet findet, und mit Vergnügen wird er manches Wort, das er als niederdeutsches in seiner Heimath kennt, auch als ostfriesisches verzeichnet finden. Bei einigen derselben wird ihm begegnen, dass er es in anderer Bedeutung kennt; ja es wird ihm bei einigen zu Muthe sein, als hätte der Verfasser sich geirrt. Z. B. hageböken erklärt er durch: „schwach, verkrüppelt;" kamp nennt er ein mit Wällen umgebenes Land; kabbeln: „faseln, schwatzen," die Bedeutung heftig gegeneinander reden, sich zanken, ist nicht angegeben; bei hennig fehlt die Bedeutung: rasch; klunterig wird von ihm durch „plump, unbehobelt, unbeholfen, unmanirlich" erklärt. Trotz dieser kleinen Ausstellungen wird das Buch allen Kennern des Niederdeutschen eine willkommene Gabe gewesen sein und zur Bereicherung des deutschen Sprachschatzes wesentlich beitragen.

Das Wörterbuch des Herrn Schambach, ein Idiotikon der Fürstenthümer Göttingen und Grubenhagen, ist ebenfalls ein Werk, welches alle Anerkennung verdient. Der Verfasser fasste schon vor fünfundzwanzig Jahren auf Anregung und Aufforderung J. Grimms den Plan, ein solches Idiotikon seiner heimathlichen Mundart zu sammeln. Er hat, so weit seine Zeit dies zugab, unablässig, wenn auch mit Unterbrechungen, sich seiner umfassenden und mühevollen Aufgabe gewidmet. Er hat das gesammte Material selbst und allein gesammelt und förmlich, wie er sagt, dem Volke abgelauscht. Es ist daher auch natürlich, dass trotz des Umfangs der Sammlung viele Wörter fehlen. Um eine einigermaassen vollständige Sammlung aller der Volkssprache einer Gegend eigenthümlich angehörenden Wörter geben zu können, muss man unter dem Volke geboren und aufgewachsen sein. Nur derjenige, der das ist, bleibt von dem Misstrauen des Volks, worüber mit Anderen auch Herr Schambach klagt, verschont; nur ein solcher weiss die Bedeutung der Wörter genau und ist überhaupt im Stande, den Wortvorrath nach seinem ganzen Umfange, in seinen bezeichnenden Unterschieden und Feinheiten und besonders die dem Gebiete des Geistes angehörenden, eigenthümlichen Vorstellungen, gehörig darzustellen. Ebendasselbe gilt von der Aussprache. Die vielen Verschiedenheiten besonders in der Vocalisation gehörig aufzufassen ist Manchem nicht möglich, noch weniger sie auszusprechen. Schambach berührt die Aussprache seiner Gegend viel zu kurz, um das phonetische Element, das mehr oder weniger niederdeutsche Colorit der Vocalisation daraus entnehmen zu können. Nach der Schreibung der Wörter im Wörterbuche zu schliessen, ist die Vocalisation dortiger Gegend nicht sehr umfangreich. In der Vorrede giebt er nur drei speciell plattdeutsche Laute an: öae, ou und ui. Von letzterem sagt er ausdrücklich, dass es nur noch selten sei, statt u. Es fehlte danach in der Göttingisch-Grubenhagenschen Gegend, wie freilich in vielen anderen, das tiefe im Sächsisch-Braunschweigischen Idiom auch ins Hochdeutsch aufgenommene zwischen a und o liegende a wie z. B. gå, pårte, dråt. Auffallender Weise hat das Wörterbuch kein Wort, welches mit ae oder ä anfängt, z. B. ächter. Es fehlen die Vocale äu: äu, äuk, äuge, bäum, gräut; äo: fläo, gräot; åin: schwåin, (Schweinhirt, unterschieden von schwuin, Schwein); eä: eäkern, weärk, beärg; îë: îëge, zîëge (gewöhnlich hitte genannt); iu: iule; óë: hóëse (Strumpf); öë: öëverhoëse (Gamasche); ūë:

sūēge, fuēgel; ūi: ui (Euch), uis (Eis) uile, kuiken, sluike (Regenwurm), muigampel (Ameise). Diese wenigen einem Theil der Soester Börde angehörenden Doppel-Vocale machen keinen Anspruch auf Vollständigkeit; sie sollen nur beweisen, wie viel reicher die Vocalisation der genannten Gegend ist, als die des Göttingischen und Grubenhagenschen. Hier werden fast alle oben dargestellten Verschiedenheiten durch einfaches a, e, i, o oder u gegeben. —

Es bedarf wohl kaum der Bemerkung, dass das wissenschaftliche Interesse überall mit grosser Sorgfalt wahrgenommen ist. Ausser der Gründlichkeit in der richtigen Erklärung des Wortes nach seiner Bedeutung, der Angabe der Unregelmässigkeiten in der Wortbildung ist mit besonderer Umsicht auf Anschauungs- und Redeweise, Sprüchwörter, Leben, Sitte und Glauben Rücksicht genommen. Es wird Mancher, den die Sprache selbst wenig interessirt, die vielen Sprüchwörter und Redensarten, die vielen ziemlich ausführlichen Angaben über Gebräuche, Spiele, Aberglauben, Spitz- und Schimpfnamen u. dgl. mit Vergnügen und zur Belehrung lesen. Dass auch hier noch Manches fehlt, ist nicht zu verwundern. Es kann dem Verfasser entgangen sein, es kann überhaupt in der Gegend, auf welche er sich beschränkt hat, nicht vorhanden sein. Es ist mir z. B. aufgefallen, dass er wegen des Plur. egger das Wort ei nicht hat. Von kau (Kuh) heisst der Plur. in gedachter Gegend der Soester Börde kögge: von gäos, goëse, fläo, floie. Unter den Thiernamen vermisse ich viele der anderwärts im Plattdeutschen fast allein gebräuchlichen, — Stürenburg hat die meisten derselben — z. B. hitte (Ziege), riune (Wallach), sluike (Regenwurm), muigampel (Ameise), wannerk (Maulwurf), geitling (Drossel), molkentoëber (Nachtfalter) Ebenso habe ich manche Benennungen von Kleidungsstücken vergebens gesucht; doch kann hier, wie unter den Thiernamen, manches Wort in anderer Form oder wegen veränderter Aussprache an einem anderen Orte wirklich gegeben sein.

In jedem Falle wird auch dieses Speciallexicon oder Idiotikon wesentlich dazu beitragen, dem Einzelnen seine Stelle im Gesammtgebiet nationalen Wissens anzuweisen, dasselbe vor völligem Untergange zu bewahren und einen möglichst vollständigen Aufbau der deutschen Sprachwissenschaft anzubahnen. Der Verfasser empfange auch von unserer Seite den wärmsten Dank, dieser wichtigen, höchst zeitgemässen Arbeit so viel Zeit und Kraft gewidmet zu haben.

Berlin. Dr. Sachse.

Anzeiger für Kunde der deutschen Vorzeit. 1858 Nr. 9 — 12.

Wissenschaftliche Mittheilungen: Albert, Erzbischof von Riga und seine Sippschaft in aufsteigender Linie. Von E. F. Mooyer in Minden. Fortsetzung und Schluss.

Die Handschriftensammlung des germanischen Museums. Von Dr. Karl Bartsch in Rostock. Schluss. Verzeichniss der interessantern Handschriften aus einem Kataloge der St. Ruprechtskirche in Salzburg vom Jahre 1433.

Gambrinus. Von Archivar Herschel in Dresden. „In jeder der drei Ausgaben der norddeutschen Chronika des Aventinus von 1566, 1580 und 1602 finden sich vorn die Holzschnitte der zwölf fabelhaften Urkönige Deutschlands. Der siebente derselben heisst Gambrivius. Er trägt zwar keinen Bierkrug, sondern den Helm in der Hand; im Hintergrunde aber sind Gerstenfelder und Biergefässe zu erblicken, und in den Reimen unter dem Bilde auch die Verse zu lesen:

Er hat aus Gersten Maltz gemacht
Und das Bierbräuen erst erdacht.

Das Alles unterstützt die Grässesche Vermuthung (S. p. 81 dieses Jahrgangs des Anzeigers und dagegen p. 179), dass kein anderer, als der Aventinische Gambrivius der Ahnherr des vielbesprochenen Gambrinus sei.„

Mühldorfer Stadtrecht. Von Prof. Dr. Gengler in Erlangen Fortsetzung und Schluss. Einige der wichtigeren Artikel werden nach ihrem vollständigen Wortlaut zur Probe mitgetheilt.

Zum Volpertshäuser Fund. Von Dr. J. Müller, Conservator der Alterthumssammlung des germanischen Museums. Von den zu Volpertshausen, Kreis Wetzlar, gefundenen Münzen ging dem germanischen Museum durch die Freigebigkeit Paul Wigands und des Directoriums der Museen zu Berlin ein nicht unerheblicher Antheil zu. Zwar hat Cappe in seinem fleissigen Werke über die deutschen Kaisermünzen des Mittelalters die Hauptstücke dieses Fundes beschrieben und bestimmt. Da aber in den im germanischen Museum sich befindenden Münzen einige Verschiedenheiten vorkommen, werden einige von Heinrich VI., Philipp und Otto näher beschrieben.

Deutsche Rechtsalterthümer aus Schwaben. Von A. Birlinger in Tübingen. 1. Scharfrichterrechte. 2. Nach Buchloe, die Lisel küssen. „Die schöne Lisel“ in Buchloe war eine hölzerne Weibsfigur, eine Strafmaschine für schwere Unzuchtsverbrecher. 3. Strafen für Felddiebe. Eine eigene Strafe für Felddiebe bestand auch in Rottenburg und Tübingen darin, dass ertappte Felddiebe durch eine Vorrichtung plötzlich ins Wasser fielen und erst nach einiger Zeit wieder herausgezogen wurden.

Notizen über Ehehaftgerichte. Von Dr. Julius Staudinger in Cadolzburg. „Nach der Etymologie dürfte es am richtigsten sein, in den Ehe- oder Ehehaftgerichten nur solche Gerichte zu erblicken, welche in bestimmter Zahl zu regelmässigen Zeiten im Jahre abgehalten wurden, während die ausserdem dazwischen nach Bedürfniss gehegten Gerichte Nachgerichte, Nachrechte oder Gerichte schlechthin hiessen.“ —

Eine neue Handschrift von Nic. von Jeroschin's Deutschordenschronik. Von Ottomar Schönhuth, Pfarrer in Edelfingen. Bericht über eine Handschrift der genannten Chronik vom Jahre 1601, angefertigt durch den Ritter Caspar von Flachsland. Anfang und Schluss derselben werden als Probe mitgetheilt.

Ein Bruchstück eines mittelhochdeutschen Gedichts. Von Dr. Eduard Krömecke in Warburg. Nach einem Zusatz der Redaction gehört dies Fragment ohne Zweifel der von Franz Pfeiffer in seiner Ausgabe von Jeroschins Deutschordenschronik p. LXXI. erwähnten Fortsetzung dieses Werkes an.

„Das Bruchstück einer Magdalenenlegende, von welcher Prof. Dr. Kelle in Nr. 8 p. 255 — 256 den Anfang und Schluss mitgetheilt hat, ist keineswegs unbekannt, sondern gehört zu dem von K. A. Hahn 1845 herausgegebenen Theile des alten Passionals.“ So Prof. Dr. Pfeiffer in Wien.

Zur Geschichte der Trachten. Von R. v. Rettberg in München Nachträgliche Bemerkungen zu dem interessanten Aufsatze in Nr. 7 des Anzeigers d. J. mit zwei Abbildungen. Er gibt einer früheren Behauptung über Pluderhosen jetzt folgende Fassung: „Geringere haben vielleicht nur selten Pluderhosen getragen, sondern mehr nur Strümpfe oder gar blosse Beine, wie sie in mittelalterlichen Bilderhandschriften oft genug vorkommen.“

Alte Glockenumschrift. Von Dr. Ed. Krömeke in Warburg. „In Nr. 12 des Anzeigers vor. J. theilt Dr. Tross eine alte Glockenumschrift aus Herringen bei Hamm mit. Das an der Spitze derselben stehende A ist offenbar Abkürzung von Anno und enthalten die Worte: Sanctus Victor † Bodo nos fundebat die Jahreszahl 1216.“

Ueber das Weinschenken in Wesel. Von Leopold Freiherrn von Ledebur, Director der Kunstkammer in Berlin. Vermuthlich ist unter dem Ausdruck: „Ihm wurde zu Wesel der Wein geschonken“ ein Rechtssymbol bei Lehnsübertragung zu verstehen. Es kommt besonders seit der Mitte des 14. Jahrhunderts und bis in die erste Hälfte des folgenden zur Anwendung.

Luthers Geburtshaus zu Eisleben. Von Dr. Joh. Voigt in Königsberg.

1. Bittschrift der Stadt Eisleben vom 17. August 1696 an den Churfürsten von Sachsen, sich bei dem Wiederaufbau des einige Jahre vorher abgebrannten Hauses Luther's zu betheiligen. 2. Ausschreiben der preussischen Regimentsräthe zu Königsberg vom 20. August 1696, zu demselben Zwecke milde Beiträge zu sammeln.

Meister Heinrich von Hesserode. Ein Beitrag zur hessischen Kunstgeschichte von Dr. W. Lotz in Kassel. Mittheilung einer alten Inschrift am Thurme der Stadtkirche zu Homberg in Hessen, aus der hervorgeht, dass der Thurm 1374 gebaut ist und zwar durch einen bisher ganz unbekannten Meister von Hesserode.

Notizen zur Geschichte der deutschen Diplomatik aus Siebenbürgen. Von Friedrich Schuler von Libloy, Prof. an der Rechtsacademie zu Hermannstadt. Die ältesten Siebenbürgischen Urkunden in deutscher Sprache befinden sich im sächsischen Nationalarchiv zu Hermannstadt und sind aus den Jahren 1401 und 1404 den Hermannstädter Kaufleuten ausgestellte Geleitscheine vom Herzog Wilhelm von Oesterreich. Der römisch-katholische Cultus, das fortdauernde Latein und Magyarisch als höhere Amtssprache waren dem Aufkommen des Deutschen nicht günstig. Dabei bleibt es merkwürdig, dass der sächsische, dem niederrheinischen ähnliche Dialekt bis auf wenige Lehnworte nicht in der Schrift gebraucht wurde, vielmehr das ins Hochdeutsche übergehende Oberdeutsch mit mehrfachen schwäbischen Anklängen. Die älteste auf Papier geschriebene Urkunde ist vom Jahre 1292; erst seit der Mitte des 14. Jahrhunderts erschienen mehrere Exemplare. Die Wasserzeichen des Papiers deuten darauf hin, dass das Papier aus Deutschland bezogen wurde: ein Beweis, dass die deutschen Colonien Siebenbürgens mit dem Mutterlande auch bezüglich dieses Handelsartikels in einem sehr regen Verkehr standen.

Der den Ordensmeistern in Deutschland übergebene Codex des Memorials des Strassburger Johanniterhauses. Von Prof. Dr. K. Schmidt in Strassburg.

Der durch seine Schriften über Tauler, und die Mystiker des Mittelalters, besonders über die Gottesfreunde rühmlichst bekannte Prof. Schmidt theilt hier 10 Reime mit, die sich in dem geheimen Briefbuche des Strassburger Johanniterhauses zum grünen Wörth aufgezeichnet finden. Diese 10 Reime gehörten zu ebenso vielen Bildern, die sich bis jetzt nicht haben wollen auffinden lassen. Je werthvoller diese sein müssen, desto unbedeutender an poetischem Gehalt sind diese Reime. Prof. Schmidt würde Nachricht über Handschriften mit den Bildern mit dem grössten Dank hinnehmen.

Die Ausgrabungen zu Rüssenbach. Bericht von Dr. Joh. Müller, Conservator der Alterthumssammlungen des germanischen Museums. Mit 1 Blatt lithographirter Abbildungen. Nach einer kurzen Erwähnung früherer Funde in der Fränkischen Schweiz wird über die Urnen, Eisen und Bronzesachen berichtet, welche bei einer Ausgrabung unweit des genannten Ortes in der Mitte Octobers vor. J. unter Aufsicht eines Beamten des Museums gefunden wurden.

Kloster Altenberg bei Wetzlar. Vom Archivar Herschel in Dresden. Bruchstück einer lateinisch geschriebenen Notariatsurkunde vom Jahre 1430, welche eine Erwerbung des genannten Klosters enthält, welche in Abichts grösserem Werke über den Kreis Wetzlar nicht erwähnt ist.

Verzeichniss der Neuen Bewilligung zum Neuen Kriegszugkh wider die Rebellischen Hungarn. Mitgetheilt von Prof. Dr. W. Soldan zu Giessen, aus einem Manuscript der Giessener Universitätsbibliothek, an dessen Rande von anderer Hand geschrieben steht: Pasquill vom Hungarischen Aufstandt A. 1604. Es ist nichts, als ein humoristisch-satirisches Verzeichniss von Contingenten einzelner Städte und Länder zu einer Bundesarmee. Manches ist für die damalige Zeit wohl bezeichnend genug. Als Beispiel nur Folgendes. Tyrol und Italia schickhen zum Besten 2300 Pfaffenstösser und 3000 Rauchfangkehrer. Würtemberg hat sich erbotten 8000 Hexen zu schicken. Poln erbeuth sich, wofern man sie des neuen Verdachtes entheben will, 4000 hurtige Dieb und 3000 leichtsinnige Königswehler dazu 400 Sackpfeiffer zu schicken. Der König in Hispanien schicket die ausserlessene und beste Buler, darzu 900 Kupler und 700 Geissminner. —

Ueber einige bisher unbekannte Handzeichnungen von A. Dürer. Einer alten Handschrift, über die aus Rücksichten nichts Näheres angegeben werden kann, wird die Notiz entnommen, dass im Jahre 1634 vierzehn Bücher aus der ehemals Willibald Pirkheymerschen Bibliotek, welche A. Dürer mit Bildern versehen hatte, an Mattheusen von Querbeck zu Leyden verkauft sind. Da es möglich wäre, dass die Bücher sich noch irgendwo zu Leyden auffinden liessen, werden die Titel der Bücher genau mitgetheilt.

Landkarte mit Reimen. Von E. Weller in Zürch. Mittheilung von 18 Zeilen aus dem Jahre 1559. Der Landkarte selbst wird mit keiner Silbe gedacht.

Alte Bücherpreise. Vom Archivar Herschel in Dresden. Ein in einer Dresdener Handschrift als Lesezeichen vorgefundenes Papierblatt enthält aus dem 16. Jahrhundert Angaben des Preises verschiedener Bücher.

Zur Geschichte des Judenrechts. Von S. Hahndorf in Kassel, theils Ergänzung, theils Bestätigung des Aufsatzes des Prof. Dr. Gengler zu Erlangen in Nr. 7 des Anzeigers.

Vom Notrecht. Von Dr. Julius Staudinger in Cadolzburg. Da über die Bedeutung dieses Wortes bisher nichts Stichhaltiges mitgetheilt ist, theilt Herr Staudinger folgende Erklärung als die vielleicht richtige mit.

„Das Wort Not kommt häufig im Sinne von rechtlichem Schaden, Unrecht vor; rechten bedeudet heute noch: streiten, klagen. Notrechten mag daher soviel heissen, wie: mit Unrecht streiten und mit Unrecht beklagen und Nothrecht eine unrechte unbegründete Klage bedeuten."

Zur Geschichte der Eideshülfe. Von Dr. Julius Staudinger in Cadolzburg. In einer alten Städteordnung, welche Markgraf Friedrich v. Brandenburg im Jahre 1434 zu Cadolzburg erliess, befindet sich eine Belegstelle dafür, dass nach abgelegtem Geständniss des Angeschuldigten Beweis des Anklägers durch Eideshelfer (Uebersiebnen) nicht mehr erforderlich erachtet wurde, wie das in früherer mittelalterlicher Zeit Rechtens war. Neu ausgeschrieben wurde jene ganze Verordnung von Friedrichs Sohn, dem Markgrafen Albrecht, im Jahre 1443.

Die Beilagen enthalten, wie immer, ausser den speciellsten Angaben über den Zuwachs des Museums mancherlei anregende Notizen, Fragen, Mittheilungen, Kritiken neu erschienener Werke u. dgl. m. Den Schluss des 5. Jahrgangs des Anzeigers bilden ein alphabetisches Register des Inhalts und ein Verzeichniss der Mitarbeiter dieses Bandes.

Berlin. Dr. Sachse.

Die Lehrbücher der portugiesischen Sprache.

Die portugiesische Sprache wird in Deutschland von allen neueren Sprachen wol am wenigsten studirt, denn die Handelsbeziehungen Deutschlands mit den Ländern, in denen die portugiesische Sprache die des Landes ist, sind nicht sehr vielseitig und die portugiesische Literatur ist, im Vergleich mit der spanischen, sehr arm; Camoens ist wol der einzige Dichter, der von Deutschen studirt wird. Noch weniger finden sich grammatikalisch gebildete Deutsche, welche die Sprache in den Ländern, in denen sie heimisch ist, studiren, daher die geringe Auswahl von Sprachlehren, in denen wenig Gutes enthalten ist.

Wir wissen recht gut, dass der Geist einer lebenden Sprache sich nicht allein aus Büchern erlernen lässt, und dass man auch Praxis darin gehabt haben muss, um sie ganz zu begreifen, aber wir sind auch eben so fest überzeugt, dass die Praxis nur dann von Nutzen sein kann, wenn eine theoretische Bildung vorausgegangen oder doch wenigstens damit verbunden ist, und dass deshalb ein Aufenthalt von einigen oder vielen Jahren in einem fremden Lande durchaus nicht unbedingt die Schlussfolge nach sich zieht, dass man nun auch die Landessprache gelernt hätte. Wir haben in Brasilien, Mexico, den Vereinigten Staaten u. s. w. sehr viele Leute gekannt, welche 20 Jahre und länger in täglichem Verkehr mit den Eingebornen waren, ohne die Landessprache richtig zu lernen, und ist dies bei Weitem die grössere Mehrzahl der Fremden, und schwerlich dürfte in einem Tausend einer anzutreffen sein, der die Sprache so studirt hat, dass er fähig wäre, eine Grammatik zu schreiben.

Dies ist der Grund, weshalb wir die portugiesische Sprachlehre von Joh. Chr. Müller (Hamburg, Hoffmann & Campe, 1840) einer besondern Aufmerksamkeit würdigten, da der Verfasser in der Vorrede sagt, dass er 24 Jahre in Portugal gelebt habe und dadurch mit der portugiesischen Sprache vertraut sei. In seiner Sprachlehre hat er aber zur Genüge bewiesen, dass man sich 24 Jahre in Portugal aufhalten kann, ohne Portugiesisch zu lernen, auch scheint Herr Müller nach seinem Aufenthalte in Portugal selbst erst angefangen zu haben, Grammatik zu lernen, denn solche primitive Belehrungen, wie in seiner Einleitung enthalten sind, würden, wennn sie richtig wären, sich allenfalls für eine Kleinkinderschule oder ABC-Schule passen, gehören aber nicht in eine portugiesische Sprachlehre für Deutsche, bei denen man doch wenigstens die Rudimente der Grammatik voraussetzen darf.

Schon die Einleitung mit ihrer Erklärung der Redetheile und der Casus, welche er Endungen nennt und, statt der üblichen lateinischen Namen, Nennendung, Zeugendung, Gebendung, Klagendung und Nehmendung anwendet, ist höchst erbaulich zu lesen.

Die Regeln über die Aussprache könnten richtiger und vollständiger sein, und führen wir, um dies zu beweisen, nur an, dass g vor e und i, und j im Allgemeinen nicht wie sch ausgesprochen wird, sondern wie das französische g vor e und i, und dass g vor den Consonanten die Aussprache des deutschen g hat.

Die Regeln über das Geschlecht und die Pluralbildung sind ebenfalls sehr mangelhaft, doch nicht so wie der Abschnitt über die Endungen (nämlich: die Declination), in denen nicht einmal angegeben ist, dass auch a im Accusativ gebraucht wird, wenn das Object eine Person, besonders wenn es ein Name ist. In seinen eignen Lesestücken kommt dieser Accusativ fast auf jeder Seite vor, und während seines Aufenthalts in Portugal hätte Herr Müller ihn alle Tage bemerken können.

Mit diesem Fehler erscheint dann im siebenten Abschnitt eine Declination des Artikels, worauf folgende Erklärung folgt:

> „Durch das Vorwort de wird der Sache etwas genommen und durch das Vorwort a etwas gegeben oder beigemessen; während

> dieselbe von dem Geschlechtswort allein begleitet im Nominativ als wirkend und im Accusativ als leidend erscheint."
>
> „Auf diese Art wird die ganze Regsamkeit der Natur, welche in Wirken und Leiden, in Geben und Nehmen besteht, durch die portugiesischen Artikel ausgedrückt."
>
> „Uebrigens wird in dieser Sprache ein sehr häufiger Gebrauch von den Artikeln (?) gemacht; indem die Sachwörter durch alle Endungen sich gleich bleiben, und diese folglich ohne Artikel nicht kennbar wären."

Den letzten Satz würden wir ungefähr wie folgt in verständliches Deutsch übersetzen:

> Da die portugiesische Sprache keine Declination hat, und Substantive, Adjective und Artikel für den Casus keiner Veränderung unterworfen sind, so ist die richtige Anwendung der Präpositionen von grosser Wichtigkeit, weil nur durch sie der Casus bezeichnet wird.

Bei der Steigerung der Adjective verwechselt Herr Müller den portugiesischen absoluten Superlativ mit dem deutschen relativen, welches einem, der nur wenige Monate aufmerksam auf die Sprache in Rede und Schrift ist, gewiss nicht passiren kann.

Die Fürwörter sind sehr kärglich bedacht, auch manche Unrichtigkeiten darin, die hier nicht aufgezählt zu werden brauchen. Wir wollen nur bemerken, dass das Pronomen reflexivum se im Portugiesischen so wenig wie in andern Sprachen einen Nominativ hat, auch drückt die portugiesische Präposition para nicht den deutschen Dativ aus, und dass sie zuweilen mit dem lateinischen Dativ synonym ist, kann der Mehrzahl der deutschen Schüler ganz gleichgültig sein.

Dass die Präpositionen ausser ihrer Function, das Verhältniss, den Casus zu bezeichnen, noch einen Casus regieren sollen, ist ein Irrthum, der früher immer von denen gemacht wurde, welche sich bemühten, den neuen romanischen Sprachen die Formen der lateinischen aufzubürden, so wie ebenfalls die irrige Behauptung, „dass Artikel, Adjectiv und Hauptwort im gleichen Casus stehen müssen," welches unmöglich ist, da die portugiesische Sprache keine Declination hat.

Die Syntax ist eben so kleinlich, mangelhaft und falsch, z. B. Seite 93 über den Artikel:

> „Es ist bereits erinnert worden, dass den portugiesischen Hauptwörtern die Artikel beigefügt werden müssen, um dadurch ihr Geschlecht sowohl als ihre Endungen zu erkennen."

Sowohl die Regeln über die Stellung als über die Uebereinstimmung des Adjectivs sind ganz gehaltlos und falsch.

Dass im Portugiesischen, so gut wie im Spanischen, das Neutrum existirt, wenn auch, wie in dieser Sprache, die Formen dafür nur spärlich vorhanden sind, hat Herr Müller ebenfalls nie bemerkt.

Derjenige, welcher sich diese Grammatik wählt, um Portugiesisch aus ihr zu lernen, wird sich bitter getäuscht finden.

Eine andre portugiesische Sprachlehre, von welcher uns die zweite Auflage vorliegt, ist die von Dr. A. E. Wollheim (Hamburg und Leipzig, Schuberth & Comp. 1849.) Diese ist nicht nach einer portugiesischen Grammatik für Portugiesen bearbeitet, sondern scheint ein kurzgefasster Auszug aus der Grammaire portugaise von Hamoniere zu sein, wobei aber manches verändert, wenn auch grade nicht verbessert ist.

Dass die Grammatik auf Ausführlichkeit keinen Anspruch macht, ist bei dem kleinen Umfange sehr natürlich, daher fehlen eine Menge sehr wichtiger Regeln, und andre sind zu kurz gehalten, um wesentlich belehrend zu sein; zu den letztern gehören die Regeln über das Geschlecht der Hauptwörter und über alle Fürwörter. Da sie aber ausser diesen Mängeln noch manche

Fehler enthält, so möchten wir wol rathen, sie mit grosser Vorsicht zu gebrauchen.

So lautet z. B. im §. 20 die Regel über die Stellung des Adjectivs folgendermassen:

> „Gewöhnlich steht das Adjectiv nach dem Hauptworte; doch findet man es auch vor demselben, wenn es Wohlklang und Sprachgebrauch bestimmen.“

Was soll der Schüler aus einer solchen Regel lernen? Wer erst Portugiesisch lernen will, kann ebensowenig wissen, was einem portugiesischen Ohre wohlklingt, als was der Sprachgebrauch ist. Dabei ist die Regel ganz falsch, denn die Stellung des Adjectivs beruht auf festen Regeln und der Wohlklang hat sehr wenig damit zu thun.

Im §. 26 legt Dr. Wollheim den beiden verschiedenen Superlativen dieselbe Bedeutung bei indem er sagt:

> „Der Superlativ wird durch issimo (soll heissen durch Anhängung von issimo) oder durch o mais (soll heissen durch Vorsetzung von o mais, a mais, os mais, as mais) gebildet, z. B. justo, gerecht, o justissimo oder o mais justo, der gerechteste.“

Solche Sätze: „Elle he o grandissimo ladrao que existe. Maria he a vanissima mulher da cidade“ u. dgl. wie sie in den Beispielen stehen, sind daher falsch und nicht portugiesisch.

Bei der Erklärung der persönlichen Fürwörter hat Dr. Wollheim den unbegreiflichen Fehler gemacht, die Form für das Wesen zu halten und die conjunctiven Accusative der dritten Person o, a, os, as für den Artikel anzusehen, welches ebenso ungereimt ist, als wenn ein Grammatiker behaupten wollte, der weibliche Artikel die hätte keinen Genitiv und Dativ und müsste man statt dessen den Nominativ des Masculinums gebrauchen. Dabei ist aber gar nicht erwähnt, dass man diese, so wie alle conjunctiven Formen, beim Zeitworte immer anwenden muss und dass die absolute Form a elle, a ella, a elles, a ellas dann nicht statt derselben, ausnahmsweise wol noch dabei stehen darf, sondern er sagt nur:

> „Statt des Accusativs der 3. Person, also statt a elle, a ella, a elles, a ellas, findet man oft den Artikel pronominell etc.“

Dass man als Form der Höflichkeit elle, ella gebraucht, ist ebenfalls unrichtig; denn erstens kommen diese Nominative, welche den deutschen er, sie entsprechen, als Anredeweise nicht vor, denn sie sind dann in der Form des Zeitworts enthalten und nicht Formen der Höflichkeit, sondern ganz wie die entsprechenden deutschen Nominative, die Anredeform Vorgesetzter gegen Untergebene, Tagelöhner u. s. w.

§. 42. 2. „Quemquer wird bei lebenden Gegenständen gebraucht.“

Wir wissen freilich nicht, was Dr. Wollheim unter lebenden Gegenständen versteht, jedenfalls müsste es aber heissen: Quemquer kann nur von Personen (nie von Sachen, auch nie von lebenden Thieren) gebraucht werden, und nie mit einem Substantiv in Verbindung stehen.

§. 42. 3. befindet sich eine Erklärung von todo, welche ganz falsch ist; denn todo in der Bedeutuug von jeder steht ohne Artikel, ist jedoch bei Weitem nicht so gebräuchlich wie cada, von welchem Dr. Wollheim sagt: „Um mitunter Zweideutigkeiten zu vermeiden, setzt man zuweilen statt todo o das Pronomen cada.“ Auch würde nach seiner Regel das Beispiel: „Em toda a cidade nao se acharao viveres,“ mit: „In jeder Stadt fanden sich keine Lebensmittel,“ übersetzt werden müssen, welches gewiss nicht seine Absicht ist. Auch finden sich in den Lesestücken seiner eignen Grammatik Beweise genug, dass todo mit nachfolgendem Artikel im Singular „ganz,“ im Plural „alle,“ aber nicht „jeder“ heisst, z. B.:

S. 115. todo o tecto, das ganze Dach.

S. 116. toda a guerra, que se ha de fazer aos Mouros, der ganze Krieg, welcher gegen die Mauren geführt werden soll. —

S. 117. entre todas as gentes e em todos os tempos unter allen Völkern und zu allen Zeiten.

Der grösste Fehler, und der auch zugleich mehr als alle andern beweist, dass Dr. Wollheim, als er die Grammatik schrieb, eine Arbeit unternahm, welcher er nicht gewachsen war, ist die Erklärung der Bedeutung der Zeitwörter ser und estar §. 50. und 51.

„Das Verbum ser wird gebraucht, um irgend ein unbestimmtes Seyn auszudrücken, z B.: ser feliz, glücklich sein."

„Estar drückt ein bestimmtes Seyn, einen Zustand aus, z. B.: estar doente, krank sein."

Diese Erklärung, welche (so wie die von todo und andre) mit der in Hammoniere's Grammatik übereinstimmt, ist ganz falsch, denn ser drückt das wirkliche, eigentliche, bestimmte Sein aus, während estar einen Zustand, eine Lage, einen Aufenthalt, eine Stellung anzeigt, und kann man bei Uebersetzung von estar fast immer das deutsche sein vermeiden und ein anderes Zeitwort (liegen, stehen, sich aufhalten, sich befinden) substituiren. Als Beweis mögen folgende Stellen aus den Lesestücken seiner eignen Grammatik dienen:

S. 113. A cidade de Goa que he patrimonio deste reyno do Portugal está situada em a terra etc.

S. 114. Este notavel pagode está em huma ilheta. — O tecto, que he o cume da rocha.

S. 116. Tanto he isto verdade.

S. 117. O feito — — he digno que etc.

S. 120. Diogo Botelho esteve catorze dias sem poder fallar.

S. 121. Perguntou-lhe se era elle parente de hum Botelho etc.

S. 125. Onde está Aquelle que fez mais etc.

Es wird wol nicht nöthig sein, mehr Beispiele von diesen und andern Fehlern anzuführen, um zu beweisen, dass die Grammatik von Dr. Wollheim, wenn sie auch richtiger als die von J. C. Müller ist, selbst den bescheidensten Ansprüchen nicht genügt.

Die neuste uns bekannte portugiesische Sprachlehre für Deutsche ist die von E. T. Bösche (Hamburg 1853. R. Kittler). Der uns schon in Brasilien bekannte Autor hat sich Mühe gegeben, eine möglichst richtige und vollständige Sprachlehre zu schreiben, aber leider ist ihm dies nicht gelungen. Herr Bösche begeht schon im Anfange den bereits bei der Grammatik von Müller gerügten Fehler, den Deutschen, der Portugiesisch lernen will, für so ungebildet zu halten, dass ihm erst erklärt werden muss, was eine Grammatik, ein Wort, eine Silbe u. s. w. ist; dabei sind die Erklärungen nicht allein überflüssig, sondern auch oft gehaltlos und falsch.

Dass Herr Bösche ausser dass ihm Müller's und Wollheim's Grammatiken zu Gebote standen, auch eine portugiesische für portugiesische Studenten benutzt hat, scheint aus dem Umstande hervorzugehen, dass er auch der portugiesischen Sprache eine Declination mit allen Casus der lateinischen Sprache aufbürdet, wobei er (Seite 10) behauptet, dass die Artikel, Hauptwörter und Adjective in den verschiedenen Casus biegsam wären. Seine eigne Declinationstabelle zeigt aber deutlich, dass dies nicht der Fall ist, und dass die Casus durch Präpositionen bezeichnet werden müssen.

Auch in dieser Grammatik ist die grosse Eigenheit der portugiesischen Sprache, den Accusativ der Person gewöhnlich mit a zu bezeichnen, ganz vergessen. Erst Seite 168 steht folgende Ungereimtheit:

„Alle activen (soll heissen: transitiven) Zeitwörter regieren den Accusativ; allein wenn sie von einem Eigennamen Gottes, eines Mannes, einer Frau oder irgend einem Hauptworte, welches deren Eigenschaft oder Titel ausdrückt, gefolgt werden, so regieren sie den Dativ, z. B.: conheço a seu pai, amo a Deos, acharao a Joao no caminho."

In der Beurtheilung über Dr. Wollheim's Grammatik haben wir schon

gezeigt, wie dieser gelehrte Herr sich hat verleiten lassen, die Form für das Wesen zu nehmen, und wenn dies nun Herrn Bösche auch einmal passirt, so dürfen wir uns nicht sehr darüber wundern.

Ueber die Stellung des Adjectivs, wenn es ein Substantiv begleitet, sagt Herr Bösche gar nichts, und die Regeln und Beispiele über den Superlativ sind ebenso falsch als die in Müller's und Wollheim's Grammatiken.

Die Declinationstabelle der persönlichen Fürwörter ist die unvollständigste und unrichtigste, welche wir kennen, denn der conjunctive Dativ und der absolute Accusativ sind fast gar nicht aufgeführt, und letzterer bei der dritten Person gleichlautend mit dem Nominativ, also ganz falsch angegeben. Dann führt Herr Bösche Seite 58 conjunctive Fürwörter an, von denen er sagt, dass sie grosse Aehnlichkeit mit den persönlichen Fürwörtern hätten; und wirklich sind sie denn auch weiter nichts als die entweder schon aufgeführten oder ausgelassenen conjunctiven Dative und Accusative der persönlichen Fürwörter, wobei aber sämmtliche Accusative der dritten Person fehlen.

Die Pronomina possessiva, von denen die conjunctiven absolute, und die absoluten relative genannt werden, sind fehlerhaft erklärt und die Erklärung der demonstrativa ist ganz falsch.

Aehnlich verhält es sich mit den relativen und interrogativen Fürwörtern z. B. Seite 68.

> „Man merke sich noch, dass cujo nicht wiederholt wird, wenn gleich die Ausdrücke oder Substantive in einfacher und mehrfacher Zahl stehen."

Die Regel ist ganz der von Hamoniere zuwider, welcher sagt:

> „En portugais on répète le relatif devant chaque nom auquel il se rapporte: O marido cuja mulher, cujas filhas sao virtuosas, deve reputar-se feliz."

Beide haben aber Unrecht, denn das Relativum cujo braucht im Allgemeinen nicht wiederholt zu werden, es muss aber vor jedem Hauptworte stehen, wenn jedes besonders hervorgehoben werden soll. Bösche führt auch (Seite 71 und 72) folgendes Beispiel an: O estado cujo governo, cujos habitantes, cujas instituçoens nos parecem preferiveis, sowie auch das obenangeführte von Hamoniere, welche beide gegen seine Regel sind.

Von der Existenz des Neutrums scheint Herr Bösche eine Ahnung gehabt zu haben, was er aber Seite 65 darüber sagt, ist nicht verständlich.

Auffallend ist noch die Unrichtigkeit in der Regel über die Zahlwörter Seite 161:

> „Von den portugiesischen Fürsten bedient man sich der Ordnungszahlen, und von den fremden Fürsten bald der Ordnungs- bald der Grundzahlen."

Es trifft sich freilich zufällig, dass von den portugiesischen Königen keiner eine höhere Zahl als X bei seinem Namen hat, doch richtet sich die Anwendung des Zahlworts bei portugiesischen und nichtportugiesischen Fürsten nach einer Regel, namlich: von I bis X werden die Ordnungszahlen gebraucht, die Zahlen, welche höher sind, werden mit einer Grundzahl bezeichnet.

Es würde uns zu weit führen, wenn wir noch mehr Fehler und Inconsequenzen anführen wollten, es genüge nur zu bemerken, dass auch diese Grammatik, ungeachtet ihrer scheinbaren Ausführlichkeit, durchaus nicht auf den Namen einer richtigen Anspruch machen kann.

Die mehrfach erwähnte Grammatik von Hamoniere ist für Franzosen geschrieben, deshalb ganz anders gehalten; aber auch sie ist, obwohl in einer neuen von F. S. Constancio nachgesehenen Auflage erschienen, voll alberner Pedanterie, Irrthümer und Fehler.

Eine portugiesische Grammatik für Portugiesen konnten wir nicht bekommen, denn der uns von Freundeshand aus Portugal gesandte: Compendio elementar da Grammatica Portugueza, composto por Carlos Augusto de

Figueiredo Vieira, von welchem 1855 die siebente Auflage erschienen ist, verdient nicht den Namen einer Grammatik. Von den 80 Seiten, woraus das Werk besteht, nimmt die Conjugation der Zeitwörter allein die Hälfte ein, und das Uebrige enthält mehr Belehrung über grammatische Formen und Erklärung grammatischer Termen, als über die Sprache selbst.

Von Wörterbüchern ist uns nur das kleine, sehr unvollständige von Dr. Wollheim und das schon vollständigere von Bösche bekannt. So wie nun Seckendorf und nach ihm Booch-Arcossy in ihren spanischen Wörterbüchern alle spanischen Wörter accentuirt haben, welches nicht allein überflüssig ist, da es durch eine einfache Regel hätte erspart werden können, und nun den Anfänger oft irre leitet, so haben nun Dr. Wollheim und Bösche die portugiesischen Wörter nicht accentuirt, obgleich es hier wünschenswerth wäre, weil für die Betonung im Portugiesischen nicht die bestimmten Regeln existiren, wie im Spanischen.

Die portugiesisch-deutschen Gespräche von Bösche (Hamburg, Hoffmann & Campe, 1836) so wie die bei R. Kittler unter dem Pseudonamen Dr. Diogo Monteiro erschienenen, können wir als sehr brauchbar empfehlen.

Portugiesische Lesebücher sind uns gar nicht bekannt, deshalb ist es gut, dass allen erwähnten Sprachlehren einige Stücke beigegeben sind. Zu empfehlen ist das, auch als geschichtliches Werk werthvolle Buch von Jacinto Freire de Andrade: Vida de Dom Joao de Castro, Quarto Visorey da India, von welchem uns drei Pariser Auflagen bekannt sind. Jeder, auch der gelehrteste Anfänger wird wohl thun, diesen Prosaiker, der zu den besten der Portugiesen gezählt wird, gehörig zu studiren, ehe er sich an die Lusiade, Sonnete und Canzonen des Camoens wagt.

Bremen. C. A. Pajeken.

Programmenschau.

Ueber Herders Stimmen der Völker im Allgemeinen und über „das Grab der Prophetin“ insbesondre. Von R. Pohl. Programm des Neustädter Gymnasiums zu Prag.

Das eben genannte nicht leicht verständliche Gedicht in Herders Sammlung ist von dem Verfasser sachlich mit Zugrundelegung des Handbuchs der Mythologie von Simrock erläutert; wir können sagen, hinlänglich, da das Gedicht in sprachlicher Hinsicht keine Schwierigkeiten darbietet. In dieser Beziehung ist von dem kurzen Programm nichts weiter zu sagen und dasselbe also nur der Vollständigkeit wegen als literarhistorischer Beitrag zu registrieren. Es ist aber auch dies Programm in seinem andern Theile nämlich im Prolog und Epilog, wieder ein Beweis, auf welcher kindlichen Stufe die Methode wissenschaftlicher Arbeiten noch so häufig in dem Kaiserstaate steht. Denn was hier im Anfang im Allgemeinen über Herders Stimmen der Völker gesagt wird, ist, obgleich daraus des Verfassers Sinn für Poesie hervorleuchtet, doch so allgemein gehalten, dass es fast einen komischen Eindruck macht, den der Verfasser, Piaristenordenspriester, sicherlich nicht bezweckte; die Schlussgedanken aber, die von Odins beschränktem Wissen auf die beschränkten hellenischen Götter, Lamach, Noah, Tharah, Abraham, Israel, hinüberwändern, sind mit Gewalt herbeigezogen. Die Beschränkung mögen sich unsere neuen Schulfreunde in Oesterreich immer noch nicht angewöhnen.

Beiträge zur Geschichte des ritterlichen steirischen Sängers Ulrich von Lichtenstein, von Dr. Rudolph Puff. Programm des Gymnasiums zu Marburg in Steiermark. 1856.

Der Verfasser gibt einige nicht uninteressante Data zu dem Leben des berühmten Dichters seiner Heimath. Er beschreibt die Reste der in Ulrichs Leben berührten Localitäten, des Lichtensteins bei Judenburg, der Frauenburg, der alten Veste Lichtenstein bei Muran, erwähnt die Quellen zur Geschichte Ulrichs, die verschiedenen nicht hier in Betracht kommenden Lichtensteinischen Geschlechter, theilt die Nachricht Ottokars von Horneck über den Dichter mit und gibt schliesslich an, in welchen Urkunden Ulrich noch besonders erwähnt wird.

Hölscher.

Miscellen.

Schiller's Jungfrau von Orleans,

in französischer und englischer Uebersetzung.

Es ist nicht ohne Interesse, einen deutschen Autor, wie Schiller, zugleich im französischen und englischen Gewande zu betrachten und kann eine Aneinanderhaltung zweier Uebersetzungen aus verschiedenen Sprachen als wirksames Mittel gelten, die Sprachen zu studiren.

Wir haben eine französische Uebersetzung der Jungfrau von Orleans vor uns, enthalten in dem Théâtre de Schiller, Traduction nouvelle par M. X. Marmier, Paris, Charpentier 1844; — und eine englische unter dem Titel: The Maid of Orleans, a romantic tragedy, translated from the German of Friederich (sic) von Schiller, London, James Burns s. a. (zu Burns' Fireside library gehörig, in welcher Sammlung auch Fables and Parables from the German of Lessing and others; Undine, from the German of Fouqué; the history of Peter Schlemihl; Popular tales, the caravan &c. by Wilhelm Hauff, Quentin Matsys from the German of Caroline Pichler; German Ballads and songs, comprising translations from Schiller, Körner, Uhland, Bürger, Goethe, Fouqué, Chamisso, Becker etc. etc. erschienenen sind). Der Uebersetzer ist Henry Thompson. Seine Uebertragung, die mit einer Widmung an den Prinz-Gemahl versehen ist, scheint sonst wenig bekannt geworden zu sein, obgleich sie es in mehr als einer Beziehung wohl verdiente, während dagegen die Marmier'sche zu den klassischen Uebersetzungen aus der deutschen Literatur gerechnet wird und um dessentwillen auch in die Bibliothèque allemande-française von Charpentier aufgenommen ist, welche von demselben Uebersetzer ein Théâtre de Goethe und die Contes fantastiques von Hoffmann (der überhaupt in Frankreich ein gewisses Renommée hat) enthält. Die französische Uebertragung ist in Prosa, wahrscheinlich weil der Uebersetzer daran verzweifelte, den fünffüssigen deutschen Jambus in den französischen Alexandriner zu übertragen, die englische dagegen hat das deutsche Versmass beibehalten und damit auf eine glückliche Weise Treue gegen das Original und poetische Färbung verbunden. Dabei kommt dem Engländer natürlich auch der verwandte Genius der beiden Sprachen sehr zu Statten und die Fähigkeit der englischen Sprache, neue Wortbildungen zu schaffen, wo der poetisch gehobene Ausdruck es erfordert.

Wir haben nun als Probe den Prolog zur Jungfrau ausgewählt und wollen im Folgenden versuchen, die bedeutsamsten Stellen im deutschen Originale mit der französischen und englischen Uebersetzung zusammenzustellen, was, wie wir hoffen, zu manchen nicht uninteressanten Bemerkungen Anlass geben wird.

Die Scene eröffnet sich bekanntlich in einer ländlichen Gegend, es treten auf Thibaut d'Arc, ein reicher Landmann, seine drei Töchter und drei junge

Schäfer, ihre Freier. Thibaut will wegen der herannahenden Kriegsgefahren seine drei Töchter verheirathen, dann sagt er:

1) Die treue Brust des braven Mann's allein
Ist ein sturmfestes Dach in diesen Zeiten.

Dies lautet französisch:

Dans un temps comme celui-ci, le coeur fidèle d'un brave homme est l'asile le plus sûr.

Dagegen in der englischen Uebertragung:

The faithful breast of the brave man alone
Is sturmproof shelter in these darksome times.

Man sieht auf den ersten Blick, dass die englische Uebertragung zu gleicher Zeit treuer und poetischer ist. Wie hätte aber auch der französische Uebersetzer eine Composition wie sturmproof shelter zu Stande bringen sollen! — Dagegen ist der Zusatz von darksome zu times gerade keine Verbesserung des Originals; wir werden aber noch häufiger Gelegenheit haben, zu sehen, dass der Engländer seine Zeile mit dem deutschen Texte nicht ausfüllen kann und daher zu Flickwörtern seine Zuflucht nehmen muss.

2) Johanna allein, die jüngste Tochter, bleibt stumm und unbeweglich. Der Vater schilt sie desshalb, Raimond jedoch, ihr Liebender, übernimmt ihre Vertheidigung. Er verlange durchaus kein augenblickliches Eingehen auf seine Wünsche.

Die Liebe meiner trefflichen Johanna
Ist eine edle, zarte Himmelsfrucht,
Und still, allmählich reift das Köstliche.

Dies lautet französisch:

L'amour de mon excellente Jeanne est un tendre et noble fruit du ciel qui mûrit peu à peu en silence.

Und englisch:

The love of my adorable Joanna
Is even a soft and noble fruit of heaven,
And costliest things come latest to perfection.

Wie matt und ächt prosaisch klingt der französische Relativsatz: qui mûrit peu à peu en silence, wie kräftig dagegen mit den beiden Superlativen das englische: And costliest things come latest to perfection.

3) Berühmt ist die Stelle, wo Johanna, nachdem sie lange in scheinbarer Theilnahmlosigkeit bei den bisherigen Vorgängen und bei der Erzählung Bertrands dagestanden, plötzlich in die Worte ausbricht:

Gebt mir den Helm!

und bald darauf

Mein ist der Helm und mir gehört er zu!

Dies lautet französisch:

Donnez-moi ce casque.

. . . .

Ce casque est à moi, il m'appartient!

Dagegen englisch:

Give me the helm!
Mine is the helm and it to me belongs!

Wie findet hier und in andern Stellen die englische Sprache in ihrer sächsischen Urkraft zugleich auch ihre Poesie wieder!

4) Eine längere Stelle, in welcher Schiller ohne Zweifel sich etwas zu sehr in die epische Breite Homer's verliert, — die Aufzählung der verschienenen Völkerschaften, welche dem Heeresbann des Herzogs von Burgund folgen — giebt gleichfalls zu einigen Bemerkungen Anlass. Sie lautet zunächst deutsch:

> Denn auch der mächtige Burgund, der Länder-
> Gewaltige, hat seine Mannen alle
> Herbeigeführt, die Lütticher, Luxemburger,
> Die Hennegauer, die vom Lande Namur
> Und die das glückliche Brabant bewohnen,
> Die üpp'gen Genter, die in Sammt und Seide
> Stolziren, die von Seeland, deren Städte
> Sich reinlich aus dem Meereswasser heben,
> Die heerdenmelkenden Holländer, die
> Von Utrecht, ja vom äussersten Westfriesland,
> Die nach dem Eispol schaun — sie folgen alle
> Dem Heerbann des gewaltig herrschenden
> Burgund und wollen Orleans bezwingen.

In französischer Prosa wird aus dieser Stelle fast eine blosse Art, durch weitschweifige Beisätze eher verwirrten, als gezierten Namenverzeichnisses, das dazu nicht einmal frei von Irrthümern ist. Es lautet:

Le puissant duc de Bourgogne y a conduit les soldats de ses vastes domaines. Liége, Luxembourg, le Hainaut, y ont envoyé leurs hommes. Ceux qui habitent la terre de Namur et l'heureux Brabant; ceux qui dans l'opulente cité de Gand se parent avec orgueil de vêtemens de soie et de velours; ceux de la Zélande dont les villes riantes s'élèvent au-dessus des flots de la mer; les Hollandais, riches du produit de leurs troupeaux; les habitants d'Utrecht, de la Frise lointaine et même les hommes voisins du pôle, suivent tous la bannière puissante du redoutable seigneur de Bourgogne et veulent soumettre Orléans.

Die englische Uebertragung giebt diese Stelle folgendermaassen wieder

> The mighty Burgundy has led his host
> From all his fair and ample territories;
> The men of Luxemburg and of Liege,
> The warriors of Hainault and fair Namur,
> And them who till the fields of rich Brabant,
> Voluptuous Ghent, in pride of rich array,
> Sends forth her silk and velvet citizens;
> And Zealand that from out the watery deep
> Rears her white crown of cities, joins the host,
> The pastoral Hollander, the men of Utrecht,
> Yea, ever West-Frieslands distant progeny,
> That skirt the icy pole, all, all attend
> The summons of the haughty Burgundy,
> To level Orleans with the dust.

Es drängen sich uns hier verschiedentliche Beobachtungen auf. Wir erwähnten schon die allgemeine Weitschweifigkeit der französischen Stelle. Dieselbe tritt besonders in dem Passus 'ceux qui dans l'opulente cité de Gand etc. auffällig hervor; so auch im Vergleiche des deutschen „heerdenmelkenden Holländer" und des französischen les Hollandais, riches du produit de leurs troupeaux. Schlimmer ist aber der Uebersetzungsfehler: les habitants d'Utrecht, de la Frise lointaine et même les hommes voisins du pôle,

während es im Deutschen heisst: die von Utrecht, ja vom äussersten Westfriesland, die nach dem Eispol schaun; der Uebersetzer scheint hier ein und hineingelesen zu haben, was nicht dasteht; die nach dem Eispol schaun, sind eben die vom äussersten Westfriesland. —

Die englische Uebertragung vermeidet durch ihr poetisches Colorit glücklich den Anstrich von Weitschweifigkeit, so namentlich in den hervorgehobenen Stellen von den Gentern:

> Voluptuous Ghent, in pride of rich array,
> Sends forth her silk and velvet citizens; —

obgleich wir die silk and velvet citizens nicht gerade besonders loben wollen. Trefflich ist the pastoral Hollander, ebenso kurz, als poetisch und der Engländer verfällt nicht in den Fehler des französischen Uebersetzers in Bezug auf die Westfriesländer, denn er sagt: West-Frieslands distant progeny, that skirt the icy pole. Am Angemessensten drückt sich jedoch immer das deutsche Original über die Friesländer aus. Es sagt nicht mit der französischen Copie: les hommes voisins du pôle noch mit der englischen that skirt the icy pole, sondern nur: die nach dem Eispol schaun. In der Beschreibung der seeländischen Städte dagegen sind das Original und die beiden Uebersetzungen jedes in seiner Art poetisch. Das Original spricht von Städten, „die sich reinlich aus dem Meereswasser heben,“ die französische Uebertragung von villes riantes qui s'élèvent au-dessus des flots de la mer und die englische von Zealand that from out the watery deep rears her white crown of cities.

5) Johanna schildert in begeisterten Worten, was der französische nationale König dem Lande ist. Auch dies ist eine längere aber berühmte Stelle. Sie lautet:

> Wir sollen keine eignen Könige
> Mehr haben, keinen eingebornen Herrn —
> Der König, der nie stirbt, soll aus der Welt
> Verschwinden — der den heil'gen Pflug beschützt,
> Der die Trift beschützt und fruchtbar macht die Erde,
> Der die Leibeignen in die Freiheit führt,
> Der die Städte freudig stellt um seinen Thron —
> Der den Schwachen beisteht und den Bösen schreckt,
> Der den Neid nicht kennet, denn er ist der Grösste,
> Der ein Mensch ist und ein Engel der Erbarmung
> Auf der feindsel'gen Erde. . . . .
> . . . .
> Der fremde König, der von aussen kommt,
> Dem keines Ahnherrn heilige Gebeine
> In diesem Lande ruhn, kann er es lieben?
> Der nicht jung war mit unsern Jünglingen,
> Dem unsre Worte nicht zum Herzen tönen,
> Kann er ein Vater sein zu seinen Söhnen?

Man vergleiche nun die französische Uebertragung:

Quoi! n'aurions-nous plus de rois à nous, plus de souverains nés sur notre sol? Le roi qui ne meurt pas, disparaîtrait du monde? Lui qui protége la charrue sacrée, qui soutient nos travaux et rend la terre fertile; lui qui donne aux serfs la liberté, qui entoure son trône de cités prospères, qui aide le faible et épouvante le méchant, qui ne connaît point l'envie parcequ'il est le plus grand; lui qui est homme et qui est un ange de miséricorde sur une terre d'inimitiés? . . . Le roi étranger qui nous vient d'une autre terre, peut-il aimer le sol où ne reposent pas les restes sacrés de ses aïeux? Celui qui n'a point passé sa jeunesse

avec nos jeunes gens, et dont le coeur ne peut être ému de nos paroles, celui-là peut-il être notre père, et pouvons-nous être ses enfants? —

Englisch:

> Shall we have no more monarchs of our own —
> No native lord? the hereditary prince,
> The king that never dies, shall from the world
> Evanish? he who guards the holy plough,
> Guards the rich pasture, fertilises earth,
> Brings forth the bondslave into liberty,
> Makes cities happy round about his throne,
> Stands by the people, terrifies the wicked;
> Who knows no envy, for he is the highest;
> Who is as man and angel of compassion
> On this discordant earth! . . . . . .
> . . . .
> But a strange prince, who comes from foreign shores,
> Of whose loved ancestors no holy bones
> Rest in this land, can he presume to love it?
> Who was not young among our youths — whose heart
> Holds no kind echo for our native speech —
> Can he be father to our country's children?

In dieser dithyrambischen Stelle ist zunächst im deutschen Originale die Anaphora des demonstrativen der zu bemerken, die indess im Französischen nicht ungeschickt in dem lui qui nachgeahmt ist, dagegen im Englischen fehlt. Aber das Französische hat andere Schwächen. Lui qui soutient nos travaux heisst es dort; dagegen im Deutschen „Der die Trift beschützt," trefflich im Englischen guards the rich pasture. Qui donne aux serfs la liberté, heisst es nüchtern Französisch für das Deutsche „Der die Leibeignen in die Freiheit führt" — und Englisch: brings forth the bondslave into liberty. Die französische Fragestellung: le roi étranger . . . peut-il aimer le sol où ne reposent pas etc. mag in Etwas der deutschen Inversion: „Der fremde König . . . kann er es lieben?" entsprechen, doch vermag die französische Sprache uns noch näher zu treten wie man aus der demnächst folgenden Fragestellung sieht: Celui qui n'a point passé sa jeunesse avec nos jeunes gens, ... celui-là peut-il être notre père. . . . Das Englische schliesst sich in voller poetischer Treue an das deutsche Original an: a strange prince, who comes from foreign shores . . . . . can he presume to love it? — und: Who was not young among our youths . . . . . Can he be father . . . Wie ausserordentlich matt und weitschweifig ist aber das Französische: celui-là peut-il être notre père, et pouvons-nous être ses enfants? — gegenüber dem Deutschen: „kann er ein Vater sein zu seinen Söhnen?" — und dem Englischen: can he be father to our country's children? — Dagegen ist in der englischen Uebertragung nicht zu loben: who is as man and angel of compassion on this discordant earth . . ., richtiger sagt hier das Französische: lui qui est homme et qui est un ange de miséricorde sur une terre d'inimitiés, da das deutsche Original hat: „Der ein Mensch ist und ein Engel der Erbarmung auf der feindsel'gen Erde." Hier hat der Engländer das Disjunctive des Deutschen und nicht genug beachtet. Es hätte daher wohl heissen müssen: who is a man and angel of compassion oder: who is as man an angel of compassion.

6) Die Schlussworte des abgehenden Thibaut, bekanntlich nach shakspearscher Weise bei Schiller in Reimen (1 und 4, 2 und 3), zeigen die ausserordentliche Wirkung, die poetischer Gedanke, Reim und Versmaass vereint auf das Gemüth des Hörers und Lesers auszuüben vermögen. Sie lauten im deutschen Originale:

Die Flamme brenne unsre Dörfer nieder,
Die Saat zerstampfe ihrer Rosse Tritt,
Der neue Lenz bringt neue Saaten mit,
Und schnell erstehn die leichten Hütten wieder.

Dies lautet nun französisch:

Quel l'incendie consume nos villages, que leurs chevaux foulent à leurs pieds nos moissons, un nouveau printemps enfante de nouveaux germes, et nos légères cabanes seront facilement reconstruites.

Englisch dagegen:

His fires may sweep each village from the plain,
Our new-sown fields be trampled by his steeds,
But the new spring will bring with it new seeds,
And our light huts be quickly reared again!

Wir wollen in dem deutschen Originale den Wechsel von Subject und Object in den Anfangsworten der beiden ersten Zeilen: Die Flamme brenne unsre Dörfer nieder (Subject) und: die Saat zerstampfe ihrer Rosse Tritt (Object) — nicht gerade loben; allein die französische Wiederholung von leurs chevaux und leurs pieds ist auch nicht gerade schön und der Wechsel in der Beziehung des Pronomens leurs chevaux = les chevaux des ennemis und leurs pieds = les pieds des chevaux noch viel weniger.

Im Englischen ist die Zweideutigkeit des deutschen Originals durch den Uebergang vom Activ ins Passiv his fires may sweep und our new-sown fields be trampled glücklich vermieden. Was aber die Hauptsache ist, der Wohllaut der deutschen Verse ist in der französischen Uebertragung gänzlich verschwunden und es fehlt daher auch dort dem abgehenden Thibaut aller poetische Nachhall, der dagegen in der englischen Uebertragung recht kräftig hervortritt, die wiederum durch poetische Treue glänzt.

7) Schliesslich betrachten wir noch die letzte Strophe des Monologes der Jungfrau, welche zugleich die Schlussstrophe des Prologes ist. Auch hier zeigt sich die mächtige Wirkung des schönen Vereins von Reim und Versmaass mit poetischen Gedanken.

Ein Zeichen hat der Himmel mir verheissen,
Er sendet mir den Helm, er kommt von ihm,
Mit Götterkraft berühret mich sein Eisen,
Und mich durchflammt der Muth der Cherubim,
Ins Kriegsgewühl hinein will es mich reissen,
Es treibt mich fort mit Sturmes Ungestüm,
Den Feldruf hör' ich mächtig zu mir dringen,
Das Schlachtross steigt und die Trompeten klingen.

Französisch lautet dies:

Le ciel m'appelle par un signe, il m'envoie ce casque. C'est de lui que ce casque me vient. En le touchant, j'éprouve une force divine et le courage des chérubins pénètre mon coeur. Ce sentiment m'entraîne dans le tumulte de la guerre et me pousse en avant avec la force de l'orage. J'entends le cri puissant des combats qui résonne jusqu'à moi, le cheval de bataille frappe du pied la terre, et la trompette retentit.

Englisch aber:

A token Heaven hath shewn — I know it well!
He sends to me the casque! it comes from Him!
With might divine I feel my bosom swell!

The spirit of the flaming Cherubim
With force supernal nerves each feeble limb,
And wild as tempest sweeps the midnight sky
Forth urges to the iron conflict grim!
Hark through me peals my country's battle-cry!
The trumpet's fierce acclaim! the mustering chivalry!

Es zeigt sich hier zunächst die Mattigkeit des Französischen: il m'envoie ce casque. C'est de lui que ce casque me vient, gegenüber dem deutschen: Er sendet mir den Helm, er kommt von ihm, und dem englischen: he sends to me the casque! it comes from Him! — Und nun gar: en le touchant j'éprouve une force divine, kann es etwas Matteres und Prosaischeres geben? doch auch das Englische: With might divine I feel my bosom swell — kommt dem Deutschen: „Mit Götterkraft berühret mich sein Eisen“ nicht gleich. Und nun wieder statt des energischen Deutschen: „Ins Kriegsgewühl hinein will es mich reissen“ — ce sentiment m'entraîne dans le tumulte de la guerre —, ce sentiment, welches jämmerliche Flickwort! — Auch hier ist das Englische trefflicher. Doch auch dieses ist nicht überall zu loben: so enthält dessen erste Zeile a token Heaven hath shewn — I know it well! in den letzten Worten einen unschönen Zusatz, veranlasst durch die Kürze des Englischen, das mit den deutschen Texteswosrten keine Zeile füllen konnte, während der Uebersetzer dagegen für die deutsche Zeile: „Und mich durchflammt der Muth der Cherubim“ — zwei Zeilen aufwendet.

Betrachten wir aber endlich die beiden Schlusszeilen in dem Originale und den beiden Uebertragungen, so fällt das Französische am Weitesten ab: J'entends le cri puissant des combats qui résonne jusqu'à moi, le cheval de bataille frappe du pied la terre et la trompette retentit, und dagegen das Deutsche:

Den Feldruf hör' ich mächtig zu mir dringen,
Das Schlachtross steigt und die Trompeten klingen.

trefflich wiedergegeben in dem Englischen:

Hark! through me peals my country's battle-cry!
The trumpet's fierce acclaim! the mustering chivalry!

Neubrandenburg. Dr. M. Maass.

Recept gegen das Abschreiben.

Um die Schüler am Abschreiben ihrer Exercitien zu hindern, habe ich ihnen in der Klasse von Jahr zu Jahr wohl einmal vorgerechnet, auf wie viel verschiedene Weisen ein nur ganz kurzer lateinischer Satz, selbst völlig abgesehen von der Wortstellung, grammatisch richtig ausgedrückt werden kann. Die Zeit, die dazu gebraucht wird, ist kurz — ein paar Minuten; der Vortheil, den die Kenntnissnahme der verschiedenen Ausdrücke bringt, allein hinreichend, diesen Zeitverlust zu rechtfertigen. Aber das auffallende Ergebniss scheint auch ganz geeignet, die Schüler vor dem Abschreiben zu warnen.

Ich wählte dazu mehrmals aus Schulz Aufgaben, Cursus II, 13 den Satz

Der Feldherr des feindlichen Heeres liess die Stadt mit einer Mauer und einem Graben umgeben; denn so glaubte er, dass sein Heer vor jedem Angriff sicher sein werde.

Dux exercitus hostium urbem muro et fossa circumdari jussit; ita enim putabat se et exercitum ab omni impetu tutum fore.

Es sind 20 Wörter im Lateinischen, und dennoch sind, — ohne die verschiedene Stellung der Wörter zu berücksichtigen, — 174,673,948,992 richtige Ausdrucksweisen, — ja noch viel mehr, möglich.

Nämlich ich setze:

1) statt dux — imperator; das macht 2 Fälle
2) oder praetor (Nepos) = 3 „
3) statt hostium — hostis oder hostilis = 9 „
4) statt exercitus hostium — copiarum hostis oder copiarum hostium oder copiarum hostilium = 18 „
5) statt urbem — oppidum = 36 „
6) statt muro — moenibus = 72 „

ferner 7) urbi (oppido) murum (moenia) et fossam — = 144 „

ferner 8) urbem (oppidum) muro (moenibus) et fossa circumdandam (circumdandum) curavit; macht nach Nro. 6 wieder 72 Fälle

9) urbi (oppido) murum et fossam circumdandum curavit (auf murum vorzugsweise bezogen nach Nro. 5. 36 „
oder circumdandam curavit auf fossam, das letzte Wort, bezogen; (man vergl. Cic. pro Cluent. 53, 146. Mens et animus et consilium et sententia civitatis posita est in legibus) nach Nro. 5. 36 „
oder circumdanda curavit (Billroth §. 172, I, 2, 6.) nach Nro. 5. 36 „

10) urbi (oppido) moenia et fossam circumdanda curavit. nach Nro. 5. 36 „

zusammen 216 Fälle; also 360 Fälle.

Oder, da Cäsar oft sagt Caesar murum duxit, fossam duxit, kann auch gesagt werden:

11) urbem (oppidum) muro (moenibus) et fossa circumdedit nach Nro. 6. 72 Fälle

oder 12) urbi (oppido) murum (moenia) et fossam circumdedit nach Nro. 6. 72 „

zusammen 144; also 504 „

Ferner brauche ich

13) statt et die Conjunctionen que, ac, atque, so wie et — et, que — que, et — que, que — et, quum — tum
Dies gibt die achtfache Zahl der Ausdrucksweisen zu den früheren hinzu, macht zusammen 4,536 „

statt ita 14) sic, hoc modo, illo modo, eo modo, hac ratione, illa ratione, ea ratione; dadurch wächst die Zahl der Ausdrucksweisen auf das Achtfache 36,288 „

statt enim 15)	nam, namque, etenim, quippe (quum, quod sollen gar nicht berücksichtigt werden)	181,440 Fälle
oder 16)	ohne Causalpartikel quo modo, qua ratione gibt das Doppelte von Nro. 13 hinzu	190,512 „
st. putabat 17)	existimabat, arbitrabatur, opinabatur, suspicabatur, rebatur, ducebat. (Cicero: ducebat se regem esse) credebat, judicabat, censebat, sentiebat, exspectabat, (confidebat gar nicht in Anschlag zu bringen) persuasum sibi habebat, (Caes. d. b. G. III, 2) persuasum habebat, persuasum ei erat, ipsum et exercitum etc. sibi videbatur ipse et exercitus tutus fore u. s. w. oder mit den Perfecten putavit, existimavit etc. Dies gibt das Zweiunddreissigfache	6,096,384 „
Oder 18)	ohne nam, etc. mit den Participien putans, existimans, arbitrans, arbitratus, opinans, opinatus, suspicans, suspicatus, ratus, ducens, credens, judicans, censens, sentiens, exspectans, persuasum habens (persuasum sibi habens, confidens, confisus nicht gerechnet) dies gibt das Sechzehnfache von Nro. 14 dazu = 580,608; also	6,676,992 „
Statt se, 19)	sese. Die beiden letzten der in Nro. 17 erwähnten Verba lassen diese Veränderung nicht zu. Die Vervielfältigung von Nro. 16 erfolgt für die Verba also nur 28 mal, für die Participien 16 mal von Nro. 14. also zusammen 5,334,336 + 508,608 = 5,914,944; zusammen	12,591,836 „
st. exercitum 20)	copias	25,183,972 „
Statt et 21)	atque, que, et — et, que — que, et — que, que — et, quum — tum; gibt das Achtfache	201,469,376 „
und 22)	ac wenigstens vor copias, giebt nach Nro. 20 die Summa von Nro. 19 dazu; zusammen	214,061,212 „
23)	Zu exercitum kann man suum (zu copias, suas) hinzufügen; oder mit persuasum ei erat sagen ipsum et exercitum ejus, oder endlich ipse et exercitus ejus sibi videbatur; also das Doppelte	428,122,424 „
Statt 24)	ab omni impetu	
auch	ab omni vi, (vim sustinere = impetum sustinere)	
oder	ab omni impugnatione,	

ab omni aggressione,
ab omni invasione, (invasu nicht zu rechnen)
ab omnibus incursionibus,
ab omnibus excursionibus,
ab omni incursu: gibt 7 mal so viel dazu: 3,424,979,392 Fälle

25) oder ad omnem impetum, ad omnes impetus, ad omnem vim, ad omnem impugnationem, etc. (wie Livius sagt tutus ad omnes ictus;) gibt das Neunfache von 23, = 3,853,101,816 dazu 7,278,081,208 „

26) Statt omni (omnibus, omnem, omnes) quovis (quavis etc.) quolibet (qualibet etc.) gibt das Doppelte dazu: 21,834,243,624 „

27) Statt tutum — tutos (oder bei sibi videri: ipse et exercitus sibi tuti fore videbantur) 43,668,487,248 „

28) Statt fore — futurum esse (futuros esse, futuri esse) 87,336,974,496 „

29) Oder futurum (futuros, futuri) ohne esse 174,673,948,992 „

Manche Ausdrucksweisen wie se cum exercitu, se cum copiis, desgleichen putabat fore ut ipse et exercitus tutus esset oder tuti essent und dergleichen mehr sind ganz vernachlässigt. Denn die Zahl ist auch so gross genug.

Da eine jede dieser Ausdrucksweisen einer bestimmten Vorstellung entspricht, so lässt eine solche Berechnung zugleich einen Blick in den Reichthum des Geistes thun, der an einer so einfachen Sache so viele Nüancen der Vorstellung aufzufassen, an einem so einfachen Satze so viele Nüancen des Ausdrucks anzubringen im Stande ist.

Gesetzt, es schreibt jemand den Satz 10 mal in einer Minute, also 600 mal in einer Stunde, und — 12 Stunden Arbeitszeit gerechnet — 7200 mal an einem Tage, so macht das 2,628,000 mal im Jahre; dann würden doch noch mehr als 66,466 Jahre nöthig sein, um nur die sämmtlichen hier berücksichtigten Veränderungen des Satzes aufzuschreiben.

Wenn nicht die Schüler gewohnt wären, immer nur nach den nächsten Ausdrücken zu greifen, so würde, wenn zwei unter ihnen den Satz ganz gleich haben, die Wahrscheinlichkeit 174,673,948,992 gegen 1 sein, dass der eine vom andern abgeschrieben hat. Aber immer bleibt die Wahrscheinlichkeit gross.

Aehnliche Uebungen lassen sich natürlich auch in den neueren Sprachen anstellen; auch können den Schülern selbst solche Aufgaben gegeben werden, um sie zur Aufsuchung und zum Behalten sinnähnlicher (synonymer) Ausdrücke zu veranlassen. Derartige Exercitien würden die beste Vorbereitung vor der Besprechung und Unterscheidung der Synonymen selbst bilden. Ich glaube daher, dass Lehrer, welche eine Anzahl französischer und englischer Sätze mit Angabe der möglichen Variationen aufstellen wollten, sich ein Verdienst erwerben würden.

Berlin. H. J. Heller.

Im Verlage von R. Decker in Berlin ist eine neue Tragödie von F. A. Maercker erschienen: Karl Martell. Der Name dieses Helden ist zu bekannt, als dass wir über ihn etwas hinzuzusetzen brauchten. Es kann hier nur darauf ankommen, wie ihn der Verfasser für seine Dichtung gestaltet hat. Unseres Wissens erscheint er hier zum ersten Male als tragischer Held. Maercker stellt ihn nicht als einen christlichen Glaubenshelden im Kampfe

gegen die Diener Allahs dar, sondern als den übermächtigen Majordomus, der sich statt der entarteten Erben des Merovech zum Könige machen will: es ist also der Conflikt einer neuen auf That und Geist ruhenden Macht gegen die Herrschaft, welche vom Fortschritte der Zeit überflügelt und sie nicht mehr begreifend, ihre ganze Stütze nur noch in der Tradition und in den eigensüchtigen Interessen des Adels und der Kirche hat. So spricht Karl im ersten Acte:

Ein Schatten meiner Thaten ist der König
Und will nun ernten, was mein Schwert gewann?
Gleich einem Traumbild' alten Ruhmes schweift er
Durch's Haupt der Franken, wenn der Schlaf sie bannt;
Weckt sie der Tag, so jauchzen mir sie zu,
Ihr Schutz und Hafen, wenn sie Sturm umtobt.
Da gilt es König sein, da gilt der Mann
Im Kön'ge, doch die Völker schrien umsonst
Um Trost, um Hülfe von des Morwech Thron,
Als unabwendbar aller Reiche Loos
Ins Schwert der Saracenen schien gelegt.
Errettung sandte Gott durch meinen Muth.

Indess hatte Karl durch Beraubung der Kirchen für seine Kriegszwecke und durch Hintansetzung des hohen Adels viele schwer verletzt. Der Gang, den die Tragödie nimmt ist der, dass nach dem im ersten Acte erfolgenden Tode des Königs Theodorich, von den Grossen und den Bischöfen die Königin als Regentin für ihren minderjährigen Sohn eingesetzt wird, und gegen diese hat Karl nun den Hauptkampf zu bestehen. Er lässt sie gefangen setzen und will sie zur Verzichtleistung auf das Königthum bewegen; sie aber bleibt standhaft (Act. IV:)

Was auch des Schicksals allzuschwere Hand
Mir und den Meinen noch verhängen könnte,
Eins glaube mir: ich sterb' als Königin!

Da sich alles im Aufruhr gegen Karl erhebt, wählt er freiwilligen Tod, um seinem Hause die Herrschaft zu retten:

Wer herrschen will, der muss zu sterben wissen.

Karls letzte Worte an seinen Sohn und Nachfolger Pipin sind:

Versöhne Thron und Kirche.

Ueber Karls Leiche reichen sich der Bischof Renatus und Pipin die Hand und die Tragödie schliesst mit dem Spruche:

Nur wo die Kirche segnet, siegt das Schwert.

Dies ist der einfache Gang einer Tragödie, deren bewegende Momente in dem Kampfe Karls mit der Königin am Schlusse des dritten und vierten Actes liegen. Als zwei hervorragende Stücke dürfen wir ausserdem den Monolog der Königin im vierten Acte im Gefängnisse, und den Karls vor seinem Tode im fünften Act bezeichnen. Bei der Bedeutung des Gegenstandes und der aus der Alexandrea und aus den Gedichten des Verfassers her bekannten und anerkannten Behandlung der Sprache und des Verses, fügen wir nur noch hinzu, dass für Karl Martell kein antikes Metrum, wie für die Alexandrea, gewünscht werden durfte und dass der moderne fünffüssige Jambus beibehalten ist, so schwer es dem Verfasser auch geworden sein mag, auf die Schönheit und die Fülle des Trimeters zu verzichten. Im Allgemeinen aber glauben wir aussprechen zu dürfen, dass hier nach Sprache und Sache ein Werk vorliegt, das von Seiten aller Gebildeten eine um so tiefer greifende Beachtung finden wird, als es seinem Vorwurfe nach dem deutschen Publikum viel näher liegt, als die Idee des grossen Macedoniers und die von

ihm erstrebte Mischung der Völker des Orients und des Abendlandes, um zu einer universellen Gestaltung der Menschheit zu gelangen. Mit Karl Martell stehen wir inmitten der noch bis auf diese Stunde dauernden Conflicte der factischen und der wirklich berechtigten Herrschergewalt. Auch dürften die schönen Worte des Baiernfürsten Odito im vierten Acte, über Deutschland, die verdiente Beachtung finden, wenngleich sie der Bischof Renatus mit der höhnischen Bemerkung aufnimmt:

Ihr guten Deutschen, rafft zum Krieg' euch auf!
Braucht Rom den Frieden, bannt ein Wink euch wieder.

I. Goethe. Herrmann und Dorothea.

Die neueste Ausgabe dieses Gedichtes bei Vieweg (sicher auch die älteren), so wie der mit der lateinischen Uebersetzung des Grafen Joseph von Berlichingen verbundene deutsche Text Stuttgart 1828 bieten in dem zweiten Gesang eine bemerkenswerthe Abweichung von den Cottaschen Ausgaben. Hier nämlich sagt der Vater in der Ansprache an seinen Sohn:

Denn die Arme wird doch nur zuletzt vom Manne verachtet,
Und er hält sie als Magd, die als Magd mit dem Bündel hereinkam.
Ungerecht bleiben die Männer, und die Zeiten der Liebe vergehen.

Bei Cotta fällt, was der Regel angemessen scheint, die Conjunction und im letzten Verse fort. Gleichwohl wird man sagen können, dass der Anstoss bei richtigem Vortrag für das Ohr völlig verschwindet, die Conjunction selbst bei einem abschliessenden Gedanken wohl am Orte ist. Dazu kommt, dass Goethe selber den regelwidrigen Vers scheint gebilligt zu haben. Wenigstens berichtet Ad. Stahr Goethe's Iphigenie auf Tauris in ihrer ersten Gestalt 1839 S. 21: der jüngere Voss habe einst voll philologischen Eifers „einen siebenfüssigen Hexameter (wenn wir nicht irren in Hermann und Dorothea)“ nachgewiesen. „Wirklich so ist's,“ rief Goethe aus, nachdem er den Vers angesehen. „Aber da die Bestie doch einmal dasteht, so mag sie stehn bleiben.“

Giebt es noch sonstige Belege für diese Anecdote oder ähnliche Beispiele Goethischer Verslicenzen?

II. Schiller.

Das Distichon:

Siehe, wir hassen, wir streiten, es trennet uns Neigung und Meinung;
Aber es bleichet indess dir sich die Locke, wie mir,

führt in den neueren Ausgaben die Ueberschrift: Das gemeinsame Schicksal, während es im Register mit den Worten „das gemeine Schicksal“ aufgeführt wird. An beiden Stellen heisst es im Musenalmanach von 1797: Das gemeinsame Schicksal.

Das Ideale und das Leben.

In der 12. Strophe weicht die neuere Collectivausgabe der deutschen Classiker (Stuttgart 1853), wie die ihr zu Grunde liegende, von Meyer besorgte Textrevision der Gedichte 1847 auffallend von dem Originaldruck in den Horen 1795 ab, ohne dass, was doch sonst Grundsatz bei Meyer ist, die Abweichung angezeigt wäre. Früher las man nämlich:

Wenn der Menschheit Leiden euch umfangen,
Wenn dort Priams Sohn der Schlangen
Sich erwehrt mit namenlosem Sehmerz.

Jetzt heisst es in der zweiten Zeile:

Wenn Laokoon der Schlangen.

Hat Schiller selbst in einer Art von historischem Purismus die Aenderung getroffen; hat der arme Priamide gegen die kahle Substitution des blossen Namens bei ihm keinen Schutz gefunden, dem Dichter kein Freund zur Seite gestanden, der den Laokoon als Priams Sohn so gut sich gefallen liess, wie die Römer ihr Aeneadae u. dgl.?

Und endlich, um auf die prinzipielle Frage doch andeutend zu kommen, war Meyer berechtigt, alle handschriftlichen Aenderungen, die Schiller zum Behuf des Druckes getroffen, ohne diesen selbst zu erleben, in den Text aufzunehmen?

Bei der Bürgschaft hat sich die öffentliche Stimme bereits für das Gegentheil ausgesprochen. —

III. Mendelssohn.

Unter den Proben rabbinischer Weisheit (Engel's Schriften. I. (1801) S. 295 ff.) enthält die 5. Erzählung die „Unterredung eines Weltweisen mit einem Rabbi."

Ihr Gespräch bezieht sich zunächst auf den Götzendienst, und der Weltweise wirft die Frage auf, warum Gott die Götzen nicht austilge. — „Ja," versetzte der Rabbi, „wenn die Thoren bloss Dinge anbeteten, an welchen weiter nichts gelegen wäre. Allein sie beten auch Sonne, Mond, Gestirne, Flüsse, Feuer, Luft, u. dgl. an. Soll der Schöpfer, um dieser Thoren willen, seine Welt zu Grunde richten? Wenn jemand Getreide stiehlt und es einsäet; soll das Getreide nicht aufschiessen, weil es gestohlen ist? Soll eine sündliche Beiwohnung darum nicht fruchtbar seyn, weil sie sündlich ist? O nein! der weise Schöpfer lässt der von ihm selbst so wohl geordneten Natur ihren Lauf. Der Unverständige, der sie missbraucht, wird schon zur Rechenschaft gefordert werden." —

Die gesperrten Worte sind ohne irgend welchen Grund, der für Männer Geltung hätte, und ohne Andeutung der Lücke in den gesammten Schriften VI (1845) S. 440 fortgelassen.

IV. Stammbücher.

Hoffmann von Fallersleben sagt in seinen Spenden zur deutschen Literaturgeschichte I. (1844) S. 27: Der Gebrauch der Stammbücher gehört gewiss schon dem XIII. Jahrhundert an, lässt sich aber mit Gewissheit erst am Ende des XV. nachweisen.

Anders: (Friedländer) Von Stammbüchern und Rebus. Berlin 1855. „Das Alterthum und das Mittelalter kannten das, was wir heute Stammbücher nennen, nicht; die erste Spur davon findet man im 16. Jahrhundert."

Ich kenne die Quellen beider Männer nicht; ihr Widerspruch aber zeigt, dass sie weder allgemein bekannt noch zugänglich sind.

Mittheilungen über und aus älteren Stammbüchern bieten in der jüngsten Zeit: Das April- und Maiheft von Petzholdts Anzeiger Jahrgang 1856; die Mecklenb. Jahrbücher desselben Jahres und das Decemberheft des Anzeigers für Kunde der deutschen Vorzeit 1857.

Neustrelitz. Fr. Latendorf.

Schamyl.

Auf weitem Halbrund vor der Moschee
  In der Tscherkessen Lande,
Da lagen, verzehrt von Kummer und Weh
  Im ärmlichen Trauergewande
Fraun, Männer, Greis' und Kinder der Stadt
Dargo, von langem Fasten matt,
  Und gekommen aus ferner Weite
  Die Tschetschenzen gesondert zur Seite,
All aufs Gesicht zur Erde gestreckt,
Von Schamyls, des Fürsten Befehle geschreckt;
  Sie harrten der Oeffnung der Pforte,
  Und summten betende Worte.

Und endlich klaffet das heilige Thor;
  Von der rothen Tschucha umfangen,
Schreitet Feldherr, Prophet, Schamyl hervor,
  Hohläugig, erblichen die Wangen.
Und er winkt, da richtet vom Boden sich auf
Stillschweigend des Volkes gesammter Hauf.
  Durch die Dienerschaft, die Müriden,
  Zu seiner Linken beschieden,
Nahn ihm der Tscheschna Gesandten jetzt.
Langsam in verschleiernder Tschadra zuletzt
  Tritt Chanum, die würdge Matrone,
  Die Mutter, zur Rechten dem Sohne.

Noch ists, als sei er der Sprache beraubt;
  Trotz halbgeöffnetem Munde:
Nun hebt er empor das gesenkte Haupt,
  Und aus Herzens innerstem Grunde:
„Gott, du bist gross, und Muhamed, —
So ächzet er, — ist dein Prophet,
  Und dein Gebot unverletzlich,
  Wie hart es auch und entsetzlich!“
Noch flüstert er, die Stimm' ist schwach,
Doch wird sie lauter allgemach,
  Indem er zum Volk gewendet
  Die zürnenden Wort' entsendet:

„Bewohner Dargo's, Männer und Fraun,
  Eine Kund' euch hab' ich zu bringen;
Doch wird sie mit Schauder und mit Graun
  In Ohr und Herz euch dringen.
Seht diese Männer! Der Tschetschen Land
Hat sie geboren und hergesandt,
  Und will, der Furcht nachgebend,
  Und vor den Giauren erbebend,
Nicht achtend, die sie schworen, die Pflicht,
Vor Allah's heiligem Angesicht —
  Weh über die freche Gemeinde! —
  Sich unterwerfen dem Feinde.

Was sprechen sie zur Entschuldigung?
  Vernehmet ihre Rede!
Sie sagen, sie seien nicht stark genung
  Zu siegen in offener Fehde.

Fast aufgerieben in Einer Schlacht
Sei ihre ganze Mannesmacht,
Das Opfer ihres Lebens
Sei nichtig und vergebens. —
Wollt kriechen ihr also unter das Joch?
Wie! Heisst das leben? So sterbet doch!
Habt ihr die Freiheit vergessen?
Euch fluchen wir Tscherkessen.

Doch weil sie gefürchtet sich und geschämt,
Ihr Wort mir vorzutragen,
So haben sie sich zur List bequemt,
Und meine Mutter mit Klagen,
Vielleicht auch mit Geschenken bethört,
Dass diese, was sie von ihnen gehört,
Zu melden mir versprochen —
Weh mir! nun wirds gerochen. —
Meine Mutter, o, ich bete sie an,
Ein edles Weib ists, doch nicht Mann,
Ihre Thränen sah ich rinnen,
Fast kam ich selbst von Sinnen.

Nichts gab ich zur Antwort, sann und sann,
Ohn' ihr Begehren zu stillen,
Bis dass ich den kühnen Entschluss gewann,
Zu erforschen Muhameds Willen;
Worauf stumm winkend ich gehen sie hiess,
Und All' hieher euch bescheiden liess,
Willfährig mir beizustehen
Mit beharrlichem Beten und Flehen.
So haben drei Tag' und Nächte wir,
Ich in der Moschee, und draussen ihr,
An des Heiligthumes Stufen
Den Propheten angerufen.

Nun endlich hat unser Weh und Ach
Der Erhörung er würdig gehalten;
Doch wie vom Blitz mit des Donners Gekrach
Die Eiche liegt zerspalten,
So hat mich getroffen sein richterlich Wort:
Nach Allah's Willen soll ich sofort
Mit Peitschenhieben zerfleischen,
Mit hundert — das ist sein Heischen —
Ich selber, den ersten, dessen Mund
Mir machte den frevelnden Vorsatz kund —
O Forderung, herbste, schwerste! —
Meine Mutter war diese erste.

Doch Gott ist gross und Muhamed,
Sein Gebot ist unverletzlich.
Geschehn muss, was befahl der Prophet,
Wie hart es sei und entsetzlich." — —
Er sprach es, und wie auch Chanum schreit,
Und das Volk wehklagt mit murrendem Leid,
Es gibt sich dennoch zufrieden.
Und er winkt aufs neu den Müriden.

Die entblössen der Chanum den Rücken, es schwirrt
Die Peitsch', und der Sohn, der zärtliche, wird
Um Gehorsam Gott zu beweisen,
Der Henker der Mutter, der greisen.

Doch kaum dass der fünfte Hieb sich schwang
Auf die arme Dulderin nieder,
Als röchelnd sie mit dem Tode rang,
Und wie leblos krümmte die Glieder.
Und dem Henker, vor dem sich das Opfer wand,
Fiel das Marterwerkzeug aus der Hand.
Als wollt' er die Missethat büssen,
Sank nieder er ihr zu Füssen.
Der Todtenstille folgt ein Gebraus,
Und die Hände streckten sich allesammt aus,
Auf dass er sich mög' erbarmen
Der Mutter, der edlen, armen.

Auf springt vom Boden Schamyl und schau,
Mit ganz veränderten Zügen!
Wie thront im Aug', auf Stirn und Brau
Ein strahlendes Vollgenügen.
Was ist's das ihm Verklärung lieh?
Denn so, wie jetzt, blickt' er noch nie.
Was hat sich sein bemeistert?
Ist entgeistert er oder begeistert?
Er schlägt zum Himmel den Blick empor,
Und Alles ist Aug' und Alles ist Ohr,
Er ist der Gottheit Vertrauter;
Und lauter ruft er und lauter:

„O Gott du bist gross, und Muhamed,
Ich fleht' euch an inbrünstig,
So eben habt ihr erhört mein Gebet,
Denn ihr erlaubt mir günstig,
Der rächenden Strafe Rest insgesammt,
Zu dem ihr die theure Mutter verdammt,
Allein auf mich zu nehmen;
Und ich will mich mit Freuden bequemen."
Er sprichts, wirft ab die Tschucha voll Ruh,
Und herrscht den Müriden drohend zu,
Dass sie ihm, dem Schamyl, sonder Weilen
Die fehlenden Streich' ertheilen.

Er gebeuts und die Diener gehorchen erschreckt;
Und vom bleibelasteten Riemen
Mit Striemen wird der Imam bedeckt,
Fünf und neunzig blutigen Striemen.
Er zuckt nicht, gibt kein Zeichen von Schmerz,
Sein Leib ist eisern, so scheints, wie sein Herz. —
Vorbei ists. Aufs neu umwerfend
Die Tschucha, die Blicke schärfend,
Spricht er: „Ihr, deretwegen hart
Mir die theure Mutter gezüchtigt ward,
Tschetschenzen, ihr Bösewichter,
Ihr steht vor eurem Richter." —

Die Gesandten sinken auf die Knie
Zu des zürnenden Herrschers Fusse.
Augenblicklicher Tod erwartet sie
Als ihres Vergehens Busse.
Und Alles war stumm und erwartungsvoll,
Doch keiner der Schauenden zweifelte wol;
Nur während rasche Sekunden
In bänglichem Harren schwunden,
Vernahm man im Staub auf der Lagerstätt'
Ein leis, der Gesandten Sterbegebet,
Das Schwert der Müriden blinkte,
Sie zu tödten, sobald er winkte.

Schamyl tritt näher zu ihnen hinan,
Hebt auf sie mit eigenen Händen:
„Verflucht sei, der das Unheil ersann,
Mit Unheil musst' es enden.
Verzeih, geliebte Mutter, ich musst',
Ich duldete selber für dich mit Lust.
Gott und der Prophet hat gerichtet!
Doch zu Weitrem nicht bin ich verpflichtet.
Drum mögt ihr, Tschetschenzen, nach Hause gehn,
Und erzählen, was hier ihr gehört und gesehn;
Doch lasst euch erblicken hier nimmer!
Gott schont der Feigen nicht immer." —

Den Tschetschenzen ists, als wärs ein Traum,
Als sie das Wort vernahmen.
Sie küssten mit Inbrunst des Mantels Saum
Dem Schamyl, dem wundersamen.
Sie bitten der Mutter die Schmähung ab,
Und ergreifen ermutigt den Wanderstab,
Doch das Volk, den Fürsten umringend,
Ruft, Dank und Preis ihm bringend:
„Gott und des Propheten Zorn ist gestillt,
Doch der Held Schamyl ist menschlich und mild.
Wir folgen dir, Herr und Meister,
Ging's gegen der Hölle Geister!" —

„Nicht gegen die Geister, — ruft Schamyl, —
Nein, gegen die lebenden Giauren!
Wir haben auf Erden hier unser Ziel,
Die Tschetschenzen lasst sie uns dauren!
Sie haben nicht Kampfes, nicht Ruhmes Begier,
Sie sind nicht todesmutig wie wir.
Ja ihr, was steht ihr und weilet?
Ihr Boten, laufet und eilet!
Doch, hoff' ich, kommen wir vor euch an,
Wir Lands- und Kriegsgenossen, wolan!
Wir wollen, wir sind Tscherkessen,
Mit den Giauren siegend uns messen."

K. L. Kannegiesser.

Bibliographischer Anzeiger.

Allgemeines.

W. Th. Lowndes, The Bibliographer's manual of English literature. Part IV. (Leipzig, Weigel.) $1^1/_6$ Thlr.

M. Lazarus und H. Steinthal, Zeitschrift für Völkerpsychologie und Sprachwissenschaft. (Berlin, Dümmler.) 1. Heft 15 Sgr.

Lexicographie.

F. A. Weber, Handwörterbuch der deutschen Sprache. 7. Aufl. (Leipzig. Tauchnitz.) 2 Thlr.

D. Sanders, Wörterbuch der deutschen Sprache. 5. Lfrg. (Leipzig, O. Wigand.) 20 Sgr.

W. Hoffmann, Vollständigstes Wörterbuch der deutschen Sprache. 55. Heft (Leipzig, Dürr.) $7^1/_2$ Sgr.

Deutsches Wörterbuch von Jacob & Wilhelm Grimm. III. 2. III. 3 und II. 7. Lfrg (Leipzig, Hirzel.)

C. F. L. Wurm, Wörterbuch der deutschen Sprache. 5. Lfrg. (Freiburg i. Br., Herder.) 20 Sgr.

W. v. Gutzeit, Wörterschatz der deutschen Sprache Lievlands. 1 Lfrg. (Leipzig, Fleischer.) 1 Thlr.

I. D. Imhorst, Taschenwörterbuch der allgemeinsten Schiffsausdrücke in deutscher, englischer, französischer und spanischer Sprache. (Bremen, Kühtmann.)

Grammatik.

F. Bauer, Die Etymologie der neuhochdeutschen Sprache nach ihrer praktischen Bedeutung und nach ihren wichtigsten Gesichtspunkten dargestellt. (Nördlingen, Beck.) 10 Sgr.

Literatur.

E. Palleske, Schiller's Leben und Werke. 2 Bd. (Berlin, Besser.) 2 Thlr.

J. Scherr, Schiller und seine Zeit. (Leipzig, O. Wigand.) 10 Thlr.

Goethe's Faust, with critical and explanatory notes by G. Zerffi. (London, Simpkin.) $7^1/_2$ s.

François Villon, sa vie et ses oeuvres p. A. Campaux (Paris, Durand.) 5 frcs.

J. Venedey, Friedrich d. Grosse und Voltaire. (Leipzig, Hübner.) $1^1/_3$ Thlr.

Schmidt-Weissenfels, Geschichte der französischen Revolutions-Literatur. (Prag, Kober & Markgraf.) 3 Thlr.

Shakspere'sche Dramen, übersetzt von E. Heinichen. 3. Heft. Wintermärchen. 4. H. Antonius und Cleopatra (Bonn, Marcus.) $^1/_2$ Thlr.

William Burke, the author of „Junius;" an essay on his era by J. C. Symons (London, Smith & Co.) $3^1/_2$ s.

Supplement zu der Geschichte der deutschen Literatur, von H. Kurz. Enthaltend die Literatur des Auslandes mit Einschluss des klassischen Alterthums. Herausgegeben von A. Wolff. 4. Lfrg. (Berlin, Hempel.) 9 Sgr.

F. Wolf, Studien zur Geschichte der spanischen und portugiesischen Nationallitertaur. (Berlin, Asher.) $4^2/_3$ Thlr.

Hilfsbücher.

F. Bauer, Grundzüge der neuhochdeutschen Grammatik für höhere Bildungsanstalten, eine Ausgabe für katholische Schulen, eine andere für protestantische Schulen 14 Sgr.
K. G. Petermann, Aufgabenbuch f. d. Hand der Kinder bei dem schriftlichen Gedankenausdrucke. (Dresden, Adler & Dietze.) 7 1/2 Sgr.
J. G. Metzner, Deutsche Sprachlehre mit den Wörterclassen und der Rection der Wörter in Reimen. (Leipzig, J. Werner.) 12 Sgr.
L. Miéville, Cours élémentaire servant de base à une étude solide et raisonnée de la langue française. (Bern, Dalp.) 15 Sgr.
L. Miéville, Cours supérieur et pratique de langue française à l'usage des Allemands. (Bern, Dalp) 5/6 Thlr.
Dialogues et poésies à l'usage de l'enfance. (Cassel, Bertram.) 15 Sgr.
Gaultier, Lectures graduées pour les enfants du premier âge. (St. Petersburg, Höwert.) 15. Sgr.
A. Walchner, a new method of learning the french language. (Hamburg, Schuberth & Comp.) 2 1/3 Thlr.
Theoretisch-praktische englische Leseschule von J. W. Strauss. (M. Gladbach, Riffarth.) 1 Thlr.
Englisches Lesebuch mit Sylbenabtheilung, Laut- und Tonbezeichnung von Dr. Brennecke. (Posen, Merzbach.) 12 1/2 Sgr.
J. C. Vrede, Schlüssel zur italienischen Aussprache. (Arnsberg, Ritter.) 2 Sgr.
G. C. Toepler, Lehrbuch der ungarischen Sprache. 2 Th. (Pesth, Heckenast.) 1 1/4 Thlr.
F. Martens, Materialien zur Einübung der polnischen Aussprache nebst Vocabular. (Lissa, Günther.) 7 1/2 Sgr.

Mirejo,

provenzalisches Gedicht von Friedrich Mistral.

Das erst in diesem Jahr zu Avignon erschienene, vom Verfasser zu Anfange desselben am Lichtmesstage, dem 2. Februar, vollendete Gedicht Mirejo, mit welchem ich meine Leser einigermassen bekannt zu machen die Absicht habe, gehört zu den anziehendsten, bedeutendsten, eigenthümlichsten und vorzüglichsten dichterischen Erzeugnissen unsrer Zeit. Es ist in provenzalischer Sprache geschrieben, einer Sprache, welche ausser den Grenzen ihrer Heimat wenig bekannt und zu einer Volksmundart herabgesunken ist; und wenn sie gleich als solche immer Dichter, und besonders in den neuesten Zeiten wieder deren mehr und bessere als sonst gefunden hat, so waren es doch nur Dichter von Liedern und kleinern Erzählungen, während diess ein ziemlich langes erzählendes ist und sich in dieser Rücksicht an altprovenzalische anschliesst. Die provenzalische Sprache ist bekanntlich die erste, welche sich aus dem Zusammenfluss der Sprachen der nordöstlichen europäischen und westlichen asiatischen Völker bei deren Wanderung nach dem südlichen Westen Europa's mit der dort herrschenden lateinischen vom zehnten Jahrhundert an bildete, in einem grossen Theile Europa's für die Dichtkunst eine geraume Zeit lang die herrschende ward, und eine Menge nicht nur von Liedern, die seit Kurzem durch Herausgeber derselben in der Urschrift wie in Uebersetzungen sich aufs Neue einer grösseren Verbreitung erfreuen, sondern auch viele erzählende, mit wenigen Ausnahmen bis jetzt noch nicht wieder aufgefundene Gedichte hervorbrachte.

In der Mitte des 13. Jahrhunderts wurde die Provence durch Kriege verwüstet, und ihre bereits aus andern Ursachen verblühende Dichtkunst ging beinahe gänzlich unter, erneuerte sich jedoch im 14. Jahrhundert durch die Stiftung einer Gesellschaft, welche sich späterhin gaya sciencia oder fröhliche Gesellschaft nannte, im 15. Jahrhundert eine festere Einrichtung erhielt, so dass sie bis jetzt fortdauert, ohne jedoch etwas Bedeutendes zu leisten, und nur durch wenige Dichter, z. B. Gudulin im 16. Jahrhundert, sich ausgezeichnet hat. In unsern Tagen scheint jedoch die provenzalische Dichtkunst nicht nur durch den 1798 gebornen noch lebenden Dichter Jasmin, sondern durch eine nicht geringe Anzahl von meistens Liederdichtern ein regeres Leben zu gewinnen. Der Verfasser der Mirejo nennt in einer Anmerkung zu seinem Gedichte mehr als zwei Dutzend derselben, zum Theil mit einer kurzen Kennzeichnung sowie mit Anführung ihrer Hauptgedichte. Auch gibt es bereits eine Sammlung neuprovenzalischer Gedichte, — die Sprache weicht natürlich von der altprovenzalischen bedeutend ab — unter dem Titel li Prouvençalo, poésies diverses recueillies par J. Roumanille, Avignon 1852, in welcher Beiträge von 31 Dichtern enthalten sind. Auch Mistral hat 10 dazu geliefert; und wenn gleich diese zu den besseren gehören, so lassen sie doch kaum eine höhere Begabung ahnen.

Mirejo zeichnet sich nun, wie gesagt, als längeres erzählendes Gedicht aus. Es enthält zwölf Gesänge von ziemlich gleichem Umfange, zusammen fast 900 siebenzeiligen Gebinden und mehr als 6000 Zeilen, und ist keineswegs ein Helden- oder Rittergedicht und eben so wenig ein religiöses wie die des Homer und Ariost, oder Milton und Klopstock. Eher liesse es sich mit Göthe's Hermann und Dorothea vergleichen. Wie dieses echt deutsch, so ist jenes echt provenzalisch; wie dieses nur Personen mittleren Standes, einen Gastwirth mit Frau und Sohn, einen protestantischen Prediger, einen Apotheker, einen Richter und ein aus Frankreich auswanderndes bürgerliches Mädchen vorführt, so treten auch dort ein reicher Gutsbesitzer Ramon mit Frau und Tochter, Johannemarie und Mirejo, ein armer Korbflechter, Ambros, mit seinem Sohn Vincenz oder Vincent, und mit seiner Tochter Vincenette als Hauptpersonen auf, und

die Liebe Mirejo's und Vincents, die ein unglückliches Ende nimmt, ist der Gegenstand des Gedichts. Freilich unterscheiden sich auch beide Dichtungen wesentlich. In der Göthe'schen bilden zwei Völker, das deutsche und französische, den Hintergrund, das vaterländische Gefühl tritt besonders am Schlusse hervor; in der Mistral'schen findet sich dergleichen nicht, wir bleiben in der Provence, wiewol es gleich im ersten Gesang nicht an einer Hinweisung auf das kriegerische Seeleben fehlt und hiebei ein kräftigerer Ton angeschlagen wird. Männlich darf man aber trotz der vielen zarten und anmutigen Stellen die Dichtung nennen, ja sie artet bisweilen in Derbheit aus. Wenn sie aber dennoch weniger eigentlich vaterländisch als heimatlich ist, so zeichnet sie sich dagegen durch eine grössere Menge und Mannichfaltigkeit von Personen und Ereignissen aus und die Sagen- und Mährchenwelt, wie der katholische Glaube und Aberglaube spielen eine bedeutende, fast zu bedeutende Rolle darin und veranlassen den Dichter zu einem Ueberschwang in der Darstellung. Man möchte diesen seinen Reichthum mit dem des Shakspeare vergleichen, der gleichfalls mit seinem Schatze nicht immer haushält. Diess hat Mistral denn auch selbst bemerkt, indem er eine 10 Strophen lange Stelle über die Weihnachtsfeier in der Provence weggelassen oder vielmehr in die Anmerkungen verwiesen hat. Der Werth des Gedichts ist übrigens bereits eben so nachdrücklich wie unparteiisch von einem französischen Beurtheiler, Louis Ratisbone, in dem Journal des Débats vom 30. April und 1. Mai dieses Jahres anerkannt. Ratisbone rechnet es dem Gedichte als grössten Fehler an, dass es nicht ursprünglich französisch gedichtet sei, wiewol er der provenzalischen Sprache hinsichtlich der Brauchbarkeit für die Dichtkunst entschieden den Vorzug gibt. Hierbei ist zu bemerken, dass der Dichter selbst aus Besorgniss, dass sein Gedicht sonst wenig werde gelesen werden, eine zwar prosaische aber treffliche französische Uebersetzung der Urschrift gegenübergestellt hat. Aus dieser Uebersetzung gibt der erwähnte Beurtheiler neben kurzer Erzählung des Inhalts einige Proben der Dichtung, und ich folge ihm hierin, obgleich ich darin von ihm abweiche, dass ich theils auch andre Proben auswähle, theils diese in einer hinsichtlich der Form wie des Inhalts möglichst getreuen deutschen Ueber-

setzung mittheile, wobei ich jedoch noch bevorworte, dass manche Anspielungen und unverständliche Stellen von dem Dichter in Anmerkungen erläutert sind, viele aber auch nicht. Ich hoffe, dass dieser Umstand dem Eindrucke nicht wesentlich schaden wird.

Der Anfang des Gedichtes lautet nun:

Ein provenzalisch Mädchen wähl' ich,
Und ihre Jugendlieb' erzähl' ich
Im Ländchen Crau am Strand des Meers im Aehrenfeld.
Homer's geringer Schüler bin ich,
Und auch nichts Wichtiges ersinn' ich.
Landmädchen ist sie, lieb und minnig,
Man spricht in Crau von ihr, sonst nirgends in der Welt.

Es gnügt als einzger Schmuck der Holden
Der Reiz der Jugend; da kein golden
Stirnband, und von Brokat kein Mantel sie umschlang;
Doch Königsglanz sah ich umlichten
Ihr Haupt. Und diess will ich berichten
In unsrer missgeschätzten, schlichten
Mundart; drum, Hirten ihr, nur euch tönt mein Gesang.

Der erste Gesang führt uns nun den alten Korbflechter Ambros und seinen Sohn Vincent vor. Sie sind auf einer ihrer Wanderungen durch Crau, eine steinige Gegend der Provence, um bei ihren Kunden alte Körbe auszubessern und neue zu machen. Sie unterhalten sich über die unferne Lotoswohnung, die nebst den umliegenden Aeckern dem reichen Ramon gehört, und werden dort gastfrei aufgenommen und zur Abendmahlzeit gezogen. Hierbei findet der Dichter Gelegenheit, uns mit den beiden Hauptpersonen, Vincent und Mirejo, näher bekannt zu machen. Von dem ersteren heisst es:

Vincent, noch sechzehn Jahr nicht zählend,
Doch sich durch Aug' und Wuchs empfehlend,
War traun ein hübscher Bursch, schlank und von kräftger Brust.
Die Wange glänzt in braunem Schimmer;
Doch schwarzes Erdreich trügt ja nimmer,
Und trägt den besten Weizen immer,
Wein schwarzer Beeren macht zum Tanz den Füssen Lust.

Wie man die Weidenzweig, und Gerten
Behandeln müss', erweichen, härten,

Verstand er aus dem Grund. Nicht feine Arbeit doch
Sah man ihn für gewöhnlich machen,
Vielmehr die gröbern mannigfachen
In Haus und Stall nothwendigen Sachen,
Brot-, Holz-, Waschkörb' und viel Flechtwerk von Weiden noch,

Zugleich auch das von Rohr gedrehte
Und leicht verkäufliche Geräthe,
Sammt Hirsebesen, und so weiter. Und mit Reiz
Macht' Alles er und angemessen,
Und rasch, er konnte stolz sich messen
Mit Jedem seines Fachs.

Mirejo, oder französisch Mireille, wird so beschrieben:

Fast funfzehnjährig war Mireille.
Du blauer Strand von Font-vieille,
Crau's Ebnen, und ihr Baux' Anhöhn, ihr botet dar
Nie eine Blume, die entsprossen
So hold, am Sonnenstral erschlossen,
Von einem frischern Reiz umflossen,
Zwei Grübchen obenein hatt' ihrer Wangen Paar.

Der Thau im Blick der Augensterne
Hielt jede Spur des Kummers ferne,
Die Stern' am Himmel selbst sind mehr nicht rein und licht,
An Hals und Schultern niederstrichen
Die Locken, die dem Glanz nicht wichen
Des Raben, und die Hügel glichen
Der Brust zween Pfirsichen, doch die ganz reif noch nicht.

Ein Wildfang war sie, unbeständig,
Ein wenig spröd' auch und unbändig.
O wer im Wasserglas dies Bild der Anmut sah,
Es einzuschlürfen hätte Jeden
Gelüstet.

Bei Tische wird der alte Korbflechter Ambros ersucht, ein Lied zu singen, und er thut es nach einiger Weigerung und nur aus Gefälligkeit gegen Mirejo. Es ist in andern Versen, nämlich in Strophen von sechs fünffüssigen Jamben gedichtet, von denen die erste, vierte und sechste, sowie die zweite, dritte und fünfte reimen, und enthält die Beschreibung eines Seesieges von 500 Provenzalen über die Engländer, an welchem Ambros theilgenommen, aber so wenig wie seine Mitkämpfer einen Lohn

dafür empfangen hat, und arm in seine Heimat zurückgekehrt ist. Um zugleich eine Probe dieser Versart zu geben, wähle ich den Schluss, welcher mit dem Worte „ein Martegal“ anfängt, d. h. der Bewohner der fast von lauter Fischern bewohnten und auf mehren kleinen Inseln erbauten provenzalischen Stadt Martegue, wesshalb sie auch wol „Provenzalisch Venedig“ genannt wird.

Ein Martegal ist's, der im Abendschimmer
Beim Fischen dieses Lied erschallen liess.
Der Admiral drauf reiste nach Paris,
Allwo die Herrn mit Band und Ordensflimmer
Ihm seinen Ruhm missgönnten, wie es hiess, —
Und wir Matrosen sahn ihn wieder nimmer.

Wie diese Erzählung uns mit der ehrenfesten Gesinnung des armen Korbflechters bekannt gemacht hat, so lernen wir auch den Sohn und zwar seine Körperkraft, seinen Mut, seine Schicksale kennen. Er bleibt nämlich nach dem Abendessen mit Mirejo am Tische sitzen, und diese, die ihren Geburtsort noch nicht verlassen hat, fordert ihn auf, von seinen Wanderungen zu erzählen.

„Vincent, du läufst von Ort zu Orte“ —
Das waren jetzt Mirejo's Worte —
„Mit deinem Gertenbund, und besserst Körbe aus.
Da siehst du dann auch wohl Palläste,
Ruinen, alter Burgen Reste,
Sandwüsten, Prachtaufzüg' und Feste;
Denn wir, wir kommen nie aus unserm Taubenhaus.“

Er erzählt ihr nun zuerst von Santo, einer kleinen Stadt in der Provence, die als Wallfahrtsort berühmt ist, und von der Wunderkur an einem blinden Kinde durch die Berührung der heiligen Gebeine der drei Marieen, an welche sich Mirejo späterhin erinnert und selbst eine Wallfahrt dorthin unternimmt. Vincent sagt:

Doch warst du noch in Santo nimmer?
Mein Kind, da schallts von Liedern immer,
Von allen Orten her sind Kranke dort zu schaun.
Wir kamen hin zum Festgedränge,

Die Kirche freilich war nur enge,
Wallfahrer schrien jedoch in Menge:
„Erbarmt euch unser, ach, ihr grossen heilgen Fraun!“

Das grosse Wunderjahr war's grade,
Gott steh' uns bei mit seiner Gnade!
Am Boden lag ein Kind, schön, wie der Täufer war,
Doch dem ein Jammerleid geschehen.
„Macht,“ — hörte man es kläglich flehen, —
„Ihr Heiligen mich wieder sehen;
Mein klein gehörntes Lamm bring' ich dafür euch dar.“

Wie da sich Aller Augen tränkten
Von Thränen! Als zugleich sich senkten
Die Kasten aus der Höh' mit heiligem Gebein,
Und als das Seil schwankt', auch nur linde,
Im ganzen Raum erscholl's geschwinde,
Wie ein Gebüsch in heft'gem Winde.
Man rief: „Ihr Heil'gen, wollt, o wollt uns gnädig sein!“

Doch als in seiner Pathin Armen
Die schwachen Hände jenes armen
Elenden Kinds der drei glückseligen Marien
Todtengebeine konnten tasten,
Mit neugestärkter Kraft erfassten
Die Händchen da die heil'gen Kasten,
Gleich dem Schiffbrüchigen, wenn ihm ein Brett erschien.

Doch kaum dass das elende kleine
Berührt die heiligen Gebeine,
„Ich seh', ich sehe!“ — rief sogleich das schwache Kind
Mit wunderbaren Glaubens Spähen, —
„Ich seh' die Kasten, kann euch sehen,
Grossmütterchen, betrübt hier stehen.
Holt mein gehörntes Lamm, holt es geschwind, geschwind!“

Und ihr auch, Fräulein, mag Gott walten,
Und glücklich euch und schön erhalten!
Doch sollten Eidechs, Hund, Wolf, giftig Ungethier,
Molch, Schlang' euch in zukünft'gen Tagen
Ins Fleisch die scharfen Zähne schlagen,
Und sonst ein Ungemach euch plagen,
Lauft zu den Heiligen, und Hülfe findet ihr.“ —

„Doch hier im Moor, den Bäum' umkränzen,
Wo Mondesstralen heut' uns glänzen,

Wollt einen Wettlauf ihr vernehmen," — sprach er dann, —
„In dem ich fast den Preis empfangen?"
„Gern!" sprach das Mägdlein mit Verlangen,
Und näher rückte unbefangen,
Gehemmt des Athems Hauch, sie zu Vincent hinan.

Vincent erzählt nun diesen Wettlauf zu Nismes vor den Festungsgräben, an welchem er zufällig theilgenommen hat, aber nur durch einen Sturz um den ihm sonst schon gewissen Sieg gekommen ist.

„Doch komm' ich vor den Andern endlich,
Zum Wehe mir, denn unabwendlich
Naht mein Geschick. Sinnlos, gleichwie der Winde Raub,
Im Augenblick, wo ich erblasse,
Und hinter mir die Andern lasse,
Im Wahn das Ziel beinah erfasse,
Fall' athemlos ich hin, und schlinge Sand und Staub."

Dieser Wettlauf ist besonders anziehend durch das Benehmen des besiegten Lagalante, der in allen früheren Läufen den Sieg davon getragen hat. Nach der Erzählung heisst es:

So horcht Mirejo den Geschichten,
Die Jener wusste zu berichten
Beim Lotoshaus, Vincent. Ins Antlitz stieg sein Blut,
Indess die Augen Strahlen schossen,
Die Händ' auch sprachen unverdrossen,
Und reichlich ihm die Worte flossen,
Wie auf des Mai's Nachmaass hinströmt des Regens Flut.

Der Gesang schliesst mit dem Geständniss Mirejo's an ihre Mutter: „Ihn zu vernehmen gäb' ich Lust und Leben hin."

Der zweite Gesang gehört zu dem Zartesten und Eigenthümlichsten, was in dieser Art gedichtet wurde. Er ist betitelt „die Einsammlung" nämlich des Maulbeerlaubes für die Seidenwürmer, und enthält das Liebesgeständniss Mirejo's an Vincent und die demselben voraufgehende Veranlassung. Mirejo sitzt in einem Maulbeerbaum; da kommt Vincent vorbei und erbietet sich, ihr zu helfen. Sie nimmt sein Erbieten mit Freuden an. Er steigt an ihr vorbei in den Wipfel des Baums und unterhält sie zuerst mit einiger Nachricht von dem häuslichen Leben in der Hütte seines Vaters am Ufer der Rhone, besonders von

seiner Schwester Vincenette, die jetzt abwesend, zwar auch hübsch, ja selbst Mirejo nicht unähnlich, aber doch bei weitem nicht so schön sei. Da fragt Mirejo:

„So findest Du mich hübscher, sage,
Als deine Schwester?“ Auf die Frage
Antwortet Jener: „O gewiss, weit schöner, weit.“ —
„Wie so denn?“ — „Bei Marie, der reinen,
Den Stieglitz werd' ich als den kleinen
Zaunkönig lieblicher doch meinen,
Er ist es durch sein Lied, ja und durch Niedlichkeit.“

„Ach was!“ — „Du wirst, o Schwester, arme,
Nie Königin im Bienenschwarme!
Der Schwester Augen sind blau und durchsichtig rein,
Wie Wasserflut in Meer und Seeen;
Die euren sind so schwarz wie Schlehen,
Und wenn sie blitzend auf mich sehen,
Ist mir's, als schlürft' ein Glas gekochten Weins ich ein.

Mit ihrer Stimme, zart und helle,
Wenn sie uns sang die Peyronelle,
Wie hob sich da mein Herz voll Freude himmelwärts!
Doch wenn mir eure Worte schallen,
Und wär's das leiseste von allen,
Da kann kein Lied mir noch gefallen,
Bezaubert wird mein Ohr, doch trübe mir das Herz.

Mein Schwesterchen, die Weidensteige
Durchlaufend, gleicht dem Dattelzweige,
Hat sie sich an der Sonn' Hals und Gesicht verbrannt.
Doch, Schöne, euch hat Gottes Willen
Geschaffen gleich den Asphodillen,
Ihr Mütchen wagt ja nicht zu stillen
An eurer weissen Stirn des Sommers Feuerbrand.

Vincett' ist, wie an Baches Borden
Libellen, schlank und schmal geworden,
Ihr Wachsthum dauerte ein Jahr, ein einz'ges bloss.
Jedoch vom Hals zur Hüfte nieder,
Mirejo, sind all' eure Glieder
Vollkommen.“ — Schämig spricht sie wieder:
„O der Vincent!“ und lässt den Zweig von neuem los.

Sehr passlich werden die Grade der Liebesannäherung durch die Anfangszeile einer Kehrstrophe unterbrochen, mit

welcher der zweite Gesang anhebt, die aber jedesmal etwas verändert wird. Hier heisst sie nach dem eben Mitgetheilten:

> Singt, Seidenwürmerpflegerinnen,
> Indem ihr leert die Zweige drinnen!
> So in dem laub'gen Baum versüchte sich das Paar,
> Verborgen in dem Dickicht steckend,
> Unschuldig sich und kindlich neckend,
> Einander ihre Lieb' entdeckend,
> Indess der Nebel schon den Höhn entschwunden war.

Mirejo zürnt indess scheinbar über ihre eigne und besonders Vincent's Faulheit im Pflücken, und sie werden auf eine Weile fleissiger; aber ihre Hände berühren sich bei dem Einstopfen des Laubes in den dazu mitgebrachten Sack. Da heisst es:

> Und sie durchzuckte Beid' ein Bangen,
> Es rötheten sich ihre Wangen,
> Denn jach durchloderte sie unbekannte Glut
> Beim ungeahnten Abenteuer.
> Ihr war, als sie des Sackes Scheuer
> Die Hand entzog, der Mut noch theuer,
> Er aber sagte, zwar wogt' ihm auch noch das Blut:
>
> „Was habt ihr? Ist euch angekrochen
> 'ne Horniss, und hat euch gestochen?“ —
> „Ich weiss nicht,“ ward von ihr leis hauptgesenkt versetzt;
> Worauf sie stumm sich neu anschicken,
> Mehr Laub von Ast und Zweig zu zwicken
> Mit blinzelnden, schalkhaften Blicken.
> Wer nun zuerst wol lach', aufpassen Beide jetzt.
>
> Es schlug ihr Herz. Wie Regenwetter
> Entrauschen nun dem Baum die Blätter,
> Und wieder steckten sie sie in des Sacks Verliess.
> Die braun' und weisse Hand berührten,
> Weil Absicht oder Glück sie führten,
> Sehr oft, indem im Laub sie rührten,
> Einander, und viel Reiz gab ihrer Arbeit diess.

Da entdeckt Mirejo ein Vogelnest auf dem Baum, wo sie sitzen. Vincent muss es untersuchen. Es sind junge Meisen darin.

> Mirejo lachte mit Behagen.
> „Hör, weisst du, was die Leute sagen?

Kommt zweien solch ein Nest im Baume zu Gesicht,
Nimm Maulbeerbaum, nimm auch sonst einen,
Verläuft kein Jahr nach Volks Vermeinen,
So muss der Priester sie vereinen.
Sprichwörter reden wahr, sowie mein Vater spricht.“

„Ja,“ spricht Vincent, — „hinzuzufügen
Ist zwar, die Hoffnung kann auch trügen,
Entkommt, eh' man sie eingesperrt, die junge Brut.“
„Mein Himmel, eile, sie zu kriegen,“ —
Rief da die Maid, — „lass sie nicht fliegen!
Herr Gott, uns muss daran ja liegen.“
„Ja ja!“ — versetzt der Bursch, — „ihr redet gut.

Der beste Platz für diese Mätzchen
Wär sicherlich eu'r Busenlätzchen.“
„Traun, du hast Recht. So gib denn her!“ Der Bursche steckt
Sofort die Hand in jene Lücke,
Und voll kommt sie daraus zurücke,
Sie fasst eins, zwei, drei, vier der Stücke.
„Mein Gott, so viel,“ — spricht sie, indem die Hand sie streckt.

„Die allerliebsten Kleinen! Küssen
Wird man die armen Mätzchen müssen.“
Und tausend Küsse theilt sie aus, ganz ausser sich
Vor Lust, sie streichelnd hin und wieder,
Dann aber senkt sie sie danieder
Gemächlich in ihr pauschig Mieder.
„Her mit der Hand!“ — rief jetzt Vincent, — „schnell, spute dich!“

„Die nadelfeinen Aeuglein schauen
Mich an, die Köpfchen sieh, die blauen!“
Und abermals birgt in der weissen glatten Haft
Sie dreie noch der lieben Kleinen.
Die an dem warmen Busen scheinen
Des jungen Mädchens zu vermeinen,
Dass in das eigne Nest man sie zurückgeschafft.

Sinds mehr, Vincent, noch als die sieben?“ —
„Ja.“ — „Nun, bei Sanct Marie, der lieben,
So hast die Hand du, möcht' ich schwören, einer Fee.“ —
„Du gute! Zur Georgenfeier
Zehn, zwölf legt, ja wol vierzehn Eier
Die Meis', hier birg' sie in den Schleier.
Die letzten Küchlein sind's. Und nun, du Meis', ade!“

Aber es sind zu viele, sie haben nicht Platz und werden unruhig; Mirejo schreit auf und bittet Vincent um Hülfe.

„Sie kratzen mich mit ihren Zehen
Und Schnäbeln, ach, ich muss vergehen.
Komm schnell, Vincent. Wie sag' ich's? Wo ich sie gehegt,
In dem Verschluss bei mir, gegeben
Hat es da ein gewalt'ges Leben
Bei unsrer kleinen Brut so eben,
Die Nestling' haben all die andern aufgeregt.

Vincent eilt zu ihr, tröstet sie und befreit sie von den jungen Meisen, indem er sie in seine Schiffsmütze aufnimmt. Aber der Ast, auf dem sie bei dieser Gelegenheit sich zusammen befinden, ist zu schwach für Beide.

Da unter ihnen den zu schwachen
Ast hört man plötzlich brechend krachen.
Sie stürzt ihm an den Hals und in den Arm, und hält
Sich fest daran mit Schrei's Erschallen.
Aus grossen Baumes laub'gen Hallen
Von einem Ast zum andern fallen
Zwillingen gleich sie beid' aufs weiche, gras'ge Feld.

Da ruft der Dichter aus:

Zephyre, Griechenwind', ihr frischen,
Die durch der Wälder Wipfel zischen,
O haltet doch zu Gunst des jungen Paars zurück
Das Rauschen eures Sturms, das wilde,
Ihr tollen, haucht ein wenig milde,
Lasst träumen sie im Grasgefilde,
Ja träumen mindestens das holde Paar sein Glück!

Und du, o liebes Bächlein, plaudre
Nur leis in deinem Bett, und zaudre,
Und rolle nicht zu laut die Kieselstein' im Strom,
Zu laut nicht, dass im Stral, der ihnen
Im seelischen Verein erschienen,
Sie schweben wie ein Schwarm von Bienen,
Lass sie verlieren sich im sternenreichen Dom!

Indess sie fallen bald aus einander, richten sich auf, und Vincent fragt sie und schilt auf den Baum:

„Thut etwas weh euch nach dem Falle?
Schmach bist du für die Bäum' hier alle,
Du Teufelsbaum, gewiss am Freitag pflanzte man
Dich schlimmen, mag dich Darrsucht plagen,
Der Holzwurm dich im Kern zernagen,
Und scheu vor dir dein Eigner tragen."
Sie spricht mit Zittern, das sie nicht beschwicht'gen kann:

„Ich wüsste nicht, nein, ich empfinde
Kein Weh, doch gleich dem Wickelkinde
Wein' ich bald, lache bald, und weiss nicht recht warum."

Er fragt, ob sie sich wegen Verspätung vor der Mutter fürchte, oder ob sie vom Sonnenstral gelitten habe, aber sie verneint Beides und bricht endlich mit ihrem Geständniss hervor:

„Doch berg' ich dir noch meine Plagen?
Mein Busen kann's nicht länger tragen.
Vincent, Vincent, soll ich's dir sagen?
Ich liebe dich!"

Ich gebe nun den Rest des zweiten Gesanges ganz und zunächst das Liebesgespräch, das mit Vincent's Worten anfängt:

„O Fürstin, dass mich doch verschone
Eu'r holder Mund mit solchem Hohne," —
Ruft da Vincent mit hohem Tone, —
„Zum Niederstürzen ist's! Bin ich noch mein bewusst?

Ihr wolltet euer Herz mir geben?
Mein arm, bisher noch glücklich Leben,
Im Namen Gottes, treibt damit nicht euer Spiel!
Lasst mich euch nicht so hören sprechen,
Es würde, glaubt' ich es, sich rächen,
Es würde dann das Herz mir brechen,
Mirejo, macht mich nicht zu eures Scherzes Ziel!"

„Lüg' ich mit meinen Worten, diesen,
So mag mich Gott entparadiesen!
Glaub' mir's, ich liebe Dich. Sprich nicht von Todesnoth!
Doch wenn, von Grausamkeit getrieben,
Du mich nicht wolltest wiederlieben,
Von Traurigkeit dann aufgerieben,
Verfiel' ich hingestreckt zu Füssen dir dem Tod."

„Ach, möchtet ihr solch' Reden lassen
Von mir zu euch, ich kann's nicht fassen," —
So stammelte der Sohn Ambrosens vor sich hin, —
„Ihr, in dem Lotoshause wohnend,
Wie eine Königin dort thronend,
Indess dem Korbgeschäfte frohnend
Ein Taugenichts ich und ein Pflastertreter bin."

„Ei, mein Geliebter wird nicht schlechter,
Ob er Baron, ob Körbeflechter,
Wenn mir er nur gefällt," — antwortet sie alsbald,
Wie eine Schnitterin entglommen.
„Wenn ich mich siech fühl' und beklommen,
Mein Blut erstarrt, wie mag es kommen,
Dass Du in Lumpen scheinst so schön mir von Gestalt?"

Da ist, wie diese Wort' erschallen,
Wie aus den Wolken er gefallen,
Dem Vogel gleichend, der betäubt sich mälig senkt.
„Verfallen bin ich dem Geschicke," —
Ruft er, — „da ich vor deinem Blicke,
Vor deiner Stimme fast ersticke,
Und Tollheit gleich dem Wein die Sinne mir beschränkt.

Und siehst du nicht, wie deine Arme
Umschlungen mich, zu meinem Harme!
Denn, wenn du's wissen willst, zu Schand' und Spott für mich,
Ich armer Korb- und Mattenflechter,
Lass nur erschallen dein Gelächter!
Liebhaber dein bin ich, ein rechter,
Dich lieb' ich, lieb' auch ich, verschlingen möcht' ich dich,

Lieb' ich, wenn deine Fordrung stiege,
Und spräch': ich will die goldne Ziege,
Sie, die ein Mensch wol melkt und weidet nimmermehr,
Sie, die in Beaumanière's Schlüften
Das Moos beleckt an Felsens Klüften, —
So stürb' ich eh'r in jenen Grüften,
Wo nicht, führt' ich die Zieg' am rothen Haar dir her.

Dich lieb' ich, wenn du fordern solltest,
Und einen Stern vom Himmel wolltest,
Trotz Waldgebirges, trotz des wildsten Meeresschwalls,
Trotz Henkers, trotz der Alpenspitzen,
Die der Gewölke Busen schlitzen,
Ich müsste, ja müsst' ihn besitzen,
Und eines Sonntags hängt' ich ihn dir an den Hals.

Doch, allerschönstes Kind, je länger
Ich dich betrachte, wird mir bänger.
Ich sah 'nen Feigenbaum einst im Vorüberziehn
Bei Vaucluse, der wie eine Klette
Sich einer nackten Felsenkette
Anhakte, ein Jasminbusch hätte
Eidechsen Schatten mehr, so dürr war er, verliehn.

Einmal im Jahr fühlt' an den Füssen
Er seinen Nachbarstrom ihn grüssen,
Auflebte dann der dürre, matte Stamm und liess
In reichen, unbeschränkten Zügen
Den Trunk sich schmecken mit Vergnügen,
Für's ganze Jahr musst' es genügen, —
Wie zu dem Ring der Stein passt, so zu mir passt diess.

Ich steh' an Feigenbaumes Stelle,
Und du, du bist die frische Quelle.
Gewähr' einmal nur Gott mir jährlich den Genuss,
Vor dir wie jetzt mich hinzusenken,
In deinem Lichtborn mich zu tränken,
Ja, darf ich an die Wonne denken,
Auf deine Finger dir zu hauchen bangen Kuss!"

Mirejo bebt, als so sie hört ihn,
Doch heft'ge Liebesglut bethört ihn,
Dass er erschrocken die Erschrockne an sich reisst,
An seine starke Brust, — da schallten
Die Wort' auf einmal einer Alten,
Dass laut dem Paar ins Ohr sie hallten:
„Mirejo, werden heut' die Würmer nicht gespeisst?"

So sind oft ganze Sperlingschaaren
Im Hain am Abend zu gewahren,
Frisch ist der Abend, froh Gezwitscher wird beliebt.
Welch' Glück doch herrscht in dem Vereine!
Man denkt an der Gefahren keine:
Da wirft nach ihnen mit dem Steine
Ein Wandrer plötzlich, und die Schaar erschrickt, zerstiebt.

Also zusammenfuhren Beide,
Die Liebenden, und durch die Haide
Sie ihrer Wohnung zu, indem kein Wort sie sprach,
In Eile durch das Blachfeld jagend,
Den Laubkorb auf dem Kopfe tragend;
Er aber steht, stumm und verzagend,
Und wie ein Träumer sieht er in die Fern' ihr nach.

Der dritte Gesang wird uns kürzere Zeit beschäftigen. Er ist betitelt „die Abwickelung der Gespinste," nämlich der Seidenraupen, welche in der Lotoswohnung geschieht, wo die Wirthin Johannemarie, Ramon's Frau und Mirejo's Mutter, ihre Freundinnen und Nachbarinnen zu diesem Geschäft versammelt hat. Die Gespräche derselben nehmen den ganzen Gesang ein. Johannemarie hebt die Unterhaltung an:

„Ich kann fürwahr mich glücklich preisen!
Wer hat mehr Sträusser aufzuweisen
Gespinnstes auf der Hürd' als ich? Von mehr Gewinn
An Seide kann wol Niemand sagen,
Nie hat seit meinen Jugendtagen
Die Ernt' im Lotoshof getragen
So viel, und seit dem Jahr des Heils, wo Frau ich bin.

Sie hat desswegen der Jungfrau Maria auch ein Opfer gebracht. Isolt, eine Gastwirthin, klagt sich dagegen an, das Fenster während eines Sturmes offen gelassen und dadurch der Seidenzucht geschadet zu haben, wird aber von der älteren Gehülfin, Taven, belehrt, dass ihr Unglück nicht dem Sturm, sondern dem bösen Blick einer Neiderin zuzuschreiben sei. Da sie dabei der Gewalt der Jünglingsblicke über das weibliche Geschlecht erwähnt, erregt sie den Zorn der sämmtlichen Mädchen, von denen einige ausrufen:

„Die Männer! Lass sie uns nur kommen nicht zu nah!
Nein!" schrien die Mädchen im Vereine,
„Mirejo, traun, wir wollen keine!"

Mirejo weicht einer Aeusserung darüber aus, und entfernt sich, um ein Fläschen eigenen Gebräues zur Stärkung für die Gesellschaft aus dem Keller zu holen. Die Unterhaltung wird von den Uebrigen mit Rücksicht auf die Männer fortgesetzt. Laura vermisst sich, einen Liebhaber, und wenn es ein Fürst aus dem Schlaraffenlande wäre, sieben Jahre lang im Staube ihr zu Füssen knieen zu lassen; Clemenze ist milder und liesse sich von einem König, natürlich einen jungen und schönen, gern in seinen Goldpallast heimführen, um dann nach Baux in der

Provence als Königin und Kaiserin zurückzukehren, dort im erneuerten Bergschlosse zu thronen, nur in Gesellschaft ihres Gatten den Thurm zu besteigen, Arm in Arm mit ihm über Flur und Haide, über ihr ganzes Königreich bis zum Meer hin, und den Ventour, einen hohen Berg in der Gegend von Avignon, die Rhone und Durance zu schauen. — Die braune Azalais, die das Unglück hat, mit ihrer Zwillingschwester Violane denselben Mann zu lieben, nimmt alsdann das Wort und wünscht gleichfalls Königin zu sein, und würde dann die sieben schönsten ihrer Freundinnen zu ihren Gesellschafterinnen und lustigen Räthen ernennen. Diese müssten besonders bei Liebesangelegenheiten den Richterspruch thun. Auch sieben Dichter will sie haben als Beisitzer dieses Gerichtshofes und als Schreiber der Liebesgesetze. — Indessen ist Mirejo mit dem versprochenen Tranke zurückgekommen und vertheilt ihn und wird nun auch um ihre Wünsche befragt, und, da sie antwortet, dass ihr nichts lieber sei, als im elterlichen Hause zu bleiben, von einem der Mädchen geneckt, von dem Mirejo auf dem Maulbeerbaum im Gespräch mit Vincent gesehen ist. Diese Nachricht erregt das Gelächter der Versammlung und man ruft: „Vincent Barfüssler ist's, den sie sich auserkoren.“ Die alte Taven nimmt sich aber des jungen Mannes an, nennt ihn den schönen und erzählt zum Beweis, dass Gott sich oft an dem Dürftigen durch Wunder bezeuge, eine Geschichte von einem armen, alten Hirten, der kurz vor seinem Tode einen entfernten Einsiedler aufsuchte und ihm beichtete, dass er eine Bachstelze zufällig durch einen Steinwurf getödtet habe. Der Einsiedler verurtheilt ihn aus Spott, seinen Mantel am Sonnenstral aufzuhängen. Der Hirt wirft ihn in gläubigem Mut in die Luft, und siehe, der Mantel bleibt am Sonnenstral hängen. — Der Einsiedler wirft sich ihm zu Füssen und bittet um seinen Segen: „Ein grosser Heiliger seid ihr, ein Sünder ich.“ — Da das Gespräch nach dieser Erzählung auf Vincent zurückkommt und Mirejo erklärt, sie werde lieber ins Kloster gehen, als sich vermählen, erinnern sich Alle an eine im Liede gepriesene Magali, die einen gleichen Entschluss fasste, aber von der Standhaftigkeit ihres Liebhabers doch endlich gerührt wurde und ihm Gegenliebe schenkte. Nore wird aufgefordert, diess Lied zu singen.

„O Magali, mein Schatz, mein eigen!“
Also brach Nore nun ihr Schweigen;
Hoch bei der Arbeit schlug der Freude Flamm' empor.
Und wie in Sommers Sonnenscheine
Ein Heimchen schwirrt erst ganz alleine
Bis alle schwirren wie das eine,
So sang die Mädchenschaar der Nore nach im Chor:

„O Magali, mein Schatz, mein eigen,
Wenn doch dein liebes Haupt erschien'
Am Fenster, und dem Ton der Geigen
Du horchtest und dem Tamburin.
Schau' droben doch die Sterne ziehn!
Die Lüfte schweigen;
Jedoch der Sterne Licht erblich,
Sie sahen Dich.“

„Gleich Winden, die im Laube schwellen,
Nicht mehr wird mir dein Ständchen sein.
Ich gehe zu dem Meer, dem hellen,
Ein Aal werd' ich am Felsgestein.“ —
„Wirst, Magali, du Liebchen mein,
Zum Fisch in Wellen,
Gleich mach' ich dann zum Fischer mich,
Und fange dich.“

Ich habe die beiden ersten Gebinde dieses Liedes mitgetheilt, um zu zeigen, dass der Dichter hier, wie im ersten Gesange, abermals ein anderes Versmass gewählt habe. Das Ganze ist ein Zwiegespräch. Magali verwandelt sich nach einander, zuerst in einen Fisch, aber er in einen Fischer, wie wir gesehen haben, sie dann in Vogel, Wiesenblume, Wolke, Sonnenstrahl, Mond, Rose, Baum, Nonne, aber er folgt ihr als Jäger, Wasser, Wind, Eidechse, Nebel, Schmetterling, Epheu, Beichtiger. Der Schluss lautet:

„Kämst du zum heiligen Bereiche,
So träfest du der Nonnen Reihn,
Ich aber zeigte mich als bleiche,
Im Leichentuche würd' ich sein.“ —
„Wärst, Magali, o Liebchen mein,
Du eine Leiche,
Zur Friedhofserde macht' ich mich,
Und hätte dich.“

„Ja, nun schenk' ich dir mein Vertrauen,
Du meinst es redlich, nun wolan,
Nimm diesen Ring, und auf mich bauen
Kannst nun du, lieber, junger Mann!"—
„O Magali, mein Glück fortan,
Die Stern' am blauen
Gewölb' sahn dich, entflohn sind sie,
O Magali!"

Wie nun der dritte Gesang uns fast nur Heiteres und Scherzhaftes in den Gesprächen der bei der Abwicklung der Seidengespinnste versammelten Mädchen und Frauen vorgeführt, die Verachtung aber, welche die Gesellschaft, mit Ausnahme der alten Taven, gegen den mit Mirejo in dem Maulbeerbaum belauschten Vincent wegen seiner Dürftigkeit zeigt, ja vielleicht schon die plötzliche Trennung der beiden Liebenden am Schlusse des zweiten Gesangs, und noch mehr der Reichthum der Einen und die Armut des Andern, sowie die Heftigkeit ihrer so plötzlich erklärten gegenseitigen Liebe, uns die Ahnung eines unglücklichen Ausgangs oder wenigstens grosser Schwierigkeiten und Hindernisse erweckt hat: so trübt sich in den nächsten drei Gesängen die Aussicht, die Wolken ziehen sich dichter zusammen, und das Gewitter entladet sich endlich im siebenten Gesange zunächst über das Haupt des Mädchens, das schon durch ihre freimütige Liebeserklärung vor den Eltern, noch mehr aber durch ihre weiteren Schritte, durch ihre Flucht aus dem elterlichen Hause sich als den Mittelpunkt des Gedichts, als die Heldin desselben darstellt, aber auch, nachdem sie früher zur Rettung des Geliebten, zu seiner Heilung wesentlich beigetragen hat, ihrem Tode entgegengeht. Wie diese letzteren Gesänge sich mehr in mildem und wehmütigem Tone dem Ende zuneigen, so bilden die drei der Mitte vorhergehenden die drei Stufen, auf welchen sich die Erzähluug bis zum Gipfel erhebt, indem im vierten Gesange drei um die Hand der sie verschmähenden Mirejo sich bewerbende Freier erscheinen; im fünften der wildeste und leidenschaftlichste derselben sich mit Vincent in einen Zweikampf einlässt, überwunden wird, aber aus Rache ihn überfällt und ihm eine tödtliche Wunde beibringt; im sechsten der Halbtodte durch Zauberei geheilt wird; worauf im siebenten, als Vincent seinen Vater bewogen hat, den Eltern der Mirejo

seine Liebe zu erklären, Mirejo, zumal weil sie selbst ihre unwandelbare Wahl bezeugt, von den Eltern, sofern sie nicht von ihm ablasse, ausgestossen wird. Das Gespräch zwischen beiden Männern, Ramon und Ambros, bildet den Glanzpunkt des ganzen Gedichts, und ich möchte, wenn es nicht zu lang schiene, diesen Auftritt ganz mittheilen und kürzere Proben sparen, obwohl ich es doch nöthig finde, über die drei vorhergehende Gesänge nicht ganz zu schweigen. Die drei Werber im vierten Gesange sind sämmtlich, nicht bloss durch ihre Wohlhabenheit, sondern auch durch innere Vorzüge sich empfehlende, aber ungeachtet alle drei desselben Standes, nämlich Hirten, und zwar Besitzer von grossen Heerden, doch an Kraft und Benehmen sehr verschiedene Männer; und eben so verschieden ist die Art, wie ihr Antrag von Mirejo aufgenommen oder vielmehr abgelehnt und zurückgewiesen wird. Es ist ein Schafhirt, ein Pferdehirt und ein Rinderhirt, alle drei sind gleichsam die Stellvertreter der Eigenthümlichkeit ihrer Thiere. Der erste, der Schafhirt, heisst Alari, und der Zug seiner Heerde, welche aus Mutterschafen mit ihren Lämmern, unfruchtbaren Schafen, Ziegen und Böcken, auch Eseln und Eselinnen, und Hunden als Wächtern besteht, wird ziemlich weitläuftig beschrieben. Er ist zugleich ein Künstler im Schnitzen, und bietet sein schönstes Werk dieser Art, durch dessen Beschreibung wir an Theokrit's und Virgil's Idyllen erinnert werden, der Mirejo nach einfacher Bitte um ihre Hand als Geschenk an.

Als wär's ein heiliges Geschmeide,
Zieht bei den Worten aus dem Kleide
Er eine Schale, die aus reinem Buchs er schnitt.
Es war zur Mussezeit sein Walten,
Mit einem Messer zu gestalten.
Derlei pflegt' ihn zu unterhalten,
Und Wunderwerke oft schuf seine Hand damit.

Ja mit der Hand, der wundersamen,
Schnitt Klappern er, und auf den Ramen
Der Hirtenglöckchen und den glatten Klöppel gar,
Zu dem er weisse Knochen kürte,
Macht' er, wenn Nachts den Zug er führte,
Wozu er Lust gerade spürte,
Rundtänz' und Blumen und ein flatternd Vögelpaar.

Doch das Gefäss, das itzt er brachte, —
Dass es ein Hirtenmesser machte,
Ihr hättet, glaub' ich, nie davon euch überzeugt;
Von einem Cistenrosenstocke
Mit tausendfacher Blüthenlocke
Umblüht war's, und mit einem Bocke
Links, rechts versehn, und der als Henkel hingebeugt.

Darunter waren drei Jungfrauen,
Kunstwerke, schwierigste, zu schauen,
Ein Hirtenknabe schlief dort unter einem Fass.
Da kam das Kleeblatt von Schelminnen,
Und liess mit neckischem Beginnen
In den halboffnen Mund ihm rinnen
Leis der aus ihrem Korb entnommnen Trauben Nass.

Aus seinem Schlummer da erwachte
Der kleine Hirtenknab' und lachte;
Von den drei Mädchen war die ein' höchst aufgeweckt.
Der farb'ge Stamm verrieth's nur eben,
Kein Zweifel war sonst zu erheben,
Es wohn' in ihnen Allen Leben;
Der Knabe züngelt', als ob er noch nichts geschmeckt.

Mirejo gesteht ihm offen, dass sie ihre Liebe schon einem Andern geschenkt habe. Da heisst es von ihm:

Er ging, von wannen er gekommen,
Von dem Gedanken trüb' entglommen,
Dass sie, die ihn so eingenommen,
Für einen Anderen so viele Lieb' empfand.

Der zweite Werber ist der Pferdehirt Veran aus der Rhoneinsel Camargo oder Camargue. Er hat hundert Pferde, und zwar wildaufgewachsene, freiheitliebende, die er zu bändigen gewusst hat. Er bringt seine Werbung bei Ramon an, dem alten Gastfreunde seines Vaters, und Ramon ist höchst erfreut über diesen Antrag und sagt ihm seine Tochter zu, freilich mit der Bedingung:

Sofern dir Neigung schenkt die Kleine,
Denn sie ist die geliebte Eine.

Aber Mirejo erklärt: „Mein Vater, ich bin ja noch so jung.“ Und da die Mutter ihre Entschuldigung unterstützt, so entfernt

sich der ihre Abneigung durchmerkende stolze Veran mit den Worten:

Diesem Glücke
Sag' ich Lebwohl und geh' zurücke.
Ramon, ich sag' euch, auch die Mücke
Kennt ein Camarger Hirt der Ross' an ihrem Stich.

Nun folgt Urrias, der Rinderhirt. Sein Aufenthalt ist eine Wildniss, und von ihm selbst heisst es:

Geboren bei dem Vieh und aufgenährt, verwandt
Den Ochsen, ihnen gleich an Baue,
Hatt' er ihr Aug', das böse, glaue,
Die Schwärze und das Herz, das rauhe.

Er ist der Tyrann seiner Heerde; diess zeigt er besonders bei dem Zifferfeste, wo er den Ochsen in Gegenwart von zahlreichen Zuschauern bei den Hörnern packt und festhält, damit ihm die Ziffern als Merkzeichen eingebrannt werden. Bei einem dieser Feste ist es ihm aber schlimm ergangen, und er trägt davon noch eine gewaltige Narbe auf den Brauen. Ein Stier hat ihn auf die Hörner genommen und ihn weit hinter sich geschleudert, mit den Worten des Dichters:

Aufgabelt ihn der Stier, zu schnellen
Ihn in die Luft, und sieben Ellen
Wirft ihn das Haupt, das scheusslich grimme, hinter sich.

Urrias trifft die Jungfrau beim Waschen am Bache, und, da er sich erkundigt, ob er hier wol sein weisses Vieh, seine Schimmel, tränken dürfe, antwortet sie kalt, er könne es weiterhin nach Gefallen thun. Er macht hierauf seinen Antrag mit stolzer Vornehmheit, z. B. mit der Bemerkung, dass die Frauen in seiner Heimat nicht zu waschen brauchten, sondern volle Musse hätten, und dringt heftiger in sie; Mirejo entlässt ihn aber mit einer sehr entschiedenen Abweisung.

Der fünfte Gesang enthält den Kampf des über die empfangene Abweisung zornglühenden und rachedürstenden Urrias mit dem ihm in der Heide begegnenden Vincent. Dem doppelten grausen Auftritt, welcher nun folgt, nämlich dem Zweikampfe, in welchem Vincent siegt, und der beabsichtigten Ermordung des Siegers durch den ihn überfallenden Urrias, die ich schon

erwähnt habe, geht eine der anmuthigsten Liebesstreitigkeiten vorher, welche ich nicht umhin kann, wenigstens zur Hälfte wörtlich mitzutheilen. Vincent umschleicht öfters am Abend die Lotoswohnung seiner Geliebten, weiss diese durch Nachahmung von Vogelstimmen, als verabredetes Zeichen, hervorzulocken, und verlebt dann mit ihr die seligen Zeiten der ersten, bescheidenen Liebe. Endlich jedoch ruft er, von Verlangen überwältigt, bei einer solchen Zusammenkunft aus:

„Mirejo, einen Kuss, wie gern gäb' ich ihn dir!

Zu trinken hab' ich und zu essen,
Mirejo, über dich vergessen;
O schlürfte deinen Hauch mein Blut als Hochgenuss,
Ihn, der den Winden wird zum Raube!
Lass mindestens auf deiner Schaube
Mich taglang wälzen, und erlaube,
Dass ich bedrücke seinen Saum mit Kuss auf Kuss!" —

„Vincent, welch' eine schwarze Sünde!
Da würd' ich fürchten, es verkünde
Der nächste Spatz und Hänfling allen Leuten diess." —
„Die sollten keine Sylbe sprechen,
Den Hals würd' eh'r ich ihnen brechen
Auf allen unsern Höhn und Flächen.
O Hold', ich seh' in dir das reine Paradies.

Vernimm's von meines Vaters Sohne:
Mirejo, liebste, in der Rhone
Gibts ein Gewächs im Wasser von der Eigenheit,
Dass ganz getrennt zwei Blumen stehen
Auf je zwei Stielen, nicht zu sehen,
Weil drüberhin die Wellen gehen;
Jedennoch, wenn für sie erscheint die Liebeszeit,

Steigt in die Höh' der Blumen eine
Aus heller Flut, und in dem Scheine
Der Sonn' eröffnet ihre Knospe sie dem Tag:
Da kommt, gelockt von ihrem Glanze,
Die andre Blume dieser Pflanze,
Und schwimmt ihr mit lebhaftem Tanze,
Um sie zu küssen, nach, soweit sie es vermag.

Soweit sie es vermag, entstrecket
Sie sich dem Kelche, der sie decket,

Bis dass der Armen bricht der zarte Stiel entzwei.
Nicht achtend ihre Todeswunde
Streift sie an der Geliebten Munde
Mit ihrem in der Sterbestunde.
Mirejo, Kuss und Tod! Wir sind allein, wir zwei."

Verschönter noch war sie erblichen,
Und jede Fassung ihr entwichen,
Gleich wildem Thiere richtet er sich auf, und scheu
Will sie, entgegen sich ihm kehrend,
Und seinen kühnen Händen wehrend,
Dem Dränger sich erwehren, während
Er, ihren Leib umschlingend, sie erfasst aufs neu.

Doch, meine Lippen, redet leise!
Die Büsche horchen rings im Kreise. —
„Lass mich!" so seufzt sie, während sie sich ihm entzieht.
Doch schon empfindet sie mit Bangen,
Wie seine Arme sie umschlangen,
Schon nahen ihrer Beiden Wangen.
Die Jungfrau kneipt ihn, biegt sich, lacht, denn sie entflieht;

Von fern mit spöttisch leichtem Tone
Zischt sie ihn aus: „Das dir zum Lohne!" —
So in der Dämmrung unser Paar im Heidegras,
Voll Hoffnung, o ihr Weizen blühte,
Luftschlösser bauten sie, wie glühte
In Wonn' ihr Herz, die Gottes Güte
Den Armen wie den Reichen schenkt im Uebermaass!

Ich übergehe den Kampf und die Hinterlist des Urrias, obgleich hier der Dichter seine Kraft in der Darstellung schrecklicher Auftritte recht eigentlich zeigt, und erwähne nur noch die ungemein dichterische Behandlung der innern Zerrissenheit des Urrias nach seiner Greuelthat. Er ist zu Pferde, er eilt nach Hause, kommt an die Rhone und lässt sich übersetzen. Seine weisse Stute schwimmt, an den Kahn gehalftert, hinterher. Es wird unruhig im Wasser, die Fähre schwankt. Der Fährmann meint, es müsse sich eine schlimme Last im Nachen befinden, und ruft endlich, da das Schwanken zunimmt, dem ihn scheltenden Urrias zu:

„Ich kann die Barke nicht mehr zäumen,"
Spricht der Pilot, — „seht sie sich bäumen,

Springt sie doch, einem Karpfen gleichend, unter mir.
Du hast Jemand gemordet, Schächer!“ —
„Wer sagte das Dir? Ich Verbrecher?
Der Teufel sei des Mordes Rächer,
Wenn's wahr, und stürze gleich mich in die Rhone hier!“

Der Schiffer nimmt sein Wort zurück mit der Entschuldigung, es sei heute die böse Medardusnacht, wo alle in der Rhone Ertrunkenen sich aus dem Wasser erhöben und im langen Zuge auf dem Ufer hinschwebten. Der Gespensterreigen erscheint und wird beschrieben. Aber das Fahrzeug bekommt einen Leck, Arrias muss das Wasser mit herausschaufeln. Hier die letzten Gebinde:

Mut, schaufle, Urrias, mit Mute!
Ja schaufle, schaufle! Sieh', die Stute
Zerrt an dem Zaume. „Blanka, fehlt dir dein Verstand?
Wie! Machen Grauen dir die Geister?“
Das Haar gesträubt, spricht so ihr Meister.
Der Abgrund, stumm und schweigend reisst er
Sich auf und klatscht am Schiff empor bis über'n Rand.

„Ich kann nicht schwimmen,“ spricht der starke
Viehhirt, „gibt's Rettung für die Barke?“
Fragt er den Fergen. „Nein!“ heisst's, „gleich sinkt sie hinab,
Doch jenes Chor langsamen Ganges,
Am Ufer dort, ein dichtgedranges,
Es wirft ein Seil uns zu, ein langes.“
Er spricht es, und das Boot stürzt in sein Wassergrab.

Und aus der fernen Dämmrungsquelle,
Der bleichen Lampen fahler Helle,
Die die ertränkte Schaar hält, wie ein Blitzstral rann
Von Strand zu Strand jetzt eine Rinne
Von Glanz, und wie bei Tags Beginne
Sich lässt hinunter eine Spinne
Am langen Faden, welchen sie so eben spann:

So wippen jenes Schwarms Rivale,
Die Schiffer auf dem Geisterstrale,
Und gleiten eiligst längelangs hin mit Bedacht,
Auch Urrias, als er erblicket
Den Stral, schon halb vom Strom ersticket,
Fasst bebend hin. — Ein Tanzchor nicket
Kobold' ob Trinquetaille's Brücke diese Nacht.

Der sechste, „die Zauberin“ überschriebene Gesang ist ganz der Zauberei gewidmet, durch welche Vincent geheilt, und die beiden Liebenden wo möglich noch fester vereinigt werden. Vincent wird nämlich von drei Schweinehirten gefunden, als er, von der Morgenkühle belebt, ächzende Töne ausstösst. Sie bringen ihn nach dem Lotos- oder Herrenhause, bitten dort um Hülfe und finden sie. Selbst Ramon denkt an den Heiltrank des Hauses, einen süssen Kirschsaft, an den Mirejo nicht einmal gedacht hat, die bei dieser Gelegenheit fast unverschleiert ihre Liebe zeigt. Sie ruft aus:

„O Mutter Gottes, wehe, wehe,
Wie ich, Vincent, dich blutig sehe!“
Sanft hebt sie des Geliebten Haupt, betrachtet fest
Ihn lange Zeit, entsetzt, — zu stechend
Ist ihre Pein, — versteint, nicht sprechend,
Bis dass voll aus den Augen brechend
Ein Thränenstrom den sanft gehobnen Busen nässt.

Vincent gibt vor, dass er durch Unvorsichtigkeit bei seiner Flechtarbeit sich verwundet habe, was aber Mirejo bezweifelt. Als er die Nähe des Todes fühlt, bittet er nur noch, dass man sich seines armen Vaters annehme: da kommt Johannemarie auf den entscheidenden Gedanken: „Zum Feenschlund traget ihn!“ Es geschieht. Der Schlund liegt auf der Höhe eines Berges.

Geheimnissvolle Sylphen webten,
Halb Stoff, halb Umriss, dort, und schwebten
In falben Dämmerlichtes kaum durchsicht'gem Klar.

Mirejo entschliesst sich, ihn zu begleiten, sie fahren hinab und finden dort die Zauberin Taven, die sich schon bei der Abwicklung der Gespinnste Vincent's angenommen hatte. Von dieser werden sie nun durch Gänge, Hallen, Klüfte geführt und begegnen einer Unzahl von furchtbaren Erscheinungen, Gestalten, Thieren, Gespenstern, Kobolden. Hier ist es, wo der Dichter fast zu sehr der Vorliebe, wie es scheint, für Darstellungen dieser Art nachgibt. Indess versteht er, der Beschreibung durch Gegensätze, durch Abwechselung und Mannichfaltigkeit Reiz zu geben. Vincent wird auf geheimnissvolle Weise geheilt. Die

Zauberin wird zur Prophetin, und ihre Rede schliesst mit der auf einer Legende beruhenden Bekehrung der heidnischen Provence zum Christenthum, und mit der Entlassung des Liebespaares nach oben.

Die Zauberin von Baux nach diesen Worten zeigt
Dem jungen Paar den Weg, ein Flimmer
Erscheint am Ausgang, Tagesschimmer,
Nur schwacher; doch forteilt es immer
Mit bleichen Wangen und den Nacken tief geneigt,

Und tritt durch unterird'sche Klüfte
Beim Cordeabgrund an die Lüfte.
Im Tageslichte steigen sie den Fels empor,
Allwo der Mönchsabtei Ruinen
Montmayour's ihrem Blick erschienen.
Ein Traumbild däuchte Alles ihnen;
Das Paar umarmt sich und erreicht den Binsenmoor.

Ich schliesse diesen Abschnitt mit der Bemerkung, dass Mistral nicht weit vom Anfang des sechsten Gesanges Gelegenheit nimmt, seine dichterischen Freunde, Roumanille, Aubanel, Crousillat, Anselm, Paul, Tavan, Garcin und besonders Dumas, den Gönner seines Gedichts, ehrenvoll zu begrüssen.

Der siebente Gesang, den ich schon vorher ausgezeichnet habe, hat die Ueberschrift: „Die Greise.“ Er beginnt mit den Worten Vincent's an seinen Vater:

„Ich bin verliebt, verliebt von Herzen!
Glaubt's, Vater, es ist nicht zum Scherzen.“

Ambros will den Auftrag, um Mirejo's Hand bei deren Eltern für ihn anzuhalten, nicht übernehmen, weil er des unglücklichen Erfolgs gewiss zu sein glaubt, und sucht ihm seine Neigung mit derben Worten auszureden, wird auch nicht von dem Sohne, sondern von dessen Schwester Vincenette, dennoch endlich auf den Weg gebracht, und zwar durch deren rührende Erzählung einer unglücklichen Liebe, deren Zeugin sie gewesen ist. Ambros macht sich nun auf. Es ist grade der Johannistag, ein grosser Feiertag für die Crau, an welchem eine Menge Arbeiter aus der Umgegend, besonders vom Gebirge nach der Crau kommen, um bei der Ernte für Bezahlung mitzuhelfen.

Es ist diessmal eine ungewöhnlich reiche Ernte zu erwarten. Ramon, der reiche Ramon, kommt dem Zuge entgegen, fordert die Ankömmlinge auf, sich sofort bei ihm gütlich zu thun; er vergisst auch nicht, den mit dem Zuge zugleich kommenden Ambros zu Tische zu laden. Ramon erscheint dabei als ein eben so tüchtiger wie milder Hausherr. Unter Anderem wird auch seine Wetterkunde gerühmt. Nach vollendetem Male bleiben die beiden Greise, nebst Mirejo und ihrer Mutter zusammen, und Ambros beginnt seine schwierige Aufgabe mit der Bitte an Ramon um Rath bei der thörichten Liebe seines Sohnes zu einem reichen und vornehmen Mädchen, deren Namen er aber nicht nennt. Ramon räth Strenge, wie sie in früherer Zeit und noch in seiner und Ambrosens Jugendzeit stattgefunden habe. Da kann Mirejo sich nicht länger halten, und was nun folgt, verdient wol bis zum Schluss dieses Auftritts hier eine Stelle zu finden.

Jetzt sagte, fieberhaft entbrennend,
Und kein Verschweigen länger kennend,
Die Maid: „So wollt ihr, Vater, tödten mich, denn frei
Vor Gott und unsrer Frau verhehle
Ich's nicht, dass Keinen ich erwähle
Als nur Vincent, dass meine Seele
Nur ihm gehört.“ — Wie Todte schweigen alle drei.

Zuerst sprach wieder, sich belebend,
Johannemariee sich erhebend:
„Das Wort, o Tochter, das dir von der Lippe sprang,“ —
So sprach sie, Hand in Hand gefaltet, —
„Das ist ein Schimpf, der nicht erkaltet,
Der wie ein Kreuzdornstachel spaltet,
Ein Schmerz, der uns auf lange Zeit das Herz durchdrang.

Den Alari hast du mit herber
Antwort verschmäht, den reichen Werber,
Mit Hohn und Spott abführtest dann Du den Veran,
Den Rosskamm, und führwahr nicht linder
Den Urrias, den Herrn der Rinder;
Und nun nimmst einen Besenbinder
Du, einen Strauchdieb, Taugenichts dir zum Galan.

Fort denn, dass dich der Bettler führe
Von einer zu der andern Thüre,

Geh, geh, Du bist dein eigen nun, Zigeunerin!
Verbinde dich mit der Roucane,
Zu Beloun mit der Roubicane,
Mit deinem Hunde von Kumpane
Unter der Brücke koch' ein Süppchen dir, fahr' hin!" —

Ramon, der Hausherr, schwieg noch immer,
Doch blinkte lichterloh der Flimmer
Des Augs, und unter seinen dicken, weissen Brau'n
Gelagert war ein Ungewitter.
Aufsprang anitzt des Zornes Gitter,
Und es entlud der Sturm sich bitter,
Und brach herein mit wildem Ungestüm und Graun.

„Ich kann der Mutter nur beipflichten.
Mag dich ein Wirbelwind vernichten!
Doch nein, Du bleibst mir hier. Ich werd' es doch verstehn,
Und deines Ungehorsams wegen
Dir einen Nasenring anlegen,
Wie wir's mit einem Maulthier pflegen,
Und sollt' ich Feuer gleich vom Himmel fallen sehn.

Verschlimmert' auch sich dein Befinden,
Säh' deiner Wangen Farb' ich schwinden,
Gleichwie der Sonne Glut den Schnee vom Hügel frisst,
Mirejo, wie den Heerd erhellen
Die Kohlen hier, und wie die Wellen
Der Rhone müssen überschwellen
Vom Wolkenbruch, ja, wie diess eine Lamp' hier ist,

Was ich nun sage, denk' dess immer:
Hinfort wirst du ihn sehen nimmer."
Und auf den Tisch schlug er, dass Alles bebt' umher.
Wie Tropfen Thaus den Eppich nässen,
Wie einer Traube, die vergessen,
Die Winde Beer' um Beer' abpressen,
So tropfte aus Mirejo's Augen Zähr' an Zähr'.

„Und wer, zum Teufel, kann mir bürgen," —
Fährt fort Ramon, indem ihn würgen
Die Worte fast, — „dass ihr nicht selber ausgedacht,
Ich trau' euch zu solch' eine Flause,
Mit eurem Lump von Sohn, im Mause-
Loch eurer jämmerlichen Klause,
Das Schelmstück?" Wut hatt' ihm die alte Kraft entfacht.

„Schimpf euch für dieses Wort und Schande!“ —
Rief rasch Ambros, — „von niederm Stande
Zwar bin ich, doch das Herz schlägt in der Brust mir hehr.
Ich weiss, mag's anders euch erscheinen,
Die Armut, hört es! schändet Keinen.
Ich dient', und brav, so will ich meinen,
Kanonenschlägumdonnert, vierzig Jahr' im Heer.

Kaum Ruders mächtig, frisch und rege,
Liess ich im Rücken Valabregue,
Als Schiffsjung' auf der weiten, offenbaren See.
Die mild' und wild hab' ich bestanden,
Trieb um mich in Melinda's Landen,
Mit Suffren an des Indus Strande,
Und sahe Tage, weher als des Meeres Weh.

Soldat auch in den grossen Kriegen
Durchlief die Welt ich mit den Siegen
Des mächt'gen Kriegers, der von Mittag kam,
Von Spanien bis Russland schreitend,
Verderben überall bereitend,
Sich wie ein wilder Birnbaum breitend.
Mit lautem Trommelschlag scholl durch die Welt sein Nam',

Und wie ich mich Schiffsenterungen
Und Schiffbrüch' auch hindurchgerungen,
Ich hielt mich dennoch zu den Reichen nimmerdar.
Ich, arm von Haus' aus, gleich der Ratte,
Der in der Heimat eigen hatte
Nicht Ackerfeld, noch Wiesenmatte,
Abmergelte für sie die Glieder vierzig Jahr.

Wir lagerten in Schnee und Eise,
Und Hunde waren unsre Speise,
Zum Blutvergiessen liefen wir im Todesrausch,
Mit Ruhm zu krönen Frankreichs Fahnen.
Doch wer denkt unsrer Siegesbahnen?“ —
So schloss Ambros sein zornig Mahnen,
Und auf den Boden warf er seinen Mantelflausch.

„Wer wird denn auch zu finden meinen
Pilou in Mont-de-Vogues Steinen?“
Fuhr auf Ambros anitzt die alte Dogge los.
„Auch ich vernahm die Bomben schallen

In den Touloner Thälern allen,
Ich sah die Arcolbrücke fallen,
Und wie das Blut einsog Aegyptens Wüstenschooss.

Doch als vom Krieg wir kehrten, haben
Wir frisch geackert und gegraben,
Wir haben uns an's Werk, dass hart uns ward das Mark,
Gemacht mit Füssen und mit Zehen.
Wir pflegten vor Tag' aufzustehen,
Und Abends hat der Mond gesehen,
Wie wir uns krümmten auf den Karst und auf die Hark'.

Natur ist mütterlich. Vom Strauche
Der Haseln, wenn nach altem Brauche
Man ihn nicht tüchtig klopft, erlangt man dennoch nichts.
Zählt Jemand alle Schollen Erde,
Die ich erwarb durch viel Beschwerde,
Dass er die Tropfen zählen werde,
Mein' ich, die ich vergoss im Schweiss des Angesichts.

Anna von At, darf ich nicht sagen,
Der ich entbehrt viel und ertragen,
Der Hungerpfoten ich gesogen sonder Scheu,
Das ich mein Haus im Ueberflusse
Und mich jetzt säh', und im Genusse
Der Ehr' an meines Lebens Schlusse, —
Geb' ich die Tochter nun dem Bettler auf dem Heu?

Marsch, marsch, und deinen Hund behalte,
Ich meinen Schwan!" So schrie der alte
Ramon, und diese Rede, hart und rauh war sie.
Aufstand vom Tisch der Andre bebend,
Den Mantel von der Erd' erhebend,
Zurück nur diese Wort' ihm gebend:
„Lebt wohl, und räche, was ihr spracht, an euch sich nie!"

Einen völligen Gegensatz zu dieser Stelle macht der Schluss des Gesanges, welcher die Abendfeier des Johannistages mit Flintenschüssen, Gesang und Klang und einem grossen Freudenfeuer darstellt.

Der achte Gesang trägt die Ueberschrift: „Die Crau." Mirejo ist in der auf den Johannistag folgenden Nacht in Verzweiflung. Sie ruft: „Was, heilge Jungfrau, soll ich thun in

meiner Qual?“ Sie wünscht, dass die Crau überschwemmt werde und Alles untergehe; sie wünscht, dass sie eine Bettlerin zur Mutter habe, sie werde dann ihren Geliebten heiraten dürfen. Da fällt ihr ein von Vincent ihr früher gegebener, auch oben erwähnter Rath ein, den sie jetzt nach homerischer Weise mit denselben Worten wiederholt.

Wenn sollten Eidechs, Hund, Wolf, giftig Ungethier,
Molch, Schlang', euch in zukünft'gen Tagen
Ins Fleisch die scharfen Zähne schlagen,
Und sonst ein Ungemach euch plagen,
Lauft zu den Heiligen, und Hülfe findet ihr.

Diess sind die drei Marieen in Santo, von denen im ersten Gesange die Rede gewesen ist. Mirejo entschliesst sich, diesem Rath auf der Stelle zu folgen, steht auf, öffnet den Schrank, in welchem sich ihre Kleider und Schmucksachen befinden, zieht den rothen Unterrock an, dessen Stickerei ihr Meisterwerk ist, und darüber einen noch schöneren, und legt ein schwarzes Mieder an, das mit goldener Spange befestigt wird. Die langen Locken bedeckt sie mit einem feinen durchsichtigen Spitzentuche und blauem Bande, das ihr dreimal den Kopf umschlingend zum Diadem dient. Die Schürze wird vorgebunden, der Busen mit einem Musselintuche bedeckt. Nur ihren grosskrempigen provenzalischen Hut vergisst sie zu ihrem Unglück.

Als diess gethan, nimmt sonder Ruhe
Mirejo in die Hand die Schuhe;
Die Trepp' absteigt sie, ohne dass Geräusch sie macht,
Die Stufen heimlich niederschwebend,
Der Thür die schwere Stang' enthebend,
Den heil'gen Fraun sich fromm ergebend,
Und flieht, dem Winde gleichend, in das Graun der Nacht.

Es ist eine ruhige, sternenhelle Nacht. Ihr Weg führt sie vor den Schafhürden ihres Vaters vorüber; dort wird in der Nacht gemolken. Man sieht sie. Sie ruft:

„Ich geh' zu den Marien! Will heute,“ —
Sprach sie, „nicht Jemand mit, ihr Leute?“
Und wie ein Geist vor ihnen schwebte sie vorbei.

Die Hund' erkannten sie, die schnelle,
Und liessen ziehn sie ohn' Gebelle.
Anstreifend an der Zwergeich' Haupt bereits entglitt
Sie in die Ferne, sich hinschmiegend,
Disteln und Kampfer sich durchwiegend,
Rebhuhn von Mädchen, fliegend, fliegend,
Es rührte nicht den Boden ihrer Füsse Tritt.

Es dämmert, die Anhöhen werden sichtbar. Hierbei wird die sagenhafte Bildung des Landstriches Crau erwähnt: Riesen haben, gleich den griechischen Giganten, die Berge auf einander thürmen wollen; aber Gott strafte sie durch Ueberschwemmung, und so entstand die Kieseldecke der Crau. Mirejo irrt immer weiter in ihr nun ganz fremde Gegenden. Die Sonne geht auf, es wird heiss, unerträglich heiss. „Nicht Schatten, Baum, Mensch war zu sehen.“ Die Eidechsen, die Heuschrecken, die Schmetterlinge rufen ihr zu, tadeln, warnen sie. Sie wird von Durst geplagt. Endlich entdeckt sie erst einen alten Stall, aber keinen Bach, um sich daraus zu erquicken, und dann, als sie zu dem heiligen Einsiedler von Bausset betet, einen Brunnen, und hinter dem Geländer desselben einen kleinen Knaben mit einem Korbe voll weisser, essbarer Schnecken. Sie löscht ihren Durst und erfährt von Andrelon, so heisst der Knabe, dass seine Eltern eine ganze Strecke davon als Fischer wohnen, und dass die Mutter die Schnecken nach Arles zum Verkauf trägt. Die Reden dieses Knaben sind unbefangen und drollig. Er wundert sich, dass sie noch nicht in der grossen Stadt Arles gewesen sei.

„Was? Nie! Seid, Jungfrau, ihr bei Sinnen?
Ich, ja gewiss, ich war schon drinnen,
Ihr Arme, dass ihr Arles noch nicht saht, die Stadt!
Sie dehnt sich aus nach allen Seiten,
Die sieben Mündungen, die weiten,
Der Rhone schliesst sie ein, der breiten,
Sie, die auf ihren Inselchen Meerochsen hat.“

Und so lobt er die Stadt weiter. Aber der Dichter fügt hinzu, dass der Knabe doch das Schönste an ihr zu loben vergessen habe, die schönen Frauen. Mirejo steht indess zerstreut und fragt den Knaben, ob er wol ihr Führer nach der Rhone

sein wolle. Er verspricht es und bietet ihr sogar ein Nachtquartier bei seinen Eltern an. Als sie aber sagt, dass sie noch heute über die Rhone fahren wolle, erschrickt er, und erzählt ihr die Entstehung des nahen Sees. Ein dortiger Eigenthümer habe vor Zeiten seine Leute und besonders seine Pferde aus Habsucht mit so übermässiger Arbeit geplagt, dass Alles, Menschen und Vieh, zur Strafe endlich durch einen Erdsturz verschlungen und ein See entstanden sei, dass der See am Notredametage eintrockne und der fürchterliche Schlund dann offen stehe, und dass, wenn man dann sich horchend auf die Erde lege, der ganze Spuk zu vernehmen sei. Er warnt sie daher, hier Nachts zu reisen, sie könne von der unterirdischen Rotte überfallen werden. So gehen sie denn weiter, der Knabe sieht von fern die Hütte seines Vaters, seinen Bruder, der eine Pappel besteigt, seine Schwester Zette, die jenem ihre Schultern leiht, seine Mutter, die aus dem Kahne Fische zum Abendessen herausnimmt, und der mit Verzweiflung anhebende Gesang schliesst ganz idyllisch mit den scherzenden, behaglichen Worten des Fischers:

„Ei, herrlich!“ — spricht der Fischer jetzt zur Frau — „sieh hin!
Dass dich! Ich sage dir, wir haben
An unserm Andrelon, dem Knaben,
Ein Kind von ganz besondern Gaben.
Siehst du, er bringt uns her die Aalekönigin!“

Wie nun in der ersten Hälfte des Gedichts die Handlung mit zunehmender Schnelligkeit und Kraft zum Mittelpunkt emporsteigt, und in dem achten, Mirejo's Flucht darstellenden Gesang, sich auf derselben Höhe erhält, senkt sie sich in den vier letzten herab und nimmt einen milderen, besonders gegen das Ende einen wehmütigen, klagenden Ton an, ohne doch den einmal angeschlagenen ganz zu verläugnen, wie denn der Anfang des neunten Gesanges sich durch das Bild einer ungeheuren Verwirrung auszeichnet. Ramon nämlich, der mit seiner Frau über die Flucht seiner Tochter untröstlich ist und fast in Raserei geräth, schickt den nächsten Knecht, der vom Erntefelde kommt, um das Frühstück für die Schnitter zu holen, über Hals und Kopf zurück, mit dem Befehl, dass nicht bloss dieser, sondern

alle ihm Untergebenen, Schnitter, Sichler, Hirten, bei ihm auf dem Herrenhofe erscheinen sollen.

„Zurück, zurück mit Vogels Fluge
Ohn' Aufenthalt in Einem Zuge
Gleich einem Stral des Blitzes durch die Felder flieh,
Dass Keiner in der Fern' und Nähe
Noch ferner pflüg' und ernt' und säe.
Weg Sens' und Sichel, Keiner mähe,
Verlassen sollen alle Hirtenleut' ihr Vieh,

Sie sollen hier zu mir hereilen!

Der Bote thut nach des Herrn Befehl und gebraucht dabei genau die Worte desselben, so dass diese mehrmals wiederkehren. Diess Aufgebot wird weitläuftig beschrieben und hin und her verglichen, z. B. mit einem französischen Kreuzzug gegen die Provence. Endlich sind sie zusammen, Ramon trägt ihnen sein Unglück vor und fordert sie auf, ihm Rath zu geben. Nun nehmen Mehrere nach einander das Wort; zuerst Laurent de Goult, der Anführer der Schnitter, erzählt, dass er sich heute unerhörterweise verwundet habe, und dass diess eine böse Vorbedeutung gewesen sei; Andere berichten Aehnliches. Johannemarie wird dadurch noch mehr in Schrecken gesetzt. Endlich kommt der Melker Antelme mit der Nachricht, dass er nebst den andern Hirten sie in der Nacht wie ein Gespenst habe vorübereilen gesehen, und dass sie gesagt habe, sie wolle zu den heiligen Marieen. Die Mutter entschliesst sich sogleich, sie dort aufzusuchen.

Und in den Wagen stieg, der dröhnte,
Die Frau Ramon's, jedoch es tönte
Noch lauter ihre Klag', indem wie irr sie schrie:
„Du, meine süsse Augenweide!
Und Brunnen ihr der Crau, du Haide,
Helft, dass mein Kind nicht länger leide,
Und du auch, grosse Sonne, rettet, rettet sie!"

Jedoch das Weib, das ganz heillose,
Das mir mein Kind, die holde Rose,
In ihre Kluft entrafft, und Gift und Liebestrank
Verschlucken liess dort sonder Schonen,

Taven, o möchten die Dämonen,
Die einst erschreckten Sanct Antonen,
Hinschleppen dich Baux' Felsengäng' entlang."

Die sämmtlichen zusammengerufenen Dienstleute kehren zu ihrer Arbeit zurück.

Im Anfange des zehnten Gesanges wird Mirejo frühmorgens von ihrem kleinen Führer Andrelon über die Rhone gefahren; er unterhält sie mit Nachrichten von der Rhoneinsel Camargue, von welcher dieser Gesang den Namen hat, setzt sie jenseit ab und macht sich auf die Rückfahrt. Sie setzt ihre Wanderung mit Blitzesschnelle über eine ungeheure Ebene in den heissen Stralen der Juniussonne fort. Allmälig entdeckt sie in weiter Ferne eine anmutige reizende Gegend, aber es ist eine Täuschung, das Werk eines Dämons, eine Art Fata Morgana oder Luftspiegelung; sie leidet immer mehr von der Hitze, besonders, da sie ohne Kopfbedeckung ist. Endlich sieht sie die grosse, weisse Kirche von Santo, aber sie ist erschöpft, die Sonne hat sie gleichsam erdolcht, sie sinkt ohnmächtig wie todt hin, und der Dichter ruft aus: „Crau, deine Blume brach. Weint, Jünglinge, weint!" Aber die Mücken nehmen sich ihrer an und wecken sie durch ihr Summen und durch Stiche; auch das Meer, an dessen Ufer sie hingesunken ist, feuchtet sie mit Salzwasser. Sie kommt zu sich, fühlt zwar ein heftiges Kopfweh, macht sich aber von neuem auf und gelangt an ihr Ziel.

Es tröpfelt ihrer Thränen Quelle,
Und niederschlug in der Kapelle,
Durch deren Felsgestein der Thau des Meeres drang,
Ihr Haupt, als müsste sie vergehen,
Wiewol mit Abendwindes Wehen
Der Unglücklichen banges Flehen
Zum Himmel sich also in heissen Seufzern rang.

Das Gebet besteht aus mehreren kurzzeiligen Gebinden, und fängt so an:

Heilige Marieen,
Thränen weinen wir,
Die in Blumen ihr

Wandeln könnt, entziehen
Wollet euch nicht mir!

Wenn ihr, Heil'ge, sahet
Meinen Schmerz, mein Leid,
Meine Traurigkeit,
O dann hülfreich nahet,
Voll Erbarmen seid!

Sie erzählt dann in diesem Gebet ihr Schicksal, ihre Liebe, die Grausamkeit ihrer Eltern, und ihre Flucht, fleht um Beistand, klagt ihnen ihren Zustand:

Vor der Sonne Stralen,
Die wie Lanzenstich,
Birgt man nimmer sich;
Ja, von diesen Qualen
Fühl' erkrankt ich mich.

Sie wird endlich zur Hellseherin und das Gebet schliesst:

Ha, wie glänzt die Ferne!
Ist das Eden dort?
Grösser wird der Ort,
Und es wächst der Sterne
Abgrund fort und fort.

Heil mir! Seht, sie zeigen
Sich, die Heil'gen, mir.
Dort im Glanzrevier
Stralen sie und steigen
Nieder, sind schon hier.

Heil'ge Gönnerinnen,
Drei ihr an der Zahl,
Seid ihr's? Löscht den Stral,
Sonst komm' ich von Sinnen,
Fühle Todesqual.

Hüllt, verhüllt die Helle! —
Ruft ihr wohlgesinnt
Euer müdes Kind?
Wo ist die Kapelle? —
Weh mir, ich bin blind!

Sie ist dem Tode nahe; da erscheinen drei göttlichschöne Frauen vom Himmel, es sind die drei Marieen; sie reden Mirejo an, erinnern sie an die Unvollkommenheit und Nichtigkeit des disseitigen Lebens und an die Wonnen des jenseitigen, an das hehre Wort: „Tod ist Leben,“ schildern ihr eignes Marterthum, und beginnen dann eine lange Erzählung, welche den ganzen folgenden elften Gesang einnimmt, und ihre Flucht aus Jerusalem in Begleitung vieler Männer und Frauen, ihre Meerfahrt, ihre Ankunft in der Provence und die Bekehrung der Bewohner derselben, zunächst der Arlesier, enthält. Man kann diesem Gesange nicht mit Unrecht vorwerfen, dass er zu lang ist, dass er die Handlung kurz vor ihrem Schlusse aufhält; indessen zur Entschuldigung lässt sich wol anführen, dass er reich an einzelnen dichterischen Schönheiten, und noch mehr, dass der Verfasser ein Katholik und ein Provenzale ist. Das Gedicht kennzeichnet sich hier recht eigentlich als ein katholischfrommes und als ein heimatliebendes. Die drei Marieen endigen ihren Bericht mit dem Uebergange aus den Zeiten der Bekehrung auf das Mittelalter, auf die Zeit, wo die Provence vor der wachsenden Macht des nördlichen Frankreichs zurücktrat, und auf die Entdeckung ihrer Gebeine. Um die ersten Zeilen der zunächst mitzutheilenden Gebinde zu verstehen, muss ich folgende Sage vorausschicken. Die Barke der drei Marieen und ihrer Begleiter landete an der Spitze der Insel Camargue. Die ersten Apostel gingen die Rhone hinauf bis Arles, und zerstreuten sich weiter im Süden Frankreichs. Der Sage der Einwohner von Baux zufolge kamen die heiligen Frauen nach den Alpinen und gruben dort ihre Bildnisse wundersamerweise in den Felsen ein. Oestlich vom Schlosse Baux sieht man noch diess geheimnissvolle, alterthümliche Denkmal. Es ist ein ungeheurer einzelner Felsblock auf dem Abhange einesAbgrundes, und spitz zulaufend. Auf der östlichen Seite sind drei gewaltig grosse Gestalten eingehauen, welche von den Bewohnern der Umgegend noch jetzt verehrt werden.

„Baux’ Hügel und ihr blaun Alpinen,
Ihr Kuppen mit den finstern Mienen,
Bewahrtet unsre Weissagung auf alle Zeit.

Sie ist in euren Fels gehauen.
In der Camargue sumpf'gen Gauen,
In ihres Dickichts tiefen Auen
Hat von der ird'schen Mühsal uns der Tod befreit.

Wie nichts besteht im Erdenthale,
Vergass man unsre Todtenmale,
Denn die Provence sank, der Strom der Zeiten lief.
Wie sterbend der Durance Wellen
Ins grössre Bett der Rhone schwellen;
So ging es auch der freudehellen
Provence, die zuletzt an Frankreichs Brust entschlief.

„Frankreich, die Hand der Schwester fasse," —
Sprach Frankreichs letzter Fürst, „ich lasse
Die Welt. Zur Zukunft schreitet Beide nun vereint,
Berufen ihr zu grossem Werke,
Ihr ward die Schönheit, dir die Stärke,
Dass euer Blick der Nacht Flucht merke,
Wenn heller Glanz zugleich von euren Stirnen scheint!"

René war's, der den Wunsch erfüllte.
Einst Abends, als er schlief, enthüllte
Ihm unser Mund, wo wir versenkt in tiefen Sand.
Drauf liess er sechs Bischöfe kommen;
Der ganze Hof ward mitgenommen
Von jenem Könige, dem frommen,
Zum Uferplatze, wo man unsre Reste fand.

Leb wohl, mein Kind, es fliehn die Stunden,
Dein Leben lebt, bald ist's entschwunden.
Der Lamp' ist es, die zu verlöschen drohet, gleich.
Jedoch bevor es ganz verglommen,
Lasst, Schwestern, ihr zuvor uns kommen,
Lasst zu den sel'gen Höhn der Frommen
Entschweben uns mit Eil zum hehren Himmelreich!

Ein Rosenschneegewand soll warten
Des holden Kinds in Eden's Garten,
Die Erd' ist bald der Liebenswürdigen verwaist.
Empfanget sie mit euren Lenzen,
Erschliesset euch, sie zu umglänzen,
Ihr Himmelsaun, schmückt sie mit Kränzen!
Preis sei dem Vater und dem Sohn und heil'gen Geist!

Der zwölfte Gesang enthält den Tod der Mirejo. Die drei Marieen kehren zum Himmel zurück, Mirejo schlummert und träumt noch, ihre Stirn hat einen Heiligenschein. Die Eltern erscheinen. Sie erwacht, sie erschrickt und ist im Begriff umzusinken, aber die Mutter fasst sie in ihre Arme und der Vater liebkost ihr. Indess erscheinen auch die Einwohner der kleinen Stadt Santo. Man bringt sie nach der Hofkapelle, wo die heiligen Gebeine der drei Marieen sich befinden, deren Behältnisse nur einmal in einem Jahrhundert geöffnet werden. Mit den Worten des Dichters nach den beiden ersten Gebinden dieses Gesanges:

Die Worte der Marien verklangen,
Die sich sofort gen Himmel schwangen,
Verklangen in dem Gold der Wolken allgemach,
Als wären's Lieder, die erschallten
Und aus der Ferne wiederhallten
Ueber dem Tempelbau, dem alten,
Vom Abendwind verweht. Mirejo schien nicht wach,

Vielmehr in Schlaf und Traum auf Knieen;
Doch ihrer Stirne war verliehen
Ein Sonnenschimmer, der sie wunderbar umschlang.
Indess von ihren Eltern beiden
War sie in Sümpfen und auf Haiden
Gesucht. Nun finden sie sie leiden,
Und schauen starr und stumm sie an im Klostergang.

Weihwasser nehmen sie indessen,
Um ihre Stirn damit zu nässen.
Die Diele tönt, als trüb das Paar zur Kirche zieht.
Da ruft die Maid bestürzt mit jähen
Schmerzlauten, wie wenn Ammern sehen
In ihrer Nähe Jäger stehen:
„Wohin, ihr Eltern?“ Und sie sehend, die sie sieht,

Sinkt jetzt Mirejo um, die arme.
Hineilend fasst sie in die Arme
Johannmarie: „Dir glüht die Stirne, du bist bleich!
Ist dies ein Traumbild? Wird es fliehen?
Nein, es wird nicht vorüberziehen.
Sie ist's und wird mir neu verliehen,
Mein Kind ist es!“ Sie spricht's und weint und lacht zugleich.

„Mirejo, Täubchen, mein Entzücken!
Ich bin's, dein Vater, sieh mich drücken
Die Hand dir,“ ruft der Greis, und wärmt die Hand ihr, matt
Und stumpf von Schmerz, und wie von Sinnen. —
Die Kunde fliegt indess von hinnen,
Man eilt zur Kirch' und bald ist drinnen,
Theilnehmend inniglich, die ganze Santostadt.

„Bringt sie nach oben, sie zu heilen,“ —
So heisst es rings, — „und sonder Weilen,
Und bietet ihr die heiligen Gebeine dar,
In ihren wunderbaren Kisten;
Dass sie mit Lippen, bleichfirnissten,
Sie küss', ihr Leben noch zu fristen!“
Sofort ergreifen sie die Frauen Paar an Paar.

Hoch in der Kirche sind, der hehren,
Kapellen drei mit drei Altären
Uebereinander und in lebendem Gestein.
Die tiefst' hat inne die gemeite
Frau Sara, der zumal sich weihte
Das braune Böhmervolk. Die zweite,
Die höhre, den Altar der Gottheit schliesst sie ein.

Dann gehts zur dritten, der noch steilern,
Dort hebt sich auf erhabnen Pfeilern
Die Gruft, die enge, der Marien; es ruhet hier
Ihr heil'ger Rest, von dem entfliessen
Die Gnaden, welche sich ergiessen
Wie Regen; die cypressnen schliessen,
Die Kisten und die Deckel, auf der Schlüssel vier,

Das darf ein einzigmal geschehen
In hundert Jahren. Die sie sehen
Und sie berühren, Heil, Heil ihnen! Schöne Zeit
Und Glückes Stern wird ihren Jollen,
Und ihnen werden Frücht' in vollen
Gebinden ihre Bäume zollen,
Und ihren Seelen wird die ew'ge Seligkeit.

Vater, Mutter, die ganze Versammlung fleht zu den Marieen. Mirejo spricht mit schwacher Stimme. Sie fühlt von der Land- und Meerseite zwei Winde wehen, der eine ist erfrischend, der

andre ermattend. Siehe da erscheint Vincent, er hatte ihren Aufenthalt erfahren, er erblickt sie, er sieht sich als den Stifter dieses Unheils an. Er ruft: „Nicht nur genug, dass man mir sie verweigerte, man hat sie auch gemartert.“ Bei dem Anblick des Geliebten ermuntert sich die Jungfrau, und auf ein neues Gebet der Versammlung zeigt sich ein Schein von Freude auf ihren Wangen, denn „Vincent's Anblick war für sie eine unaussprechliche Wonne.“ Sie redet ihn an; aber ihre Freude, ihre Worte gehören nicht mehr der Erde an, sie zeigt nach dem Meere, sie erblickt in ihrem Hellsehen eine Barke dort herkommen. Man zündet Kerzen an; der Priester gibt ihr die letzte Oelung. Sie verabschiedet sich, sie sagt zu Vincent: „O mein Geliebter, ich sterbe nicht, mit leichtem Fuss betrete ich das Schiff, lebt wohl! Schon schweb' ich auf dem Meer. Es führt mich ins Paradies.“ Mit lächlendem Gesichte stirbt sie. Die Eltern sind untröstlich. Vincent ergiesst sich in Klagen:

„Wein' um den Sohn, Ambros! Weh, Wehe!“ —
So spricht Vincent, — „ich fleh', ich flehe,
Ihr Heil'gen, lasst mit ihr mich gleiche Gruft umfahn!
Da flüstert dann, so will ich meinen,
Dein Mund mir in das Ohr von deinen
Marieen, Muscheln, Schnecken, Steinen.
Dass Du begrübest uns, du Sturm, im Ocean!

Ich trau' euch, Heil'ge, meinen Horten,
Ihr werdet thun nach meinen Worten,
Die Thräne gnüget nicht für solchen Trauertag.
Lasst schlafen uns im Sand zuneben,
Von Einer selber Gruft umgeben,
Drauf sich ein Steinhauf muss erheben,
Dass uns nicht trenne dort der Wogen mächt'ger Schlag.

Zum Boden, wo den Fuss sie setzte,
Stösst Jener Stirn' einst das verletzte
Gewissen, tauschen in dem Spätthau sie und ich
Unter der Wogen breitem Rücken,
Ja, ich und du, du mein Entzücken,
In dichterem Zusammenrücken
Wir Kuss auf Kuss, uns irr' umschlingend ewiglich.“

Hierauf folgen die beiden letzten Gebinde des Gedichts, das, wie es sich im Anfange den Hirten widmet, eben so ländlich und zugleich fromm mit einer Bitte an die Heiligen zu Gunst der Fischer schliesst.

> Und wie von Sinnen wirft sich nieder
> Der Körbeflechter, drückt die Glieder
> Mirejo's an sich, fasst sie der Besinnung leer
> Mit hirnverwirretem Umfangen.
> Und in der alten Kirche klangen
> Dort unten Lieder, und sie sangen
> Den angestimmten Sang aufs neue wie vorher.
>
> O schöne Heil'gen, edle Herzen,
> Herrinnen ihr des Thals der Schmerzen,
> Leer lasst ihr, wenn ihr hold, das Netz von Fischen nie.
> Mehr doch mögt ihr den Sündern spenden,
> Wenn sie am Thor euch Klagen senden.
> Ihr Lilien auf den Salzgeländen,
> Frfüllt, wenn Frieden noth, huldreich mit Frieden sie!

Ich kehre mit noch einigen Worten auf den Tod der Mirejo zurück. Die Ursache desselben ist der Sonnenstich. Vielleicht ist diese Wahl unter den Todesarten Manchem eben so auffallend, wie dem genannten französischen Beurtheiler, der hierbei Folgendes erzählt. „Als ich den Dichter befragte, warum er das Mädchen nicht anders als auf diese ziemlich gemeine Weise habe sterben lassen, antwortete er: Sie wünschten doch nicht, dass sie sich selbst tödtete. Bei uns geschieht es viel öfter, dass Jemand am Sonnenstich stirbt als durch freiwilligen Tod, und der Selbstmord hätte ein übles Beispiel gegeben. — Ich gestehe,“ fährt der Beurtheiler fort, „dass ich diese einfache Antwort, dieses liebenswürdige Bedenken bewunderte und es im Einklang mit dem Gedichte fand.“

Ich stehe am Schluss meiner Abhandlung. Ich habe den, Inhalt des Gedichtes in einfachen Worten darzustellen versucht eine Beurtheilung fast ganz vermieden, und nur Veranlassung geben wollen, sich mit demselben näher bekannt zu machen, sei es in der Urschrift, und diess ist gewiss am meisten zu rathen,

sei es in der französischen oder in meiner Uebersetzung, wenn sie das Glück haben sollte, einen Verleger zu finden. Aber ich wünsche, dass die Leser alsdann dem Lobe, das ich gleich im Anfang, in Uebereinstimmung mit dem französischen Beurtheiler aussprach, beizustimmen geneigt sein mögen.

Berlin.

K. L. Kannegiesser.

C'est li dis de le pasque.

Parler uoel a tous crestijens
Vn poi de dons celestijens
De ceste grant sollempnite
Qui est de si grant dingnite,
5 C'est de la resurrection,
Par qui de la subiection
Dou dyable nous deliura
Jhū Cris, qui son corps liura
Ou pooir des iuys felons;
10 Ceste fieste pasque apiellons,
C'est le trespas nostre signour,
De tout l'an le fieste grignour,
K'en la crois fu crucefijes
Li aigniaus et sacrefijes,
15 Dont la lois Moyses parolle,
S'en redist vne autre parolle
Sains Jehans l'apostre moult bielle,
Que Jhū Crist aigniel appielle
„Veis ci l'aigniel dieu pur et monde,
20 Qui oste les pecies dou monde."
Dou sanc prescieus, qui couru
De l'aigniel, qui en crois moru,
Furent laue nostre pecie,
Et cil qui erent tresbuscie
25 En ynfier el parfont palu
Reuinrent a port de salu.
Plainne fu de grant pascience
De dieu le haute sapience,
Nulle autre a ceste ne compere.
30 C'est Jhū Crist fiex dieu le pere
Qui vint com hons mortex en terre

Ses brebis pierdues requerre;
Pour nous morrir le couuenoit;
Car de cou dont la mors uenoit
35 Couuenoit releuer la uie,
Et li dyables plains d'enuie,
Qui uainku auoit par le fust
Aussi par le fust uaincu fust.
Tu crestijens qui en dieu crois
40 Entens chi par le fust la crois,
V li fieus dieu son cors offri
Et mort et anguisse souffri
Pour le pecie dou premier homme,
Qui menga le fruit de la pomme.
45 Par fust fumes a mort liure
Et par fust aussi deliure.
Moult fu celle mors eureuse,
Comment qu'elle fust dolereuse,
Quant an ynfier ierent dampne
50 Tout cil qui erent d'Adan ne;
Mais li fieus dieu nous uiseta
Qui a ce iour resussita.
Mes ains ieta hors ses amis
D'infier, v Adans les ot mis
55 Par son pecie selonc les liures,
Et il fu li premiers deliures.
Sa naissance que nous uausist,
Se au racater nous fausist?
Pour cou tous li peuples s'esioie
60 Contre ceste fieste de ioie;
C'est des fiestes la souuerainne
Et en no loi la prumerainne.
En ynfier estoit nos estaiges,
S'est paradis nos hiretaiges,
65 De bas sommes en haut monte,
Ce nous fist Crist par sa bonte.
Loes dieu iuste et peceour
Et sierues nostre sauueour,
Qui nous gieta dou grief sieruaige
70 D'infier le lieu ort et sauuaige.
En morrant no mort destruisi
Et en suscitant restruisi
No uie, qui estoit destruite;
Or aions la pensee estruite
75 A ce que si nous maintenons,
Que la francise retenons

Que Crist par sa mort nous acquist,
Qui iusques en ynfier requist
Les brebis d'Jrael peries,
80 Et furent par lui aueries
Les prophecies et le singne,
Aussi que li prophete dingne
Lonc tamps deuant anoncie orent'
Qui par le saint espir le sorent.
85 Par Crist fu infiers desnues
Des boins et li sabas mues,
Que au diemence faisons;
Et il est droiture et raisons,
Car ce iour fu resuscites
90 Chius qui est uoie et uerites
Et vie, et o lui suscitames
D'infier et en gloire montames.
La est nos sieges sans descendre,
S'au bien faire uolons entendre;
95 Car mais nuls crestijens n'auale
En ynfier fors per oeure male.
Dieus, qui est vns en trenites
Et est tresbles et vnites,
Qui sans fin prendre uit et regne,
100 Nous mece o les sains en son regne.
Amen. explicit.

Das dis de le pasque ist das sechsundzwanzigste der in der Handschrift B. III. 18 der casanatensischen Bibliothek in Rom dem Roman von der Rose folgenden Gedichte. Es geht ihm daselbst voran „li dis dou varlet ki ama le femme au bourgois" ohne Namen des Verfassers und folgt ihm „li castois dou iouene gentil homme," als dessen Dichter sich Jehans de Condet nennt (über ihn und seinen Vater siehe Hist. litt. de la France XXIII. p. 267 — 282).

Anmerkungen.

15. la lois Moyses, Exodus XII. 5 ff.
17. S. Jehans, Ev. Joh. I. 29.
56. deliures, eines der im Französischen weniger als im Italiänischen häufigen auch weniger verbal verbliebenen verkürzten Participia prät. erster Conjugation (Diez, Gram. II[2] 141). Ganz Adjectiv ist es L. Rois 126: si deliures del pied et si ignels oder Parton. 66: sains et delivres et joios, 6152 vent fort et delivre et bien portant. Vgl. auch seivre

(= ital. scevro) Chron. Benoit 184: par le venim qu'il out a beivre le feistes de l'alme seivre.

81. le singne scheint neutraler Plural (illa signa) wie doie (= ital. le dita) in Simons vient a Bertain si la prent pas (l. par) la doie, Berte 159 oder in li brans trence l'espaule et le coree et trois doie de l'eschinee, Parton. vgl. Gormond 406, Ch. Sax. II. 133. Ch. d'Ant. 47: Contre le roi ala, lie brace levee (ital. braccia), Parton. 4696: quant la novele a en se brace, Job 514u: sunt semblant à la pesant et à la dure lenge (= ital. legna) ki tardiement ensprendent.

94. Au bien faire. So ist die Präposition, die den Infinitiv einführt, mit dem Artikel des von diesem abhängenden Substantivs zusammengezogen in:

son avis de le bataille conreer et des eschieles ordener, Parton. 2374,

au surplus faire nous prenons, Théatre frç. 271,

Des dames desprisier ne puet nus hom en pris monter, Trouv. Artes 334.

L'empereres qui esharnis ne vaut mie estre as turcs atendre, Rob. le D. E. IIIb. 1.

Hofwyl bei Bern.

Dr. Adolf Tobler.

Schiller über die Tragödie.

Charakteristisch für die geistigen Bewegungen der deutschen Nation am Ende des vorigen Jahrhunderts ist nichts so sehr, als die Kunstphilosophie. Wenn das gesammte geistige Leben dieser Epoche sich in der Thätigkeit für die poetische Literatur konzentrirt, so begleitet die rege Produktion doch zugleich eine intensive Macht des Gedankens, der sich über sein Thun in jedem Augenblicke auch Rechenschaft ablegen will. Und diese Stimmung der Gemüther greift so tief, dass alle Philosophie, wie sie sich bei uns aus derselben Epoche in stetigem Fortgange entwickelt hat, in demjenigen Theile, der von der Kunst handelt, am besten und sichersten erfasst werden kann. Das ganze Streben des deutschen Denkens dieser Zeit dreht sich darum, das Universum als ein Kunstwerk zu fassen, d. h. nicht sowohl die ursächliche Vermittlung und Bedingung der einzelnen Theile durch einander, als vielmehr ihre typische Bedeutung für die das Ganze durchdringende Idee zu finden. Wir müssen nächst den Kunstwerken, die jenes unvergleichliche Zeitalter in Poesie und Musik erzeugt hat, nichts als eine so theure Erbschaft betrachten, wie die philosophischen Gedanken desselben über die Kunst und die Schönheit.

Nicht in geringem Grade hat die Klarheit des philosophischen Denkens in Kunstgegenständen Schiller durch eine Reihe von

meisterhaften Abhandlungen gefördert. Den Kern seiner ästhetischen Anschauungen dürfen wir in seinen Untersuchungen über Form und Begriff derjenigen Kunstgattung finden, in welcher er selbst sich mit dem eminentesten Talente bewegt hat. Wenn wir seine Ansichten über die Tragödie hier näher betrachten wollen, so geschieht das in der Absicht, das Interesse der geehrten Versammlung für einen unter vielen Gesichtspunkten anziehenden Gegenstand anzuregen, den genügend und von allen Seiten zu beleuchten ein grösserer Aufwand von Kraft und Zeit erfordert wird. Es ist unsre Absicht, das Verhältniss der Schiller'schen Begriffsbestimmungen zu früheren genauer darzustellen, ihre Stellung zu den später zur Herrschaft gekommenen Anschauungen nur von fern anzudeuten.

Es ist immer vom allergrössten Interesse, den Künstler, dessen Werk wir bewundern, sich über die Grundsätze seiner Kunst aussprechen zu hören, am allermeisten, wenn er mit philosophischer Gedankenschärfe seine Ansichten aus dem Mittelpunkte der Sache abzuleiten sich bemüht. Das ist nun grade bei dem grössten Dramatiker unsrer Nation der Fall. Aber mit grösster Klarheit erkennen wir bei Schiller auch das Interesse, das ihn selbst in seinen Untersuchungen geleitet hat. Wenn denn nun einmal der Denkende ein einzelner Mensch ist, so wird es nicht fehlen können, dass von dieser individuellen Bestimmtheit seiner Persönlichkeit in seine Gedankenweise ein nicht geringer Bestandtheil übergeht, und oft, wenn nur des Denkers Persönlichkeit bedeutend genug ist, wird grade in dieser persönlich eigenthümlichen Weise des Gedankenganges ein hervorragender Reiz des Gebotenen liegen. Und da eine solche Neigung des Denkers, die seinem Denken die Richtung gibt, nothwendig ethischer Natur ist, so wird in der ethischen Grundanschauung meistens auch der Lebensquell erkannt werden können, der den Systemen ihren Halt und ihre Eigenthümlichkeit gibt. Das Interesse, das Schiller's Gedankengang leitete, liegt wesentlich einmal in der Begeisterung für das Kunstfach, das er in den Stürmen seiner Jugend mit der grössten Vorliebe behandelt hatte und auf dessen Gebiete er berufen war, dereinst im Mannesalter noch reichere Lorbeeren zu ernten, und andrerseits in der

den Dichter wie den Menschen beherrschenden Idee menschlich sittlicher Würde, die sich über alle sinnlich-natürliche Abhängigkeit aus innerer vernünftiger Freiheit zu erheben vermöge. Hat die tragische Kunst, wie es ihm ausgemacht ist, den allerhöchsten Beruf, so kann dieser nur auf sittlichem Gebiete liegen und durch die Erweckung des Bewusstseins sittlicher Freiheit erfüllt werden. Dies darzuthun, darauf kam es ihm an.

Sehen wir zunächst, wie den Untersuchungen Schiller's über die Natur der Tragödie vorgearbeitet war. Wir werden sogleich in eine entlegene Vergangenheit zurückgewiesen. Es ist des Aristoteles Betrachtung über diesen Gegenstand, die hier vor Allem und fast ausschliesslich in Betracht kommt. Noch Lessing, der Begründer eines tiefern Urtheils über ästhetische Gegenstände unter den Deutschen, hatte des Aristoteles Buch über die Dichtkunst als ein Werk so unfehlbar, wie die Elemente des Euklid, bezeichnet, dessen Inhalt nur in höherem Grade der Chikane ausgesetzt sei. Zu einer neuen, auf eigenthümlicher Grundlage sich erhebenden Philosophie der Kunst war noch nirgends ein Anlauf gemacht. Selbst Kant hatte in seiner Kritik der Urtheilskraft (1790) nur eben fruchtbare Gesichtspunkte gezeigt, ohne im Einzelnen auszubauen. Wir dürfen daher Aristoteles als Schiller's unmittelbaren Vorgänger bezeichnen, und wollen wir des Letzteren Ansichten in ihrer Genesis begreifen, so dürfen wir uns die Mühe nicht verdriessen lassen, das genauer in's Auge zu fassen, was Aristoteles für den Gegenstand geleistet hat.

Aristoteles fasst seine Ansichten über die Tragödie in jener berühmten Definition zusammen, die die Denker mehr als einer Nation beschäftigt hat. Sie lautet so: „Die Tragödie ist die Nachahmung einer ernsten und abgeschlossenen Handlung, von bestimmtem Umfange, in geschmückter Sprache, so dass jede Art des Schmucks gesondert in den Theilen verwandt wird, durch Handelnde und nicht durch Erzählung, durch Furcht und Mitleid die Reinigung gedachter Affekte bewirkend.“ (Arist. Poet. 6).

Die Definition zerfällt augenscheinlich in drei Theile. Der erste bestimmt den Gegenstand der Nachahmung, der zweite die Mittel und der dritte Wirkung und Zweck der dramatischen Darstellung. Als der Gegenstand wird eine würdige, abgeschlossene Handlung von bestimmtem Umfang genannt. Aristoteles fügt ausdrücklich im Späteren (Arist. Poet. 6) hinzu, die Composition der Begebenheiten sei die Hauptsache, und damit kein Missverständniss möglich sei: die Handlung dient nicht der Darstellung von Charakteren, sondern umgekehrt: Charaktere werden nur um der Handlung willen in den Kreis der Darstellung mit hineingezogen. Begebenheit und Fabel ist der Zweck der Tragödie, der Zweck aber ist das Wichtigste von Allem. Es lässt sich wohl eine Tragödie ohne Charaktere, aber nicht ohne Handlung denken. Die Fabel ist Prinzip und gleichsam Seele der Tragödie, und das zweite Moment erst bilden die Charaktere. Da nun jede Handlung eine Reihe von Veränderungen eines Zustandes ausdrückt, so ist der Hauptinhalt einer tragischen Handlung der Glückswechsel, die Peripetie, der Umschlag entweder von Glück in Unglück, oder umgekehrt, und als Mittel dazu ist vor anderen die Wiedererkennung von Personen, die sich vorher nicht gekannt, hervorzuheben. Für die tragischen Charaktere aber, welche hierher gehören, weil sie nur die Vorbedingung einer möglichen Handlung sind, gilt das allgemeine Gesetz, dass sie zur edlen Gattung gehören (ibid. 2. 4. 13. 15). — Aristoteles erläutert dann näher die äusseren Bestimmungen der darzustellenden Handlung. Sie muss Anfang, Mitte und Ende haben, überschaulich sein und ein inneres Mass ihrer Länge besitzen (ibid. 7). Sie erhält Einheit nicht durch die Einheit der Persönlichkeit des Helden (ibid. 8), sondern durch die straffe, episodenfreie Bewegung auf ein bestimmtes Ziel, die sich in der Theilung in eine Schürzung des Knotens und in dessen Lösung zeigt (ibid. 18). — Wichtig und von grosser Tiefe ist die Bestimmung, dass die Handlung der Tragödie nicht Nachahmung einer wirklichen geschichtlichen Begebenheit ist, sondern einer möglichen. Daher eben ist die Poesie philosophischer als die Geschichte, dass sie nicht wie diese das einzelne Factum, sondern das Allgemeine behandelt, das nicht einmal geschehen ist, aber aus der allgemeinen Grund-

lage der menschlichen Natur und der Verhältnisse der Wirklichkeit immer und zu jeder Zeit erfolgen kann (Arist. ibid. 9).

Das Zweite sind sodann die Mittel der Darstellung. Als solche werden der scenische Apparat, die Melopoeie, die metrische Gestaltung der Rede und die Gedankenäusserungen im Einzelnen genannt (ibid. 6). Das Wichtigste aber ist, dass die tragische Darstellung nicht durch Erzählung, sondern durch Vorführung der Handelnden wie in unmittelbarer Gegenwart geschieht.

Es handelt sich sodann um den dritten Punkt, in welchem des Aristoteles eigentliche philosophische Anschauung der Sache enthalten ist: die Wirkung der Tragödie auf die Empfindung des Zuschauers und der innerhalb desselben Kreises sich vollziehende Zweck derselben. Die Wirkung der Tragödie besteht darin, dass im Zuschauer Mitleid und Furcht erregt wird, zwei miteinander in wesentlicher Beziehung stehende Affekte, denn wie uns Aristoteles selbst lehrt (Rhetorik 2, 5), Furcht flösst uns ein, was, wenn es Anderen zugestossen ist, unser Mitleid erregen würde, und Mitleid, was wir fürchten würden, wenn es uns selbst bevorstände. Aber eben diese Erregung der Affekte ist das Mittel zu einer noch höhern Wirkung, in welcher Aristoteles den eigentlichen Zweck der Tragödie zu sehen scheint, und welche er die Reinigung eben jener Affekte nennt.

Grade über diese letzte Bestimmung ist seit Lessing in unsrer Literatur eine fortdauernde Controverse geführt worden, an welcher sich neben den Gelehrten eine Zahl der grössten Dichter unsrer Nation betheiligt haben: Lessing, Herder, Goethe. Und noch im vorigen Jahr ist ein geistreicher Interpret*) mit einer neuen Erklärung jenes aristotelischen Ausdrucks, „Reinigung der Leidenschaften" hervorgetreten, wonach dieselbe eine aus der

*) Jacob Bernays, Grundzüge der verlorenen Abhandlung des Aristoteles über die Wirkung der Tragödie. Breslau 1857. Vergl. noch:
Adolph Stahr, Aristoteles und die Wirkung der Tragödie. Berlin 1859.
Spengel, Ueber die κάθαρσις τῶν παθημάτων Abhandlungen der bairischen Akademie der Wissenschaften. 1859.

Medizin hergenommene Metapher sein und in physiologischem Sinne die „erleichternde Entladung" der durch die Darstellung sollizitirten Affekte bezeichnen soll, während Andre in derselben eine moralische Bedeutung erkennen wollen. Wir können hier auf die Streitfrage nicht näher eingehen. Nur das Unbestrittene dürfen wir feststellen. Dies aber möchte darin bestehen, dass Aristoteles als Zweck der Tragödie eine gewisse durch die Erregung der Affekte zu erreichende Wirkung auf das Empfindungsvermögen der Zuschauer bezeichnet. Und nun müssen wir hinzufügen, dass jener Begriff der *κάθαρσις* auf das ästhetisch-kritische Verfahren des Aristoteles durchaus keinerlei Einfluss ausübt. Das eigenthümliche *ἔργον* der Tragödie, das er wiederholt als ihr *ἴδιον* und *οἰκεῖον* bezeichnet (Poet. 14), bleibt ihm die Erregung von Furcht und Mitleid; an dem Grade, in welchem ihm diese gelingt, misst er ihre Vortrefflichkeit, nach ihr bestimmt er den Werth der Gattungen und der Darstellungsformen.

Was die Handlung anbetrifft, so unterscheidet Aristoteles zunächst die verflochtene Handlung von der einfachen. Jene ist eben die, die sich der Peripetie und der Erkennungen bedient (Poet. 10). Ihr gibt er den Vorzug wegen der stärkeren Erregung von Furcht und Mitleid, und aus demselben Grunde will er jene beiden Hebel dramatischer Wirkung am liebsten verbunden sehen (ibid. 11). Aus demselben Gesichtspunkte ergibt sich ihm die beste Art der Peripetie. Die Tragödie soll nicht glücklich enden; denn wenn dies auch wegen der Schwäche der Zuschauer zuweilen beliebt worden ist, — das daraus sich ergebende Vergnügen ist nicht das der Tragödie eigenthümliche. Aber eben so wenig soll die Tragödie mit dem Unglück des Guten oder des Bösen enden. Jenes wäre bloss grässlich, dieses würde kein Mitleid erregen: denn Mitleid empfinden wir nur mit dem, den wir uns ähnlich denken. Es ergibt sich daraus das Gesetz für die Charaktere, dass die eigentlich tragischen Helden weder die ganz guten, noch die ganz schlechten sind, sondern mittlere: in grossem Ansehen und Glück stehende Menschen, welche durch einen Fehl in's Verderben stürzen (ibid. 13). Eben so folgert Aristoteles: wenn Furcht und Mitleid zu erregen die eigenthümliche Wirkung der Tragödie ist, so ist

es dieser weit mehr zusagend, dass nicht Feinde oder gegenseitig Gleichgültige, sondern Freunde sich befeinden, und zwar am allergünstigsten, wenn sie es unbewusst thun und die Erkennung erst unmittelbar vor dem Augenblick eintritt, wo sie ihre unheilvollen Pläne zur Ausführung bringen wollen (ibid. 14).

Das ist in den Grundzügen die aristotelische Theorie der Tragödie. Fragen wir nach dem allgemeinen Charakter der Darstellung, so wird es uns zunächst auffallen, dass Aristoteles die Tragödie als einen gegebenen Gegenstand empirisch beschreibt. Das gesammte System ihrer Formen aus ihrer Idee abzuleiten, hat er nicht versucht. Doch reicht die Bestimmung, sie solle Furcht und Mitleid erregen, sehr wohl hin, ihre besondre Form zu erklären: die gegenwärtige Anschauung leistet das in höherem Grade, als die blosse Erzählung. Eben so wenig bemüht sich Aristoteles, allgemein das Wesen der Kunst zu erklären. Er gibt als Grund der künstlerischen Nachahmung nur eben das Faktum des Nachahmungstriebes und die Freude an gelungener Nachahmung an (Poet. 2). Den Unterschied der Tragödie von andern Künsten führt Aristoteles über die Unterschiede der äussern Form nicht hinaus. Wenigstens deutet er die eigenthümlichen Wirkungen der andern Künste nicht an. Die *κάθαρσις* wird nach ihm durch Musik eben sowohl wie durch tragische Gegenstände bewirkt (de republ. 8, 7). Am dringendsten war die Nothwendigkeit, die Wirkungen des Drama's gegen die des Epos abzugrenzen. Aber diese beiden Gattungen der Poesie unterscheiden sich nicht sowohl in der Art ihrer Zwecke, als in dem Grade, in welchem sie dieselben erreichen, und hierin wird der Tragödie der Vorrang zugestanden (Poet. 26). Indem aber Aristoteles die zu erreichende Wirkung zur Hauptabsicht der Kunst macht, stellt er eine Reihe von Gesetzen auf über die beste Art, Tragödien zu verfertigen, eigentliche Kunstregeln, die alle auf derselben Grundansicht beruhen und die passendsten Mittel zu dem zu erreichenden Zwecke feststellen, nur dass als dieser Zweck ein ausserhalb des Kunstwerks selbst liegendes Moment angesehen wird. — Der problematische Zustand, in welchem das berühmte Werk des Aristoteles auf uns gekommen ist, lässt daran zweifeln, ob wir Alles überliefert er-

halten haben, was der Philosoph über diesen Gegenstand gewusst und geforscht hat. Aber Ton und Farbe der Darstellung sind so durchaus aristotelisch, dass wenigstens das, was wir haben, uns als echte Tradition der Gedanken des grossen Mannes gelten muss, und wenn denn, was wir besitzen, möglicherweise ein blosses Bruchstück ist, so sind freilich in demselben die Ansichten des Aristoteles von der Tragödie relativ am reichhaltigsten und vollständigsten entwickelt.

Diese Ansichten nun beherrschten die Kritik bis auf Schiller's Zeitalter hin. Das Bestreben der Aesthetiker bei allen Nationen der neueren Zeit zielte nur darauf, die echten Gedanken des alten Philosophen in aller Deutlichkeit wiederherzustellen und auf die zum Theil ganz veränderten Verhältnisse anzuwenden. An eine ganz neue Grundlegung dachte Niemand. Das Zeitalter Schiller's verhält sich aber gleich anders, und wenn Schiller unzweifelhaft an Aristoteles anknüpft, so thut er es doch nicht, um sich seiner Autorität zu unterwerfen, sondern gradezu von einer ganz veränderten Anschauungsweise aus, und in der deutlichen Absicht, den Bestimmungen des Aristoteles, so weit er sie beibehalten kann, eine tiefere Auffassung und Begründung unterzulegen.

Schiller's früheste Abhandlung, in der er sich über den bezeichneten Gegenstand ausspricht, ist die bekannte rhetorisch gehaltene: „Ueber den Nutzen der Schaubühne als eine moralische Anstalt betrachtet.“ (1784). Hier ist er noch selbst in einem Kreise von Anschauungen befangen, wie sie seine früheren Zeitgenossen theilten, wie er sie aber selbst später bei Seite gelegt hat. Es wird der mannigfache Nutzen der Schaubühne besonders nach folgenden Gesichtspunkten dargelegt: Die Menschen suchen von Natur ein Vergnügen in lebhafter Aufregung ihres Empfindungsvermögens. Diesem bloss sinnlichen Vergnügungstriebe hat gesetzgeberische Weisheit ein Mittel zu sittlicher Vervollkommnung abgewonnen durch die Institution der Bühne. Diese erscheint so als die Erfindung eines Gesetzgebers zu verständigem Zweck, und wird ihrer Wirkung nach mit der Religion in Parallele gestellt. Wie die Religion zunächst auf

die Sinnlichkeit wirke und so von innen heraus weit stärker als das kalte Gesetz durch die Neigung den Menschen zum Guten lenke: so auch die Bühne durch das Vergnügen, das sie bereitet. Die Bühne versieht das Amt des Richters, verherrlicht die Tugend und lehrt Abscheu gegen das Laster auf die eindringlichste Weise; sie ist ein Heilmittel gegen die Thorheit, die eigentlich mehr Böses verübe, als die vorsätzliche Bosheit selbst (und in dieser Hinsicht möchte vielleicht das Lustspiel das Trauerspiel noch übertreffen); sie ist eine Schule der Lebensweisheit und Menschenkenntniss, lehrt auf den Lauf des Schicksals gefasst sein und gegen die Bösen Duldung üben, nicht voreilig zu verdammen, sondern uns in die Seele der Andern zu versetzen. Sie ist ein Mittel, den Grossen der Erde die selten gehörte Wahrheit zu sagen, ein Mittel der Belehrung, insbesondre auch zur Verbreitung reinerer Ideen über die Erziehung; sie schärft das politische Urtheil, und selbst Industrie und Erfindungsgeist könnte die Bühne in den Händen gemeinnütziger Schriftsteller fördern. Durch die Nationalbühne kann ein Nationalgeist sich bilden. Durch alles dies ist die Bühne, wenn denn einmal Vergnügen ihr Hauptzweck ist, ein edleres, förderndes Vergnügen, als alle andern.

Bei aller Begeisterung für die Bedeutung des Gegenstandes, wie sie aus diesen Ausführungen spricht, werden uns solche Gesichtspunkte durchaus äusserlich und trivial erscheinen. Bei grösserer Vertiefung seiner Bildung verlässt Schiller diesen moralisirenden Standpunkt, von dem aus er sich auf den gepriesensten gleichzeitigen Kunstrichter, auf Sulzer, berufen konnte. Wo wir Schiller wieder über denselben Gegenstand sprechen hören, da geschieht es freilich auf andre Weise und von andrem Standpunkte aus.

Machen wir uns klar, welches überhaupt die Aufgabe war, die die neuere deutsche Kunstphilosophie sich gestellt hat. Es soll vor Allem die Kunst aufhören, einem Zwecke zu dienen, der ausser ihr selbst gelegen ist. Sie soll, wie ihre ebenbürtigen Schwestern, die übrigen Formen reiner geistiger Thätigkeit, insbesondre die Sprache und das Recht, als Selbstzweck gefasst

werden und die Rechtfertigung ihres Daseins in sich selbst haben. Das eigentliche Streben der neueren Wissenschaft geht überall auf das Begreifen des Organischen hinaus in allen wesentlichen Lebensmächten, wie in der Natur. Die äussre Einsetzung, die bequemste aller Hypothesen, die den Gegenstand zu einem frei gewählten Werkzeug zu beliebigen Zwecken erniedrigt, wird beseitigt. Der Gegenstand wird zu einem mit innerer Nothwendigkeit aus eignem Keim Erblühenden, dessen Theile alle in dieser innerlich gesetzten präformirenden Idee ihre Begründung finden. Die Dinge sind Abbilder der inneren Gliederung der Ideen. Auch die Kunst nun, — das ist die Forderung, — soll in diesem Sinne als ein Organismus gefasst werden, ein Ganzes, dessen Theile und Formen von innen heraus durch die zu Grunde liegende Idee gebildet werden. Die Kunst wird so zur unmittelbaren Selbstdarstellung des Menschen, ein phänomenologischer Standpunkt, ein nothwendiger in der Entwicklungsgeschichte des menschlichen Bewusstseins, eine Art, das Objekt zu gestalten und zu bestimmen, um sich seiner zu bemächtigen. Der Mensch ist ein Künstler, wie der Vogel singt, aus innrer Nothwendigkeit. Dazu tritt nun die historische Seite. Wie die Stufenfolge der einzelnen Kunstformen überhaupt den stufenweisen Gang des Geistes bezeichnet in der Genesis der Freiheit aus der Verwicklung mit der Natur, so ist auch ihre zeitliche Explikation das konkrete Gegenbild der absoluten Geschicke der Idee in ihrer geschichtlichen Verwirklichung. Nicht nach äusseren Zwecken, über die der Mensch eine Macht hätte, sondern nach inneren Prinzipien, denen der Genius von Natur verwandt ist, sind daher die Kunstformen gegliedert und allein in solcher Gliederung zu erfassen. Das Maass der Kunstthätigkeit ist die erreichte Kraft und Fülle der Phantasie, und ihr höchstes Interesse erreicht daher die Kunst darin, der reinste Niederschlag der kulturhistorischen Epochen, der treuste Spiegel der weltgeschichtlichen Bewegungen zu sein, und in dem Grade der erreichten Möglichkeit, das Ideale zu realisiren, das Universum als schönes Ganze zu erkennen und aus dieser Idee die einzelne Gestalt, die besondre Begebenheit zu formen, die innerste und tiefste Bestimmtheit der weltgeschichtlichen Nationen und Individuen der Erkenntniss darzulegen. Das ist das Ziel der Be-

wegung. Nähmen wir aus der Denkart der neueren Zeiten die ästhetischen Begriffe heraus, — wir raubten den besten Theil des Besitzes, auf den stolz zu sein wir alles Anrecht haben.

Betrachten wir jetzt, welche Stellung diesem Ziele gegenüber Schiller's Kunstphilosophie einnimmt. Seine ersten ästhetischen Untersuchungen, die in Betracht kommen, beginnen mit dem Jahre 1790, wo er in Jena über die Tragödie Vorlesungen hielt. Es gestalteten sich ihm daraus: im Jahre 1792 die beiden Abhandlungen „über den Grund des Vergnügens an tragischen Gegenständen“ und „über das Tragische.“ Damals kannte er Kant nur aus der Kritik der Urtheilskraft, und Aristoteles nur aus gelegentlichen Anführungen, die ihm unmöglich unbekannt bleiben konnten (z. B. bei Lessing in der Hamburgischen Dramaturgie). Im Zusammenhang las er die Schrift des Aristoteles zuerst 1797, und damals war sie ihm neu und überraschend. Wie tief er aber schon 1792 von der Vorstellungsweise des Aristoteles erfüllt war, muss sich aus der Darstellung seiner Ansichten ergeben.

Es ist eine der Grundanschauungen auch des auf der Höhe seiner geistigen Bildung stehenden Dichters, die Kunst als Mittel zur sittlichen Wiedergeburt des Menschengeschlechts zu fassen. Er sieht darin einen grossen Theil ihrer Würde und ihres erhabenen Berufs. Das Schöne ist ihm das eigentliche Erziehungsmittel des in so vieler Beziehung seiner Bestimmung untreu gewordenen Menschen. Aber er gesteht das nur als Wirkung zu, nicht auch als Zweck. Im Gegentheil: in der moralischen Abzweckung der Kunst fand Schiller wie Goethe etwas von des Büttels Stock, der auf unsrem Rücken nie ruhen dürfe. Körner sagt selbst von Aristoteles' Bestimmung des Zweckes der Tragödie: es schmecke so nach Sulzer.*) Schiller bemüht sich, den Zweck der Besserung zu beseitigen. Mit dem unerbittlichen Gesetze des kategorischen Imperativs darf die Kunst unmittelbar sich nicht befassen, will sie nicht ihren Zweck verfehlen, ein freies Spiel zu sein. An die Stelle der Besserung setzt Schiller

---

*) Schiller's Briefwechsel mit Körner. 4, p. 33.

das Vergnügen, aber dieses in so hohem und idealen Sinne gefasst, dass es im Grunde nur den höchsten Selbstgenuss des Geistes bezeichnet, der seiner selbst und seiner Freiheit von allen Schranken der Naturnothwendigkeit sich siegend bewusst wird.

Der Gang der Schiller'schen Gedankenentwicklung lässt sich in kurzen Zügen wiedergeben. Glückseligkeit ist der allgemeine Zweck der Natur mit dem Menschen. Alle andren menschlichen Beschäftigungen erreichen diesen Zweck, glücklich zu machen, Vergnügen zu bereiten, nur vermittelst strenger Arbeit, die Kunst allein unmittelbar durch das freie Spiel der geistigen Kräfte. Das Vergnügen soll aber für alle gemeinsam und nothwendig sein: es darf sich also auf keine empirische Seite des Menschen richten, sondern es muss sich auf seiner ewigen und unbedingten Anlage, auf seiner Vernunft begründen und ihn bei seiner sittlichen Seite ergreifen. Das Vergnügen also, das die Kunst gewährt, muss aus der sittlichen Kraft des Geistes entspringen. Die sittliche Kraft aber offenbart sich nur im Kampf gegen das Sinnliche und die Schranken der Natur, und jenes reine geistige Vergnügen ergibt sich demnach auf doppelte Weise; einmal objektiv*) aus der Anschauung eines kämpfenden sittlichen Willens, der sich dem Affekt, dem Zwange der Neigung, der Nothwendigkeit der äusseren Natur gegenüber bewährt; sodann subjektiv**) aus dem Erwachen der eignen sittlichen Kraft, die gegen die sinnliche Empfindung des Affekts bei der Anschauung solches Objekts sich regt und sich behauptet. Damit ist also zugleich das künstlerische Objekt und die Lustempfindung bezeichnet, die es gewährt. Alles Vergnügen entspringt aus Zweckmässigkeit, alle Unlust aus Unzweckmässigkeit. Das höchste künstlerische Vergnügen wird uns daher ein Objekt bereiten, das uns aus einer physischen Unzweckmässigkeit eine desto grössere moralische Zweckmässigkeit hervorgehend zeigt. Das Objekt der vollendetsten Kunst ist somit das Pathetische, d. i. der Widerstand des vernünftigen Willens gegen die Eindrücke der leidenden Sinn-

*) Vergl. die Abhandlung: „Ueber den Grund des Vergnügens an tragischen Gegenständen." Werke, 11, pag. 415 sqq.

**) Vergl. „Ueber die tragische Kunst." Werke, 11, pag. 433 sqq.

lichkeit. Die Empfindung aber bei der Vorstellung eines solchen Objekts ist die Rührung, eine gemischte Empfindung, die aus Unlust Lust bereitet. Das Mitleid, zu dem wir gezwungen werden, ist ein Angriff auf unsre Sinnlichkeit, gegen den sich, so lange er nicht allzustark wird und ein übertragener Affekt bleibt, und zwar aus einem nicht wirklichen, sondern nur vorgestellten Leiden, *) der sittliche Zug unsres Wesens erhebt: und dieses Erwachen unsrer sittlichen Kraft zur Besiegung des Affekts giebt uns das Bewusstsein unsrer sittlichen Freiheit und damit die höchste Lust, den vollkommensten Zustand eines Wesens von sittlicher Bestimmung.

Die Kunstgattung nun, die dieses Vergnügen der Rührung am Pathetischen im höchsten Grade erregt, ist die vollendetste von allen. Wir nennen sie die tragische. Und so ergeben sich alle wesentlichen Bestimmungen des Begriffs der Tragödie aus diesem Begriffe des Vergnügens der Rührung. Das unmittelbar gegenwärtig Angeschaute vermag Rührung, den tragischen Affekt, in weit höherem Grade hervorzubringen, als die Erzählung: die Tragödie ist also 1) eine Nachahmung, denn unter Nachahmung versteht Schiller im Gegensatze zum Aristoteles **) schon die besondre Form des Dramatischen, die gegenwärtige Anschauung, im Gegensatze zu der epischen Erzählung, und 2) Nachahmung einer Handlung zum Unterschiede von der Lyrik. 3) Sodann, soll Rührung erregt werden, müssen wir in dem Dargestellten Aehnlichkeit mit uns finden. Die Darstellung muss also wahr sein; wir müssen des Leidenden ganze Lage überschauen können, und daher auch ihre ganze ursächliche Verknüpfung, um uns in eine ähnliche Lage versetzt denken zu können; das ist die äussere Wahrheit. Dazu müssen wir mit der inneren Seelenbeschaffenheit der Leidenden vollständig vertraut werden und die ähnliche Anlage in uns finden; das giebt

*) Hoffmeister, Supplemente zu Schiller's Werken. 4, pag. 548.

**) Schon dass er sich dieses Gegensatzes nicht bewusst zu sein scheint, möchte beweisen, dass er des Aristoteles Poëtik selbst damals noch nicht kannte und den Ausdruck „Nachahmung“ nur falsch deutete, den er aus Anführungen kennen konnte. Vergl. „Ueber die tragische Kunst.“ Werke, 11, pag. 453. Arist. Poët. 1.

die innere Wahrheit der Handlung. Ferner eine beständige Anschauung einer und derselben Empfindung muss Ermattung zur Folge haben. Unser Inneres reagirt gegen den uns angethanen Zwang. Um die widerstrebende Selbstthätigkeit des Geistes an die Empfindung des Leidens anzuheften, muss durch einen stetigen Wechsel der Anschauungen ein stetiger Wechsel der Vorstellungen erregt werden, Leiden und Thätigkeit müssen in uns kämpfen und beständig in Athem erhalten werden. Aus diesen Gründen wird eine Reihe von Begebenheiten, eine vollständige Handlung erfordert.*) 4) Ist der Zweck der Tragödie, Rührung und Ergetzen zu erregen, so ist es nicht nöthig, dass sie eine historisch wahre Handlung enthält, nur Möglichkeit und Wahrscheinlichkeit wird von ihr verlangt. Die historische Wahrheit wird ausgeschlossen durch die Bestimmung, dass die Tragödie ist die Nachahmung einer mitleidswürdigen Handlung. 5) Dazu gehört nun, dass diese Handlung mit Menschen vorgehe, d. h. mit Wesen, die gleich uns nicht frei von sinnlichen Antrieben sind, aber gleich uns sittliche Anlagen besitzen, und grade jene sinnliche Natur muss mächtig aufgeregt werden. Sollen wir aber rechtes Mitleid empfinden, so müssen die Charaktere uns ähnlich sein, also weder im Guten noch im Bösen über das allgemeine Loos des Menschlichen allzusehr emporragen. Die gemischten Charaktere sind demnach die passendsten für die Tragödie, und diese selbst zeigt uns wirkliche Menschen im Zustande des Leidens. 6) Es fehlt nun nur noch die letzte Bestimmung, der höchste Zweck, dem alles Uebrige dient. Alle Darstellungsmittel der Tragödie wirken nur auf den einen Zweck der Rührung. Mehrere Dichtungsarten können eben diesen Zweck haben, aber nicht als Hauptzweck. Das Unterscheidende der Tragödie ist also das Verhältniss der Form als der Verbindung aller Darstellungsmittel zum Zweck. Die Form der Tragödie ist die günstigste, um den mitleidigen Affekt zu erregen, und diejenige Tragödie ist die vollendetste,

*) Unter „drittens“ fällt pag. 454 zusammen, was vorher als 2, 3, 4, bezeichnet war pag. 447—452. Dagegen ist die Ableitung von „zweitens:“ „Die Tragödie ist Nachahmung einer Reihe von Begebenheiten, einer Handlung,“ sehr unbestimmt gehalten, pag. 453—454, insbesondre der Unterschied von der Lyrik.

in welcher das erregte Mitleid weniger Wirkung des Stoffs, als der am besten benutzten tragischen Form ist.

Es ergibt sich also folgende Definition der Tragödie: „Die Tragödie ist die dichterische Nachahmung einer zusammenhängenden Reihe von Begebenheiten (einer vollständigen Handlung), welche uns Menschen im Zustande des Leidens zeigt, und zur Absicht hat, unser Mitleid zu erregen.“

Man sieht auf den ersten Blick, in wie vielen Punkten Schiller sich mit Aristoteles begegnet. Beiden gemeinsam ist die Bestimmung, die Tragödie sei Nachahmung einer Handlung. Was Aristoteles noch hinzufügt: „einer Handlung von bestimmtem Umfang“, besonders in der Absicht, die Form der Tragödie von der des Epos zu unterscheiden, hat Schiller als nicht wesentlich bei Seite gelassen, wohl mit Unrecht. Dass die Handlung eine ernst gewichtige sein solle, diese aristotelische Bestimmung lässt sich bei Schiller in der Forderung des Leidens erkennen. Die Forderung der Vollständigkeit der Handlung hat Schiller aufgenommen und höchst sorgfältig begründet. Was Aristoteles über die äusseren Darstellungsmittel sagt, fasst Schiller in der einen Bestimmung „dichterische Nachahmung“ zusammen. Es liegt darin der scenische Apparat, die Vorführung der Handelnden und ihre Gedankenäusserungen, wohl auch die metrische Form, die ja bei den Neueren nur fakultativ ist, während die musikalische Begleitung wegfällt. Statt Mitleid und Furcht nennt Schiller nur das letztere. Denn die Lust der Rührung zu erregen, ist nur der übertragene Affekt tauglich. Der unmittelbare Affekt ergreift unsre Sinnlichkeit zu stark, um der sittlichen Thätigkeit und damit der Lust Raum zu geben. So weit die Furcht, die doch sonst immer ein unmittelbarer Affekt ist, hier in Betracht kommt, so weit ist sie schon im Begriff des Mitleids enthalten, als mitleidige Furcht, das Mitfürchten mit dem Leidenden, nicht für uns, sondern für ihn. *) — Aristoteles fügt endlich noch den Zweck jener Erregung der

*) Mit Unrecht hat man hier dem Aristoteles den Schicksalsbegriff zuschreiben wollen, den Schiller durch die menschliche Freiheit verdrängt habe.

Affekte hinzu: die Reinigung der Leidenschaften. Schiller begreift das, was er als diesen Zweck betrachtet, die Lust der Rührung, mit in jenem Worte „Mitleid.“ Der Parallelismus zwischen Schiller's und Aristoteles Ansichten erstreckt sich bis in manche Einzelheit. So fordern beide gemischte Charaktere, setzen beide zum Mitleid Aehnlichkeit des Leidenden mit uns voraus, geben beide den Unterschied zwischen historischer und poetischer Wahrheit auf gleiche Weise an. Dass Schiller sich an den Aristoteles angeschlossen und ihn im Auge gehabt habe, kann nur aus Uebereilung bestritten werden.

Das ist nun die Eigenthümlichkeit der Darstellung Schiller's, grade da einzutreten, wo uns die erhaltenen Reste des aristotelischen Buches im Stich lassen. Schiller hat bei genauerer Bekanntschaft mit dem Buche des grossen griechischen Denkers zum Theil richtig geurtheilt,*) dasselbe bestehe nur aus einzelnen Aperçus; seine ganze Ansicht beruhe auf empirischen Gründen; aus reicher Erfahrung und Anschauung heraus raisonnire er; nirgends beinahe gehe er von dem Begriff, immer nur von dem Faktum der Kunst des Dichters und der Repräsentation aus; eine Philosophie über die Dichtkunst, so wie sie einem neueren Aesthetiker zugemuthet werden könne, finde sich nicht bei ihm; seine Manier sei oft rhapsodisch.“ Das ist nun grade Schiller's Absicht, die Kunstform der Tragödie mit dem allgemeinen Begriff der Kunst und der Anlage des menschlichen Geistes in Beziehung zu setzen. Bei ihm wird in der Tragödie Alles Mittel zu einem höchsten geistigen Zweck. Aber doch auch in der Art dieses Zweckes begegnet er sich mit Aristoteles. Wie dieser betrachtet auch er die Wirkung auf das Gemüth des Zuschauers als wesentliche innere Bestimmung der Kunst; wie dieser bemisst er die äussere Gestaltung des Kunstwerks nach der zu erreichenden pathologischen Wirkung und giebt danach

---

Das Wahre ist das direkt umgekehrte. — (Kuno Fischer, Schiller als Philosoph, pag. 51. cf. Hoffmeister, Suppl. zu Schiller's Werken, Band 4. pag. 530 sq. 548 — 449. Hemsen, Schiller's Ansichten über Schönheit und Kunst. Göttingen 1854. pag. 18.)

*) Briefwechsel zwischen Schiller und Goethe. 1. Ausgabe, 3. Theil p. 95. sqq. (1797). Schiller's Briefwechsel mit Körner. Band 4. pag. 31.

bestimmte Kunstregeln; wie bei Aristoteles bleibt auch bei Schiller der höchste Zweck der Kunst in einer Wirkung auf unser Empfindungsvermögen beschlossen.

Und grade hierin offenbart sich doch zugleich der fundamentale Unterschied in der Denkungsweise der beiden Männer Wie man auch immer die *κάθαρσις τῶν παθημάτων* verstehen wolle,*) so viel ist klar, — beseitigt werden sollen die Affekte keineswegs, sondern eben nur gereinigt, ihres Uebermaasses entledigt. Schiller dagegen kennt eine Kraft des Gemüthes, sich über alle Sinnlichkeit schlechtweg zu erheben, aus reiner Vernunft gegen den Affekt zu reagiren und diesen auszutilgen, — und das ist ihm die höchste Thätigkeit des vernünftigen Geistes und seine höchste Lust. Darin also wird uns der Vorzug der Schiller'schen Betrachtungsweise liegen, dass er eine spekulative Ableitung versucht und dass er die sittliche Anlage des Menschen viel tiefer aufgefasst hat. Wie aber im Fortgang der neueren Kunstphilosophie Schiller's Anschauungen nachgewirkt haben, und wie man sie für tiefere aufgegeben hat, — das nachzuweisen, wollen wir bei anderer Gelegenheit versuchen.

Hinzufügen müssen wir noch, dass Schiller selbst nicht bei dieser Auffassungsweise stehen geblieben ist, sondern seit seinem vertrauten Umgange mit Goethe, mit dem er grade auch über diesen Gegenstand und über den Unterschied des Drama vom Epos viel theorisirte, eine andere Methode der Betrachtung angewandt hat. Der Briefwechsel mit Goethe bietet uns hier die nöthige Aufklärung.**) Und eben deshalb ist es durchaus falsch,

---

*) Indessen stehen wir nicht an, der Auffassung Spengels durchaus beizustimmen, wonach Aristoteles im Gegensatz zu Plato's verwerfendem Urtheil über die Tragödie wegen angeblicher Erregung hässlicher Leidenschaften (de Rep. 10, 602 sqq.) ihre sittliche Wirkung hervorhebt. „Die Tragödie bildet durch das Schauen des Guten ein Angewöhnen.“ „Es ist im Helden noch ein Höheres, was Plato nicht sieht. Dies theilt sich dem Zuschauer mit und reinigt sein Empfinden.“

**) Briefwechsel zwischen Schiller und Goethe. Band 3. pag. 70 — 74 78—89. 374—400. Schon in dem Aufsatz: „Ueber naive und sentimentalische Dichtung,“ 1795 — 1796 geht Schiller von ganz anderen Gesichtspunkten aus in der Begriffsbestimmung der Tragödie und Komödie. Werke, 12. pag. 197

einen Einfluss von Schiller's Theorie auf seine Praxis anzunehmen (Schiller's Briefwechsel mit Körner, Band 4. pag. 380). Indessen bleiben die Resultate vorläufiger und aphoristischer Natur und bewegen sich nur im Kreise des Aeusseren der Kunstform. Als Ausgangspunkt seiner Betrachtungen nimmt Schiller hier nicht spekulative Gedanken, sondern die empirische Thatsache der dramatischen Kunstform und ihres Unterschiedes von dem Epos, um von da aus zu bestimmen, wie innerhalb dieser Form am besten ein künstlerisches Ganze entstehe. So hat Schiller in den drei verschiedenen Epochen seiner Bildung drei verschiedenen Anschauungsweisen auch über den vorliegenden Gegenstand angehört. Der eigentliche konsequente und wissenschaftliche Vertreter aber der letzteren Art der Betrachtung ist Wilhelm von Humboldt in seiner Abhandlung über Goethe's Herrmann und Dorothea.

Um ein Urtheil über Schiller's Ableitung des Begriffs der Tragödie zu begründen, fügen wir noch Folgendes hinzu: 1) Die Aufgabe war, in dem System der Formen der Tragödie den innern Sinn und die Bedeutung für die Darstellung einer Form des künstlerischen Bewusstseins nachzuweisen. Dieser Anforderung ist nicht genügt. Denn das Wesen der Tragödie ist nicht aus ihr selbst, sondern aus ihrer Wirkung auf das menschliche Gemüth abgeleitet. 2) Der Hebel dieser Wirkung wird im Tragischen gesucht. Aber Sinn und Wesen des Tragischen ist missverstanden. Zwar das Tragische als das Erhabene des Subjekt-Objekts zu fassen, ist eben so ungerechtfertigt. Die moralische Begründung des Begriffs des Tragischen ist eben so zu verwerfen, wie diejenige, welche auf den Prozess der Substanz im Individuellen zurückgeht. Das Tragische ist die höchst

— 199. Das Ziel der Tragödie ist: „die Gemüthsfreiheit, wenn sie durch einen Affekt gewaltsam aufgehoben worden, auf ästhetischem Wege wieder herzustellen.“ Schiller hebt immer wieder von Neuem an. Dies dilettantenhafte und sprungweise Verfahren hat am besten in's Licht gestellt Hemsen, „Schiller's Ansichten über Schönheit und Kunst.“ An der oben angeführten Stelle charakterisirt Schiller am meisten die erforderte Persönlichkeit des Dichters. Zu einem objektiven Unterscheidungsmittel der Kunstgattungen hält er jene Ausführungen selbst nicht für tauglich. Werke, pag. 203, Anmerkungen.

gesteigerte Form des Contrastes zwischen dem nothwendigen Geschehen und dem bewussten Thun. Es handelt sich dabei um keinen moralischen oder ethischen Inhalt, sondern bloss um die Form der Erscheinung. 3) Die tragische Wirkung liegt nach Schiller in dem Gegenstande der Handlung, und diese ist die eigentliche Grundlage der Tragödie.*) Aber die Handlung ist in der Tragödie nicht Zweck, nur Mittel für das Höhere, die Darstellung der wollenden Subjektivität und ihrer sittlichen Bestimmtheit. Darauf hin zielt auch die dramatische Form. Denn 4) die Form des Drama's unterscheidet sich nicht durch den Schein gegenwärtiger Anschauung („Nachahmung"), — denn diese ist in mimischer Darstellnng ohne Rede noch besser zu erreichen, — sondern durch die Darlegung der innersten Motive des Handelns, der geheimsten Gedanken des Handelnden. Eigentliche Handlung ist im „Drama" gar nicht, sondern nur Aeusserung von Ansichten, Grundsätzen, Empfindungen, Entschlüssen bei Gelegenheit einer Reihe von Begebenheiten. 5) Deshalb liegen auch die wesentlichen Unterschiede der dramatischen Handlung nicht in dieser selbst, sondern in der Charakterform und deren Entwicklung. Es ist für die Art des Dramas der glückliche oder unglückliche Ausgang, Einfachheit oder Verflochtenheit und dergleichen nicht wesentlich. Daher braucht nicht jede Tragödie das „Tragische" zu haben (Goethe's Iphigenia, Lessing's Nathan), und kann dabei eine rechte Tragödie sein, denn das Tragische ist nur ein Moment der Handlung, also des Aeusserlichen. 6) Schiller hat für die beste Einrichtung des Drama's Regeln gegeben. Aber diese sind unstatthaft. Es ist ein Minimum, was in der Form allen Tragödien aller Zeiten gemeinsam ist, und nur dieses Minimum kann als wesentlicher Bestandtheil der Form gelten. Das Uebrige ist charakteristischer Ausdruck einer bestimmten geschichtlichen Stufe der dichtenden Phantasie, und dieser ist die Mannigfaltigkeit der historisch erschienenen Formen zuzuschreiben. Die Gattungen der Tragödie sind daher Gegenstand nicht einer apriorischen, sondern einer historischen Betrachtung. 7) Das innere Leben in der geschichtlichen Bewegung der Tragödie

*) Vergl. Schiller's Briefwechsel mit Körner, 4, pag. 216. 237. 182.

bilden die sittlichen Ideale der Völker. Darstellung des sittlichen Charakters ist die höchste Thätigkeit der Kunst, und ihr ausschliesslich widmet sie sich auf ihrem Gipfel, in der dramatischen Poesie. Es ist verkehrt, die Charaktere durch die Natur der Handlung zu bedingen, und etwa so die idealen Charaktere auszuschliessen. Im Gegentheil: durch die Charaktere empfängt die Handlung ihre Norm und ihr Gesetz. Auch das Schicksal, nur ein andrer Ausdruck für die Macht, die sich in dem Tragischen thätig zeigt, gehört nur zum äusseren Gerüste der Darstellung, eben sowohl wie die andre Seite derselben Sache, die poetische Gerechtigkeit. Um das innere Lebensprinzip tragischer Charaktere zu bezeichnen, reichen solche Kategorien, wie Schuld oder Unschuld, eben so wenig aus, wie Begriffe sittlicher Güter, deren Vertreter die Persönlichkeiten wären.

Ueber die Bestimmung

des

Unterschiedes zwischen „wann“ und „wenn“.

Es scheinen Viele diesen Unterschied so zu regeln, wie die Engländer den zwischen when und if und wie die Franzosen den zwischen quand und si. Sie wenden nämlich stets „wann“ an, wenn eine Beziehung auf eine Zeit Statt findet und „wenn“ (es für durchweg gleichbedeutend mit „falls“ haltend) nur, wenn das im Hauptgliede des Satzes Gesagte durch das im Nebengliede Gesagte bedingt wird. So z. B. sagen manche Homiletiker:

> „Wann des Menschen Sohn kommt, dann wird er sitzen auf dem Stuhl seiner Herrlichkeit.“

Sie meinen, wenn man hier „wenn“ anwendete, so würde dies so lauten, als sei es ungewiss, ob des Menschen Sohn überhaupt kommen werde. In Luther's Bibelübersetzung hingegen ist an allen dergleichen mir beifallenden Stellen, wo gleichfalls durchaus keine Beziehung zu einer Ungewissheit Statt findet, „wenn“ angewandt; z. B.

> „Wenn aber des Menschen Sohn kommen wird in seiner Herrlichkeit und alle heilige Engel mit ihm, dann wird er sitzen auf dem Stuhl seiner Herrlichkeit. (Matth. 25, V. 31.)
>
> „Wenn aber dieses anfängt zu geschehen, so sehet auf und hebet eure Häupter auf. (Luc. 21, V. 28.)
>
> „Wenn ihr dies Alles sehet angehen, so wisset, dass das Reich Gottes nahe ist. (V. 30.)

Dieses halte ich für durchaus richtig. Die Entwicklung der

deutschen Sprache hat es einmal mit sich gebracht, dass „wenn" insofern eine zwiefache Bedeutung erlangt hat, als es eine Beziehung bald auf eine Zeit bald auf eine Ungewissheit in sich enthält. Den Ursprung dieses Umstandes erklären wir uns in folgender Weise:

Das Bindewort „weil" hatte ursprünglich eine Beziehung nur auf die Zeit und war gleichbedeutend mit „während".

„Weil es regnete, ging ich mit ausgespanntem Schirme"

war ursprünglich gleichbedeutend mit

„Während es regnete, ging ich mit ausgesp. Sch."

Da aber das gleichzeitig Geschehende sehr oft die Ursache ist, weshalb zugleich etwas Anderes geschieht, so hat das Bindewort „weil" mit der Zeit eine ursächliche Bedeutung erlangt, so dass

„Weil es regnete, ging ich mit ausgesp. Sch."

jetzt gleichbedeutend ist mit

„Wegen des Regens (darum, dass es regnete) ging ich mit ausgesp. Sch.,"

dahingegen „weil" in seiner ursprünglichen Bedeutung durch „während" verdrängt ist.

Das Adverbium „eher" hatte wahrscheinlich ursprünglich eine Beziehung nur auf die Zeit; z. B.

„Er wird eher (d. h. „früher") ankommen als Du."

Da indessen die meisten Dinge erst dann ihre absolute Gewissheit erlangen, wenn sie wirklich geschehen sind, so ist es allmälig dahin gekommen, dass man einen höheren Grad der Möglichkeit durch das Bild des Frühergeschehens bezeichnet. Wenn man z. B. sagt:

„N. N. wird sich eher seinen kleinen Finger abschneiden, als jene Bitte gewähren,"

will man nicht sagen, dass N. N. sich seinen kleinen Finger abschneiden werde und darauf jene Bitte gewähren, sondern: „dass N. N. jene Bitte gewähren werde, ist weniger wahrscheinlich als dass er sich seinen kleinen Finger abschneiden werde."

Wie man sich nun allmälig daran gewöhnt hat, einen höheren Grad der Möglichkeit, vermittelst des Adverbs „eher" durch das Bild des Frühergeschehens auszudrücken,

eben so hat man sich gewöhnt, ein Bedingtsein des Einen durch das Andere (quasi einen gleichen Grad der Möglichkeit), vermittelst des Bindeworts (oder quasi relativen Adverbs) „wenn“, durch das Bild des gleichzeitigen Geschehens auszudrücken. Wenn man also sagt:

„Wenn mein Bruder kommt, gib ihm dies Buch,“

so kann unser Satz zwar einerseits eine Beziehung auf die Zeit haben, wie es der Fall ist, wenn der Redende das Kommen des Bruders als gewiss ansieht. Andererseits aber kann der Redende damit meinen: „Wenn mein Bruder kommen sollte (oder „falls mein Bruder kommt“), gib ihm dies Buch.“ Zum Unterschiede in dem einen Sinne „wann“ (statt „wenn“) anzuwenden, ist etwa dasselbe, als wollte man eine Veränderung in der Schreibart des Adverbs „eher“ vornehmen, je nachdem eine Beziehung auf die Zeit Statt findet oder nicht.

Nehmen wir ferner den Satz:

„Wenn Du meine Bitte gewährst, gebe ich Dir 100 Thaler.“

Das Bedingtsein des im Hauptgliede Gesagten durch das im Nebengliede Gesagte drückt der Redende aus unter dem Bilde des gleichzeitigen Geschehens.

Der Unterschied zwischen „wann“ und „wenn“ ist meiner Meinung nach lediglich folgender. „Wann“ ist ein Fragewort; „wenn“ hat einen bezüglichen Charakter; z. B.

„Wann wirst Du bei uns eintreffen?“

„Wenn (nicht „wann“) Du bei uns bist, dann wollen wir recht fröhlich sein.“

Gleichwie nun aber das fragende Fürwort „wer“ nicht nur in direkten Fragen angewandt wird; z. B.

„Wer ist da?“,

sondern auch in nicht fragenden Sätzen, welche sich an eine Frage knüpfen, z. B.

„Sag mir, wer da ist,“

„Ich weiss, wer da ist,“

„Ich weiss nicht, wer da ist,“

ähnlich ist auch „wann“ (und nicht „wenn“) anzuwenden in allen Sätzen, welche sich an eine Frage knüpfen, z. B.

Sag mir, wann (nicht „wenn“) Du bei uns eintreffen wirst,“

„Ich weiss, wann Du bei uns eintreffen wirst,“

„Ich weiss nicht, wann Du bei uns eintreffen wirst.“

Wenn hingegen der Satz sich nicht an eine Frage knüpft, ist unwandelbar „wenn“ anzuwenden, gleichviel ob eine Beziehung auf die Zeit Statt finde oder nicht; folglich:

„Wenn des Menschen Sohn kommt, dann wird er sitzen auf dem Stuhl seiner Herrlichkeit.“

Allerdings liesse sich die Anwendung von „wann“ in dem so eben angeführten Satze und in allen ähnlichen Sätzen in folgender Weise rechtfertigen:

Man wendet das fragende Fürwort „wer“ nicht nur in Sätzen an, die sich an eine Frage knüpfen (wie z. B. „Sag mir, wer da ist“ u. dgl. m.); sondern man vertauscht ja auch in Sätzen, welche sich nicht an eine Frage knüpfen, zuweilen ein bezügliches Fürwort mit einem fragenden Fürworte. Z. B. das bezügliche Fürwort „welcher“ in dem Satze

„Der, welcher dies behauptet, irrt sich“

kann man, mit Auslassung des determinativen Fürwortes „der“ in das fragende Fürwort „wer“ verwandeln und sagen:

„Wer dies behauptet, irrt sich.“

Auch darf man sogar zum Ueberflusse das determinative Fürwort noch nachfolgen lassen und sagen:

„Wer dies behauptet, der irrt sich.“

Diesem analog ist es, z. B. in dem Satze

„Wenn des Menschen Sohn kommt, dann wird er sitzen auf dem Stuhl seiner Herrlichkeit“

das relative „wenn“ in das fragende „wann“ zu verwandeln, zumal wenn man das determinative „dann“ weglässt, so dass also der Gebrauch des „wann“ in dem Satze

„Wann des Menschen Sohn kommt, wird er sitzen auf dem Stuhl seiner Herrlichkeit“

völlig gerechtfertigt ist.

Mit solcher Entgegnung bin ich zwar völlig einverstanden.

Doch würde durch dieselbe die Anwendung von „wann“ auch in Sätzen wie folgender (wo es jedoch Niemandem einfällt, es anzuwenden) gerechtfertigt:

„Wann (für „falls“) Du meine Bitte gewährst, gebe ich Dir 100 Thaler,“

denn auch hier ist das determinative „dann“ ausgelassen; und dass der Unterschied zwischen „wann“ und „wenn“ davon abhängig ist, ob oder ob nicht eine Beziehung auf die Zeit Statt findet, erscheint mir ausgemacht.

Dass Viele geneigt sind, den Unterschied zwischen „wann“ und „wenn“ davon abhängig zu machen, ob oder ob nicht eine Beziehung auf die Zeit Statt finde, scheint seinen Grund in dem zufälligen Umstande zu haben, dass die Fälle, in welchen das dem relativen „wenn“ entsprechende Fragewort „wann“ nicht eine Beziehung auf die Zeit hat, so überaus selten vorkommen. Dieser seltene Fall würde z. B. vorkommen, wenn Jemand zu mir sagte:

„Wenn („falls“) Du meine Bitte gewährst, will ich Dir 100 Thaler geben,“

das Nebenglied dieses Satzes aber so leise oder undeutlich ausspräche, dass es meinem Ohr entginge und ich mich zu der Frage veranlasst sähe:

„Wann (oder „In was für einem Falle“ oder „Unter was für einer Bedingung,“ aber keinenfalls „Wenn“) willst Du mir 100 Thaler geben?“

oder zu der sich an eine Frage knüpfenden Erwiederung:

„Ich habe nicht verstanden, wann (oder „in was für einem Falle,“ oder „unter was für einer Bedingung,“ keinenfalls „wenn“) Du mir 100 Thaler geben willst.“

Wenn mein Ohr das in dem Nebengliede des obigen Satzes („Wenn Du meine Bitte u. s. w.“) enthaltene „Du“ aufgefasst hat, kann ich meine Frage allerdings auch so stellen:

„Wenn ich was thue, willst Du mir 100 Thaler geben?“

In diesem Satze ist jedenfalls „Wenn“ (nicht „Wann“) richtig, da das Wort durchaus einen relativen Charakter hat (welches in dem vorhergehenden Satze „Ich habe nicht verstanden, wann Du etc.“ nicht der Fall war); das Fragewort ist „was“.

Es leuchtet ein, dass auch das sich ursprünglich auf die Zeit beziehende Adverb „dann" dazu dient, das Bedingtsein des Einen durch das Andere unter dem Bilde des gleichzeitigen Geschehens darzustellen. Auf A.'s Versprechen:

„Ich will Deine Bitte gewähren"

kann B. z. B. erwiedern:

„Dann (d. h. „falls Du dieses thust) will ich Dir 100 Thaler geben."

Es wird wohl nicht so leicht Jemand behaupten, B. hätte (weil ja keine Beziehung auf die Zeit Statt finde) „denn" (und nicht „dann") anwenden müssen.

„Denn" hat nur folgende Bedeutungen:

1. „Denn" (franz. car, engl. for) ist sinnverwandt mit „weil".

   „Ich will zu Hause bleiben; denn es regnet (d. h. weil es regnet)."

2. „Denn" (franz. donc, engl. then) ist sinnverwandt mit „also".

   „Hast Du denn (also) meine Ermahnung unberücksichtigt gelassen?"

3. „Denn" (franz. que, engl. than) ist in altem Deutsch gleichbedeutend mit „als" bei einer Vergleichung.

   „Er ist gelehrter denn (als) sein Bruder."

Bemerkenswerth ist, dass die englische Sprache in den Wörtern then und than (welche den deutschen Wörtern „dann" und „denn" so ähnlich lauten) das e hat, wo die deutsche Sprache das „a" hat und umgekehrt; z. B.

„Dann (zu der so eben genannten Zeit) werde ich abreisen."

Then I shall set out.

„Dann (in dem so eben erwähnten Falle) will ich Dir 100 Thaler geben."

Then I will give you 100 Thalers.

„Er ist gelehrter denn sein Bruder."

He is more learned than his brother.

Schliesslich noch eine Anwendung auch des oben Gesagten auf die englische Sprache.

Auch die englische Sprache hat (obgleich ihr das Binde-

wort if zu Gebote steht) eine Neigung, das Bedingtsein des Einen durch das Andere unter dem Bilde des gleichzeitigen Geschehens darzustellen, nämlich durch when, welches ursprünglich nur eine Beziehung auf die Zeit hat. Sie thut dies aber nur in gewissen ziemlich seltenen Fällen; so viel wie mir augenblicklich erinnerlich ist, nur in folgenden:

1. Wenn das Subjekt des Nebengliedes des Satzes eine fingirte oder unbestimmte Person ist; z. B.

> „Wenn Jemand (also eine fingirte Person) täglich drei Stunden kräftig marschirt, wird er in sieben Jahren eine Strecke zurücklegen, welche dem Umfange der Erde gleichkommt.“
>
> If (oder when) a man walks with vigour three hours a day, he will, in seven years, pass a space equal to the circumference of the globe.

(statt dessen man freilich zierlicher sagen kann: A man who shall walk with vigour three hours a day, will, in seven years, pass a space equal to etc. Ein Mensch, welcher täglich drei Stunden kräftig marschirt, wird in sieben Jahren etc.); ferner:

> „Wenn man (also eine unbestimmte Person) sich so verletzt hat, kann man nicht schnell gehen.“
>
> If (oder when) one has hurt one's self in such a manner, one cannot walk fast.
>
> „Wenn man selber da ist, braucht man keinen Andern zu schicken.“
>
> If (oder when) one is there one's self, one needn't send another.

Hingegen:

> „Wenn Du (also eine bestimmte Person) täglich drei Stunden kräftig marschirst etc.“
>
> If (nicht when) you walk with vigour three hours a day etc.

2. Wenn das Nebenglied des Satzes etwas sich von selbst Verstehendes enthält; z. B.

> „Wenn Sie erwägen, wie viel Jammer und Elend Ihres Vaters hienieden gewartet haben würde, werden Sie ihm gewiss seine Erlösung gönnen.“ (Dass der Ange-

redete dieses erwägen werde, setzt der Redende, als sich von selbst verstehend, voraus.)

If (oder when) you reflect on what tribulation would have awaited your poor father here-beneath, you will certainly not grudge him his release.

In einigen Fällen wird when (nicht aber if) auch (als gleichbedeutend mit as) als dem deutschen „da" entsprechend angewandt; und es kann in manchen dieser Fälle auch der Deutsche „da" mit „wenn" vertauschen; z. B.

„Wie kannst Du mich bitten, Dir 100 Thaler zu leihen, da (wenn) ich Dir hundertmal gesagt habe, dass ich kein Geld habe?"

How can you request me to lend you 100 Thalers, when (nicht if) I have told you many dozen times that I am out of cash?

„Da Du Dich so schwer verletzt hast, kannst Du nicht schnell gehen."

When (nicht if) you have hurt yourself so severely, you cannot walk fast.

„Da Du selber da bist, brauchst Du keinen Andern zu schicken."

When (nicht if) you are there yourself, you need not send another (oder Being there yourself, you need not etc.).

Hingegen:

„Wenn Du Dich so schwer verletzt hast (ob es wahr ist, weiss ich nicht), kannst Du nicht schnell gehen."

If (nicht when) you have hurt yourself so severely, you cannot walk fast.

„Wenn Du selber da bist, brauchst Du keinen Andern zu schicken."

If (nicht when) you are there yourself, you need not send another. (NB. Die Partizipialkonstruktion Being there yourself etc. ist übrigens auch in diesem Sinne zulässig.)

Es gibt also auch Fälle, in welchen der Engländer beliebig when oder if anwenden kann. Mit Ausnahme der er-

wähnten Fälle, in welchen dies geschehen darf, hat das bezügliche when nur Beziehung auf die Zeit; z. B.

When the son of man shall come in his glory etc. etc.
„Wenn des Menschen Sohn kommen wird u. s. w.“
I was dreaming of war when (nicht as) you wakened me.
„Ich träumte von Krieg, als Du mich wecktest.“
You wakened me as I dreamt (oder as I was dreaming, nicht when I dreamt, allenfalls when I was dreaming) of war.
„Du wecktest mich, wie ich von Krieg träumte.“
I was copying letters, when (nicht as) William entered my room.
„Ich kopirte Briefe, als Wilhelm in mein Zimmer trat.“
As I copied (oder as I was copying, nicht when I copied, allenfalls when I was copying) letters, William entered my room.
„Wie ich Briefe kopirte, trat Wilhelm in mein Zimmer.“

NB. As ist nur (obgleich nicht immer) in Satzgliedern anzuwenden, in welchen der Franzose das Descriptif oder Relatif anwenden würde, nie aber in Satzgliedern, in welchen er das Narratif oder Défini anwenden würde, wie die so eben angeführten Beispiele zeigen.

Das fragende when (When will you come? „Wann willst Du kommen?“ Tell me when you will come. „Sag mir, wann Du kommen willst.“) dient auch als Medium, das Bedingtsein des Einen durch das Andere unter dem Bilde des gleichzeitigen Geschehens auszudrücken, obgleich die Veranlassungen dazu äusserst selten sind. Wenn z. B. A. zu B. sagt:

If you comply with my request, I will give you 100 Thalers,

das Nebenglied dieses Satzes jedoch B.'s Ohren entgeht, so dürfte B. fragen:

When (on what condition, keinenfalls aber if) will you give me 100 Thalers?

Hingegen:

If I do what, will you give me 100 Thalers?

Auch wohl kurzweg:

If what will you give me 100 Thalers?

Eben so dürfte B. erwiedern:

I have not understood when (on what condition) you will give me 100 Thalers,

auch wohl allenfalls:

I have not understood if what you will give me 100 Thalers.

Hingegen:

I have not understood if (oder whether) you will give me 100 Thalers,

würde heissen:

„Ich habe nicht verstanden, ob Du mir 100 Thaler geben willst."

Stettin. Dr. F. S. Haupt.

Versuch einer Einleitung
zu
Beaumarchais' Figaro.

I.

Aeussere Thatsachen.

Wer Uhland's Glück von Edenhall gelesen, der hat nicht ohne düstere Ahnung das Gastmal des edlen Schlossherrn mitgefeiert, er hat mit steigender Spannung den dröhnenden Klang des geheimnissvollen Pokals vernommen, der mächtig und mächtiger ans Ohr schlägt, bis mit donnerähnlichem Getöse der Becher zerspringt, und nun mit einem Mal ein gellender Misston in das Toben der wilden Zecher hereinbricht, das Gewölbe berstet, die Flammen zucken, der geharnischte Feind sich zeigt. — Ein ähnliches Gefühl beschleicht uns, wenn wir das Treiben der französischen Hauptstadt am Vorabend der grossen Revolution betrachten. Ein gutherziger aber schwacher König, ein üppiger, sorgloser Hof, eine lebensfrohe Königin, die mit leichtfertiger Hast von Genuss zu Genuss eilt, eine müssige Gesellschaft, die vor allem schwatzen und lachen will, das sind die Gäste des wilden Gelages, die ahnungslos dem Tag entgegen gehen, wo der Sturm der Revolution daherbrausen, sie unter den Trümmern des morschen Baues begraben wird. So ist für uns, denen jene ganze Periode vollendet vorliegt, jeder Akt des unheimlichen Vorspiels ein Gegenstand ernster Betrachtung, so erhält auch „der tolle Tag oder Figaro's Hochzeit" eine Bedeutung, die der frivolen Komödie nur die Geschichte verleihen konnte. —

Als Beaumarchais im Jahre 1781 den Policei-Lieutenant Lenoir unterthänigst ersuchte, für seine neue Komödie „Figaro's Heirath" ihm einen Censor bestimmen zu wollen, war er bereits in mehr als einer Beziehung der gefeierte Liebling des Pariser Volks. Die Salons hatten seinen witzigen Einfällen, seinen leichten Liedern, seinem Spiel und Gesang einen schmeichelnden Beifall gespendet. Die Flugschriften im Prozesse Gözman, der schwererrungene Sieg über seine persönlichen Gegner, als dessen nothwendige Folge die Niederlage eines der Nation verhassten Parlaments betrachtet werden muss, die Rolle endlich, die der einstige Uhrenmacher Carou im diplomatischen Verkehr Frankreichs mit dem für seine Unabhängigkeit kämpfenden Amerika gespielt, alles das hatte Beaumarchais vollends zum Manne des Tages, zum Verfechter der Interessen des erwachenden Bürgerstandes, zum Vertreter der öffentlichen Meinung gemacht. Rechnen wir hierzu noch seine frühern Bühnenerfolge, so wird es nicht befremden, wenn die Kunde, Beaumarchais habe ein neues Stück voll treffender Anspielungen auf die brennenden Tagesfragen in Bereitschaft, die Neugier der Salons in hohem Grade erregte, wenn man von allen Seiten auf den Verfasser eindrang, seinen Figaro vorzulesen, wenn am Hofe es täglich hiess: „Haben Sie einer Vorlesung Figaro's beigewohnt? Wohnen Sie doch einer Vorlesung Figaro's bei!"

Es mochte im Frühjahr 1782 sein, als Me. Campan Befehl erhielt, Beaumarchais' Stück dem Könige zu lesen. Lassen wir sie selbst erzählen:

„Eines Morgens empfing ich von der Königin ein Billet, das eine Aufforderung enthielt, mich um drei Uhr zu ihr zu verfügen, und zwar nicht ohne vorher gespeist zu haben, denn sie gedenke mich recht lange zu behalten. Als ich ins innere Zimmer ihrer Majestät eintrat, fand ich sie mit dem König allein; vor beiden stand bereits ein Tischen und ein Stuhl; auf jenem lag ein ungeheures Manuscript in mehreren Heften; der König: „„Da ist Beaumarchais' Komödie, sie müssen sie uns vorlesen, es werden sich schwierige Stellen darin finden, der gestrichenen Worte und Verweisungen halber; ich zwar habe das Stück bereits durchblättert, aber die Königin soll es auch

kennen. Sie werden übrigens von dieser Vorlesung Niemand etwas sagen.""

„Ich begann. Der König unterbrach mich oft, durch bald lobende, bald tadelnde, immer aber treffende Bemerkungen. Meistens rief er aus: „„Das zeugt von schlechtem Geschmack. Der Mann bringt beständig die italiänischen Concetti auf die Bühne zurück."" Bei Figaro's Monolog, in dem er verschiedene Theile der Verwaltung angreift, namentlich aber bei der Stelle über die Staatsgefängnisse, erhob sich der König lebhaft und sagte: „„Das ist abscheulich, das soll nie auf die Bühne kommen. Man müsste die Bastille zerstören, um die Aufführung dieses Stückes nicht als gefährliche Inkonsequenz erscheinen zu lassen. Der Mensch treibt seinen Spass mit allem, was heilig am Staate erscheinen soll."" Unstreitig hatte der König so das Urtheil ausgesprochen, zu dem die Erfahrung später diejenigen nöthigte, welche damals für die bizarre Schöpfung schwärmten. — „„Man wird sie also nicht spielen?"" fragte die Königin. — „„Gewiss nicht, verlassen Sie sich darauf,"" war Ludwig's des XVI. Antwort." — *)

Die Mittheilungen Grimm's, Bachaumont's, der Campan, sowie die von Deloménie veröffentlichte Korrespondenz des Dichters von Figaro's Hochzeit, gestatten uns, den nun sich entspinnenden Kampf der öffentlichen Meinung gegen die Autorität, der mit einer Niederlage der letztern enden sollte, Schritt für Schritt zu verfolgen. Beaumarchais sah wohl ein, dass für den Augenblick die Aufführung seines Stückes eine Unmöglichkeit sei; der Schauspieler Préville, sein alter Freund, dem die Rolle Figaro's zugedacht war, und manche andere, hatten jede Hoffnung aufgegeben. Nicht so Beaumarchais. Mit charakteristischer Zähigkeit verfolgte er seinen Plan: mit der ihm eigenthümlichen Geschmeidigkeit wusste er sich zu fügen, scheinbar zu weichen, während er schlau die Umstände benutzte, seine Sache im Stillen zu fördern. Das Manuscript wanderte vorerst ins Pult zurück, und wenn es einer Prinzessin gelang, eine Vorlesung zu erhalten, so durfte sie sich Glück wünschen. Begreiflicherweise wurde dadurch die Neugier unendlich ge-

*) Mém. de Me. Campan p. 202, éd. Didot. —

steigert. Und sonderbar genug waren es grade die grossen Herren, — jene nämlichen Personen, deren gründliche Nichtswürdigkeit Figaro einem bürgerlichen Parterre vorzuführen bestimmt war, — die am eifrigsten eine Aufführung herbeiwünschten. Es ist nicht unwahrscheinlich, dass die Königin selber diese Wünsche im Stillen theilte: jene Frage, die sie nach beendeter Vorlesung an den König richtet, die categorische Antwort, die sie empfängt, scheinen unter andern darauf hinzudeuten.

So stunden die Sachen, als es im Juni 1783 verlautete, der Hof werde Figaro auf einem seiner Theater geben lassen. — Wer hatte die Ordre ertheilt? Grimm weiss es nicht, scheint aber zu glauben, der Anstoss sei von Beaumarchais ausgegangen, da dieser die Kosten der Repetition, die sich beiläufig auf 12000 frs. beliefen, bezahlt habe.

Me. Campan, die diese Aufführung ebenfalls erwähnt, hat, wie mir scheint, absichtlich vermieden, eine Person zu nennen; p. 203 sagt sie nur: Le premier gentilhomme de la chambre, (le maréchal de Duras, v. Grimm) consentit à ce que M. de la Ferté prêtât la salle etc. etc." — Alles war vorbereitet, die zierlichen „billets, rayés à la Malbrough" an die beste Gesellschaft ausgetheilt, der Saal der Menus zum Theil schon gefüllt, da erscheint ein Courier mit einer lettre de cachet:*) Die Aufführung ist untersagt. Nun allgemeiner Tumult. „Niemals," berichtet Me. Campan, „wurden die Worte: Tyrannei, Knechtung u. s. w. energischer ausgesprochen als in jenen Tagen." Beaumarchais, wüthend, soll gesagt haben: „Nun, meine Herren, man will nicht, das mein Figaro hier gegeben werde; ich aber sage Ihnen, Sie sollen ihn noch im Chor der Kirche „Notre-Dame" aufführen sehen."

Man hat sich gefragt, wie kam der König dazu, im letzten Augenblicke noch die Aufführung zu untersagen? Aus Beaumarchais' Correspondenz scheint hervorzugehen, dass man dem

*) On appelait lettre de cachet tout ordre écrit émané de la volonté du roi, cette dénomination ne s'appliquait pas seulement aux ordres d'arrestation. Anmerk. der Campan.

König allein die Energie einer so rücksichtslosen Massregel nicht zuschreiben zu dürfen glaubte; es sei vielmehr, meinte man, ein geheimer Gegner Beaumarchais' gewesen, der den König dazu vermocht, die Sache zu bruskiren. Indessen machen Campan's Worte: Le roi n'en fut instruit que le matin même, eine derartige Vermuthung überflüssig. Darf man ihnen glauben, so erklärt sich alles von selbst. Anstatt durch ein erneuertes Gesuch einem zweiten Abschlag zu rufen, zog man es vor, den König gar nicht zu fragen, ihm die Sache völlig geheim zu halten. Seinen nachträglichen Eifer fürchtete man wenig. Nun aber erfährt der König in der eilften Stunde den ganzen Anschlag. Natürlich ist seine Entrüstung gross. Was seine phlegmatische Unentschlossenheit wohl nie gewagt hatte, daraus macht sein Aerger sich eine angenehme Pflicht. Der Machtbefehl geht ab und — de la coupe aux lèvres il y a loin, sagt das Sprichwort — die Herren des Hofes müssen diesmal mit langen Gesichtern abziehen.

So hatte denn der König von neuem triumphirt. Es war indess zum letzten Mal. Denn im September des folgenden Jahres wurde Figaro mit ausdrücklicher Erlaubniss des Königs vor dem versammelten Hofe aufgeführt. Das war für Beaumarchais ein Sieg, aber nicht der Triumph, den er wollte. Nicht für die Höflinge, sondern für das Parterre der Comédie française hatte er sein Stück berechnet, für die Bürger, für das Volk mit einem Wort. Nicht mit dem herablassend zahmen Beifall der Vornehmen wollte er sich diesmal zufrieden geben, er wünschte den donnernden Applaus eines vollen Hauses. — Diesem ersehnten Ziele näher zu rücken, hatte Beaumarchais auch jetzt die Umstände aufs Schlauste auszubeuten gewusst. Zu Jedermanns Erstaunen trat er nämlich mit dem unschuldigen Begehren auf, man möchte vor jener Aufführung am Hofe seinen Figaro einer abermaligen Censur unterwerfen. Dabei rechnete er so: Es ist unwahrscheinlich, dass ein Censor es wagen wird, Figaro zu verdammen, und so den mächtigen Höflingen ein lang ersehntes Vergnügen wiederum zu entreissen. Ein approbirendes Urtheil dagegen wird die Chancen einer öffentlichen Aufführung vermehren, es wird eine neue Waffe

sein gegen die feindliche Autorität.*) In der That war der Censor artig genug, seinen Rapport mit den Worten zu schliessen: „Ich halte das Stück für sehr geeignet, der Comédie française, die deren bedarf, recht viele Zuschauer, somit recht gute Einnahmen zu verschaffen.“

Beaumarchais glaubte nun seine Sache gewonnen zu haben, und wandte sich deshalb mit einer förmlichen Eingabe an den Lieutenant de police. Der König, von allen Seiten bestürmt, suchte seine Rettung im Verzug. Ein Censor nach dem andern wurde bestellt; aber alle, mit Ausnahme des Akademikers Suard, auf den ich später zurückkommen werde, waren für Figaro, für Beaumarchais, für die Schauspieler, für das Publikum. Mit jedem Tage wuchs die fieberhafte Ungeduld des Pariser Volks, mit jedem Tage wurde die Lage des Königs schwieriger. Endlich im März 1784 kam die ungeduldig erwartete, stürmisch geforderte Bewilligung. Es heisst, Ludwig XVI. habe sich dabei der Hoffnung hingegeben, Figaro werde sich auf der Bühne nicht halten können. Andere dachten anders. „C'est un ouvrage à tomber cinquante fois de suite,“ sagte Jemand mit Bezug auf des Königs thörichten Glauben. Der Erfolg überstieg die kühnsten Erwartungen. Beaumarchais musste selber sagen: „Es giebt etwas Tolleres als mein Stück: sein Erfolg.“ Der ersten Aufführung ging eine Scene voran, wie sie Goethe im Prolog zu seinem Faust beschreibt. Ganz Paris drängte sich am Morgen schon an die Thüren des Theaters, die grössten Damen, um ihre Plätze zu sichern, speisten in den Logen der Schauspielerinnen. Draussen ein wildes Wogen, die Wache zersprengt, die Thüren erbrochen, die Eisengitter zertrümmert. „Als endlich der Vorhang aufging, sah man die schönsten Talente, die das théâtre français vielleicht je besessen, auf der Bühne vereinigt, alle von einem Streben beseelt, die kühne, hinreissende, geist- und witzreiche Comödie zur Geltung zu bringen, eine Comödie, die vielleicht hie und da eine Loge mit Entrüstung oder Schrecken erfüllt, dafür aber ein elektrisches Parterre mächtig erregt, entzückt und entflammt.“**) Beau-

*) Ich folge der Auffassung Deloménie's.

**) Deloménie.

marchais selbst betrachtete sich das tobende Treiben hinter dem Gitter einer Loge, rechts und links von ihm ein Abbé, zwei geistesverwandte Epikuräer, die er zu einem fröhlichen Schmause geladen hatte.

II.

Die Kritik der Zeitgenossen und der Nachwelt.

Ein Stück, das so mannigfache Schicksale erlebt, das die Aufmerksamkeit des Publikums in so hohem Grade erregt hatte, das von den einen mit wahnsinnigem Beifall, von den andern mit verstecktem Hass, von Allen aber mit Leidenschaft begrüsst wurde, musste die Tageskritik in hohem Grade beschäftigen. Seine politische Tendenz sowie seine zweideutige Moral gaben Beaumarchais' Gegnern erwünschte Veranlassung zu leidenschaftlichen Angriffen, die selbst auf die Beurtheilung von Figaro's künstlerischem Werthe nicht ohne nachtheiligen Einfluss blieben. Wenn nun die meisten Kritiken, die damals auftauchten, für uns so gut wie verloren sind, so ist dies um so weniger zu beklagen, als sie der Mehrzahl nach wegen ihrer persönlichen Färbung nur wenig Werth besitzten möchten; die früheste mir bekannte Beurtheilung von Figaro's Hochzeit findet sich in Grimm's bereits in anderer Beziehung erwähnter Correspondenz. Dieses interessante aus siebzehn Bänden bestehende Werk ist bekanntlich eine Hauptquelle für die Literaturgeschichte der letzten Hälfte des vorigen Jahrhunderts. Baron Grimm, aus Regensburg gebürtig, war, noch jung, als Hofmeister eines deutschen Prinzen nach Paris gekommen, hatte dort eine untergeordnete Diplomatenstelle erhalten, und lebte in fortwährender Verbindung mit den Philosophen. Während des langen Zeitraums von 1753 — 1790 sandte er an verschiedene deutsche Höfe in fortlaufender Reihenfolge Berichte über Alles, was in der Tagesliteratur, in den Salons oder auf dem Theater neues zum Vorschein kam; allerdings hat Grimm nicht die ganze Correspondenz verfasst: Raynal, Diderot, später auch ein Zürcher, Henri Meister, lieferten gelegentliche

Beiträge. Das Buch ist in leichtem, gefälligem Styl geschrieben, enthält gesunde Urtheile, zeugt von umfassender Bildung und tüchtigen Kenntnissen: freilich verrathen manche Stellen, die Briefe an Friedrich den Grossen z. B., jene gezierte Eitelkeit, die in Rousseau's Confessionen so arg mitgenommen wird, und welche in der That Grimm's besondere Schwäche gewesen zu sein scheint.

Im April 1784 schreibt Grimm die folgenden Zeilen: „Figaro's Heirath hat von seiner ersten Aufführung an einen wunderbaren Erfolg gehabt. Dieser Erfolg, der lange bleiben wird, muss der Conception des Stücks zugeschrieben werden, einer eben so ergötzlichen, als neuen und originellen Conception. Der Knoten ist so geschürzt, dass der Faden zwar leicht zu entwirren ist, daneben aber doch eine Menge lustiger und überraschender Situationen herbeiführt, sich immer auf's Neue kunstvoll verschlingt, endlich mit Klarheit und Geschick sich löst, ein Verdienst, das bei einem so selten verwickelten Stück nicht gerade leicht zu erreichen war. Mit jedem Augenblicke wähnen wir uns am Schluss der Intrigue, doch spinnt sie sich weiter, durch ein unscheinbares Wort vielleicht, das zwanglos die neue Scene einleitet, die Personen in eine Lage versetzt, welche an lebhaftem Interesse den frühern Scenen nichts nachgiebt. So ist es dem Verfasser gelungen, das Publikum während drei vollen Stunden mit der Aufführung eines Stückes zu fesseln, dessen Gattung der französischen Bühne bisher gar nicht, der italienischen und spanischen nur durch wenige gelungene Muster bekannt war."

Diesem Lobe mochten diejenigen Theaterfreunde beipflichten, welche sich nicht veranlasst fanden, bei der Beurtheilung der Tagesliteratur auf die klassischen Schöpfungen Molière's zurückzugehen, und so als strenge Kunstrichter zu verdammen, was sich mit jenen nicht zu messen vermochte. Die meisten lebten zu sehr der Gegenwart und ihren Genüssen, um in Lob oder Tadel ein höheres Princip als das des augenblicklichen Vergnügens anzuerkennen. Es gab indessen Andere, welche die Sache genauer nahmen. In einem akademischen Vortrag liess sich Suard über die von Andern willkommen geheissene Neuerung nichts weniger als günstig vernehmen. Er findet, dass

der Geschmack und die wahre Komödie immer seltener werde, Molière's Comik beruhe auf Beobachtung der Sitten, wogegen die meisten der Neuern ihre Welt nicht aus dem Leben, sondern aus den schon vorhandenen Stücken nehmen; weder Begebnisse, noch Sitten, noch Sprache erinnern an die Wirklichkeit, man suche den guten Ton in einem manierirten, oft unverständlichen Jargon, der höchstens noch in einigen Romanen anzutreffen: Andere glauben, Molière nachzuahmen, wenn sie jene mühsam in einander geschobenen Intriguen wieder hervorsuchen, die in der Kindheit der Kunst allerdings die ersten Versuche des Genius gewesen seien, heutzutage aber grade sein Nichtvorhandensein bekunden.

Diese Kritik, die, ohne einen Namen zu nennen, unserm Figaro galt, brachte Beaumarchais gewaltig auf. Suard war freilich zu weit gegangen, wenn er Figaro vorwarf, seine Sittenzeichnung sei nicht der Wirklichkeit abgesehen, und es war nicht schwer, ihn in diesem Punkte zu widerlegen. Beaumarchais benutzte die Blösse seines Gegners, und griff ihn am Schlusse seiner Vorrede zu Figaro mit einem Grimme an, der die Gränzen des Erlaubten weit überschritt. Er hätte wohlgethan, sich mit der Genugthuung zufrieden zu geben, die der schwedische Kronprinz, später Gustav III., ihm verschaffte, als er nach vollendeter Vorlesung zu Suard sagte: „Sie haben uns strenge gerichtet, ich aber bin der Vernunft so wenig zugänglich, dass ich Ihnen Lebewohl sage, um Figaro zum dritten Male spielen zu sehen."

In seinem cours de littérature hat Laharpe dem Leben und den Werken Beaumarchais' ein langes Capitel gewidmet, weniger aus besonderer Verehrung für letztere, als aus Achtung für Beaumarchais' persönlichen Charakter. Er hat damit dem guten Namen des Autors einen wesentlichen Dienst geleistet. Jedermann sprach damals noch von Beaumarchais, während nur wenige seine wahre Geschichte kannten. Da der Mann viele erbitterte Feinde besass, so lässt es sich wohl begreifen, dass eine Menge grober Verläumdungen ausgestreut und willig geglaubt wurden. Laharpe wünschte nun den Ruf eines Mannes zu retten, den er von jeher geachtet hatte. Es gelang ihm dies so ziemlich. Der französische Aristarch, der von jeher mit dem

Lobe gegeizt, seit seiner neulichen Bekehrung aber mit den Philosophen und dem XVIII. Jahrhundert vollends gebrochen hatte, musste wohl, wenn er einmal zum Loben und Vertheidigen schritt, Glauben finden. Seine biographischen Notizen blieben bis auf die neueste Zeit, d. h. bis zum Erscheinen von Doloménie's auf Beaumarchais' nachgelassene Papiere sich stützende Arbeit, eine Hauptquelle für die Compilatoren, sind aber, einzelne Fehler nicht gerechnet, wegen ihrer allgemeinen Haltung nur wenig geeignet, ein vollständiges und richtiges Bild zu liefern.

Was nun die Beurtheilung des Stücks anbetrifft, so ist sie bei Laharpe zwar umständlich, kann aber deshalb nicht gründlich genannt werden, weil sie durchaus nur einzelne Stellen herausgreift, ohne das Ganze als Solches zu besprechen. Der Kritiker wirft dem Dichter namentlich die Unwahrscheinlichkeiten vor, die in mehreren Stellen uns entgegentreten und so den Genuss am Ganzen nicht aufkommen lassen. An dem Vorhandensein dieser Verstösse gegen die Wahrscheinlichkeit wird Niemand zweifeln, der das Stück gelesen hat, ob aber dadurch die Wirkung vernichtet, die Illusion zerstört, oder das Vergnügen des Zuschauers aufgehoben werde, ist eine andre Frage. Wer, um ein bekanntes Beispiel zu nehmen, A. Dumas' drei Musketire gelesen, der wird auf den ersten Seiten schon ein Dutzend Unwahrscheinlichkeiten vom reinsten Wasser getroffen, und über die Zumuthung des Verfassers gelächelt haben, Alles das so ernsthaft hinzunehmen, wie es der Ton der Erzählung zu verlangen scheint; hat er aber deshalb das Buch weggeworfen? Hat er es nicht mitgeträumt von Anfang bis Ende, ohne aufzuwachen, wenn der bedächtige Verstand abermals einen Felsblock auf seiner Strasse fand? Was nun dem Leser widerfährt, das begegnet auch dem Zuschauer. Freilich wird die theatralische Illusion um so unvollkommner, je öfter man daran erinnert wird, dass nicht die Wirklichkeit, sondern ihre stümperhafte Nachahmung vor den Augen sich aufthue. Man wird aber zu unterscheiden haben zwischen wesentlichen Hindernissen und unbedeutender Unterbrechung. Wenn das Bühnenspiel ein schlechtes ist, wenn der Dichter seinen Personen Worte in den Mund legt, die mit ihrer fingirten Lage in offenem

Widerspruche stehen, dann wird die Illusion und mit ihr die künstlerische Wirkung vernichtet. Wenn dagegen z. B. behufs Orientirung des Zuschauers beiseit gesprochen wird, oder wenn die sprechenden Personen sich ihre Verhältnisse auseinandersetzen, wiewohl sie allen Voraussetzungen des Stückes gemäss, diese hinlänglich kennen, so sind das unstreitig auch Sünden gegen das Gesetz der Wahrscheinlichkeit, sie bleiben indess ohne störende Wirkung. Sie gleichen der Frage, die sich an einen Zerstreuten richtet, vielleicht eine halbe Antwort entlockt, ihn aber seinen Träumen nicht zu entreissen vermag. In die Categorie dieser unwesentlichen, vorübergehenden Störungen möchte ich auch die von Laharpe mit fast pedantischer Umständlichkeit erwogenen Mängel unseres Stückes verlegen. Es bestätigt übrigens auch dieses Capitel des Laharpe'schen Werkes das Urtheil derer, die dasselbe für überholt betrachten. Hervorgegangen aus Vorlesungen, die am Ende des vorigen Jahrhunderts von einem gebildeten Publikum mit grossem Beifall aufgenommen wurden, ist es namentlich in der Behandlung des XVIII. Jahrhunderts dem Standpunkt und den Bedürfnissen der damaligen Zuhörer angepasst; man wollte keine Geschichte, sondern mit Anmuth vorgetragene, neue piquante Urtheile. Was damals als Vortrag ansprach, kann heute nicht wohl für Geschichte gehen. Fehlen doch gerade die geschichtlichen Momente, die geordnete, übersichtliche Gruppirung, die allgemeine Charakteristik der Perioden, die Besprechung kulturhistorischer Einflüsse und Wechselbeziehungen, die historische Perspective, die bibliographischen Daten, die biographischen Details. Allerdings ist Laharpe hier insofern unschuldig, als er seinem Stoffe noch zu nahe stand, um Uebersicht und historische Sicherheit zu gewinnen. Auch darf man nicht vergessen, dass jene Zeit mit ganz andern Voraussetzungen an die Behandlung der Geschichte überhaupt ging, als die unsrige.

Mit Laharpe treten wir in ein neues Jahrhundert, mit dem neuen Jahrhundert beginnt eine neue Zeit, zunächst eine Zeit der Reaction. Man hat mit der Philosophie, den Sitten, der Literatur des alten Frankreichs gebrochen. Der nämliche Geist, der an der Restauration der Kirche arbeitet, wirkt auch auf dem Felde der Kritik, aus Geoffroy spricht er im

Tone militärischer Brutalität. Geoffroy war Mitarbeiter an dem von Bertin dem Aeltern im Jahr 1800 gegründeten Journal des débats politiques et littéraires, das einige Jahre später unter dem Namen journal de l'empire erschien.*) Er lieferte die Kritik des Theaters. Seine Beiträge zeichnen sich nicht eben vortheilhaft aus durch grosse Einseitigkeit, durch eine Derbheit, die mit der sonstigen Urbanität französischer Kritik in schneidendem Widerspruche steht. Das Theater des XVIII. Jahrhunderts, Voltaire namentlich, ist diesem Manne ein Greuel, auch Shakspeare wird als Barbar behandelt: „Les oeuvres de Shakspeare sont du fumier." Nur was nach der Regel zugeschnitten, Ordnung und Disciplin zeigt, findet Gnade in den Augen dieses literarischen Schlagetodts, dessen unliebliches Treiben uns überall an das militärische Regiment des Kaiserreichs erinnert.

Im Jahr 1802 schreibt Geoffroy über Figaro folgendes: „Aujourd'hui, qu'il n'y a plus ni princes, ni grands seigneurs ni parlement Maupeou, aujourd'hui qu'on juge Figaro avec l'expérience de dix siècles, ce n'est plus qu'une méchante rapsodie, qu'un salmis de quolibets, de coq-à-l'âne, de calembours, de turlupinades, de jeux de mots. Cette débauche d'esprit, ce style dévergondé, excitent encore de temps en temps le rire de la farce, mais on les méprise après en avoir ri." **)

So sprach man im ersten Feuer der Reaction. 35 Jahre später, als St. Marc Girardin seinen vortrefflichen Aufsatz über Beaumarchais schrieb, hatte die Kritik mit Bezug auf das XVIII. Jahrhundert jene würdige Ruhe gewonnen, die allein ein gerechtes Urtheil ermöglicht. Zwar sind die biographischen Details immer noch mager und mitunter ungenau: der Reise nach England z. B. wird als einziges Motiv die Nothwendigkeit untergeschoben, durch ein freiwilliges Verzichtleisten auf den Genuss der im Processe Götsmann errungenen Volksgunst die erzürnte Autorität zu versöhnen. Dafür ist die Würdigung der Schriften um so eindringender und vollständiger, sie verfolgt und entwickelt mit Scharfsinn und Klarheit die ver-

*) S. Julian Schmidt Geschichte der französischen Literatur.

**) Die Stelle findet sich bei Deloménie und J. Schmidt.

schiedenen Phasen der reformatorischen Rolle des Verfassers, sie geht endlich auch auf den Styl und die Sprache seiner Dramen ein, deren Charakter sie mit wenigen Strichen besser zeichnet, als es vordem Laharpe gethan hatte: „Wunderlich genug vereinigt sein Talent Natur mit Unnatur, wahre Anmuth mit affectirter Geziertheit. Der Ausdruck ist oft verworren, Worte und Klänge stossen sich unharmonisch. Mitunter findet ein Haschen nach gleichen Endungen statt. Der Styl ist bald mühsam und ängstlich gefeilt, bald zeigt er die natürlichen Wendungen, die ans Altfranzösische erinnern: hier sind namentlich einige Chansons zu erwähnen, deren reizende Einfachheit um so überraschender ist, je weniger man bei dem Dichter des XVIII. Jahrhunderts die Weise eines alten troubadour's vermuthen darf.“ Die in diesen Worten angedeutete Ungleichheit in Beaumarchais' Sprache, die sich zwischen den Extremen einer natürlichen, hinreissenden Beredtsamkeit und einer gezwungenen Declamation bewegt, tritt namentlich bei einer Vergleichung der frühern Dramen mit den später geschriebenen Komödien zu Tage. Bei jenen hatte Beaumarchais seine Vorgänger, vor Allem Diderot, als Muster angesehen, und so gegen seine Neigung zu jener frostigen Declamation sich hindurchgearbeitet, für welche die Zeitgenossen schon damals eine Vorliebe zu zeigen begannen. Bei Beaumarchais erscheint dieser geschraubte Ton um so unnatürlicher, je entschiedener die Natur seines Talents ihn ablenkte vom pathetischen Ausdruck. — Wenn einzelne Chansons den Stempel mittelalterlicher Naivität an der Stirne tragen, so finden sich in den Comödien Wendungen, die an die originellen Spielereien eines Rabelais erinnern. Die Tageskritik verfolgte sie zwar, verschrie sie als unerhört; Beaumarchais hatte indess ganz Recht, wenn er sie beibehielt. Sie steigern die Energie des Ausdrucks und verleihen dem Stück eine gefällige, von der platten Correctheit anderer Compositionen vortheilhaft abweichende Originalität.

Das grösste Verdienst um Beaumarchais und seinen Ruf bei der Nachwelt hat sich Deloménie durch das vor mehreren Jahren in zwei Bänden erschienene Werk: „Beaumarchais et son temps,“ erworben.

Man wusste, dass Beaumarchais von seinen Zeitgenossen

bald wahnsinnig gepriesen und leidenschaftlich geliebt, bald grausam verfolgt und bitter gehasst wurde. Es liess sich vermuthen, dass weder die Einen noch die Andern, weder Freunde noch Feinde, hierbei gerecht verfuhren. Doch war es unmöglich, das Wahre vom Falschen zu sondern, auf unparteiischer Wage Lob und Tadel abzuwägen, so lange es noch an der breiten Basis einer mit Umsicht unternommenen, mit Gewissenhaftigkeit durchgeführten Biographie gebrach. Diese hat nun Loménie geliefert. Seine Arbeit verdient um so grössere Anerkennung, je umfangreicher das zu bearbeitende Material, je kitzliger die doppelte Aufgabe war, den strengen Anforderungen der Geschichte einerseits, den Wünschen der Pietät andrerseits zu genügen, den Erwartungen, die eine angesehene Familie mit Bezug auf das verheissene Lebensbild ihres Ahnen zu hegen sich berechtigt glaubte, zu entsprechen. Wenn es dem Verfasser gelungen ist, diesen so verschiedenen Anforderungen zu gleicher Zeit ihre Rechte angedeihen zu lassen, wenn er in erster Linie streng darauf bedacht war, der Wahrheit Zeugniss zu geben, daneben aber doch die von Beaumarchais' Kindern gehegten Hoffnungen der Hauptsache nach nicht getäuscht hat, so liegt hierin ein unzweideutiger Beweis, dass Beaumarchais' persönlicher Charakter ein ehrenhafter war; es liegt darin ein Zeugniss, das allein schon kräftig wäre, die von M. Bungener mit gewohntem Talent, gewohnter Einseitigkeit und nicht geringer Leidenschaft gegen den Charakter eines Mannes gerichteten Angriffe zurückzuweisen, der auch in seinen Verirrungen den Namen eines: „scélérat“ nie verdient hat.

Was den eigenthümlichen Werth von Loménie's Kritik unseres Stückes ausmacht, ist einmal die Erörterung der Frage, inwiefern hat Beaumarchais bei der Composition seines Figaro das spanische Theater und die spanischen Sitten berücksichtigt, dann und namentlich die Auffassung von Figaro's Rolle als oberste und abschliessende Stufe in der Entwicklungsgeschichte des Valet de Comédie. Schon Schlegel sagt von Beaumarchais' Stück, es führe uns französische Charaktere unter der Verkleidung eines schlecht beobachteten spanischen Costume's auf: „Wie sehr Beaumarchais gegen die spanischen Sitten und Schicklichkeiten verstossen, zeigt de la Huerta in der Einleitung

zu seinem Theatre Hespañol."*) Deloménie giebt die einschlagenden Stellen dieser Einleitung in französischer Uebersetzung. Sie berechtigen freilich nicht, wie man dieses aus Schlegel's Worten vermuthen sollte, zu einem begründeten Tadel, sind vielmehr unterhaltende Ausfälle der beleidigten spanischen Gravität, einer bis zum Fanatismus gesteigerten Liebe zur Wahrscheinlichkeit. Da sie in der That zu unbedeutend sind, um hier einen Platz zu finden, so eile ich, sie übergehend, zu dem Hauptpunkt von Deloménie's Kritik, den schon erwähnten Andeutungen über die von dem Valet de Comédie auf der modernen Bühne zurückgelegten, mit der fortschreitenden Civilisation parallellaufenden, im Figaro zu ihrem Abschluss gelangten Entwicklungsphasen.

„Es liesse sich," (sagt Deloménie II. 349) „über Figaro eine neue und belehrende Studie machen, man hätte ihn mit allen seinen Zunftgenossen zu vergleichen, zu zeigen, wie Figaro der letzte und zugleich der König aller valets de Comédie ist. Beaumarchais' Auftreten fällt grade in jenen Zeitpunkt, wo dieser herkömmliche Typus, dem in der alten Comödie der Sclave entspricht, und der durch Jahrhunderte hindurch bis heute sich in immer neuen Formen erhalten hat, seine Bedeutung zu verlieren begann. Indem Beaumarchais ihm seine letzte Form gab, hat er in gewissem Sinne diesen Typus zur Vollendung gebracht. Nach Figaro wird und kann es keinen valet de Comédie mehr geben."

Ich kann weder Diderot beipflichten, noch die Ansicht des gelehrten Herrn Vodet theilen, die er in der Vorrede zu seiner Uebersetzung des Plautus entwickelt, glaube vielmehr, es liesse sich nachweisen, dass diese Rolle, wiewohl hervorgegangen aus der des antiken Sclaven, durchaus nicht eine bloss entlehnte, künstliche, in unsern Sitten unbegründete, von jeher des nationalen Gehalts entbehrende sei. Vom alten Sclaven bis zum valet de Comédie, wie er uns bei Beaumarchais erscheint, liesse sich eine ganze Reihe von Wandlungen wahrnehmen, in welchen man diesen Typus sich den jeweiligen socialen Formen anschmiegen sieht. Man müsste den Sclaven der alten Comödie

*) Vorlesung über dramatische Kunst. II. 147.

namentlich in den Werken des Plautus suchen, wo diese Rolle besonders ausgeprägt erscheint, ihn dann mit dem Sclaven jener von Herrn Magnin entdeckten, den Titel Querolus führenden Comödie vergleichen, wo sich eine äusserst interessante Figur, der Ausdruck des nahenden Falls des Sclaventhums, findet; man würde hierauf diese nämliche Rolle des Sclaven studiren, wie sie im XV. Jahrhundert unter dem Namen valet wieder auftaucht in Célestine, dem ersten, sich ziemlich genau an die alte Comoedie haltenden, dramatischen Versuch. Man würde die Physionomie des valet prüfen, die man in den Stücken des XVI. Jahrhunderts, bei Larivey z. B. antrifft, wo diese Personen zwar auch aus dem Alterthum geholt, jedoch schon ziemlich selbstständig behandelt erscheinen. Man würde den Typus in Molière's Intriguen-Stücken verfolgen, ihn mehr und mehr sich verändern sehen in den Comödien Regnard's, wo der valet anmassend, unverschämt wird, seinen Herrn sogar als Dieb behandelt, wenn dieser letztere ihm den Lohn vorenthält; namentlich aber in denen von Lesage: Hier ist Crispin, der Rival seines Meisters, nahe daran, diesen bei der Braut auszustechen; und wenn sein Betrug entdeckt wird, erhält er nicht etwa Prügel nach uraltem Brauch, nein der Brautvater sagt zu ihm und seinem Kameraden La Branche: Ihr seid gescheidte Leute, nur müsst ihr euren Witz besser brauchen, und um ehrliche Burschen aus euch zu machen, sollt ihr mir beide ein Geschäft haben. Beaumarchais' phantastischer Diener ist nun eben jener valet, der zum Meister emporsteigt und das Geschäft übernimmt."

„Wenn man so die stufenweise Entwicklung dieses Bühnentypus verfolgte, so könnte man nicht allein nachweisen, wie die Rolle, welche die Rechte der Einsicht gegenüber der Gewalt oder dem Vorrecht vertritt, in steter Wechselbeziehung mit den socialen Zuständen, in deren Mitte sie auftrat, gestanden ist, sondern auch wie diese successiven Wandlungen so ziemlich der Bewegung entsprachen, welche die Gesellschaft aus der Sclaverei zur Leibeigenschaft, aus der Leibeigenschaft zum erblichen, bis zu einem gewissen Grad gezwungenen, endlich zum freigewählten Dienst führt, wo der Diener in Wirklichkeit wenig mehr ist, als was man im revolutionären Styl „officieux" nannte. Die genannten Wand-

lungen haben damit geendet, dass dieser herkömmliche Typus der Verschlagenheit und Spitzbüberei heute zu existiren aufgehört hat. — Da er nicht länger ein Ausdruck des durch die Sclaverei unterdrückten, sich gegen sie erhebenden Geistes ist, wie in der alten Welt, oder des in seinem Schwunge gelähmten, wie in den aristokratischen Gesellschaften, so kann der Sclave oder valet auf dem Theater nicht länger die Rolle spielen, die er vordem gespielt. Daher ist sie denn auch von den Brettern verschwunden, wenigstens in ihrer alten Gestalt; anstatt der gewandte Mann eines Intriguenstücks zu sein, spielt der valet jetzt gerade die Rolle, die ihm die Wirklichkeit angewiesen, d. h. er kündet Besuche an nnd bringt Briefe."

Soweit Deloménie. Wenn, unter diesem Gesichtspunkte aufgefasst, Figaro das letzte Glied einer Kette ist, die sich in der Dämmerung jener Zeit verliert, wo die alte Civilisation einer neuen zu weichen begann, so steht er als Vertreter der revolutionären Ideen auf der Bühne am Ende einer Reihe von Gestalten, die zuerst versteckt, dann immer lauter und offner das neue Evangelium der Philosophen predigen. Wir hätten somit unser Stück auch nach dieser Richtung zu betrachten.

III.

Figaro, eine soziale Satire.

Die französische Literatur des XVIII. J. verglichen mit ihrer glänzenden Vorgängerin, der Literatur Ludwig's des Vierzehnten, ist in mehr als einer Beziehung ein Rückschritt. Wie die Tragödie, so artet auch die Komödie,*) obgleich in geringerem

*) Treffend sind die Bemerkungen Grimm's, Corresp. I. 43 et sqq. wo nachgewiesen wird, wie sowohl die Komödie als der Roman domestique in Frankreich damals zur Unmöglichkeit geworden war. Aehnlich Rousseau, N. Hél. Lett. 82. Ce peuple imitateur serait plein d'originaux, qu'il serait impossible d'en rien savoir, car nul homme n'ose être lui-même. Il faut être comme les autres, c'est la première maxime de la sagesse du pays.

Grad, allmählig aus: denn während jene ihre innere Wahrheit mehr und mehr einbüsst, behält diese wenigstens in sofern noch etwelchen Werth, als sie selbst in ihrer schwächsten Aeusserung ein Sittengemälde der Zeit bleibt. Dieser zunehmende Verfall nun erklärt sich zum Theil daraus, dass es immer schwieriger wurde, die Zahl ächt komischer Schöpfungen durch neue originelle Conceptionen zu vermehren, zum Theil und namentlich aus der Umgestaltung, die im sittlichen Leben und den sittlichen Anschauungsweisen der höheren Klassen stattgefunden, eine Umgestaltung, deren Einfluss bis in die unteren Schichten der Gesellschaft sich verfolgen lässt. Im Genusse raffinirt, durch den Genuss abgestumpft, glatt und glänzend nach aussen, hohl und verdorben nach innen, bot diese Gesellschaft dem Beobachter beinahe keine andere Schwächen mehr als diejenigen des entehrenden Lasters und ekelhafter Corruption, war mithin unfähig, eine gesunde Komödie ins Leben zu rufen oder zu nähren. Wer Muth und Schamlosigkeit genug besass, diese Schwächen in ihrer ganzen Wahrheit wiederzugeben, förderte Schöpfungen zu Tage wie Collé, dessen Théâtre de société die damalige laxe Theorie des öffentlichen Anstandes auf der nationalen Bühne nicht dulden wollte, sondern in die Privatgemächer der Höflinge wies. Diese — ein charakteristischer Zug für jene Zeit — theilten sich selbst in die Rollen,*) und führten sie um so geschickter durch, je gründlicher die Vorschule ihres eignen wüsten Lebens gewesen war. Wer für die nationale Bühne schrieb, der suchte durch frostige Analyse der frivolsten Leidenschaften jene freudige Lebensfrische zu ersetzen, welche die Meister des vergangenen Jahrhunderts in ihre Stücke gelegt hatten, oder er warf sich auf die Kritik der öffentlichen Zustände, sei es, dass er seinen Kreaturen direkte Anspielungen in den Mund legte, sei es, dass er die Handlung auf eine Weise vor sich gehen liess, dass der Gegensatz zwischen den vorhandenen Zuständen und dem dichterisch Vorgeführten sich von selbst aufdrängte und zu weiterem Nachdenken veranlasste. Das willkommenste und natürlichste Organ aber für Mittheilung philosophischer Kritik und philosophischer Träume war das

*) Barrière, mém. de Md. du Haussit p. 154. etc.

bürgerliche Drama, als dessen Begründer Lachaussée angesehen wird, und dessen Erscheinen allein eine Manifestation des von den Philosophen gepflanzten, immer kühner sich äussernden Verlangens nach bürgerlicher Emanzipation ist. Der Bürgerstand, den privilegirten Ständen an Bildung nunmehr wenigstens ebenbürtig, wollte von einer Tragödie nichts mehr wissen, welche nur vornehme Personen, nur Könige und Fürsten auf der Bühne duldete, er hasste natürlich eine Komödie, die, wie es unter Ludwig XIV. der Fall war, den Bürger dem Spotte des Adels Preis gab: man ersann ein genus mixtum, das bald Comédie larmoyante, tragédie domestique, bald Comédie sérieuse, drame bourgeois genannt, von den dramatischen Neuerern gierig aufgegriffen und mit Vorliebe gepflegt wurde.*) In zwei bei ihrem Erscheinen mit Enthusiasmus begrüssten, heute ganz verschollenen Stücken hatte Diderot junge und tugendhafte Bürger und Bürgerinnen eingeführt, welche in einer nichts weniger als natürlichen Sprache über Tugend, Klöster, Gleichberechtigung der Stände sich ergingen. Sedaine, ein Mann, der mit grossem Fleiss und nicht geringer Erfindungsgabe einen bedenklichen Grad von Unwissenheit, einen mangelhaften Styl und mangelhafte Versifikation verband, und noch als 70jähriger Akademiker den einstigen Maurergesellen nicht ganz verleugnen konnte,**) ein Mann dessen philosophischer Eifer so weit ging, dass er sogar in seinen komischen Opern soziale Reform zu predigen sich bemüssigt glaubte, Sedaine trat in Diderot's Fussstapfen, gab 1769 seinen philosophe sans le savoir, in welchem er das Pathos in den schlichten Kreis einer Bürgerfamilie verlegte, oder, um Villemain's Worte zu gebrauchen, den Enthusiasmus in der Schreibstube einziehen liess.

---

*) Lessing Werke (Lachmann) I. S. 114. etc. Abhandlung von dem weinerlichen oder rührenden Lustspiel. Grimm's Korresp. I. 415. bei Anlass von Lachaussée's Tod.

**) Eine Probe Sedaine'scher Poesie gibt Laharpe XII. 33.

Général des français, arrivé sur ces rives,
je viens vous présenter avec empressement
les assurances les plus vives
du plus sincère attachement.

„La fin d'une lettre, fügt Laharpe bei, en poésie noble, était une trouvaille réservée à Sedaine.

Einfacher, natürlicher, ansprechender als Diderot, hatte er einen bleibenden Erfolg: sein Stück ist eins der wenigen Dramen jener Zeit, die sich auf der Bühne haben halten können. Verweilen wir einen Augenblick bei Sedaine's Drama. Der Held desselben ist ein alter Kaufmann adliger Herkunft; ein unglückliches Duell, das er beinahe noch als Knabe siegreich ausgefochten, hat ihn zur Flucht, die harte Schule des Lebens, zur Arbeit und zum Ergreifen eines ehrlichen Berufes gezwungen. So ist nach damaligen Begriffen zwar unauslöschliche Schmach über sein adliges Haus gekommen, aber reich ist er dabei geworden und, was noch mehr werth ist, er hat sich selber achten gelernt. Die Verhältnisse haben ihn zum Philosophen im Sinne jener Zeit gemacht. Am besten zeichnet ihn die vierte Scene im zweiten Act. Wir haben dort die Philosophenpredigt ohne satirischen Beisatz. Die Sprache, wiewohl natürlich, wenn man sie mit derjenigen des Diderot vergleicht, hat doch einen declamirenden Ton, der die innere Verwandtschaft dieses Dramas mit den schongenannten und noch zu nennenden hinreichend bezeichnet. Sehen wir auf den Inhalt, so gewahren wir Opposition, aber Opposition in mildester Form. Es ist hier noch nicht der Bürger, der im stolzen Gefühle seiner Gleichberechtigung die hemmenden Schranken umstürzt, sich frei neben den Privilegirten stellt, sondern der Adlige selbst, der herabgestiegen ist von seinem Rang, sich in die Reihen der Bürger gemischt hat, der die an seine Geburt sich knüpfenden Vortheile keineswegs zurückweist, wohl aber der Ehre unterordnet, die dem persönlichen Verdienste folgt. Die Forderung lautet noch nicht: betrachtet den Bürger als ebenbürtig, sondern: stosst eueren Standesgenossen nicht aus, wenn er treibt, was die Bürger treiben. Dieses zugestanden, brauchte es freilich nur noch einen Schritt zur vollen Emancipation des dritten Standes. — Die nämlichen Tendenzen treten in diesem Stück auch unter dem Gewande des komischen auf. Die Marquisin, Schwester unsers Philosophen, vertritt die alten Vorurtheile in ihrer lächerlichen Absurdität. Sie lebt von den Wohlthaten ihres Bruders, meidet aber seinen Umgang, Berührung wäre gefährlich: sie will ihren Adel makellos erhalten. Ihre Hände nehmen keinen Anstand, die blanken Thaler ihres Bruders zu betasten, wohl

aber ihre Lippen, seinen Namen zu nennen. — Die Zeichnung ist um so gelungener, je richtiger der Tact war, der den Dichter beim Entwurfe leitete, je feiner dieser herausfühlte, dass, um wahre Charactere zu schaffen, es keiner Typen, d. h. ausschliessender Personificirungen dieser oder jener Schwäche, sondern einer Mischung ungleichartiger, zum Theil sich widersprechender Elemente bedürfe. So ist denn unsere Marquisin, wenn ihr eingefleischter Adelstolz aus dem Spiel gelassen wird, eine gutmüthige Frau, deren Herz den zarteren Regungen theilnehmender Liebe nicht ganz verschlossen ist.

Es ist nun an der Zeit, von den frühesten schon erwähnten Stücken Beaumarchais' zu sprechen. Schon in ihnen zeigen sich Spuren jenes Bürgerbewusstseins, das eine so kühne Sprache in Figaro's Hochzeit führen wird, jenes neuen Glaubens, der im Namen der Gleichberechtigung Aller auf Entfernung der die Stände scheidenden Schranken dringt. Hüten wir uns indess, Beaumarchais' Kritik und Philosophie ohne weiteres mit derjenigen der schon angeführten Dramatiker zusammenzuwerfen. Von dieser unterscheidet sie sich wesentlich durch ihren individuellen, leidenschaftlichen, praktischen Character. Sie begnügt sich nicht mit vagen Anspielungen, sententiösen Gemeinplätzen; sie wählt sich ein bestimmtes Ziel, und trifft es mit sicherem Streich: „Die Philosophen schreiben die Predigt, Beaumarchais schickt sie an ihre Adresse.“ An die Stelle gespreizter Declamation tritt die schlagende Kürze des Epigramms. Was ist ein Adliger? Ein Mensch, der sich die Mühe genommen, auf die Welt zu kommen. Um eine solche Sprache zu führen, bedurfte es damals noch mehr als gewöhnlicher Kühnheit. In der That haben wir es hier nicht mit einem Rabener zu thun, dem es ein Frevel deuchte, über die Grossen zu spotten, der ein Thema, das er unter der Feder hatte, unterdrückte, weil es etliche Excellenzen zu ungnädig vermerken konnten, dessen Satiren der sonst so zahme Gellert wegen ihrer beschränkten Sphäre mit der Bemerkung tadelte, dass die Thorheiten der Grossen beredter machen als die Narrheiten der Niedrigen.*) Ein Beleg für die Richtigkeit dieser Wahrnehmung bietet uns Figaro. Es muss nichtsdestoweniger sein Erfolg auch äussern Einflüssen zugeschrieben werden.

*) S. Gervinus.

Noch herrschte Voltaire, noch siegte die Sache, die mit dem bestechendsten Witze, dem beissendsten Spotte verfochten wurde. So hatte Voltaire das Christenthum untergraben, so hatte Beaumarchais seine Processe gewonnen, so wird auch jetzt König und Adel siegreich bekämpft. Nicht lange und eine Reaction wird beginnen, Rousseau's Einfluss wird obsiegen; lächerliche Declamation und affectirtes Pathos wird einen neuen Glauben predigen, einen neuen Fanatismus anfachen. Dann wehe dem Ci-devant, der sich vermessen wird zu spotten! — Beaumarchais selbst musste diese Reaction erleben und an sich erfahren. Im Jahre 1787 hatte sein Geschick ihn in einen neuen Process verwickelt. Ein junger, ehrgeiziger, schwarzgalliger Advocat, Bergasse, schrieb im Interesse der Gegner eine Brochure, die mit unglaublicher Schwulst in der Sprache Beaumarchais aufs heftigste angriff. Beaumarchais antwortete mit seiner gewohnten Ironie, legte den Fall in klarer Sprache dem Publikum vor, in dem überzeugenden Tone eines Mannes, der weiss, dass er Recht hat: und doch trat diesmal die öffentliche Meinung auf Bergasse's Seite. Die Leute kümmerten sich wenig darum, wer Recht habe. Wenn sie früher dem Spotte gewichen waren, so liessen sie sich jetzt von der Declamation bestechen: wenn Bergasse den Beaumarchais „un homme dont la sacrilège existence atteste avec un éclat si honteux le degré de dépravation profonde où nous sommes parvenus“ nannte, oder wenn er ihm zurief: „malheureux, tu sues le crime;“ so war das eine Eloquenz, der nichts widerstehen konnte, an erhabenem Schwunge nichts gleich kam.

Nehmen wir den verlornen Faden wieder auf. Schon in dem Drama Eugénie (1767) zeigt sich der seines Werthes bewusste, an Bildung dem Seigneur ebenbürtige, an sittlicher Würde, an Brauchbarkeit ihm weit überlegene roturier. Noch ist der Verfasser etwas furchtsam. Der bescheidene Ton der Vorrede sticht wunderlich ab von dem der spätern, die Scene ist nach England verlegt, die Ausfälle gegen die privilegirten Stände kommen nicht aus dem Munde eines Bürgers sondern eines Barons, sie erscheinen als die ernste Missbilligung eines ehrlichen Mannes, eines entrüsteten Vaters, nicht als der bittere Vorwurf eines verhöhnten Standes. Indess war das Räthsel leicht genug, um die gewünschte Lösung zu finden, das da-

malige Parterre fein genug, um zwischen den Zeilen zu lesen. Stellen wie:

„Vous aimez les lords, les gens de haut parage, et moi je les déteste."

oder:

M. Murer. Mais ce suborneur est un homme qualifié, puissant.
le Baron. S'il est qualifié, je suis gentilhomme — enfin je suis un homme.

oder:

Les lois? — la puissance et le crédit les étouffent souvent.

konnnten nicht missverstanden werden, sie verfehlten ihre Wirkung nicht, wurden genommen, wie sie gemeint waren. Die Moral, die der Bürger mit nach Hause trug, lag in den von Clarendon's Diener gesprochnen Worten: „Mon maître est cent fois plus scélérat que moi."

Im Jahre 1770 trat Beaumarchais zum zweiten mal als Bühnendichter auf. Les deux amis ou le négociant de Lyon ist unstreitig die schwächste seiner dramatischen Arbeiten. Mit Ausnahme einiger frostiger Sarcasmen, die dem lächerlichen Stolze Neugeadelter gelten, findet sich hier keine Spur von politisch-socialer Satire. Als bezeichnend für die Zeit genüge es, aus dem Personenverzeichniss „Mélac père, receveur général des fermes à Lyon" zu erwähnen, den uns der Verfasser durch das charmante Epitheton „philosophe sensible" empfiehlt. Auch der Steuercommissär St. Alban, wiewohl einfach als homme du monde estimable eingeführt, scheint ebenfalls, wenigstens in Mussestunden, höheren Tendenzen zu huldigen: „Commençons donc, meint er, par envoyer cet argent si désiré; alors, dégagé de tout soin, je pourrai jouir du plaisir de philosopher quelques jours avec vous." Heutzutag hätte er profaner, „de m'amuser quelques jours avec vous," gesagt. Philosoph war man in erster Linie, hernach Geschäftsmann, Bürger, Schriftsteller.*)

*) Barrière in seiner Einleitung zu Marmontel's Mémoiren erzählt folgende characteristische Anecdote:

Mademoiselle Arnoult valait mieux: elle avait autant de sens que de saillie. Thomas, l'emphatique Thomas était chargé de parler pour elle à Mr. de la Vrillière, d'une cheminée qui fumait, dans une maison qu'elle tenait à bail. „Mademoiselle, lui disait Thomas, j'ai vu M. le Duc de la Vrillière, et je lui ai parlé de votre cheminée en philosophe, en citoyen." — „Grand merci

Wenn Oreilli in diesem Stücke sagt: „Utile, voilà le mot: qu'un homme soit philosophe, qu'il soit savant, qu'il soit sobre, économe ou brave, eh bien, tant mieux pour lui etc. etc.," so ist es nichts weniger als ein Zufall, dass er den Philosophen voranstellt.

Die drei Stücke: le barbier de Séville (1775), le mariage de Figaro 1784, la mère coupable 1792, bilden eine moderne Trilogie deren Seele Figaro ist: Figaro hat in unsern Augen eine doppelte Bedeutung: als Individuum ist er eins mit Beaumarchais, als Typus repräsentirt er den dritten Stand am Vorabend der Revolution.

Unerschöpflich an List und Intrigue, rastlos und verwegen im Verfolgen des einmal begonnenen, zu allem kühn, zu nichts untauglich: Barbier, Musiker, Dichter, Diplomat, Diener und Vertrauter seines Herrn, Philosoph und Farceur, immer guter Laune, auf alles gefasst, „hier wohl empfangen, dort ins Loch geworfen, überall den Ereignissen überlegen, gelobt von den einen, bekrittelt von den andern, das Glück beim Schopfe fassend, im Unglücke standhaft, Narren verspottend, den Bösen die Zähne weisend, lachend über sein eignes Elend, et faisant la barbe à tout le monde;" zu pfiffig, um ehrlich zu heissen, zu ehrlich, um ein Spitzbube zu sein, impertinent im Spass, furchtbar im Ernst; zudringlich, unverschämt, wenn es Noth thut, ein eifriger Freund, ein gefährlicher Feind; — so erscheint Figaro in Beaumarchais' Stücken, und so zeigt sich Beaumarchais in seinem eignen Leben. Ein wahrer Proteus, weiss er die verschiedensten Gestalten anzunehmen, die angenommenen wieder abzustreifen: der Uhrenmacher war Musiker, der Kaufmann Höfling, Diplomat im Dienste zweier Könige, Dramatiker, Publicist, Advocat in seinen endlosen Processen; der amerikanische Freiheitskrieg bricht aus, Beaumarchais wird Rheder, Lieferant, schafft eine Flotte. Voltaire stirbt: Beaumarchais sammelt seine Werke, gründet eine Buchdruckerei, wird Herausgeber und Verleger. Wie sein Figaro, so hat auch er die mannigfachsten, oft ans mährchenhafte gränzenden Schicksale durchzumachen,

---

Monsieur," dit en l'interrompant Mademoiselle Arnoult: „mieux eût valu lui en parler en ramoneur."

von unerhörten Wechselfällen zu leiden, wie jener verliert er den Muth nicht, lacht, um nicht zu weinen, zieht neues Leben aus dem, was ihn erdrücken sollte, entfaltet die wunderbarste Energie, wo andere erschöpft zusammensinken, findet rettende Auswege, wenn alles verloren scheint. So viel über Figaro als historische Persönlichkeit, nun zu Figaro dem Philosophen, dem typischen Vertreter seines Standes.

Wenn Beaumarchais in seinem frühesten Drama den Grafen ungeduldig ausrufen lässt: je n'aime pas les valets raisonneurs, so hatte er sich unbewusst das Urtheil anticipirt, das die ächten Anhänger des alten Régime über seinen Figaro fällen sollten. Mit Uebergehung der zahlreichen, durchs ganze Stück zerstreuten Stellen, die hier anzuführen wären, dürfte es am gerathensten sein, den bekannten Monolog Figaro's hier zu übersetzen, der so ziemlich die Quintessenz von Figaro's socialen Tendenzen enthält, und deshalb von Freund und Feind am meisten citirt wurde: „Nein, Herr Graf, Sie sollen sie nicht haben, Sie sollen sie nicht haben. Weil Sie ein grosser Herr sind, glauben Sie sich ein grosses Genie. Adel, Reichthum, Rang, Aemter, alles das macht so stolz! Was haben Sie gethan für so viele Güter, Sie haben sich die Mühe genommen, auf die Welt zu kommen, nichts weiter. Im Uebrigen ein ordinärer Mensch. Während ich, Teufel, in der Menge verloren, mehr Kunst und Berechnung brauchte, nur um leben zu können, als man seit 100 Jahren gebraucht um ganz Spanien zu regieren: und Sie wollen es mit mir aufnehmen. Gibt es etwas wunderlicheres als mein Geschick! Sohn, ich weiss nicht von wem, von Banditen gestohlen, in ihren Sitten auferzogen, schüttle ich diese von mir, um als ehrlicher Mann zu leben; überall stösst man mich zurück. Ich erlerne die Chemie, Apothekerei, Chirurgie, und der ganze Credit eines grossen Herrn vermag kaum, mir das Lancett eines Vieharztes zu verschaffen. Müde, krankes Vieh melancholisch zu stimmen, und um ein entgegengesetztes Handwerk zu treiben, werf ich mich aufs Theater über Hals und Kopf. Hätte ich mir einen Stein an den Hals gehängt. Da mach ich eine Komödie, bringe das Serailleben hinein. Spanischer Autor, glaube ich ungestraft auf Mahomet schimpfen zu dürfen. Gleich kommt ein Bote, der Himmel

weiss woher, klagt, ich beleidige in meinen Versen die sublime Pforte, Persien, einen Theil der Halbinsel Indien, ganz Aegyptenland, die Königreiche Barca, Tripolis, Tunis, Algier und Marocco, so geht meine Comödie zum Henker, den muhamedanischen Fürsten zu lieb, von denen, glaub ich, keiner lesen kann, die uns die Schulterblätter zwicken, uns Christenhunde heissen; da sie den Geist nicht vernichten können, so wollen sie sich rächen, indem sie ihn knechten. Meine Wangen wurden hohl, die Zeit verstrich, von Ferne sah ich schon den schrecklichen Adjuncten, die Feder in der Perrücke. Bebend strebe ich vorwärts. Es taucht eine Frage auf über die Natur des Reichthums, und da es nicht nöthig ist, etwas zu haben, um darüber zu sprechen, schreibe ich, ohne einen Groschen in der Tasche, über den Werth des Geldes und den reinen Profit. Gleich seh ich durch das Fenster eines Fiacres die Zugbrücke einer Festung mir zu Liebe fallen. An ihren Pforten liess ich Hoffnung und Freiheit zurück. Wollt', ich könnte einen dieser viertägigen Grossen fassen, die so leichtfertig böses verhängen; wenn eine tüchtige Ungnade seinen Stolz ihm vertrieben hat, würde ich ihm sagen, dass gedruckte Dummheiten nur da etwas bedeuten, wo man sie nicht passiren lässt, dass ohne die Freiheit zu tadeln es kein schmeichelhaftes Lob gibt, und dass nur armselige Menschen armselige Schriften fürchten. — Müde, einen obscuren Kostgänger zu füttern, versetzte man mich eines schönen Morgens auf die Gasse, und da man gegessen haben muss, auch wenn man nicht mehr im Loche steckt, schneide ich mir wieder die Feder, und frage jeden, von was man spricht; man sagt mir, dass während meiner ökonomischen Zurückgezogenheit ein System des freien Verkaufs von Producten jeder Art, auch derjenigen der Presse, sich in Madrid gebildet habe, und dass, wenn ich in meinen Schriften weder von Autorität, noch Religion, noch Politik, noch Moral, noch Ministern, noch privilegirten Corporationen, noch von der italienischen Oper, noch von den andern Bühnen, noch von irgend Jemand, der etwas zu bedeuten hat, spreche, so könne ich alles ungehindert drucken lassen, unter Aufsicht von zwei oder drei Censoren; um diese süsse Freiheit zu benutzen, kündige ich ein periodisches Blatt an, und im Glauben, ganz selbstständig zu verfahren, heisse ich es über-

flüssiges Journal; — puh! Da erheben sich tausend arme Teufel von Zeitungsschreibern, man verbietet mir zu schreiben, und so bin ich wieder brodlos; ich wollte verzweifeln, man suchte mir eine Stelle: unglüchlicher Weise taugte ich dazu. Man brauchte einen Rechner, man wählte einen Tanzmeister. Stehlen allein war noch möglich: ich errichtete eine Farobank. Jetzt ihr guten Leute, kommen die Einladungen, sogenannte Gebildete öffnen mir zuvorkommend ihr Haus, um drei Viertel meines Gewinnes für sich zu behalten. Ich hätte wieder zu etwas kommen können, ich begann sogar zu begreifen, dass, um Geld zu machen, Kenntnisse weniger nützen als Gewandtheit, da indess ein jeder plünderte, von mir aber Ehrlichkeit verlangte, so musste ich wohl von neuem zu Grunde gehen."

Was Beaumarchais mit diesem Monolog gewollt, darüber war von jeher nur eine Meinung, wie die Satire wirkte, wie durch den langen Widerstand der Autorität die Spannung an Intensität, der Erfolg an Bedeutung gewann, das hat die Geschichte constatirt. Ein Punkt indess hat, so scheint mir, bisher nicht die gehörige Berücksichtigung gefunden. In wie fern war Beaumarchais' Rolle eine bewusste, die Wirkung seiner Satire eine berechnete und gewünschte, was für Motive bewogen Beaumarchais, im Namen seines Standes den Grossen und Mächtigen den Fehdehandschuh hinzuwerfen? Beaumarchais' persönliche Erlebnisse werden die Antwort auf diese Frage enthalten. Ein talentvoller, gewandter, verwegener Parvenu, hatte er sich von Anfang an den Hass bornirter Hofschranzen zugezogen, dieser Hass war um so unversöhnlicher, je geschickter Beaumarchais ihren plumpen Angriffen auszuweichen, je schonungsloser er ihre Sticheleien zu erwiedern wusste. Um den einstigen Uhrenmacher Caron in Verlegenheit zu bringen, bat einst ein Hofjunker den Herrn von Beaumarchais, ihm doch zu sagen, was seiner Uhr fehle. „Ich habe eine äusserst ungeschickte Hand," war Beaumarchais ablehnende Antwort. Der andere bestand auf seiner Bitte. Beaumarchais nahm die Uhr, öffnete, liess sie fallen, und entfernte sich lachend mit den Worten: „Sagt ich Ihnen nicht, ich sei ungeschickt?" — Kleine Chicanen machten zuweilen eigentlichen Misshandlungen Platz. Der Herzog von Shaulnes, ebenso unwissend als ausschweifend, ver-

griff sich an Beaumarchais in dessen eigenem Hause, und hätte, ohne die Dazwischenkunft der Dienerschaft, den Wehrlosen schmählich umgebracht.*) Mehr als einmal sass Beaumarchais im Gefängniss, nicht weil er Unrecht gethan, sondern weil die Laune eines grossen Herrn es so wollte. Wenn er auch fortwährend Freunde und Gönner am Hofe besass, so war es nach dem gesagten ganz natürlich, dass er auf den Adel als Stand einen tiefen Hass geworfen hatte, auf den Stand, der dem Talente gegenüber so empörend mit seinem Rang sich brüstete. Seine zahlreichen Processe hatten ihm die Mängel des Gerichtswesens gezeigt, ihn die Pedanterei, Käuflichkeit und Menschenfurcht der Richter zu eignem Schaden erfahren lassen. Als Dramatiker musste Beaumarchais die Härte und Willkür der Censur empfinden. Wir haben gesehen, wie der Verfasser des Mariage de Figaro allen Ständen angehörte, alles mögliche trieb: aus eigner Anschauung, aus bittern, persönlichen Erfahrungen kannte er die mannigfachen Schaeden der Gesellschaft. Es war also der Hass, nicht eines entrüsteten Philosophen, oder eines begeisterten Republikaners, nein der persönliche Hass eines talentvollen, in seinem Ehrgeiz gekränkten, vielfach vernachlässigten Sängers, der eine solche Satire schuf. Wenn dieser Hass ein begreiflicher ist, so kann man dennoch nicht leugnen, dass Beaumarchais' Opposition an sittlicher Würde dadurch beträchtlich einbüsst. Wer sich vollends überzeugen will, dass dem wirklich so sei, dass kein sittlich grosses Motiv den Verfasser des Figaro in seinen Angriffen leitete, der möge auf Beaumarchais' früheres Wirken als geheimer Agent des Königs, auf seine politische Rolle nach 1789, auf seine letzten Lebensführungen einen Blick werfen. Nach der Mitte des XVIII. Jahrh. war London Sitz einer Klasse verworfner Libellisten, deren Gewerbe darin bestand, durch allerlei Flugschriften die französische Regierung in der Achtung ihrer Unterthanen zu vernichten. Die Regierung war schwach genug, diese elenden Productionen zu fürchten; enorme Summen wanderten über den Kanal, um ihr Erscheinen zu verhindern. So ging Beaumarchais 1774 nach London, um, im Auftrag des Königs, mit dem Verfasser einer

*) Mém. de Bachaumont, in d. Biblioth. des mém. III. 376.

geheimen Geschichte der Me. Dubarry zu unterhandeln. Der moderne Aretin verstand sich zum Stillschweigen gegen die baare Summe von 20000 Frs. und eine jährliche Rente von 4000 Frs.*) — Bald darauf erscheint Beaumarchais in einer ähnlichen Angelegenheit zum zweiten Mal in London. Diesmal begnügt sich der Speculant mit der runden Summe von 36000 Frs., wogegen die französische Regierung die Genugthuung hat, 4000 Exemplare der gefährlichen Brochure zu verbrennen. Wenn man den Bürger Beaumarchais bei solchen Operationen sich freiwillig betheiligen sieht, so ist die Versuchung gering, seine spätere Opposition auf dem Theater aus politischer Ueberzeugung oder sittlichen Motiven herzuleiten. So erklärt es sich, dass er schon vor Ausbruch der Revolution in Vergessenheit gerieth, dass er, seit 1789 als Ci-devant angesehen, eher zu fürchten als zu hoffen hatte von der Alles verschlingenden Umwälzung. Sobald einmal die steigende Bewegung und der wachsende Ernst der Ereignisse die Leichtigkeit und den Leichtsinn des früheren Lebens weggenommen, die frühere, glänzende Frivolität mit dem allumfassenden Namen Aristokratenthum gebrandmarkt hatte, da galt Beaumarchais nichts mehr. Mit heimlichem Schmerz sehnte er sich zurück nach dem Glanze des alten Salonlebens, und reuig mochte er da der Zeit gedenken, wo seine verwegene Hand das Gebäude untergraben half, in dem er sich so behaglich gebettet, und dessen Fall auch ihn vernichten sollte. Zu dem schongenannten Hauptmotiv mochten sich noch andere von geringerer Bedeutung gesellen. Beaumarchais war ehrgeizig und eitel. Seit dem siegreich geführten Processe Gözmann wusste er sich im Besitze der Volksgunst. Der Wunsch, diese Gunst auszubeuten und womöglich zu steigern, war für ihn ein ferneres Motiv, die Saite anzuschlagen, die dem Ohr des Publicums am lieblichsten klang; er that es mit einer Kühnheit, wie sie nur ein Mann besitzen kann, der die öffentliche Meinung hinter sich weiss. Die Verhältnisse thaten das Uebrige. Der lange Widerstand und die endliche Niederlage der Autorität gaben dem Stücke eine Bedeutung, dem Verfasser eine Celebrität, die Keiner geahnt hatte. Denn hätte sich Beaumarchais selbst je träumen lassen, dass die energische Aeusserung persön-

*) Nach Deloménie. Abweichend Bachaum. bibl. des mém. III. 394.

licher Antipathie durch ihre nachhaltige Wirkung das Ansehen und die Bedeutung einer principiellen Opposition erhalten werde, dass man einst, und nicht mit Unrecht, seinen Figaro als ein Vorspiel, ihn selber als den Herold der Revolution betrachten werde?

Wie aus der oben gegebenen Darstellung von Figaro's äussern Schicksalen hervorgeht, muss das Erscheinen des Stücks als ein Ereigniss in der Geschichte der Revolution angesehen werden. Schon die Zeitgenossen fassen es so auf. So hat Me. de Campan ganz Recht, wenn sie die Figaro-affaire mit der berüchtigten Halsbandgeschichte in der Erzählung verbindet. Waren doch beide Begebenheiten, ihrem Wesen nach, eine Aeusserung der dem Hofe feindlichen Stimmung, führten doch beide einen Sieg der neuen Ideen, eine Niederlage des alten Systems herbei. Wenn Danton ferner bei der Aufführung von Chénier's Charles IX. ausrief: „Figaro hat den Adel vernichtet, Charles IX. wird das Königthum tödten," so legte der declamirende Republikaner unserem Stücke im Grunde nur die Bedeutung bei, die ihm die Geschichte auch heute noch zugesteht.

Beaumarchais selbst spielt die Rolle des Goethe'schen Zauberlehrlings. Es war ihm gelungen, die Geister in Bewegung zu setzen; umsonst sucht er nachher das verhängnissvolle Wort, das ihrem wahnsinnigen Treiben Einhalt thäte. Seine Oper Tarare sollte den Parisern von 1790 constitutionelle Monarchie belieben. Die Krönungsscene des V. Acts enthält das politische Glaubensbekenntniss des einst so kühnen Neuerers, der nunmehr vergebens sich abmüht, die sinkende Autorität zu halten. Seine guten Räthe: La liberté consiste à n'obéir qu'aux lois ... sein Lob des Königs:

> Nous avons le meilleur des rois,
> jurons de mourir sous ses lois.

verfehlten — und das war leicht vorauszusehen — ihren Zweck. Sie erregten nur den Unwillen des Parterres, und zwar in so hohem Grade, dass die Nationalgarde Ordnung schaffen musste.

Drei Jahre später gab es keine Monarchie mehr. Beaumarchais war auf der Flucht. Fern von den Seinen, alt und arm, hatte er seinen Palast auf dem Boulevard mit einer Dachkammer in Hamburg vertauscht.

Zürich. Heinrich Breitinger.

Beitrag zur slavischen Ortsnamenforschung.

Es waren mir böhmische Dörfer und
Alles eine ganz unverständliche Sprache.

Simplicissimus 1, 24.

Versuche, slavische Ortsnamen etymologisch aufzuhellen, müssen von vornherein für unzuverlässig erklärt werden, so lange nicht von den fest ausgeprägten Formen slavischer Wortbildung (Ableitung und Zusammensetzung) ausgegangen wird. Man vermag wol, ohne diese genauer zu kennen, in manchen Fällen den Ursprung eines Namens beiläufig zu erschliessen, man wird z. B. mit nur einiger Kenntnis des Slavischen in dem böhmischen Ortsnamen Lukoviště das Appellativum louka (Wiese) finden, in Dubčany dub (Eiche), leicht aber auch in Gefahr gerathen, Ortsnamen, wie die angeführten, als Composita zu behandeln, besonders dann, wenn die Untersuchung auf ein kleineres geographisches Gebiet sich beschränkt und in diesem eine geringere Zahl analoger Namenbildungen auftritt, wodurch der Forschung, die ganz vorzüglich durch Vergleichung ihre Resultate gewinnt, eine bedeutende Stütze entgeht. Eine Erklärung, wie Lukoviště von louka, Dubčany von dub, ist nun aber eben so unbefriedigend, wie wenn man weiter nichts zu sagen hätte, als dass träumerisch von träumen, Traum, Jüngling von jung abgeleitet ist, auf Erklärung der Suffixe aber nicht einginge. In solcher Weise war vor Zeiten ohne Kenntnis der Wortbildung unser alterthümliches Wort Leumund unverständiger Deutung als „der Leute Mund“ ausgesetzt. — Auf der andern Seite können Composita für Derivata gehalten werden. So erklärt Bender in den „Deutschen Ortsnamen“ (2. Ausg. Wiesbaden 1855) S. 91 —bus am Schlusse slavischer Ortsnamen für identisch mit —wica (vica; wir gebrauchen hier statt des früher üblichen w durchaus v)

Kottbus sei also kotvica, Anker, eine ganz sonderbare Verirrung von der See ins Binnenland hinein; Lebus lasse sich mit levica, die linke Hand, Pribus mit pravica, die rechte Hand, vergleichen; Tribus bei Treptow entspreche vollkommen dem Trzebnica in Schlesien und bedeute Rodung (?) — hier also die deutsche Form —bus sogar aus —bnica verunstaltet, woraus allem Vermuthen nach eher —mitz geworden wäre. Sehen wir zu, wie andere Forscher das räthselhafte —bus erklären. Kottbus ist nach Jüngsts „Volksthümlichen Benennungen im Königreich Preussen" (Berlin 1848) S. 54 aus Khytsche butky entstanden, was schönes Häuschen bedeuten soll. Nun haben wir in Kottbus nicht mehr Ableitung, sondern Composition. Buttmann (die deutschen Ortsnamen u. s. w. Berlin 1856) sieht in —bus eine entsprechende Bildung zu den deutschen Ortsnamen auf —hausen, —heim; —bus führt unmittelbar, sagt er, auf das Verbum bysch oder busch, dessen Grundbegriff wohnen sei: Dobberbus gäbe ins Deutsche übersetzt Guthausen, Pribus Beihausen (dessen Sinn einigermassen aufgeklärt werden sollte), Trebbus Dreihausen oder Dreiheim, Putbus Unterhausen (der Sinn etwa: Häuser unterm Berg oder unter andern Häusern oder gar unter der Erde?), Schwiebus bei Züllichau Schwemmehausen, von dem Flüsschen, woran es liegt; Kottbus, Lebus und Leubus weiss Buttmann im ersten Theile nicht genügend zu erklären. Mone hat in seinen „Celtischen Forschungen" (Freiburg 1857) S. 250—262 auch an slavischen Ortsnamen seine celtische Wissenschaft versucht und manche wunderbare Resultate gewonnen; unser —bus scheint der Erklärung aus dem Irischen oder Gaelischen getrotzt zu haben; Mone bleibt bei der Deutung Buttmanns. Alle angeführten Deutungen sind aber unrichtig; —bus steht dem —buz in Ortsnamen Böhmens zur Seite und geht aus dem —bud der zahlreichen Personennamen hervor. Zu Dobberbus gehört ein Personenname Dobrobud, zu Pribus Přibud (böhm. Přibud), zu Kottbus Chotibud, zu Trebbus Trjebobud, zu Kossobus (deutsch Kunersdorf, von Konrad) Kosobud; vgl. Chotěbud-ice, Chocebuz, deutsch Zebus, Třebobuz, Koso-bud-y in Böhmen.

Ohne Bekanntschaft mit den slavischen Personennamen bleibt, wie die angeführten Beispiele zeigen, eine Deutung slavischer Ortsnamen unsicher. Einen guten Beleg dafür geben die Erklärungen der Ortsnamen auf —gast. Dieser Ausgang bedeutet nach Buttmann (S. 133) nichts anderes als Schenke: Gorgast bei Küstrin sei deutlich = Berg-

schenke, Dobergast in Schlesien und Sachsen = gute Schenke, Salgast = elende Kneipe, Wolgast = Ochsenschenke (Schenke für oder mit Ochsen? nach Jüngst S. 40 „Grossgast“), Liebegast = Lindenschenke, Dargast = Rasenschenke. Man sieht, die alten Slaven waren praktische Leute und verstanden es, lustig zu leben; die deutschen Bajoarier benannten ihre Orte mitunter nach der Kirche, als dem wichtigsten Gebäude (s. Förstemanns Namenbuch II, 878, Potts Personen- und Familiennamen 532); die Slaven, im wackern Zechen etwa die Vorgänger der Bajoarier unsrer Tage, was noch genauer zu untersuchen bleibt, setzten dagegen die liebe Schenke in den Ortsnamen — wer will die Leute von Salgast nicht herzlich bedauern, die eine so jämmerliche Kneipe hatten?! Was sollen nun aber die slavischen Personennamen auf —gast bedeuten, die uns in alten Urkunden so oft aufstossen? Offenbar sind die Träger derselben fleissige oder unfleissige, anständige oder unanständige Wirthshausgänger gewesen; es gab ohne Zweifel einen Zalgost (verdeutscht Salgast), der entweder ein schlechter Zecher war oder die schlechten Kneipen mehr liebte als die anständigen Hôtels, die sein Gegner Dobergast besuchte. Förstemann, dem in Urkunden vormals slavischer Länder manche Personennamen auf —gast, richtiger —gost begegnet sein müssen, sagt von den Ortsnamen (II, 562) nur: „—gast scheint slavisch zu sein; es begegnet namentlich in den an Thüringen grenzenden slavischen Bezirken; vgl. z. B. Budegast.“ — Auf den ersten Anblick scheinen diese Ortsnamen auf —gast identisch mit den Personennamen zu sein; die böhmischen Ortschaften auf —hošt' belehren uns aber, dass der Ortsname vom Personennamen mit dem Suffixe ja gebildet ist, welches die Erweichung von host zu hošt' hervorrief. Für hošt' lässt sich also eine Urform gastja ansetzen, vgl. patr-iu-s, *πάτρ-ιο-ς*, dív-ja-s (Bopp, vgl. Gramm. §§. 899 und 901. Schleicher, Kirchenslav. 220 f.). Um die Häufigkeit slavischer Personennamen mit —gost (Gast, *ξένος*) zu zeigen, führe ich einige böhmische Ortsnamen an: Chotohošt', Dobrohost-ov, Milhost-ov, Vidhost-ice, Malhost-ice, Budohost-ice (Bydgoszcz, der polnische Name von Bromberg), Třebohost-ice, Žalhost-ice (bei Leitmeritz, jetzt im Volksmund der deutschen Bewohner Tschâlositz; Žalhost oder Žalgost der Personenname zum früher erwähnten Salgast), Vlhošt', Unhošt', Lahošt', Radhošt', Živhošt', Třebihošt'. Der Unkenntniss slavischer Personennamen ist eine grosse Zahl irriger Deutungen von Ortsnamen entsprungen; Beispiele dafür lassen sich aus dem Buche

Buttmanns, dessen Verdienste wir sonst gern anerkennen, in ziemlicher Menge anführen. Auf S. 90 ff. werden Ortsnamen besprochen, die als Stamm lip, lib, ljub zeigen; Buttmann erklärt sie alle aus lípa, Linde. Diese Erklärung gilt aber nur von denen, die entschieden die Tenuis p enthalten; Lipsk, Leipzig, mag man ohne Bedenken zu lípa stellen, ebenso wie Leipe bei Lübbenau und bei Pförten; die andern aber mit lib, ljub gehören zu Personennamen mit diesem überaus häufigen Stamme, der vollständig mit dem deutschen liub (Förstemann I, 847—856 u. II, 930 – 933) übereinstimmt. Libanojze (nach der gewöhnlichen garstigen Orthographie der Wenden z = c), Laubsdorf, gehört zum Personennamen Liban, Ljuban; Lubochov zu Luboch, Ljuboch; Lübben ist in böhmischer Form Lib-ín von Lib (das reine substantivisch gebrauchte Adjectivum, wie lat. Carus); Ljubosez, deutsch Laubst, dürfte eine Kürzung aus Ljubgoscz sein zum Personennamen Ljubgost; Lieberose, wend. Ljuboras, aus lípa und dem deutschen Verbum roden zu erklären, ist ein sonderbarer Einfall, Ljuboras gehört zum Personennamen Ljuborad (deutsch Liubarat), vgl. die böhmischen Ortsnamen Liban-ice, Liboch-ovice, Libín, Libhošt'; Lubolz, „woran man noch ganz deutlich das deutsche Laubholz wiedererkennt," geht meines Bedünkens aus dem deutschen Personennamen Liebolt, alt Liubwalt, hervor (Lupoald, ags. Leófveald, Förstemann I, 856); ähnlich ist das Verhältnis des böhmischen Ortsnamens Humpolec zum deutschen Personennamen Hunibald (= Humboldt, Familienname) — hier wie dort muss entweder ein Deutscher unter Slaven sich angesiedelt oder aber, was nicht selten erscheint, ein Slave einen deutschen Namen getragen haben. Wir haben in Böhmen die interessante Erscheinung nicht selten, dass Ortsnamen, die von deutschen Personennamen ausgehen, diese in der böhmischen Form reiner erhalten zeigen als in der abgeschliffenen deutschen: Warnsdorf heisst böhmisch Veneřice (Personenname Wernher), ebenso heisst Wernstadt, Arnsdorf Arnoltice, Ebersdorf Habartice, Wolfersdorf Volfartice, Markersdorf Markvartice, Blankersdorf Blankartice (Blanchard, Förstemann I, 265), Riegerschlag Lodheřov (Lodheř = Ruodiger), Ullischreut Oldřichov.

Das Angeführte reicht hin, die Bekanntschaft mit slavischer Wortbildung als unerlässliche Forderung an Jene darzustellen, die eine Deutung slavischer Ortsnamen versuchen wollen. Wer, ohne mit den Ergebnissen der slavischen wissenschaftlichen Grammatik, also besonders mit Miklosichs und Schleichers Werken, dann mit den Samm-

lungen slavischer Personennamen, ganz besonders denen von Kollar und Palacky,*) vertraut zu sein, slavische Ortsnamen erklären will, läuft Gefahr, aus einem Irrthum in den andern zu verfallen oder im freien Schwung der Phantasie (?) sich in jene Gebiete zu verlieren, in welchen V. Jacobi, der originelle Verfasser des dicken Buches über „die Bedeutung der böhmischen Dorfnamen für Sprach- und Weltgeschichte" (!! Leipzig 1856) und Fr. J. Mone, der Celtomane, ihren Unfug treiben. Werke, wie die der beiden Forscher in slavicis,**) stehen fast als unbegreifliche Wunder einer Zeit da, in welcher die echt deutsche Wissenschaft vergleichender historischer Sprachforschung aufgebaut wurde.

Nach der Bedeutung und nach den Formen der Ableitung sind die Ortsnamen im Allgemeinen in zwei Classen zu theilen. Die eine Classe umfasst Ortsnamen, welche die natürliche Beschaffenheit bezeichnen, die andre solche, welche von dem Namen der Gründer oder Bewohner eines Ortes abgeleitet sind. Von den Ableitungen der ersten Classe, welcher unbedingt höheres Alter zuzusprechen ist, soll im Folgenden gehandelt werden. Von den heutigen slavischen Ortsnamen Böhmens, die uns in der reichen Fülle ihrer Formen gewissermassen ein allgemein gültiges Schema darbieten, wird hie und da ein Seitenblick auf slavische Ortsnamen Deutschlands ausser Böhmen geworfen werden können; ich bediene mich zu diesem Zwecke des Ortsverzeichnisses von Sachsen (von H. v. Bose, 2. Aufl.) und der Arbeit Buttmanns über die slavischen Ortsnamen der Mittelmark und Niederlausitz. Die böhmischen Ortsnamen gibt in reiner Gestalt, hie und da mit den ältern Formen der Urkunden, Palacky's „Popis království českého" (Beschreibung des Königreichs Böhmen, Prag 1848), welches Werk Jedem angelegentlich empfohlen werden kann, der mit slavischen Ortsnamen sich beschäftigt.

---

*) Kollar hat den Imeslov (Onomatologus) von Pačič vermehrt herausgegeben, Ofen 1828, Palacky in der Zeitschr. des böhmischen Museums 1832 eine Sammlung von Personennamen geliefert.

**) Die Verdienste V. Jacobis in seinem eigentlichen Fache, der Oekonomie, Mones Leistungen in Landes- und Literaturgeschichte bleiben ungeschmälert.

Ableitungsformen der Ortsnamen Böhmens, welche eine natürliche Beschaffenheit bezeichnen.

Voran steht die uralte Ableitung mittelst —á und —é. Dub-á (dub, Eiche), Lip-á (lípa, Linde), Brn-á (zum altsl. brŭnije, Koth), Kobyl-á (kobyla, Stute), Jezv-á (mit jezv-ec, Dachs, zu verbinden), Rokyt-á (zu rokyt-í, Riedgras, oder rokyta, Salix caprea, nach Jungm.), Vran-é (vrána, altsl. vrana, Krähe, vranŭ, Rabe).

Diese Ortsnamen sind eigentlich Adjectiva (—á fem., —é neutr.), zu deren Ergänzung irgend ein Substantivum allgemeiner Bedeutung, z. B. ves (Dorf), město (Ort, jetzt Stadt und von místo, Ort, unterschieden) gehört. Das Suffix —a für Denominativa scheint in der heutigen Sprache bis auf zlat-ý von zlato, altsl. zlatŭ, völlig verschwunden zu sein; skr. sâmudr-ą-m (neutr.), Seesalz, von samudra, kâpôt-á-m, ein Schwarm Tauben, von kapôta; Adjectiva: râgat-á-s, silbern, von rağatám, âyas-á-m, eisern, von áyas. Bopp, vgl. Gramm. §. 918.

Beachtung verdient, dass zuweilen dem slav. —á, —é in der deutschen Umbildung dieser Ortsnamen —ay, —ey gegenüber steht: Vrané, deutsch Wrannay, Rokytá, d. Rokitay, wie Suchá zu Suchey, Čistá zu Čistay wurde. Wir möchten in diesen deutschen Formen eine Mahnung an den ältern vollen Ausgang des bestimmten Adjectivums auf —aja, —oje erkennen; doch liegt die Erklärung näher. Die altböhmische Form des Locativs vom bestimmten Adjectiv ist — ej, z. B. po vsickej vlasti, v cuzej vlasti, po chladnej vodici, und lebt, wie mir mein Freund Prof. Kouba (in Prag) mittheilt, heute noch in der Volkssprache fort. So lehnt sich denn Rokitay an den Locativ v Rokytej. Dass Ortsnamen oft aus einem bestimmten Casus hervorgehen, ist bekannt. In Böhmen ist nicht selten die slavische Präposition mit in die deutsche Form von Ortsnamen genommen; so erklärt sich Welhotten aus ve Lhotě (in Lhota), Webrutz aus ve Vrutici. Reste des mit dem Appellativum verbundenen Artikels behalten die deutschen Ortsnamen Ahorn und Eicha bei Koburg im volksgebräuchlichen Mahrn, Dräch (Frommanns deutsche Mundarten I, 290), ebenso geht Meschenmoos aus Escimos hervor (Pott, Familiennamen, 304); vgl. auch Mone, celtische Forsch., S. 157.*) Die Stadt Aachen heisst böhmisch Cáchy, was aus z' Aachen entstanden ist.

---

*) Buttmann erklärt S. 59 seiner „Ortsnamen“ Troppau (sl. Opava) aus „zur Oppa;“ daraus konnte aber „völlig analog den Lautgesetzen

Von Ortsnamen Sachsens und Preussens stelle ich einige hieher: Bocka (3 mal), vermuthlich = Buká (buk, Buche), Bohra (bor, Kiefer), Dauba, Duben (wend. Dubé B. 88), Torna (trn, Dorn), Leipe (wend. Lipé B. 90), Dorna (drn, Rasen); mit einem Substantivum verbunden: Soculahora bei Bautzen, d. i. sokol-á hora, zu deutsch Falkenberg.

—í = skr. jam, altsl. ije (Urform iam), bildet Collectiva (und Abstracta); s. Bopp, vgl. Gr. §. 890, Schleicher, Kirchensl. S. 175. Ortsnamen: Doub-í (mit Ablaut aus dub), Habř-í (habr, Hagebuche), Břez-í (bříza, Birke), Jesen-í (jesen', Esche), Buč-í, Javoř-í (javor, Ahorn), Lip-í, Jiv-í (jíva, Sahlweide), Bzí (bez, Hollunder), Kobyl-í, Srn-í (srn, Reh), Kun-í (kuna, Marder), Vlč-í (vlk, Wolf), Zubř-í (zubr, Auerochs), Nedvěz-í (nedvěd, Bär), Strąč-í (straka, Elster), Krahulč-í (krahulec, Sperber) u. a.

Im Litauischen sind Collectiva mit —ija (—ije) gebildet (fem.), z. B. lap-ija, Laubwerk, von lâp-as, Blatt = böhm. listí. In slavischen Ortsnamen jetzt deutscher Gebiete ist diese Form der Namenbildung nicht mehr zu erkennen; die Ortsnamen auf —ná, —né, —no gehen meistentheils wie die auf —í gleichförmig auf —en aus, so dass über altes —í nur genaue alte Urkunden entscheiden könnten. Unser Lipí, deutsch Lippen, Roudná, d. Rauden, Lužné, d. Lusen, Mšeno, d. Wemschen, Blešno, d. Pleschen.

—no, —ná und —né enthalten das Suffix na des Part. prät. pass., welches mit vorgeschobenem Bindevocal (altsl. ĭ) zur Ableitung possessiver Adjectiva von Substantiven dient; skr. dhanin, dives von dhana, divitiae, balin, validus von bala, vis, griech. *ἀνθρώπινος*, *ὀρει-νός* (aus *ὀρεσ-ι-νός*), *φαεινός* (aus *φαεσ-ι-νός*), goth. silubreins, liuhadeins, ahd. hulzîn, steinîn, eihhîn u. s. w. Bopp, vgl. Gr. 835, Schleicher, Kirchensl. 177 u. Der Bindevocal fehlt jetzt im Böhmischen, hat aber Erweichung des auslautenden Stammconsonanten bewirkt. —no ist das Neutrum des unbestimmten Adjectivs, dessen Nominative altslavisch —ĭnŭ, —ĭna, —ĭno lauten, —ná und —né Femin. u. Neutr.

---

der Sprache" niemals Troppau werden, wie aus z kein t hervorgeht. Oppa ist das in Miklosichs Lexikon aufgeführte vapa, lith. ùpè = Flussname Aupa in Böhmen

der bestimmten Form, altslavisch —ĭnaja, —ĭnoje. Böhmische Ortsnamen: Břez-no (vgl. Birchînafeld, Birchînawanch), Jiv-no, Bez-no, Řeřiš-no (řeřicha, Kresse), Vrb-no, Opoč-no (opoka, Fels, Tofstein), Komorno (komora, Kammer), Sloup-no (sloup, Säule), Chmel-ná (chmel, Hopfen), Pol-ná (pole, Feld), Haj-ná (háj, Hain), Kani-ná (káně, Geier), Rybná (ryba, Fisch), Roud-ná (ruda, Erz), Oleš-ná (olše, Erle), Oseč-ná (osek, Hau, Schlag, unser Ortsname Osek, deutsch Osseg geschrieben, ist gleich den vielen Osseck in Schlesien und Pommern, die Buttm. S. 74 unrichtig aus hussoki, böhm. vysoky, herleitet), Dešt-ná (dešt', Regen); Oves-né (oves, Hafer), Jam-né (jáma, Grube), Jablon-né (jablon', Apfelbaum), Třemeš-né (třemcha, Vogelkirsche), Sněž-né (sníh, Schnee), Malin-né (malina, Himbeere). Vergleichen lassen sich diese Ortsnamen mit lateinischen wie Aquinum, Sentinum, Suinum, Ficana, Hortana, Herbanum, s. Potts Familiennamen 436. Im Deutschen scheinen Ortsnamen dieser Art, blosse Adjectiva, selten zu sein; ein Beispiel für ihr Vorkommen ist in Eichînun, Eichîn, Först. II, 26. Das Adjectivum auf —în ist zumeist mit Substantiven verbunden, wie Eichîneberg, Eskînhova, Esgenestruot, Hesilîntal u. a.

Von Ortsnamen Sachsens und Preussens führe ich an: Borna, Bröhsen (Prehsen, Priesen), Camina (d. i. Kamná, von kamy, Stein, altsl.), Collmen (chlum, Hügel), Göhren (hora, Berg) und Görna, Kmehlen (unser Chmelná; vgl. Preusker, Blicke in d. vaterl. Vorzeit, III, 170), Lausen (wol Lužná, louže, Sumpf; bei den Ortsnamen mit luž—, z. B. Lužany, Lužce, Lužec, Luží, Lužice, Lužnice ist schwer zu entscheiden, ob sie aus louže*) oder luh, Hain, zu erklären seien; luh stimmt überein mit dem deutschen lôh, das häufig in Ortsnamen erscheint (s. Förstemann, II, 947, Pott, Familiennamen 510, Buttm. 14, Bender 127), Lohmen (unser Lomná, lom, Steinbruch, Preusker II, 234), Mügeln (mohyla, Grabhügel, Preusker III, 61), Sitten (žito, Korn), Soppen (vielleicht Supná, sup, Geier), Stolpen (unser Sloupná, sloup, altsl. stlŭpŭ, Säule), Töpeln (topol, Pappel), Treuen (vielleicht Trávná, tráva, Gras) u. a. Buttmann führt die wendischen Formen an: Konopotna, deutsch Kantdorf (konopě, Hanf), Kamenna, d. Kem-

*) Vielleicht ist louže ursprünglich eine sumpfige Stelle im Walde, luža aus lugja entstanden?

men u. Steinkirchen, Selésna, deutsch Sellessen (böhm. Ortsname Železná 2 mal, železo, Eisen), Rudna; d. Reuden, Rogosna, Rogäsen, Rogasen (Rohožná in Böhmen, rohož, Binse, altsl. rogozŭ, papyrus, liber, tapes, rogoža, rogožina, rogožĭnica, tapes), Gross- und Klein-Jamno bei Forste, Mogilno im Posenschen.

—any; das Suffix lautet altslavisch —janŭ, wodurch sich die Erweichung des vorausgehenden Consonanten erklärt, s. Schleicher, Kirchensl. 206. Es wird gebraucht zur Bildung von Bewohnernamen aus Appellativen und Ortsnamen; aus gradŭ, Stadt, geht (im Singular mit erweiterter Ableitung) graždaninŭ, Bürger, für gradjan-inŭ, hervor, der Plural lautet graždane und behält das einfache Suffix —janŭ.*) In der ältern Zeit gingen die unten aufgeführten Ortsnamen auf —ané oder —ani aus und wurden als Namen der Bewohner aufgefasst, später behandelte man sie als etwas Unbelebtes und schied sie von dem Belebten durch die Form —any (wie z. B. holub, Tauber, im Plural holubi, dub, Eiche, dagegen duby hat), bildete auch aus ihnen Diminutiva für benachbarte Orte auf —ánky, was dem ursprünglichen Sinn der Ableitung nicht entspricht.

Böhmische Ortsnamen: Haj-any (ursprünglich hajané, die Hainbewohner), Vrš-any (vrch, Berg), Doubrav-any (doubrava, altsl. dąbrava, Hain), Chlumč-any (chlumek, kleiner Hügel), Dubč-any (dubec, kleine Eiche), Rokyc-any, Jedl-any (jedle, Tanne) Chrašt'-any (chrast. Gestrüppe), Luž-any u. a. Svin'any, Mokřany trage ich Bedenken hierher zu stellen; der erste Name ist vielleicht entstellt, der zweite scheint fehlerhaft aus mokrý, nass, gebildet zu sein oder geht aus einem Personennamen Mokřan hervor; vgl. Sušany. In gleicher Weise gebildet sind die Bewohnernamen Evropan, Asian, Angličan, Prušan, Benátčan (der Venetianer), Tyrolan, Pařížan; die Länder Polané, Prušané, aber Angličany (nach Burians böhm. Grammatik) ein Zeichen der Verwirrung.

In ähnlicher Weise sind im Deutschen Orte und Länder benannt nach den Bewohnern; nicht selten erscheinen Ortsnamen auf —ern, alt

*) Vgl. spolinŭ (ispolinŭ), gigas; im genit. pl. spolovŭ statt des erwarteten spolinovŭ.

—ârin, —ârun, z. B. Pergaren (Hořany), Brunnaron (Studen'any), Forstarun, Puhelarn, j. Büchlern, Talarin (Dol-any), Sewarin, Werdarin (wäre Ostrov-any), in Förstemanns Namenbuch II, 90 unrichtig erklärt; s. Pfeiffers Germania IV, 34. Vollkommen entsprechen litauische Ortsnamen wie Jů'dupėnai, wörtlich: die am schwarzen Wasser, Báltupėnai, die am weissen Wasser, s. Schleichers lit. Gramm. 145 f. Das Suffix —ėnas bezeichnet die Herkunft aus einem Lande, die Zugehörigkeit; Schleicher 123. Vgl. albanes. Σ̈κοδϱάν-ι (σ̈ = š, unserm sch), der Bewohner von Σ̈κόδϱεϱ-α, Ματj'άν-ι, der Bewohner von Ματ-ι (dagegen stimmt Πιζϱέναϭ-ι von Πιζϱέν-ι, Τιϱάνναϭ-ι von Τιϱάννε-α zum deutschen —âri, latein. arius aus — asius), Hahn, alban. Stud. II, 119.

Von Ortsnamen Preussens gehört hieher: Dollenchen, wend. Dolane (B. 78), in Sachsen kann Döhlen (5 mal) unserm Dolany, Kömmern unserm Komořany, Rockzahn Rokycany entsprechen. Pommern aus Pomorjane, Pomořané, die Anwohner des Meeres, Uferbewohner, Boborane-Gau von Boborjane, die am Bober in Schlesien, Jüngst 26. Dresden heisst böhmisch Drażd'any und wird ebenfalls hieher zu stellen sein; zweifelhaft ist die Deutung Buttmanns (S. 84) als Hafen, Ankerplatz. Von dem slavischen Volksstamme der Drjevanen (Drevané), deren Name nach Šafařík (Slovanský národopis) zuerst in einer Urkunde von 1004 erscheint und die in der preussischen Altmark und im Lüneburgischen sesshaft waren, stammen die Ortsnamen Drevanameri (das Devermoor im Nordwesten von Osnabrück) und Drewani (Gau im Nordwesten von Salzwedel), Förstemann II, 432. Drevané von drevo (böhm. dřevo), arbor, drŭva, ligna.*)

—ina (fem. sing.): Dub-ina, Buč-îna, Jedl-ina (zu deutsch Tanndörfel), Jíl-ina (jíl, Lehm), Lešt-ina (Haselgebüsch) u. a. Das Suffix,

*) Urkunden des XI. u. XII. Jahrhunderts bewahren uns in den besprochenen Ortsnamen eine uralte Form des Locativs, anstatt des zur Regel gewordenen - chŭ im Altslavischen (Kirchenslavischen) älteres —s, d. i. - sŭ: Lužás, Doljás, Brnjás, Olšás u. a., wie sich vereinzelt findet: v senech tvys, in tentoriis tuis. Unrichtig ist in Bopps vgl. Gr. 2. Aufl. I, 544 der Satz, dass der ursprüngliche Zischlaut der Casusendung in den slavischen Sprachen erst nach ihrer Trennung von den lettischen zu einem aspirierten Guttural geworden ist. Vgl. Schleicher, Kirchensl. 245 f. — Auch an den Ortsnamen lässt sich Grammatik lernen.

altsl. —ina (z. B. pastvina, aus pastva, ein grosser Weideplatz, eine Mehrheit von Weideplätzen), hat hier collective Bedeutung, so dass wir Dubina übersetzen können Eichenwald, Eichigt, Bučina Buchenwald, Jílina etwa Lehmigt. Litauisch erscheint gedehnter Bindevocal y: berz-ynas (Menge Birken, Birkenwald), akmen-ýnas (Steinhaufen, wäre böhm. Kamen-ina), masc., mol-ýnë (aus mol-ýnja, Lehmgrube), berzýne (= Břez-ina, Birkigt), fem. Schleicher, Lit. Gr. 121, 123. Bopp, vgl. Gr. S. 1183. Lat. stimmt überein piscina.

Reppina bei Meissen, schon von Preusker III, 19 als Rjepina erklärt (in böhm. Form Řepina von řepa, Rübe); Bukojna (deutsch Buchwalde) = Bukovina enthält noch das Suffix —v, Brjasyna = Brezina, lit. berzýne, Buttm. 88 u. 89.

—v, —vá, —vé, masc., fem. und n. Das Bildungselement gehört dem Pronomen ovŭ, zend. ava, zu, das auch in der slavischen Flexion und Verbalableitung häufig auftritt, z. B. domovy neben domy von domŭ (böhm. dům), bojevati boi (böhm. bojovati, boj); es entspricht dem griechischen εv der Nomina auf —εύς, der Verba auf εύω. Wie das später zu besprechende Suffix —skŭ vorzugsweise zur Bildung possessiver Adjectiva verwendet, erscheint das Suffix —vŭ ebenso wie —skŭ in seltenen Fällen für Bezeichnung natürlicher Verhältnisse in gleicher Geltung mit dem Suffix —nŭ gebraucht; aus Miklosichs Lexikon führe ich an vrŭbovŭ, palmeus, was kaum verschieden ist von vrŭbĭnŭ (böhm. vrbový, vrbný), slonovŭ, ἐλεφάντινος. Im Litauischen gibt es verwandte Ableitungen mit ovè, d. i. —ovja, die eine Zugehörigkeit bezeichnen: rank-óvè, Aermel, von rankà, Hand, böhm. mit demselben Bildungselement ruk-áv, von ruka; darž-ovè, Gemüse, von dàržas, Garten. Bopp (vgl. Gramm. §. 943) erklärt ἱππεύς als „pferdbegabt" (aus ἱππ-ϝό-ς; ἵππος selbst entspringt aus ἴκ-ϝο-ς = skr. ás-va-s, lit. aszwa); ähnlich wäre πορθμεύς der Mann, der die Ueberfuhr (πορθμός) hat, der Fährmann.

Böhmische Ortsnamen: Habro-v, Vrano-v, Hloho-v (hloh, Hagedorn); Jedlo-vá (deutsch Tanndorf), Hloho-vá, Buko-vá, Boro-vá, Trnová; Dříno-vé (dřín, Lärchenbaum). Vgl. bukové, jedlové, dubové (dřevo), Buchen-, Tannen-, Eichenholz. Nach Schleicher theile ich ab Habro-v, Habr-ov wäre ebenso richtig.

Von Ortsnamen Sachsens und Preussens gehören hieher (theil-

weise mit Verwandlung des auslautenden —ov in —au): Oelzschau (aus Olšov zu erklären), Gelenau (Jelenov, von jelen, Hirsch), Suppow (sup, Geier), Eulow, wend. wilow, Eilau (vgl. böhm. Jílové, deutsch Eule, von jíl, Lehm; Jüngst, volksth. Benenn. S. 13 unten; anders Buttmann S. 71), in Sachsen zwei Eula, Guhrau, Guhrow (hora, wend. gora, Berg), Bukow, Bohrau, Lukow, Tornow und Tarnow, poln. Tarnowo, Sarnow, Sarnowo (nicht aus zarny, böhm. černý zu erklären (Buttm. 80), sondern aus srn, Reh), Jablonowo u. a. Unrichtig stellt Buttmann S. 74 wend. Wotschow (deutsch Dobberstroh) mit dem deutschen Horst zusammen. Wendisch wotschow ist = böhm. ostrov, altslavisch ostrovŭ, Insel, d. i. o-strovŭ, das Umflossene, τὸ περίῤῥυτον, aus der Wurzel stru, skr. sru, zu welcher struja, struga, fluentum, poln. strumien, rivus, unser Strom, —struot im Flussnamen Unstrut, vgl. skr. srô'tas (mit dem neutr. Suff. tas), Förstemann II, 1438, Stroaga und Strowa (fem.), Fl. Strogen und Streu (F. II. 1320 f.), wahrscheinlich auch —strewa in den Ortsnamen Puotrihes strewa, Madalrichis strewa und Wolvoltes strewa, Strudel, u. a. gehören. Das Litauische zeigt sru und mit vermittelndem t stru. Ich vermuthe, dass Στρυμών nichts anderes bedeutet als Fluss (mit dem Suff. —μων wie ἡγεμών, κηδεμών gebildet). Dem altsl. struga steht wendisch tschuga aus truga zur Seite (vgl. den Abfall von s in truna, sotra, trašlivy, häufig im Ober-Lausitzischen; Šafařík, národopis 2. Ausg. S. 102). Jüngst führt S. 71 einen Waldnamen Lehmstrut an.

—ík, masc. Böhmische Ortsnamen: Hlin-ík (hlína, Lehm), Jesen-ík, Křen-ík (křen, Märrettig), Orl-ík (orel, Aar) u. a.

Dieses Suffix ist mit der folgenden weiblichen Gestalt —ice und dem Suffix —ec auf gleichen Ursprung zurückzuleiten, —ík aus —ika-s, —ice aus —ikjâ, —ec aus —ikja-s und bildet besonders Nomina agentis und Diminutiva.

Aus dem Deutschen lässt sich kein gleichgebildeter Name anführen; Ortsnamen (mit gutturalem Bildungselement) wie Eihhahi, Affaltrahi, Farmahi, Forahahi sind zu vergleichen mit den gothischen Adjectiven auf —ha und —ga (Nom. —hs und —gs), das schliessende i ist gleich dem lat. —ium, slav. -ije, —i. Dagegen finden sich im Griechischen Namenbildungen, die sich mit den erwähnten Suffixen vergleichen lassen und die ebenfalls das Suffix für Nomina agentis enthalten. Bakchus führt als Vorsteher der Baumzucht den Beinamen Δενδρίτης, die Baumnymphe heisst Νύμφη δενδρίτις; ebenso verhält

es sich mit ἀγρό-της und ἀγρό-τις, γή--της für γη-ί-της und andern Denominativen mit dem Suffix der Nomina agentis. Da ferner —ica auch zur Motion von Femin. aus Mascul. verwendet wird, so stimmen dem Charakter ihrer Ableitung nach griechische Namen wie Ἀχαΐς, Δωρίς, Ἐλαιάτις, Μακεδονίς u. a. völlig zu den slavischen wie Skalice, Vrbice u. s. w., mehr noch z. B. Μηλίς, was entweder Schaf- oder Obstland bedeutet.

Zu Hliník stellt sich vermuthlich Glienike, Glienicke in Preussen, Buttm. 104, Jüngst 60.

—ice, alt —ica steht als fem. neben dem eben angeführten —ík. Skal-ice, Vrb-ice, Javoř-ice, Řeč-ice (řeka, Fluss), Orl-ice, Jestřeb-ice (jestřáb, altsl. jastrebŭ, Habicht); aus Adjectiven entspringen Bystřice, Teplice, meiner Ansicht nach ursprünglich hydrographische Namen. Altsl. bystrina, flumen aus dem Adj. bystrŭ, böhm. bystrý, reissend. Genau zu trennen sind jene Ortsnamen, deren —ice aus altem —ica entspringt, und solche, die ursprünglich auf —ici ausgingen. Dies —ici ist nicht, wie Bender S. 90 angibt, der Plural zu —ica (dieser lautet —icy), sondern zu —ic, welches Suffix für Patronymica verwendet wird und im Grunde diminutivisch ist. So unterscheiden sich die urkundlichen Formen v Skalici, na Kamenici genau von na Vilharticích (vom Personennamen Vilhart, deutsch Wilihart), Janovicích, welchen letztern Ortsnamen die deutschen auf —ingen, alt —ingun vollkommen gleich kommen. *) Richtig erkannte den patronymischen Charakter solcher Ortsnamen Preusker III, 62, wogegen Mone in den celt. Forsch. S. 254 ohne genauere Untersuchung alle —itz für Feminina und Diminutiva erklärt.

Von Ortsnamen Sachsens und Preussens ziehe ich hieher: Auerschütz (gewiss Javořice), Camitz (altsl. kamy, Stein), Eulitz (Jílice, jíl, Lehm), Jessritz (jezero, See), Müglitz (mohyla, Hügel), Planitz (blana, Au, oder plano, Ebene, Fläche), Wurbis, wahrscheinlich wie Mörbitz = Vrbice, Jessnitz (3 mal), Jössnitz und Issnitz (B. 93); auch ist die Lausitz hieher zu stellen, böhm. Lužice, von louže, altslavisch luža, Sumpf; Jüngst S. 28.

—ec (masc.), altsl. —ĭcĭ aus —ikjŭ (Grundform —ikja-s), Schleicher, Kirch. 152; ein Suffix, das wie —ík zur Bildung für No-

---

*) Den Unterschied der beiden —ice habe ich in einer Recension der Mone'schen Forschungen in den österr. Bl. f. L. u. K. 1857, S. 284 besprochen.

mina agentis und Diminutiva verwendet wird, in unsern Ortsnamen nicht nur Diminutiva, sondern auch gleich jenem —ík Gegenstände bezeichnet, die mit dem versehen sind, was das Stammwort bedeutet. In diesem Sinne nehme ich die Ortsnamen Luž-ec, Lip-ec, die von den Femininis louže (luža) und lípa ausgehen, im diminutivischen Sinne. Měst-ec, Kostel-ec (kostel, Kirche), Dvorec. Vgl. altsl. štitĭcĭ scutulum, kotĭcĭ mansiuncula (das Stammwort stimmt überein mit dem in Niedersachsen vorkommenden Kotte, Bauernhaus ohne Hof und Ländereien, Bender, Ortsnamen S. 136, Jüngst S. 14, Förstemann unter Cotun II, 383. Compositionsglied in Axmeriscota Sp. 149), dvorĭcĭ; kostogryzĭcĭ, ossa rodens, žiznotvorĭcĭ, vivificus, nosĭcĭ, portator; bělĭcĭ, candidam tunicam habens, črŭnĭcĭ, monachus (vom schwarzen Gewand), krušĭcĭ, metallum (zu kruš-ĭ-nŭ, durus).

Von Ortsnamen ausser Böhmen lassen sich ohne urkundliche Formen keine sicher zu unsern stellen, manche dürften — ec wie — ce in — itz oder — zen verwandelt haben, so dass eine Scheidung auf Grundlage der heutigen deutschen Formen nicht möglich ist. Nach Zwahr (dem Verfasser des niederlausitzischen Wörterbuches) ist der wendische Name von Gollmitz Cházn (z = böhm. c) aus Chlomz entstanden und wäre somit = unserm Chlum-ec, dem Diminutivum von chlum, Hügel. Buttmann 77. Aus Mlýn-ec, Mlýn-ce entsteht die deutsche Form Lenzen, die Förstemann II, 913 unrichtig mit Leontia, jetzt Lenzen a. d. Elbe, Provinz Brandenburg, zusammenstellt, das sich leichter mit Leonzinga und Leonzenwilere an einen abgekürzten Personennamen des Stammes Lew (Förstemann I, 842) anschliessen lässt; Leonzo etwa = Leonhart.

— ce (neutr.) aus — kjam, ein selten erscheinendes Suffix für Diminutiva (im altslavischen srŭdĭce von srŭdŭ, Herz), öfters auch wol als Femininum eine Kürzung von — ice. Ortsnamen: Wes-ce. Blat-ce, Laz-ce (laz, Bergfläche, unangebauter Ort), Mlyn-ce (mlýn, Mühle), Dvor-ce (deutsch Wurzen, vgl. Wurzen in Sachsen).

— eč in den Ortsnamen Dub-eč, Lip-eč, Strom-eč geht von dem diminutivischen — ec aus, so dass die angeführten Namen Orte bezeichnen, wo junge (kleine) Eichen, Linden, Bäume stehen. — eč aus altsl. — ĭčĭ, d. i. — ĭcjŭ; vgl. otĭčĭ, Adject. relativ. zu otĭcĭ.

—sko (neutr.), —ská (fem.). Das Suffix, altslavisch ĭskŭ, ĭska, ĭsko, in bestimmter Form ĭskyj, ĭskaja, ĭskoje (goth. —isks, nhd. —isch, lat. —icus, griech. —ικος) wird wie das Suffix —v zumeist in der zweiten Classe der Ortsnamen zur Bildung von Possessiv-Adjectiven verwendet, erscheint aber auch schon im Altslavischen in einer dem Suffixe ĭnŭ nahe kommenden Bedeutung; so gorĭskŭ, monta-nus, ὀρε-ι-νός, böhm. hor-ný, zapadĭskŭ, occidentalis neben zapadĭnŭ. Ahd. âdamantisk, adamantinus, Grimm 2, 375.

Ortsnamen: Blan-sko (blána, Au), Vápen-sko (vápno, Kalk), Hor-sko (altsl. wäre gor-ĭskoje), Krav-sko (kráva, Kuh), Hlin-sko (hlína, Lehm); Led-ská (led, Eis), Háj-ská (vgl. Haj-ná), Sad-ská (sad, Baumgarten; sadŭ, planta, saditi, plantare).

Von sächsischen Ortsnamen kommt hieherzustellen Lomsske (lom, Steinbruch), Leipzig, böhm. Lipsko, wend. Lipsk, die Lindenstadt, von preussischen Glinzig, wend. Glinsk, Buttm. 104. Die wendischen Namen sind Masculina.

—iště (neutr.), altsl. —ište. Zu Grunde liegt meiner Ansicht nach das skr. Suffix —tjam, das im Slavischen ebenso wie —tvam und das eben besprochene —ka durch s erweitert wurde; —stjam wurde nach dem Lautgesetze zu —ště, eine spätere Erweichung erzeugte böhm. —ště. Gebraucht erscheint das Suffix —i-ště für Collectiva und Abstracta (ebenso wie das Suffix —tvam, böhm. —stvo, —ství, d. i. —stvjam), öfters auch zur Bezeichnung des Ortes, wo Etwas stattfindet:

stražĭbište, custodia von stražĭba (collectiv), gnoište fimetum, böhm. hnojiště von hnůj, gnoi, gradište, castrum von gradŭ; igrište und mit Zutritt des Suffixes —la (Neutr. —lo = —tram im Sanskrit), wie in vielen andern Worten, igral-ište, ludus, čtilište, veneratio; borište und triznište, locus certaminis, blądilište, lupanar, žilište, domicilium, kupilište, forum, ischodište, exitus usw.

Böhmische Ortsnamen: Chmel-iště (chmel, Hopfen, der Ort, wo viel Hopfen wächst, gebaut wird), Mlýn-iště, Mraviště (altsl. mravĭ, Ameise), Pastv-iště (vgl. pastvina), Kal-iště (kal, Schlamm), Most-iště (most, Brücke), Dvoř-iště (dvůr, Hof), Ln-iště (len, Lein), Plot-iště (plot, Zaun), Hrad-iště (= ob. gradište).

Erklärung dieser Ortsnamen aus Adjectiven auf —istŭ, die vereinzelt auftreten, wird schon der Abstracta wegen abzulehnen sein. Mravištĕ liesse sich sonst aus mravistŭ, formicis refertus erklären, welches mit dem durch s vermehrten Participialsuffix — ta von mravĭ abgeleitet ist. Vgl. russisch kamenistyĭ, ternistyĭ, borodastyĭ, altslav. grŭlistŭ, was böhm. hrdlistý wäre (hrdlatý); in gleicher Weise zeigt das Litauische das secundäre Suffix —ustas: ligústas, kränklich (ligà, Krankheit), mĕgústas, schläfrig mĕ́gas, Schlaf). Die Form des Participialsuffixes — sta für — ta scheint nach dem Angeführten dem Lettoslavischen eigenthümlich zu sein.

Zu vergleichen sind aus dem Deutschen Ortsnamen auf —ithi, —idi, die nach Förstemann nicht über das sächsische und thüringische Gebiet hinausgehen, z. B. Birithi, Collithi, Honigede, Lemede, Snewithi, Thurnithi, goth. avêthi, Schafherde (aus avêthjam), ahd. ouwiti für ouwîdi, die ahd., mhd., nhd. Collectiva und Abstracta auf — idi, — ede, —de, —te, Grimm, Gr. II, 248, III, 526. Aus dem Lateinischen lässt sich besonders sodali-tium hieherstellen, mit dem einfachen Participialsuffix arboretum, rosetum, saxetum (Benfey erklärt dagegen in Kuhns Z. II, 224 dies —tum für tvam); der Ortsname Suessa Pome-tia. — Sollte nicht im litauischen ugnávĕte, Feuerstelle, Herd, das als Compositum aus ugnìs und vĕtà behandelt wird (Schleicher, Lit. 134), im Ortsnamen Bebrúvĕte (bei Ragnit) das Suffix —tjâ (fem.) zu erkennen sein in Verbindung mit dem — va der Adjectiva? ugnávĕte gäbe genau ins Böhmische übertragen ohniv-ištĕ, wie Bebrúvĕte Bobrov-ištĕ? Befremdlich bleibt, dass vĕtà in diesen Comp. zu vĕte werden soll. *)

Von Ortsnamen ausser Böhmen vermag ich zur besprochenen Ableitungsform mit Sicherheit nur das preussische Reppist (bei Senften-

*) Composita mit vĕtà sind nach Schleicher auch die Ortsnamen auf —vĕczei, z. B. Búdvĕczei, Szilélvĕczei; das würde etwa heissen: die Hüttenortsbewohner, die Fichtenwäldchenortsbewohner. Ich vermuthe, dass wir diese litauischen Ortsnamen den slavischen auf —ici, —vici an die Seite stellen könnten; während die slavischen Patronymica das Bildungselement k zeigen, träfen wir bei den litauischen Ortsnamen das noch für Patronymica gebräuchliche t (cz aus tj). Eine Sammlung litauischer Personennamen wäre von hohem Werthe.

berg) beizubringen (Buttm. 98), wofür böhm. Řepiště (řepa, Rübe) stünde.

Unter den aufgeführten Suffixen ist nun noch eine sehr mannigfache Verknüpfung möglich, die eine leicht erkennbare Abänderung der Bedeutung des einfachen Suffixes bewirkt. Die wichtigsten dieser Ableitungsformen sind die folgenden:

— ník und — nice: Ortsnamen: Lip-ník, Bez-ník, Zlat-ník; Břez-nice, Oleš-nice, Rokyt-nice, Lom-nice, Včel-nice (včela, Biene), Stříbr-nice (stříbro, Silber); Bergnamen: Javor-ník, vgl. deutsch Ahorn-ic bei Förstemann II, 25, Mehel-ník von mehela = mohyla, Grabhügel, Jar-ník u. a. Dies Suffix haben die sächs. Ortsnamen Briesing (Břez-ník), Briessnitz, Brösnitz, Priesnitz, bei Jena Jena-Briesnitz, Koblenz und Coblenz (wol Kobyl-nice, wie Kobylnitz in Böhmen, Kobylníky), Daubnitz, Gävernitz und Gauernitz (Javornice), Göhrenz und Görnitz (böhm. Hornice), Heinitz, Hainitz und Haynitz, Lausnitz (Lužnice), Leipnitz, Lomnitz (Lomnice, lom, Steinbruch), Müglenz (Mohylnice, Mogylnica), Würschnitz (Vršnice von vrch, Berg), Oelsnitz, Polenz (Polnice, pole, Feld), Reppnitz (řepa, Rübe), Reudnitz (unser Roudnice von ruda, Erz), ferner die preussischen Ortsnamen Drewnitz (dřevo, Holz = Wald), Oelsnitz, Tranitz (wendisch Tschawniza (vgl. unser Trávník, dimin. Trávníček von tráva, Gras), Oels in Schlesien, poln. Olesznica, Jüngst S. 27.

— inky, Plural von — inka, dem Diminutivum von —ina, dessen Plural —iny auch begegnet: Břez-inky und Břez-inka, Olš-inka, (Slatinky von slat-ina, Moorgrund) u. a.; — inec: Koz-inec (koza, Ziege), Hus-inec (husa, Gans), Sov-inec (sova, Eule); vgl. zvěř-inec (von zvěř), Menagerie, host-inec, Gasthaus, Orte, wo viele Thiere, Gäste sind.

— vno: Buko-vno; — vany: Boro-vany, Trno-vany, Bukovany; — vina: Buko-vina, Boro-vina; — vík: Březo-vík; — vice: Lipo-vice, Boro-vice, Dubo-vice, Chrašťo-vice (chrašť, Gestrüpp), Luka-vice (6 mal, auch Luka-vec, Luka-veček); — vec: Vlko-vec, Sokolo-vec; — vsko: Buko-vsko; — viště: Luko-viště, Hracho-viště, unrichtig der Plural Hracho-višťata; — vník und — vnice: Žiro-vnice (kirchenslavisch žirŭ, Hutweide), Buko-vník, Boro-vnice.

—ečno, —ečné: Dub-ečno, Most-ečné, Orte, wo junge Eichen stehen, eine kleine Brücke.

—išt'any: Hrad-išt'any, Ohn-išt'any (oder Ohni-št'any getheilt, Stamm ohni); —išt'ko, Deminutivum zu —iště: Týn-išt'ko (von týn, Umzäunung, eingefriedigter Ort, ahd. zûn, altn. ags. tûn, engl. town), Hrad-išt'ko; —ištná: Chmel-ištná.

Leitmeritz.

Ignaz Petters.

Ueber Carlo Gozzi

und sein Theater.

Das spanische Theater, aus welchem im 16ten und zu Anfang des 17ten Jahrhunderts fast ganz Europa seine dramatischen Stoffe vielfach geschöpft hatte, sah sich am Ende des 17ten Jahrhunderts fast gänzlich aus dieser Herrschaft verdrängt. Die Spanier selbst verläugneten seit der Thronbesteigung der Bourbonen ihre alten Sitten, sie verstiessen ihre früheren Meisterwerke und entlehnten ihre poetischen Vorbilder von den Italiänern und Franzosen, von welchen letzteren sie auch den griechischen Zuschnitt des Drama's annahmen. Das achtzehnte Jahrhundert mit seiner flachen Moralphilosophie verdammte das spanische Theater in Frankreich schonungslos. Man legte den Massstab des kalten Verstandes und erschlaffter Sitten an die heissblütigen Conceptionen eines naturwüchsigen, energischen Volkes, und sah in der starken Glaubensfähigkeit desselben nur Fanatismus, in dem allerdings aufs Höchste getriebenen Begriff von Ehre nur eine ungebändigte, mit der Civilisation unvereinbare Wildheit, und in allen Thaten, die aus diesen Quellen flossen, nichts als eine verabscheuenswürdige Barbarei oder eine vollendete Narrheit. Voltaire und Linguet hatten dieses Verdammungsurtheil unterzeichnet und das regelrechte Drama herrschte unangefochten auf allen Gebieten der romanischen Sprachen. Unter diesen Umständen ist es nicht ohne Interesse zu sehen, wie in den beiden letzten Decennien des vorigen Jahrhunderts in einem Winkel Europa's, im Schosse einer untergehenden Republik, in Venedig, die ganze Phantasmagorie der älteren spanischen Bühne, der ganze aben-

teuerliche Heroismus Calderon's, Tirso's und Alarcon's, das Zaubermährchen und die Schauererzählung in scenischem Gewande plötzlich und mit wunderbarem Erfolge wieder auftauchen und augenblicklich einen nicht unbedeutenden Einfluss selbst auf fremde Literaturen äussern. Der Mann, der diese unerwartete Resurrection bewirkte, war Carlo Gozzi, einer der eigenthümlichsten Charactere seiner Zeit. Er gehört zu jener Klasse von Schriftstellern, die, dem Anschein nach, sich den abgeschmacktesten Capricen hingeben, im Grunde aber sehr positive Naturen sind, und in ihren Werken die Regellosigkeit der Ausführung durch die Gewalt des Grundgedankens auszusöhnen verstehen. Sie spotten gern, aber nicht mit Leichtfertigkeit und aus Schadenfreude, sie vagabundiren, so zu sagen, in ihren Schriften, aber nicht ohne Ziel, und besitzen die wunderbare Eigenschaft, die einfachen, gewöhnlichen Menschen durch die schalkhafte Popularität ihrer Formen, und die höher gebildeten Geister durch den tieferen Sinn, der sich hinter ihre Fabeln versteckt, zu fesseln. Es ist die Familie der Rabelais, der Aretino, der Sterne, bei welcher auf Augenblicke zuweilen die grössten Geister, die Aristophanes und Shakespeare einkehren und in ihren Ton einstimmen.

Venedig hatte um die Zeit, als Carlo Gozzi mit seinen Dramen hervortrat, d. h. in den beiden letzten Jahrzehnden der Republik und des Jahrhunderts, längst schon nichts mehr als das Phantom seiner Macht und die Tradition seiner Feste, zu welchen einst ganz Europa strömte. Es war Nichts übrig geblieben als eine hinfällige Oligarchie, die mit entnervter Hand die schlaffen Zügel der Regierung über ein Volk von grossen Kindern führte, das, systematisch zur Nullität in jeder Beziehung heruntergesunken, sich unter seinem schönen Himmel im Nichtsthun glücklich fühlte, seine Zeit vertändelte und mit dem höchsten Entzücken den martellianischen Versen seiner Bänkelsänger und Improvisatoren lauschte zu einer Zeit, wo jenseits der Alpen Rousseau's Beredtsamkeit schon alle Gemüther erschütterte und die Convulsionen Europa's verkündete, Aber wenn ein Volk nicht durch den Mangel innerer Lebensbedingungen, sondern durch falsche Regierungsmaximen und durch wahnvolle Theorien in Wissenschaft und Kunst zur Machtlosigkeit nach Aussen

und zu steriler Unnatur im Innern herabsinkt, so concentriren sich gewöhnlich die Ideen des Wahren, Gerechten und Natürlichen um so schärfer in einzelnen Individuen, die dann die Träger einer mächtig hervortretenden Reaction werden. In Italien war damals die Zeit noch nicht fern, wo der fade, verweichlichte Geschmack, den die sogenannten Arkadier in der Poesie zum herrschenden gemacht, sich für alle Zeiten ein Armuthszeugniss ausgestellt hatte, indem man die Stegreifdichterin Teresa Morelli, oder wie die arkadischen Akademiker sie nannten, Corilla Olympica, zu Rom auf dem Capitol, unter Assistenz von Cardinälen, Bischöfen, Fürsten, Adligen und Allem was Rom an Notabilitäten hatte, mit dem Lorbeerkranz feierlichst krönte und sie auf einem Triumphwagen durch die Stadt führte; diese Zeit war noch gar nicht fern und schon erhoben sich unter manchen Andern, der freiheitsliebende und doch so aristokratische Alfieri, der antik heroische Parini, der zornmüthige Kritiker Baretti, der schwer zu classificirende, phänomenartige Carlo Gozzi.

Carlo Gozzi stammte aus einer gräflichen Familie Venedigs, die durch eine hundertjährige Indolenz die Reichthümer der kaufmännischen Ahnen ziemlich erschöpft hatte. Er war das sechste Kind unter elf Geschwistern und wurde im März 1722 geboren. Die zerrütteten Vermögensumstände der Familie wurden noch durch die Heirath des ältesten Sohnes Gasparo Gozzi vermehrt, der, selbst ein nicht unbedeutender Dichter und Prosaiker, eine Dichterin ehelichte, deren arkadischer Name Irminda Partenide war. Carlo Gozzi sagt von ihr in seinen Memoiren, sie sei von Herzen gut gewesen und habe den besten Willen gehabt, die Geldverhältnisse der Familie zu bessern, aber die Pindarische Weise, mit welcher sie die Wirthschaft besorgt, habe die ungeheuerste Confusion in der schon so sehr bedrängten Zustand des Hauses gebracht. Die Krankheit des Vaters, der durch einen Schlaganfall die Sprache verloren hatte, die ewigen Klagen und Zänkereien von fünf Schwestern, das fortwährende Erscheinen junger Enkel, die dadurch herbeigeführte Ueberfüllung des Hauses mit allerlei Dienstvolk, dazu das unblässige Kommen und Gehen der Sachwalter und Leihjunden, deren Erscheinen immer einen wahren

Sturm erregte, alles dies hatte zwar für unsern Carlo das väterliche Haus zu einem Jammerthale gemacht, aber es hatte die frühe Entwickelung seines poetischen Talentes keinesweges unterdrückt. Man war damals sehr nachsichtig gegen poetische Ergüsse und so citirte man denn auch ein Sonett von dem neunjährigen Knaben mit aller zeit- und landesüblichen Bewunderung. Kaum sechzehn Jahre alt war er schon der gedruckte Verfasser von vielen kleineren und vier längeren Gedichten, von denen eins „Gonella," in zwölf Gesängen. Die erste Erziehung Gozzi's war sehr mangelhaft gewesen. Er erzählt selbst, dass seine und seiner Geschwister Hauslehrer, obgleich dem geistlichen Stande angehörig, wegen unsittlichen Wandels sehr oft gewechselt werden mussten. Allein einige Jahre, während welcher er eine Art Lyceum besuchte, förderten ihn sehr, und der Umgang mit den besten Schriftstellern, die seine Vaterstadt damals besass und die sich in dem väterlichen Hause bei seinem Bruder täglich versammelten, führte ihn bald in die Literatur seines Landes ein und half, das angeborene Talent des Jünglings, mit welchem sich ein sehr angestrengter Fleiss verband, in schneller Progression zu entwickeln. Schon damals traten bei Gozzi zwei ganz entgegengesetzte Eigenschaften hervor, die so selten in einem Menschen vereinigt sind. Auf der einen Seite eine sehr lebendige Phantasie gepaart mit der Vorliebe für das Wunderbare und einer fast ausschliesslichen Hinneigung zur Dichtkunst, auf der andern ein sehr klarer, scharfer Verstand und richtiges Urtheil in den Dingen des gewöhnlichen, praktischen Lebens. Er allein durchschaute die Krankheit, an welcher der elterliche Hausstand hinsiechte und schlug selbst sehr wohl berechnete Reformen vor, wurde aber natürlich nicht gehört. Endlich mochte ihm dies Leben doch wohl unerträglich geworden sein; er folgte dem Beispiele seines zweiten Bruders, der Dienste in der Marine genommen hatte, und trat als Volontär-Offizier in die Landtruppen der Republik. Als solcher wurde er nach Zara, an der slavonischen Küste, gesandt und verlebte hier drei Jahre in einem ziemlich wüsten Garnisonleben, ohne jedoch die Poesie ganz aus den Augen zu verlieren. Es war damals in ganz Italien, und ausserhalb desselben so weit die italiänische Herrschaft reichte, dafür gesorgt,

dass das Versemachen nicht ausser Acht gelassen wurde. So beschloss denn auch Zara, die Ankunft des neuen Proveditor generale Quirini, durch einen feierlichen Act der dortigen Akademie festlich zu begrüssen. Es sollten Concurrenz-Gedichte vorgetragen werden, zu welchen zwei Aufgaben gestellt waren, nämlich ein Sonett zum Lobe des Proveditore und ein längeres Gedicht, welches die Frage behandelte: Wem gebührt der grössere Ruhm, dem friedlichen oder dem kriegerischen Fürsten? Um eine einigermassen decente Anzahl von Lehnstühlen, die in dem Saale angeblich für die Herren Akademiker aufgestellt waren, zu füllen, unterschied man nicht sehr scharf zwischen Mitgliedern und Nichtmitgliedern, und es nahmen allerhand Leute, unter andern auch unser Gozzi, auf denselben Platz. Der Proveditore, der auf einem erhöhten Sitze unter einem Baldachin thronte, gab sich, in dem Gefühle seiner Allmacht, nicht die geringste Mühe, sein oft wiederholtes, stark pronuncirtes Gähnen bei der Vorlesung zu unterdrücken. Endlich kam auch Gozzi an die Reihe und recitirte seine zwei Gedichte nicht ohne Beifall. In seinem eigenthümlichen Humor hatte er als Offizier dem friedlichen Fürsten den Preis zuerkannt. Dem Proveditore hatte das Sonett zu seinem Lobe gefallen und Gozzi musste es ihm am andern Morgen, als er den gestrengen Herrn auf seinem Spazierritt begleitete, noch einmal vortragen, freilich unter dem erschwerenden Umstande, dass der Herr Proveditore, in dem Augenblicke, wo Gozzi begann, ein sehr schnelles Galopp-Tempo annahm und der Dichter nun in derselben Gangart, unter steter Beobachtung der halben Pferdelänge Respects-Distanz und inmitten allerlei Terrainhindernissen, sein Sonett, wie er es selbst sagt, mehr herausschreien und stöhnen als vortragen musste. Den alten Herrn ergötzte diese Scene höchlichst, so dass Gozzi glaubte, er habe ihn nur lächerlich machen wollen und sehr verstimmt zu seinen Kameraden zurückkehrte. Er kannte die Welt nicht. Man beneidete ihn um diesen Vorzug und behandelte ihn von da ab mit ganz besonderer Rücksicht.

Während seines Aufenthaltes in Zara, wo sich Gozzi auch mit Mathematik, Fortificationslehre und andern Studien beschäftigte, die zu seiner militairischen Ausbildung gehörten,

tritt bei ihm eine andere Eigenthümlichkeit, die er übrigens mit seiner ganzen Familie theilte, zum erstenmale deutlich hervor. Es ist dies die Missachtung aller positiven Wissenschaften. Er hält sie in ihren Bestrebungen für ohnmächtig und in ihren Resultaten für unnütz oder verderblich für das Glück der Menschheit. Nur das Studium der Literaturen und Sprachen, besonders aber das der Dichtkunst hatte für ihn Werth, alles Andere war ihm nur ein Gegenstand des Spottes. Diese früh hervortretende Abneigung gegen alles wissenschaftliche Studium, welches sich zum Theil wohl durch den damaligen Mangel an vernünftigen Methoden und geschickten Lehrern erklärt, wurde in seinem späteren Leben ein Princip, von welchem er nicht abgegangen ist.

Gozzi erkannte bald, dass die militairische Laufbahn nicht für ihn passe. Nach Ablauf des Trienniums, zu welchem er nur verpflichtet war, kehrte er nach Venedig zurück, um seine literarische Thätigkeit wieder zu beginnen. Hier aber fand er seine Familie in einem Zustande, der an vollständigen Ruin gränzte. Es fehlte buchstäblich an dem Allernöthigsten, an Kleidung und Nahrung, und doch waren der Hang zu unnützen Ausgaben, der Stolz und Hochmuth, der sie verhinderte, einen Theil des weitläuftigen Palais, welches sie bewohnte, zu vermiethen, sowie die Wuth gegenseitiger Anfeindungen bei allen Mitgliedern dieselben geblieben. Hier folgt nun in dem Leben Carlo Gozzi's eine Reihe von Jahren, wo er sich fast ausschliesslich den Familienangelegenheiten widmete, Processe betrieb und oft gewann, alte, halb verlorene Rechte und Besitzthümer wieder erlangte, längst vergessene Schuldforderungen eintrieb, sich mit manchen Gläubigern vortheilhaft abfand und dem einbrechenden Elende so einigermassen Einhalt that. Als er aber sah, dass er damit doch den häuslichen Frieden nicht herstellen konnte, wandte er sich wieder seinen Studien zu, stiftete mit seinem Bruder die Akademie der Granelleschi, eine Gesellschaft junger Dichter, deren Zweck war, den gesunkenen Geschmack wieder in die Bahnen der alten klassischen Vorbilder zurückzuführen und gegen alles Fremde, besonders Französische, mit allen Waffen der Kritik und Satyre zu Felde zu ziehen. Gozzi selbst wandte sich mit seiner kritischen Thä-

tigkeit vornehmlich gegen die dramatischen Dichter Chiari und Goldoni. Ersterer verdiente vollkommen den Spott und Hohn, womit Gozzi ihn überschüttete; Goldoni hingegen hatte ein unbestreitbares Verdienst und erregte Gozzi's Unwillen besonders darum, weil er die althergebrachten stehenden Masken und die nicht minder volksthümlichen improvisirten Scenen, die sogenannte comedia dell' arte, von der Bühne verbannt und das Lustspiel ganz nach französischer Manier eingerichtet hatte. Gozzi war aber seinem ganzen Naturell nach ein entschiedener Anhänger der alten Sitten und Gewohnheiten seines Volkes und insbesondere seiner Vaterstadt. Er sah mit tiefem inneren Groll, wie ein Haufe elender Dichterlinge und Sophisten Fremdes in jämmerlicher Weise nachäfften und die schon sinkende Nationalität seines Volkes ganz zu verwischen strebten. Besonders war ihm die Voltaire'sche Philosophie und das französische Theater, wie es namentlich in Venedig parodirt wurde, zuwider, und er sah in der Invasion des französischen Geschmackes die Vorboten des gänzlichen moralischen Verfalles seines Vaterlandes. Zwar muss man anerkennen, dass Goldoni mit vielem Talent das wirkliche Leben auf die Bühne brachte, allein er stellte doch eigentlich nur die Oberfläche der Sitten dar, und seine Stücke sind meist nur Schilderungen irgend einer pikanten Scene des Altagslebens, deren tiefere Beziehung zum Volksleben niemals sichtbar wird. Daher kommt es denn auch, dass alle seine fröhlichen, sprudelnden Beatricen, alle seine sentimentalen Rosauren mit der Zeit langweilig werden und man nach der Lectüre dieser Stücke ein wahres Bedürfniss nach poetischerer Anregung fühlt, ein Mangel, den schon der vorhin angeführte Baretti, ein Zeitgenosse Goldoni's und Gozzi's, in der zornmüthigen, donnernden Weise, mit welcher er alle jene unzähligen ephemeren Berühmtheiten der Epoche in ihr Nichts zurückschleuderte, scharf gerügt hat. Dazu kam, dass sich damals in Venedig eine Schauspielertruppe, die Familie Sacchi, befand, welche die alten Masken und die comedia dell' arte ausgezeichnet darstellte, durch Goldoni's Reformen aber und den Zulauf, besonders der feineren Gesellschaft und mithin Aller, die gern dazu gezählt werden wollten, an den Bettelstab gekommen war. Gozzi erklärte sich laut für

den Beschützer dieser Truppe, wohnte und lebte mit ihr, unterrichtete die jüngeren Mitglieder in der Kunst der dramatischen Darstellung und Recitation und schlichtete ihre alltäglichen aus Rivalität und Eifersucht hervorgehenden Streitigkeiten. Es gehörte ein so fester Charakter, wie der Gozzi's, dazu, um in einem solchen täglichen intimen Umgange mit einer italiänischen Schauspielertruppe der damaligen Zeit nicht moralisch und geistig unterzugehen. Aber einerseits erlaubte Gozzi's Alter (er war damals in den funfziger Jahren) und sein ernstes Wesen ihm, sich wie ein Vater unter ihnen zu bewegen, andererseits flösste sein Rang und sein Ansehen iu der literarischen Welt Achtung ein und schliesslich fesselte das Interesse jenes turbulente Völkchen mächtig an den Grafen, dessen Vermögensumstände sich mehr und mehr gebessert hatten, und der seine dramatischen Compositionen gratis gab. Um aber die so beharrlich durchgeführte Resignation zu begreifen, mit welcher sich Gozzi fünfundzwanzig Jahre hindurch fast ausschliesslich dieser Schauspielergesellschafte widmete, ist es nöthig, einen Blick auf den Charakter dieses sonderbaren Mannes zu werfen.

Gozzi war ein ächter Sohn der Lagunenstadt, bei welchem aber die Fehler und Vorzüge seiner Mitbürger schärfer als gewöhnlich hervortraten, weil er die einen und die andern durch künstliche Nachhülfe zu bedeutender Entwickelung gebracht hatte. Selbst in seinen hervorragenden ausgezeichneten Eigenschaften macht sich ein Dualismns bemerklich, wie er selten in einem Menschen zur Erscheinung kommt. Er besass, wie schon erwähnt, eine höchst lebendige, rastlos arbeitende Phantasie und einen ruhigen, klaren Verstand, einen schaffenden Geist und eine Abneigung gegen alles positive Wissen. In seiner äusseren Erscheinung war er ernst, schweigsam, fast melancholisch, innerlich aber hegte er einen unwiderstehlichen Hang zur Ironie und Satyre, ein Januskopf, der zur Hälfte aus einem Heraklit, zur Hälfte aus einem Demokrit bestand. Im Grunde wohlwollend, voll edlen Mitgefühls für die Leiden Anderer und stets bereit zu helfen, wo er es vermochte, konnte er doch nur schwer der Versuchung widerstehen, leichtgläubige Menschen gegen einander zu hetzen und so kleinliche Leidenschaften zu einem für ihn lächerlichen Ausbruch zu bringen.

Mit feiner Beobachtungsgabe und reicher Menschenkenntniss, wenigstens in Bezug auf seine Mitbürger, ausgestattet, liess er gern die Thorheiten der Menschen an den unsichtbaren Fäden seiner natürlichen Schlauheit wie Drahtpuppen agiren und fand ein kindisches Behagen darin, den Streit, wenn er tragisch zu werden begann, zu einer komischen Entwickelung zu führen. Leicht gelangweilt, wie alle Südländer, und unbeständig in seinen Genüssen, war er von der zähesten Beharrlichkeit in der Verfolgung seiner einmal gefassten Plane, und darum eben so unermüdlich in den Angriffen auf seine Gegner, als wankelmüthig in der Freundschaft, wenigstens in den äusseren Bezeugungen derselben. Der Kreis seiner Lebenserfahrung und seiner Weltanschauung war fast ausschliesslich auf seine Vaterstadt beschränkt und es litten seine Ansichten über die Menschen daher nicht selten an Einseitigkeit und Vorurtheil. Er schätzte die menschliche Natur im Allgemeinen zu gering, weil die Sittenverderbniss in Venedig ihm ein so trauriges Bild derselben zeigte, und da die Institutionen der Republik seit vielen Jahrhunderten das Volk besonders dadurch im Zaume gehalten hatten, dass sie es geistig und politisch unter der strengsten Vormundschaft hielten, so glaubte er, dass Unwissenheit der Massen die Hauptbedingung sei, um sie zu regieren, ja dass selbst das Theater dem Volke Nichts bieten müsse, wodurch es zum Nachdenken über Politik, Religion oder irgend welche ernstere Frage angeregt werden könnte. Er spricht diese Meinung deutlich und unumwunden in der Vorrede zu einem seiner Stücke aus und fügt hinzu, dass wenn jemals die Bühne gebraucht würde um tiefere Leidenschaften oder erhabene Gefühle in den Massen der Hörer zu entzünden, die Anarchie unausbleiblich vor der Thür sei. Deshalb soll, nach ihm, die Aufgabe des dramatischen Schriftstellers nur sein, die Phantasie lebhaft und angenehm zu erregen, die Gemüther ruhig, friedlich und sorglos zu stimmen und die Menschen in kindlicher Unbefangenheit zu erhalten. In dieser Beziehung ist Gozzi in den Motiven zu seiner Umgestaltung des Theaters von der deutschen und französischen Kritik überschätzt worden. Man hielt ihn diesseits der Alpen für einen bewussten Vorkämpfer jener freieren Entwickelung und Gestaltung des italiänischen

Drama's im Shakespeare'schen Sinne, als Gegensatz zu der Formstrenge des dreieinheitlichen französischen. Man nannte ihn den Aristophanes der Italiäner, man verglich ihn mit Shakespeare. Freilich wollte Gozzi, wie der griechische Autor, auch die alten Sitten, die alten nationalen Ideen gegen die Bestrebungen des neuen Geistes vertheidigen. Bei beiden finden wir einen eleganten Cynismus, gelehrte und wohlüberdachte Kühnheit, eine kecke Anwendung populärer Allegorien, einen erbitterten Kampf gegen die begünstigten Dichter, Hass gegen die Demokratie, eine Tiefe, die sich hinter scheinbar kindische Mittel verbirgt, glänzende Naivität der Sprache, verbunden mit der ausgelassensten Nachahmung plebejischer Trivialität. Aber hiermit ist auch der Vergleich zu Ende. Das männliche Genie des attischen Dichters, welcher seine Schwingen in einer freien, lebenskräftigen Gesellschaft entfaltete, berührte kühn alle politischen und socialen Fragen, er regte alle Interessen des Volkslebens an, selbst die zartesten und schwierigsten. Die venetianischen Sitten vertrugen solche Kühnheit und selbst solche Vollständigkeit nicht. Dennoch ist nicht zu läugnen, dass in einer andern Gesellschaft und unter andern Zeitverhältnissen Gozzi der Aristophanes seines Landes hätte werden können, da er so Vieles mit ihm gemein hat; aber Italien wurde bald nach den ersten glänzenden Erfolgen des Dichters von den Ideen der französischen Revolution ergriffen und man verzieh es ihm nicht, dass er sich als Kämpe für die absolute Fürstengewalt und für die Bevormundung der Massen erklärt hatte. War Gozzi vom Auslande in einigen Beziehungen überschätzt worden, so waren und sind seine Landsleute, wenn wir den ungeheuren Erfolg den seine Stücke während seines Lebens in Venedig hatten, ausnehmen, meist undankbar gegen ihn gewesen und haben ihn fast vergessen. Man kann es bis heut in Italien noch nicht begreifen, wie Schiller, der von den Italiänern sonst vor allen deutschen Dichtern am allgemeinsten verehrt wird, die Turandot hat übersetzen können und man ist sehr geneigt, diese Arbeit als eine Jugendverirrung zu bezeichnen, die der Verfasser nur durch eine bedeutende Vergeistigung des Stoffes und eine entschiedene Veredelung der Form bei seinen Landsleuten rechtfertigen konnte. Da dieses Werk der Gegenstand eines beson-

dern Vortrages in diesem Cyclus sein wird, so wende ich mich zu den andern dramatischen Arbeiten unsers Dichters.

Nachdem Gozzi sich durch die Ausbildung der Truppe Sacchi ein geeignetes Instrument für seine Pläne geschaffen und ausserdem durch einige unbedeutende dramatische Versuche die Ueberzeugung gewonnen hatte, dass er auf dem gewöhnlichen Wege Goldoni nicht überholen könnte, trat er endlich mit dem ersten der von ihm fiaba, d. h. etwa Fabel, Mährchen, genannten dramatisirten Zaubermährchen auf: L'amore delle tre melarance, die Liebe der drei Apfelsinen. Die Unternehmung war ebenso schlau berechnet als trefflich durchgeführt. Gozzi kannte und liebte die Sitten der unteren Volksschichten Venedigs. Er war ein geborener Flaneur und hatte oft genug den Erfolg erlebt, den die Erzähler, welche damals und auch später noch ihre Vorträge auf den öffentlichen Plätzen hielten, durch die phantastischsten Geschichten von Riesen, Drachen, Zauberern, Rittern, Glaubenshelden und dergleichen erlangten. Diese populären Materialien sind die des alten spanischen Theaters, die Liebe zum Wunderbaren und nationale Erinnerungen, heroisch-komische Abenteuer, Unwahrscheinlichkeiten aller Art und kindische Fictionen. Gozzi kannte Tirso und Alarcon; er nahm sie zu Vorbildern, aber er warf inmitten dieser Feerien jene italienische originelle Familie, die seit Jahrhunderten das Privilegium hatte, nicht nur Italien, sondern einen grossen Theil von Europa zu amüsiren, nämlich Arlekin, Pantalon, Truffaldin, Tartaglia, Brighella, Colombine u. s. w. Diese stehenden Figuren sind eine Eigenthümlichkeit der italiänischen Komödie und haben, da sie aus allen Theilen Italiens genommen sind, ein nationales Interesse. Wie die alte Mythologie Tugenden und Laster, Kräfte und Naturerscheinungen individualisirte, so symbolisirt die italiänische Komödie gewisse Charaktere. Eine populäre Mythologie stellt unter unveränderlichen Emblemen die naivsten und hervorstechendsten Fehler der verschiedenen Völkerschaften des Landes dar; z. B. die Dienstwilligkeit und Habgier Truffaldin's, die Aufschneiderei Spavento's, die träge Gefrässigkeit Tartaglia's, die intriguirende Gewandtheit Brighella's, das kindlich täppische Wesen Arlekin's, die sinnliche Gutmüthigkeit Pantalon's, die verschagene Naivität der Colombine.

Alle diese stereotypen Charaktere haben den Vortheil, dass bei ihrem Erscheinen das Publikum gleich weiss, woran es mit ihnen ist; Dichter und Schauspieler können nie aus der Rolle fallen und der Improvisation ist ein weiter Spielraum gelassen. Diese Masken waren nun, wie schon erwähnt, bei der vornehmen Welt durch den Einbruch des französischen Geschmacks in Misscredit gekommen und Gozzi beschloss, sie wieder zu Ehren zu bringen, indem er sie mit dem Apparat der altspanischen Bühne vermischte und die Situationen und Reden derselben mit einer Fluth von satyrischen Anspielungen auf Personen und Ereignisse seiner Zeit, besonders aus der literarischen und eleganten Welt, austattete.

Das erste dieser Stücke, „die Liebe der drei Apfelsinen," hatte einen ungeheuren Erfolg. Der Stoff ist aus einem Kindermährchen genommen, aber die Ausführung ist eine geistvolle, vernichtende Satyre gegen die literarische Richtung Goldoni's und gegen die ohnmächtigen Nachahmungen der Corneille'schen Tragödien des Abbate Chiari. Prinz Tartaglia, Sohn des Carreau Königs, leidet an einer unheilbaren Melancholie; Truffaldino, sein Arzt, findet, dass gefühls- und gedankenarme Poesien, klappernde Verse, hinkende Reime seine Verdauung gestört haben. Man versucht, ihn durch manierirte Komödien à la Goldoni, durch fade Vergnügungen aller Art zu amüsiren; Tartaglia ist nicht mehr amüsable. Tartaglia stellt in der unverkennbarsten Weise das ganze Publikum dar, dem Gozzi den Puls fühlt, und es über seine Leiden und Bedürfnisse belehrt. Da erscheint ein altes Weib, welches den Prinzen durch ein Hausmittel kuriren will. Die Alte gab die äussere Erscheinung des Abbate Chiari, des weinerlichen, faden Nachahmers Corneille's auf das Treuste wieder und fing an, in der Manier dieses Poeten tragische Tiraden zu deklamiren. Dies wirkte, der Prinz brach in ein schallendes Gelächter aus, die Melancholie war verschwunden. Aber das Lachen, war doch nur ein krampfhaftes gewesen, Tartaglia oder das Publikum, geht auf die Eroberung der drei bezauberten Apfelsinen aus, d. h. es sucht seine Befriedigung im Wunderbaren, da es dieselbe in der manierirten Poesie nicht gefunden hatte, und nach einer Reihe der phantastischsten Peripetien, findet und erobert Tartaglia den

Gegenstand seiner Liebe, das Publikum adoptirt das neue Drama. Der Erfolg des Stückes war so ausserordentlich, dass Gozzi bald ein zweites „il Corvo," der Rabe, folgen liess, dessen Stoff aus einem neapolitanischen Kindermährchen entnommen ist. Pantalon giebt in diesem Stücke den Charakter des alten, wahren, venetianischen Ehrenmannes, in einer ebenso naturgetreuen als rührenden und tief ergreifenden Weise.

Das Sujet der „Tochter der Luft" entnahm Gozzi dem Calderon, stattete es aber ganz nach seiner Weise aus und stellte neben den Charakter der Semiramis, die er als den Inbegriff aller Laster schildert, den Memnon, als das Urbild aller menschlichen Tugend hin. Auch in Bezug auf dieses Stück gehen die italienische und ausländische Kritik weit auseinander, indem diese in der Gozzi'schen Semiramis eine fast Shakespearische Schöpfung, jene nur eine gefährliche, wiewohl höchst poetische Schilderung menschlicher Verirrungen sieht.

In der „Zobeide" erhob sich Gozzi zu hochtragischem Schwunge. Sie enthält Scenen, die lebhaft an Dantes Hölle erinnern und Situationen der ergreifendsten Art. Allein die phantastischen Verwickelungen und Auflösungen folgen so schnell auf einander, dass der an regelrechte Dramen gewöhnte Zuhörer nicht zu Athem kommt und der Eindruck einer Scene oft zu schnell und plötzlich durch eine folgende geschwächt wird.

In dem „Vöglein Schöngrün," l'Augellino Belverde, welches an phantastischem Bühnenapparat vielleicht alle andern Stücke dieser Art übertrifft, hatte sich Gozzi besonders die Aufgabe gestellt, die französische Philosophie des achtzehnten Jahrhunderts zu persifliren. Die Schriften des Helvetius und anderer, deren sich in dem Drama Smeraldine und Truffaldino bedienen, um in ihrer Garküche Würstchen darin einzuwickeln, werden begierig von zwei jungen Leuten gelesen, die nun in höchst komischer Weise die Lehre, dass die Eigenliebe der eigentliche Beweggrund aller menschlichen Handlung sei, in Anwendung zu bringen suchen.

Die zugemessene Zeit gestattet nicht, in eine Analyse aller fiabe Gozzi's einzugehen, noch weniger seine zahlreichen Nachahmungen spanischer Dramen zu besprechen. Allein, um zu zeigen, wie sehr Gozzi es verstand, das eigentliche venetia-

nische Volksleben in sein Theater zu verflechten, möge es mir erlaubt sein, hier noch zum Schluss eine Beschreibung der ersten Vorstellung des „Re Cervo," der König als Hirsch, zu geben, wie sie sich aus gleichzeitigen und spätern Schriftstellern, aus Archenholz, John Moore, Philarète Châles und italienischen Zeitgenossen zusammenstellen lässt.

Wir treten in eins der neun Schauspielhäuser, die sich im Jahre 1780 allabendlich dem venetianischen Publicum öffneten. Es ist San Samuele. Der Saal ist schwach erleuchtet, fast finster, aber im Parterre macht sich eine dichtgedrängte, tobende Masse bemerklich, die meist aus Gondolieren und ähnlichem Volke besteht, da der Eintrittspreis sehr billig ist. Dem Theater gegenüber ist eine Gallerie angebracht, die der eleganten Welt mehr als Spaziergang denn als Zuschauerraum dient. Dort sehen wir maskirte, in ihre Zendaletti gehüllte Damen, von ihren Cicisbei begleitet. Sie plaudern, lachen, kommen, gehen und werfen nur hin und wieder einen Blick auf die Vorstellung, denn es gehört zum guten Ton, in dieser Weise gegen das Interesse des Drama's zu protestiren. In den geräumigen Logen wird gespielt, gespeist, gesprochen und dem Stücke auch nur eine sehr getheilte Aufmerksamkeit gewidmet. Das Volk im Parterre allein ist ganz Auge und Ohr und geht von der tiefsten Stille zuweilen in den rasendsten Beifallssturm über. Wir gesellen uns zu diesen andächtigen Zuhörern und sind Zeuge, wie gleich beim Aufrollen des Vorhanges die erste Persönlichkeit, welche sich zeigte, einen endlosen Jubel hervorruft.

Seit einer langen Reihe von Jahren kannte in Venedig jedes Kind den Signor Cigolotti, das Urbild des Erzählers auf dem Markusplatz und der Riva de' Schiavoni. Eine rothe zerrissene Mütze, violette, vielfach und oft mangelhaft gestopfte Strümpfe, die sich über problematische Beine spannten, ein Leibrock von zweifelhaftem Schwarz, der es längst aufgegeben hatte, dem oppositionellen Andrängen der Ellenbogen Widerstand zu leisten und dessen wenige Knöpfe lebensmüde neben ausgerissenen Knopflöchern baumelten, Jabot und Manchetten, die höchstens ein schätzbares Material für eine Papiermühle gewesen wären, ein langes, bleiches Gesicht, ein unordentlicher Bart und eine hohe kahle Stirn, das war das Signalement des beliebtesten Erzählers

und Gelegenheitsdichters Venedigs, der sich vor andern seines Standes, ausser andern Eigenthümlichkeiten, auch dadurch auszeichnete, dass er mitten in seinen stets gern gehörten Erzählungen sich oft plötzlich unterbrach und die Umstehenden auf die toskanischen Wörter und Wendungen aufmerksam machte, mit denen er seine Vorträge verzierte. Cigolotti war der Allerweltsmann in Venedig, nichts entging ihm. Liess sich ein Fremder in Venedig sehen, so überreichte ihm Cigolotti ein Sonnet, welches seine Ankunft feierte, bei der Abreise kam ein poetischer Scheidegruss; bei allen Hochzeiten machte er das Carmen, bei allen Leichenbegängnissen den Trauergesang und in Grabschriften war er einzig. Die ganze Stadt war so sehr seine Wohnung, dass wenn man mitten in der Nacht aus einem Fenster irgend einer Strasse Cigolotti rief, man zehn gegen eins wetten konnte, dass er antwortete. Wenn er es bei dieser grossen und vielseitigen Thätigkeit dennoch nicht einmal zu einer wenig mehr als symbolisch angedeuteten Kleidung brachte, so lag der Grund davon in der dithyrambischen Weise, mit der er seine Einkünfte verwendete. Er liebte den Wein und alle möglichen erlaubten und unerlaubten Vergnügungen mit Leidenschaft. Was den Wein anbelang, so glaubte er, den übermässigen Genuss desselben nur der Nachwelt schuldig zu sein, da derselbe sich, wie er meinte, in ihm zu unsterblichen Liedern gestaltete und er, Cigolotti, so ein vergängliches und irdisches Getränk in etwas Himmlisches und Ewiges verwandele. Dieser harmlose Mensch musste gegen das Ende seines Lebens noch mit der Censur in Conflict kommen. Das ist überall unangenehm, in Venedig war es schlimmer als anderswo. Der Senat hatte nämlich gegen das Jahr 1770 für gut befunden, alle verdächtigen Personen einer gewissen Art aus der Stadt zu verbannen. Nun waren darunter eine nicht unbeträchtliche Anzahl von Bekannten und Freundinnen unsers Improvisatore. Er besang ihr Unglück und erflehte in demüthigen Canzonen ihre Rückkehr; das Volk wiederholte seine Verse und Cigolotti wurde verbannt, wie Homer, Camoëns und Dante. Einige Monate darauf durften zwar seine Schützlinge zurückkehren, aber er starb im Exil.

Diesen unglücklichen aber keineswegs berühmten Dichter

liess nun Gozzi auf der Bühne erscheinen, um den Prolog seines phantastischen Drama's zu recitiren und diese Erscheinung war in hohem Grade geeignet, um das Publikum in die für die wunderliche Schaustellung nöthige Stimmung zu versetzen. Der Prolog ist eine genaue Nachahmung der Art und Weise, wie die öffentlichen Erzähler und besonders Cigolotti ihr Publikum unterhielten.

Folgendes ist nun der Inhalt des Stückes selbst: In Venedig lebte vor Zeiten ein grosser Zauberer, Namens Durandardo. Der König Derame, Herrscher von Serendipe, kam auf seinen Reisen auch durch die berühmte Stadt und wollte natürlich die Gelegenheit nicht versäumen, den Zauberer kennen zu lernen. Derselbe befriedigte den König dergestalt, dass dieser ihn höchst grossmüthig beschenkte, wodurch der Zauberer seinerseits wiederum veranlasst wurde, ihm seine beiden grössten und wichtigsten Geheimnisse mitzutheilen. „Hier,“ sprach er, „ist eine Marmorbüste, die mir viel Arbeit gemacht hat. Wenn eine Frau oder Jungfrau sich einfallen lässt, in Gegenwart dieser Figur eine Unwahrheit zu sagen, so werdet ihr das Marmorgesicht sogleich entweder lächeln oder, je nach der Stärke der Lüge, lachen sehen.“ Der König war hoch erfreut über dieses Geschenk und wollte sich eben mit demselben entfernen, als der Zauberer ihn zurückhielt und ihm sagte: „Höret, grosser König, mein zweites Geheimniss ist nicht minder wichtig und merkwürdig. Behaltet vor allen Dingen folgenden magischen Vers:

Cric, crac, trif, taf, not synieflet canatanta riogna.“

„Der Vers ist schwer zu behalten,“ unterbrach ihn der König. — „Es ist moderne Poesie,“ erwiderte der Magier, „sie ist hart aber erhaben. Wenn ihr nun den todten Körper eines Menschen oder eines Thieres antrefft und diesen Vers aussprecht, so wird eure Seele in jenen übergehen und eure sterbliche Hülle zur Erde fallen. Wollt ihr eure wahre Gestalt wieder annehmen, so braucht ihr nur bei eurem Leichnam denselben Vers auszusprechen und sogleich werdet ihr eure Glieder wieder bekommen. Ich will euch nicht verheimlichen, dass das Geheim-

niss, welches ich euch hier anvertraue, euch grossen Gefahren aussetzen kann; aber wir werden uns wiedersehen und wenn ihr jemals einem grossen grünen Papagei begegnet, so hütet euch wohl, ihn zu tödten."

Der gute König Derame zog nun mit diesen kostbaren Schätzen nach seinem Reiche zurück und versuchte zunächst die Verwandlungen, durch welche er viele Dinge erfuhr, die die Fürsten nicht immer wissen, wie z. B., dass an seinem Hofe viele Intriguen gespielt wurden, dass die Hofleute nicht alle so tugendhaft waren, als sie es zu scheinen suchten und dass man den Ministern nicht immer trauen dürfe.

Der Versuch mit dem zweiten Talisman war ergötzlicher. 2748 Frauen, Jungfrauen, Prinzessinnen, Schäferinnen, mit einem Worte Personen jedes Alters und Standes, waren schon nach und nach in das Cabinet des Königs gerufen worden und hatten, als dieser sie über ihre Herzensangelegenheit befragt, alle in einer Weise geantwortet, dass die Büste in eine ausgelassene Heiterkeit gerathen war, so dass der gute König fast befürchtete, es möchte in Bälde eine bedeutende Reparatur der marmornen Lachmuskeln nöthig werden. Aber die Sache hatte auch ihre ernste Seite. Derame wollte sich verheirathen und ein weibliches Wesen finden, welches ihn wahrhaft und allein liebte. Er sah, dass er überall zu spät kam, oder erheuchelte Gefühle fand. Er wurde traurig.

An dem Hofe Derame's genoss der Premierminister Tartaglia (Maske des Stotternden) eines ebenso unbegrenzten als unverdienten Vertrauens von Seiten des Königs. Der gute Pantalon, Leibgondolier des Fürsten, war ein treuer Diener aber leidlicher Trunkenbold. Brighella, der Finanzminister, wusste es so einzurichten, dass die Erhöhungen des Budgets in seine Tasche flossen, und nebenbei suchte er die Wahl des Königs bei dessen projectirter Vermählung auf seine Schwester Smeraldine zu lenken, eine nicht mehr ganz junge aber sehr gefallsüchtige und anspruchsvolle Dame. Diese aber, wie so viele andere, hatten ihre Rechnung ohne die Marmorbüste gemacht

deren Geheimniss selbst die Vertrautesten des Königs nicht kannten. Die vornehmen Damen fingen an, den König als einen Mann ohne Geschmack aufzugeben, fast alle Frauen fanden ihn von einer wunderlichen Schwierigkeit in seiner Wahl. Seine Illusionen schwanden immer mehr und seine Melancholie verdoppelte sich. Und doch war er ein Mann von vortrefflichen Eigenschaften, tapfer, edel, grossmüthig, leutselig und in kräftigem Alter, so dass er es wohl verdient hätte, um seiner selbst willen geliebt zu werden. Angela, die schöne und naive Tochter des Leibgondoliers, liebte und bewunderte nun diese Eigenschaften des Herrschers in der uneigennützigsten Weise. Endlich fielen die Augen des Fürsten auch auf sie. Sie wurde zu ihm berufen, antwortete ungekünstelt und wahr, die Büste blieb ernst und Angela wurde Königin. In der Freude seines Herzens zertrümmerte Derame die Büste. Klüger wäre es gewesen, sie nur zur Disposition zu stellen, allein Derame war, als ein orientalischer Despot, eben so grossmüthig als unklug und leidenschaftlich.

Für Niemand war die Heirath des Königs ein solcher Donnerschlag, als für Tartaglia, den Grossvezier. Er sah nicht nur seinen Nebenbuhler Pantalon triumphiren, sondern er liebte auch Angela und seine Eifersucht kannte keine Grenzen. Der König, ein edler Freund derer, denen er einmal sein Vertrauen geschenkt, bemerkte die Traurigkeit des Ministers und suchte ihn zu erheitern. Ja, seine Güte ging so weit, dass er ihm das Geheimniss der Verwandlung mittheilte und eines Tages selbst, als beide auf der Jagd waren, und eben einen Hirsch erlegt hatten, ihm das Experiment vormachte. Kaum war der magische Vers ausgesprochen, als der Körper Derame's entseelt niederfiel und der Hirsch mit lustigen Sprüngen davon eilte. Da blitzte ein Gedanke durch die gemeine Seele Tartaglia's. Er ergreift die Gelegenheit, um sich zu rächen und sich in den Besitz Angela's und der königlichen Gewalt zu setzen. Er spricht seinerseits den Zauberspruch aus, und sogleich fährt seine Seele in den Körper des Königs, während der König Hirsch die Leichtigkeit seiner Beine versucht. Tartaglia ist nun König und nicht gesonnen, diese gute Stelle wieder aufzugeben.

Was macht er aber mit seinem eignen Leichnam, der ihn compromittiren kann. Durch einen wahren Staatsstreich schlägt er ihm mit seinem Säbel den Kopf ab, macht ihn so unkenntlich und verhindert zugleich den König Hirsch diese wenigstens menschliche Gestalt anzunehmen. Die Seele eines gemeinen Tyrannen hat nun von der äussern Gestalt eines väterlichen, gerechten Königs Besitz genommen und Alles ändert sich in schreckhafter Weise im Reiche. Zunächst lässt er auf den weissen Hirsch Jagd machen und verspricht tausend Goldstücke dem, der ihm denselben todt überbringt. Er selbst geht mit auf die Jagd, aber der edle Hirsch entgeht den Verfolgungen und Tartaglia tödtet in seinem Unmuth einen alten Treiber, der ihn ungeschickter Weise hat entwischen lassen.

Man kann sich den Schmerz und Unwillen des wahren Königs denken, als er seine Güte so schlecht belohnt sieht. Scheu durchläuft er als Hirsch die Wälder, in denen noch vor kurzem seine königlichen Befehle die Jagd leiteten, jetzt verfolgt von dem Undankbaren, den er mit Wohlthaten uberhäuft hat und der der Räuber seines Throns und selbst seiner Gestalt geworden ist, ja sich vielleicht als Gatte seiner Angela gerirt. In dieser Verzweiflung sieht er plötzlich den Körper des getödteten alten, verschrumpften Treibers liegen. Besser ein Mensch, wenn auch noch so alt und hässlich, als ein Thier, denkt er, spricht den Zaubervers und der König ist in einen gemeinen, zerlumpten Bettler verwandelt und wandert nach seiner Hauptstadt. Sein erster Gedanke ist Angela. Er versucht in den Pallast zu dringen, gelangt auch glücklich bis zur Königin, die er in tiefer Trauer findet und die nicht wenig über die Kühnheit des Bettlers erstaunt ist. Sie allein, von allen Personen des Hofes, war durch die äussere Erscheinung Tartaglia's als König nicht getäuscht worden. Die gemeine, feige Seele Tartaglia's, die sich in seinen Worten und Manieren sogleich kund gab, war nicht die ihres wahren Gemahls. Die Scene zwischen ihr und dem Pseudokönig zeigt das Weib in seinem ganzen Adel. Sie weisst seine Zärtlichkeiten zurück, sie trotzt seinen Drohungen und macht sich auf das Schlimmste gefasst. Sie kann sich diese Umwandlung nicht erklären, aber vor ihrem

richtigen, klaren Gefühl werden alle Künste des Usurpators zu Schanden. In diesem Augenblicke erscheint ihr wahrer Gemahl, äusserlich ganz unkenntlich durch seine neue Gestalt. Er erzählt ihr, durch welche Verkettung von Umständen er in diese Lage gekommen ist und durch welchen abscheulichen Verrath er seine Krone und sein Reich verloren hat. Die Eleganz der Sprache, der Adel der Gedanken, die Anmuth und Wärme seiner Worte überzeugen die junge Fürstin von der Wahrheit dieses sonderbaren Abenteuers. Aber wie soll der Zauber gebrochen werden? Wie kann man dem Verräther Tartaglia die gezwungene Anleihe, die er von dem Körper des Königs gemacht, wieder entreissen?

Ein Zwischenfall hilft diesen Knoten entwirren. Truffaldino, der Vogelsteller des Königs, geht seinen Geschäften im Walde nach und findet den Körper Tartaglia's und den todten weissen Hirsch, auf den der Preis gesetzt war. Erfreut über diesen reichen Fund, überbringt er beide dem Könige. Dieser, statt die versprochene Belohnung auszuzahlen, lässt den Vogelsteller in's Gefängniss, den Hirsch aber auf den Anger werfen, klagt den ganzen Hof des Mordes Tartaglia's an, füllt die Gefängnisse mit Unschuldigen, deren Güter er einzieht, und lässt grosse Feierlichkeiten für die Bestattung seines eigenen Leichnams vorbereiten. Bei dieser Gelegenheit hält er sich selbst eine überschwengliche Leichenrede und befiehlt die Errichtung eines prächtigen Denkmals für den unvergesslichen Minister. Nunmehr glaubt er ungestört in seiner Weise fortregieren zu können. Aber die himmlische Gerechtigkeit wachte.

Truffaldino, der Vogelsteller, hatte ausser den beiden Leichnamen mehrere Vögel, die er gefangen, mit nach dem Pallast gebracht. Unter diesen war ein grosser, grüner Papagei und dieser war kein anderer als der grosse Zauberer Durandardo, der eigentliche Veranlasser aller dieser Peripetien. Er kam zur rechten Zeit. Denn Angela und ihr wahrer Gemahl waren überrascht worden und sollten eben dem Henker übergeben werden, als der gute, ehrliche Schwarzkünstler sich ins Mittel legte, durch einen andern Zauberspruch, den er für sich behielt, jedem

seine wahre Form wiedergab, die Unschuld rächte, den Verbrecher strafte und Alles zu einem guten Ende führte.

Das ist das Kindermärchen, aus welchem Gozzi mit grosser Kunst und ungemeiner Regelmässigkeit, halb in geistreicher Prosa, halb in beredten und leidenschaftlichen Versen ein Drama geschaffen hat, welches die Bewunderung Venedigs in zahllosen Vorstellungen erregte. In der That ist es schwer, mehr Interesse in das Phantastische zu legen und die Fabel mit mehr Wahrheit zu durchflechten. Bei den kräftigen Pinselstrichen und lebhaften Farben, unter welchen die Bilder vorgeführt werden, hält man die Personen, obgleich sie ausserhalb der wirklichen Welt liegen, für leibhaftige Erscheinungen. So z. B. besonders Angela, die durch den untrüglichen Instinct der Seele und die Divination der Liebe ihren wahren Gemahl unter der fremden und abstossenden Hülle erkennt; Tartaglia, der sein eigener Henker und Lobredner wird und dessen endlich befriedigter Ehrgeiz ihn in seiner ganzen Blösse zeigt; Pantalon, der gute, treue Diener, der aber seinem Herrn eben so ergeben ist, als seinem Vergnügen.

Hohe Gesinnungen und Gefühle gehen in diesen Dramen immer Hand in Hand mit der Caricatur. Für die ersteren hat der Dichter die poetische Sprache, für die letztere die Prosa gewählt und zum Ausdruck des rein Komischen bedient er sich der den Masken eigenthümlichen Dialekte. So steht die idealisirte, tragische Menschheit der realen, trivialen und komischen gegenüber. Es ist Sancho Pansa neben seinem Herrn, es ist Falstaff in den Bürgerkriegen, es ist der Sclave, der den Triumphator züchtigt, es ist die ganze Menschheit, halb Thier, halb Engel und von der Shakespeare sagt: sie würde zu stolz auf ihre Tugenden sein, wenn ihre Laster nicht da wären, um sie ihre Zuchtruthe fühlen zu lassen.

Gozzi's Dramen erhoben sich wie ein Phänomen in den letzten Tagen von Venedig; sie beleuchteten, wie eine bengalische Flamme, die dem Untergange geweihte Republik und rissen die maskirte und fast in ununterbrochenem Carneval dahin le-

bende Bevölkerung noch einmal zur ausgelassensten Faschingslust hin, bis der ferne Donner der französischen Kanonen jenen ernsten Aschermittwoch ankündigte, wo der finstere, fränkische Eroberer mit eiserner Hand die mehr als tausendjährige Königin der Adria in ihr längst gegrabenes Grab legte und den Gedenkstein der Geschichte darüber rollte.

J. F. Schnakenburg.

Sitzungen der Berliner Gesellschaft
für das Studium der neueren Sprachen.

Sitzung am 27. September 1859. Herr Mahn leitete sie durch einen etymologischen Vortrag über die Bedeutung von Paris und Lutetia Parisiorum ein. Nachdem derselbe zuerst gezeigt hatte, dass die ursprüngliche und älteste Form nicht Lutetia, sondern Lukotekia oder Lukotokia sei, und dass die gewöhnliche Ableitung vom lateinischen lutum oder mit Zeuss vom altirischen loth, Koth, so wie die Erklärung als Flussstadt, Rabeninsel oder Glanzerde nicht haltbar sei, bewies er, gestützt auf eine Stelle bei Caesar de bello gallico, 7, 57, dass das Wort aus celtischen Elementen besteht, „einen Sumpfversteck" bedeute; die Parisii aber sind nach ihm, ebenfalls aus dem Celtischen erklärt, „Speergewaltige, Lanzenkräftige oder Speermänner," und die bisherigen Deutungen als Schiffsleute oder mit Zeuss als efficaces, strenui seien zu verwerfen.

Ueber den Ursprung und die Bedeutung des Namens Paris und Lutetia Parisiorum.

Der Name dieser berühmten Stadt, die sich selbst die Hauptstadt der civilisirten Welt nennt (la capitale du monde civilisé oder la capitale de la nation qui marche à la tête de la civilisatiou du monde), von welcher Texier in seinem Tableau de Paris (vom J. 1852) unter anderm sagt, dass sie der Mittelpunkt des Schönen und des Grässlichen sei, des Erhabenen und des Lächerlichen, des Zierlichen und des Wunderlichen, des Anmuthigen und des Fratzenhaften, des Abgeschmackten und des Unmöglichen, die aber nach ihm auch das Auge der Intelligenz ist, das Gehirn der Welt, der Inbegriff des Weltalls, der Commentar des Menschen, die zur Stadt gewordene Menschheit. das Wunder der Wunder, das Alpha und Omega der Civilisation, kurz die ganze Menschheit selbst, welche nach Heine den Jüngling bezaubert, den Mann begeistert und den Greis sanft tröstet, der Name einer solchen Stadt, sollte man denken, müsste selbst den allergleichgültigsten Nichtetymologen einige Begierde einflössen, zu erfahren, was derselbe eigentlich bedeute und was sein Ursprung sei. Man hat den alten und klassisch-lateinischen Namen derselben, Lutetia, fast immer, mehr witzig als verständig, von dem latein. lutum, Koth, angeblich wegen des kothigen Bodens, abgeleitet, und man hat sich stets gefreut, wenn man, vom Pariser Strassenkoth vom Kopf bis zu Füssen bespritzt, die Sache bestätigt und den Namen mit Recht gegeben

fand. Aber wie konnten wohl die Römer einer so bedeutenden, schon bestehenden gallischen Stadt, die schon längst einen einheimischen Namen führte, einen aus lateinischen Elementen bestehenden Namen gegeben haben, ohne dass dies geschichtlich überliefert worden wäre, ohne dass z. B. Cäsar dieses ausdrücklich erwähnt haben sollte. Der gallische Name würde uns sicher daneben erhalten worden sein, und eine römische Colonie konnte es doch nicht sein. Man hätte also das Etymon des Namens nur im Celtischen suchen müssen. Dies ist allerdings auch geschehen. Man hat wirklich gesucht und auch etwas gefunden, nur nicht das Richtige. Vor allem hätte man, ehe man das Wort überhaupt oder voreilig vom latein. lutum ableitete, erwägen sollen, ob denn Lutetia die wahre, die ursprüngliche, die älteste Form des Wortes sei. Ptolemaeus 2, 8 nennt den Ort *Λουκοτεκία* und Strabo 4, 194 *Λουκοτοκία*, und dies, besonders das erstere, ist die älteste und wahre Form des Wortes, woraus Lutetia nicht bloss zusammengezogen, sondern auch dadurch, dass es am Schluss t für k zeigt, entstellt worden ist. Bei Amm. Marc. 15, 27 findet man Lutecia; liest man c nach alter Art wie k, so erscheint hier die Form weniger verderbt, und es wird zugleich erklärlich, auf welche Weise das t nach dem bekannten Schwanken der Orthographie zwischen c und t in diesem und manchen anderen Worten ähnlicher Endung (z. B. propicius und propitius) entstanden sei. Aber nicht oft wird man so geradezu auf ein nicht gleich sichtbares Etymon einer Stadt gebracht, als es hier durch Caesar de bello Gallico 7, 57 und 58 geschieht. Dort heisst es nämlich: Labienus eo supplemento, quod nuper ex Italia venerat, relicto Agendici, ut esset impedimentis praesidio, cum quatuor legionibus Lutetiam proficiscitur, id est oppidum Parisiorum, positum in insula fluminis Sequanae. Cujus adventu ab hostibus cognito, magnae ex finitumis civitatibus copiae convenerunt. Summa imperii transditur Camulogeno Aulerco. Is quum animum animadvertisset, perpetuam esse paludem, quae influeret in Sequanam atque illum omnem locum impediret, hic consedit nostrosque transitu prohibere instituit. Labienus primo vineas agere, cratibus atque aggere paludem explere atque iter munire conabatur. Postquam id difficilius confieri animadvertit, e castris egressus, eodem, quo venerat, itinere Melodunum pervenit. Es wird also hier ausdrücklich gesagt, dass die auf einer Insel der Seine gelegene Stadt, offenbar auf der linken und südlichen Seite der Sequana, von einem sich von dem Flusse aus weit in das Land hinein erstreckenden Sumpfe umgeben sei, und dass dieser den Ort in hohem Grade unzugänglich machte (impediret). Diese Worte enthalten die wahre Etymologie des Namens in doppelter Beziehung. Es ist Lutetia oder ursprünglicher Lukotekia ein hinter einem Sumpfe versteckter Ort oder ein Sumpf-Versteck; und dies ist genau der Sinn von den beiden celtischen Bestandtheilen des Namens. Armorik. u. wallis. ist louch, llwch ein stehendes Wasser, ein Pfuhl, ein Teich, ein Sumpf, und wallis. tech, ein Versteck, a sulk, a lurk, a hide, Verb. techu, to lie hid, to lurk, welches im Armorik. die Bedeutung fliehen, vermeiden angenommen hat, indem, wer sich versteckt, oft vorher flieht, um den Ort, wo er sich verstecken kann, zu erreichen, oder besser: wer flieht, will dem Feinde entgehen, und wer sich versteckt, will dem Feinde entgehen. Es ist techu urverwandt mit dem latein. tegere, gr. *στέγειν*, decken, verdecken, verbergen, verstecken, verwahren, beschirmen, beschützen, deutsch decken, sanskr, tthag, verbergen. Hieraus sieht man zugleich, dass die ursprüngliche Bedeutung nicht fliehen, sondern verbergen war, welche das Wallisische am treusten erhalten hat. Zeuss celt. Gr. 18 und 82 nimmt keine Rücksicht auf die offenbar ältere Form Lukotekia, sondern vergleicht Lutetia mit dem altirischen Loth, welches in den Glossen durch coenum, palus, Lerna erklärt wird und etymologisch mit latein. lutum dasselbe ist. Allein das Armorikanische und Wallisische hat bei gallischen Namen immer näheren Anspruch, und dann können wir die Form Lukotekia nicht so ohne weiteres übersehen wollen. Auch ist die

Benennung Kothstadt kein Name, der von Einheimischen im Ernst beigelegt wird; dergleichen geben Fremde im Scherz oder ironisch höchstens nachher als epitheton ornans zu dem schon vorhandenen wirklichen Stadtnamen. — Einige haben Lutetia als Flussstadt gedeutet, von luh, lug oder luc, Fluss, touez, Mitte, und y, Wohnung, also Flussmittewohnung, eine der Form und Bedeutung nach unmögliche Zusammensetzung. Dieses luh oder luc soll offenbar das schon oben erwähnte louch sein, welches aber nur Sumpf, stehendes Wasser, Teich, See, aber nie eigentlich Fluss bedeutet. Ausserdem bedeutet y auch nicht Wohnung, sondern ist nur Präposition mit der Bedeutung to, into, toward, for. Andere erklären es als Rabeninsel, weil auf der jetzt Cité genannten Insel viele Raben gewohnt hätten, vom celtischen lut, Rabe, und etia, Insel. In keiner der heutigen celtischen Sprachen hat aber weder lug, noch gar lut, diese Bedeutung; diese Erklärung stützt sich nur auf Clitophon ap. Plutarch. de Flum. „Lugdunum, quasi Lugodunum, lingua Celtica corvi montem significat.“ *λοῦγον γὰρ τῇ σφῶν διαλέκτῳ τὸν κόρακα καλοῦσιν, δοῦνον δὲ τόπον ἐξέχοντα.* Das kann wahr sein, noch wahrscheinlicher aber auch nicht. In den heutigen celtischen Sprachen heisst der Rabe bran und fitheach, so dass es nur zu glaublich ist, dass Clitophon sich geirrt hat, oder falsch berichtet worden ist, wie das einem Alten bei der damaligen Unkunde und Unbeholfenheit in sprachlichen Dingen leicht begegnen konnte, da Irrthum nicht bloss in der Art der Ableitung, sondern auch in der Form und Bedeutung des Stoffes in der Etymologie selbst noch heut zu Tage nicht so selten ist. Aber auch nirgends heisst eine Insel auf celtisch etia, sondern enez, ynys, innis, was einen nicht unbedeutenden Unterschied macht. Dem R. Père Pezron zufolge müsste man nicht Lutaetia, von luto, Koth, sagen, sondern Leuco-titia, weisse oder glänzende Erde, von leuch, leuchi, Glanz, glänzen, und tit, Erde, weil in der That Paris aus Gips (plâtre) gebaut sei, der sich in seiner Nähe befinde. Abgesehen davon, was sonst dieser Herleitung im Wege steht, so ist leucha, lucha, oder luicha oder luia, glänzen, zwar noch vorhanden, aber tit, Erde, existirt nicht. Es wird nur aus einem angeblichen celtischen titan und ti-tèn oder tit-dèn, als altem Namen der Celten, und homme de la terre ou né de la terre bedeuten sollend, gefolgert. Hier haben die wirklichen Celtomanen den griechischen Titan, vermittelst des celtischen den, Mensch, und des fingirten tit ohne weiteres zum Celten gemacht. Man suchte und fand dieses, weil man wusste oder hörte, dass die Titanen Söhne und Töchter des Uranos und der Gaia wären.

Was nun die Parisii selbst anbetrifft, so hat man sie als Schiffsleute gedeutet. Bonamy in seinen Recherches sur la célébrité de la ville de Paris avant les ravages des Normans leitet es von Par, eine Art Schiffe, und gwys, in der Zusammensetzung ys, Menschen, ab, also Parys, Schiffsleute, oder von gwys, on sait, il est su, also Parys, gens savans, gens habiles dans la navigation. Ueberdies führt die Stadt Paris ein Schiff in ihrem Wappen. Allein nirgends findet sich im Celtischen ein Wort par mit dieser Bedeutung. Es ist rein willkürlich zu diesem Zwecke erfunden und als wahr angenommen, oder man hat sich erkühnt, sich das lat.-griechische baris, ein kleines und flaches ägyptischeds Ruderboot, welches, wie ich an einem andern Orte nachgewiesen habe, ägyptischen Ursprungs ist und sich aus dem Koptischen erklären lässt (bari, navicula, scapha, b a r a h e, plaustrum, navigium, baris, Partney Vocabular. Copt. p. 19 vd. Mahn bei Heyse Fremdwörterbuch, 12. Aufl., v. Barke, und eben denselben bei Webster, v. bark), ohne weiteres auch als celtisch zu denken. Ferner bedeutet gwys auch nicht geradezu „man weiss, es wird gewusst,“ sondern es ist ein Substantivum mit der Bedeutung Kenntniss, welches also das abstracte Substantivum Schiffahrtskunde, aber nicht schiffskundig ergeben würde; kundig würde gwybodus seyn. Einige leiten Parisii vom armorik.-irischen barr, Gipfel, Spitze, Ende, ab; man sieht nicht recht ein, wie? und was das für einen erträg-

lichen Sinn geben soll? Andere behaupten, dass im Altarmorikanischen Paris Barris genannt wurde, weil es der Wohnort der zwölf Richter oder der Hauptgerichtshof eines grossen Districtes gewesen sei; denn bar bedeute einen Ort der Gerichtsverwaltung und das griechische baris einen Gerichtshof; aber weder das erstere noch das letztere ist wahr; denn barn, und nicht bar, bedeutet bloss Urtheil, Gerichtsbarkeit, und das griech. baris heisst ein grosses Haus, ein Thurm, ein Palast, aber nicht ein Gerichtshof. Noch andere lassen es von Paris, dem Sohne des Priamus, kommen. Zeuss, Gr. p. 87, erklärt die Parisii als efficaces, strenui, vom wallis. peri für pari (infin. verbi param, paraf, efficio), was mir zu abstract, zu unbestimmt und daher höchst unsicher scheint, indem sich von einem so allgemeinen Zeitworte wie peri, peru, machen, thun, bewirken, zwar alles Mögliche herleiten lässt, aber dennoch kein Völkername; auch hat das Celtische, wie es scheint, weder von diesem Zeitworte noch dem gleichbedeutenden peru je ein wirkliches Adjectiv mit ableitendem s gebildet, welches, wenn es geschehen, sich gewiss auch erhalten hätte, sondern nur par ist causing. Eine Deutung, die sich mit ziemlicher und grösserer Wahrscheinlichkeit für die Parisii aus celtischen Elementen gewinnen lässt, ist nicht Schiffer oder irgend etwas von dem Obigen, sondern „lanzenkräftig, speergewaltig, δορυσθενής,“ vom wallis. par, auch bêr, irisch bear, Lanze, Speer, und wallis. rhwys, vigorous, lively. Merkwürdig ist es dass die Form für Parisii bei Plin. 4, 32, nämlich Parrhisii, welche sich, nach Sickler 1. 102 zu schliessen, in einigen Ausgaben der Handschriften des Plinius finden muss, obgleich sie von Sillig weder aufgenommen noch erwähnt wird, unserer Deutung sehr zu Hülfe kommen würde. Der Ausdruck „speergewaltig“ passt für jede kriegerische Nation und ist wenigstens aus wirklichen, nachweisbaren und formgerechten Elementen der celtischen Sprachen zusammengesetzt, während den meisten der obigen Deutungen nichts Reales oder formal Richtiges zu Grunde liegt. Auch mochten die Parisii unter den celtischen Völkerschaften, denen es überhaupt nicht an kriegerischem Geiste fehlte, vorzugsweise kriegs- und rauflustig sein, wovon sich ja noch Spuren genug heut zu Tage zeigen. Sogar die Erklärung von bloss „Speermänner,“ wie man uns oft selbst, die Germanen, hat deuten wollen, wenn von uns auch unrichtig, indem unser Name weiter nichts als „Nachbarn,“ d. i. der Gallier, aussagt, ist für die Parisii zulässig, so dass für Parisii auch hier celtisches Parwys stände, vor par, Lanze, und gwys, Volk, Leute, indem das g, wenn es in der Zusammensetzung weich werden muss, verloren geht. So heisst von Mon, Anglesey Monwys, the people of Anglesey.

Hierauf theilte Herr Pröhle in einem Vortrage „über die Edelmannschen Epicedien“ mit, was er seit der Veröffentlichung seines Aufsatzes über Johann Christian Edelmann in einem frühern Jahrgange des deutschen Museums durch Benutzung von Bibliotheken in Berlin und Hamburg über Edelmann noch in Erfahrung gebracht und in Verbindung mit den ältern Mittheilungen im deutschen Museum in seinen bei Gustav Graebner in Leipzig erscheinenden gesammelten Aufsätzen kirchengeschichtlichen, literarhistorischen und culturhistorischen Inhalts auf S. 228 – 282 publiciren wird.

Nach einer Replik des Herrn Heller auf einen in der letzten Sitzung gehaltenen Vortrag referirt

Herr Büchmann über zwei pasilogische Schriften, 1) die sprachwissenschaftlichen Fragmente aus dem Tagebuche des Freiherrn Heinrich von Gablenz, Leipzig, Commissionsverlag von B. G. Teubner,

1859, 2) Pasilogie oder die Weltsprache von Dr. Lichtenstein, zweite Ausgabe, Breslau, Aland, 1859. Im ersten, dessen Verfasser nicht mit dem bekannten Linguisten H. C. von der Gabelentz zu verwechseln ist, wird in einem durch unerhörte Fremdwörter und wunderlich verschlungenen Satzbau überaus originellen Stile das Lateinische, wie es gegenwärtig von den Italienern ausgesprochen wird, als die allgemeine Weltsprache vorgeschlagen. Die vom Verfasser zu erwartenden Lehrbücher, welche die Kunst, das Lateinische also auszusprechen, vortragen sollen, werden Schlüssel zur Gavlensografie und Gavlensofonie betitelt werden, wofür Papagrafie und Papafonie gesetzt werden soll, sobald Seine Heiligkeit der Papst, als Oberhaupt der weltlateinisch redenden Völker, dazu die Erlaubniss gegeben haben wird!! — Das zweite, nicht weniger sonderbare, in der ersten Auflage noch anonyme Buch sucht die Weltsprache durch das „Weltdeutsch“ herzustellen, d. h. durch ein Kauderwälsch, welches dadurch erreicht wird, dass sich die deutsche Sprache aller Flexion, aller starken Formen, aller Verschiedenheiten im Satzbau etc. begiebt.

In der Sitzung vom 11. October machte Herr Kannegiesser die Gesellschaft mit einem, erst in diesem Jahre in Avignon erschienenen, trefflichen neuprovenzalischen Gedichte, Mirejo, von Friedrich Mistral, bekannt. Nachdem er in einer kurzen Einleitung des in diesem sec. bemerkbaren Wiederaufschwungs der provenzalischen Poesie gedacht hat, wie er sich in dem bekannten Jasmin und vielen andern Dichtern zeigt, deren Mistral in den Erläuterungen zu seinem Gedichte mehr denn drei Dutzend erwähnt, bespricht er Form und Stoff dieses an Hermann und Dorothea erinnernden idyllischen Epos, schildert in Mirejo, einem provenzalischen Mädchen, welches dem Gedichte den Namen giebt, und Vincent die Hauptcharaktere und gibt alsdann zahlreiche Proben in metrischer Uebersetzung. Schliesslich macht er auf eine Besprechung des Werks im Journal des Débats, 1. Mai 1859, durch Louis Ratisbone aufmerksam, welcher dazu die ausgezeichnete französiche Uebersetzung benutzte, mit der Mistral selbst den provenzalischen Text seines Werks begleitet hat.

Herr Schmidt verwerthete die in den Biographien Milton's, besonders in dem Massonschen Werke vorhandenen Notizen über Milton's Studentenjahre dazu, eine Schilderung des englischen Universitätslebens, besonders zu Cambridge, im 17. sec. zu geben und durch Vergleichung mit den jetzigen Verhältnissen zu erläutern. Er besprach den Zusammenhang der Collegien mit der Universität, erklärte sachlich und etymologisch die Ausdrücke: fellow commoner, greater pensioner, lesser pensioner, sizer, exhibitioner, scholar, buttery, town and gown und rooms. Dann ging er zu einer Beschreibung der Colleggebäude und der Studentenbehausungen über. Es folgte eine Erklärung der akademischen terms, eine Schilderung der Tagesordnung der Cambridger Studenten im 17. sec., der public schools und der akademischen Strafgesetze. Den

Schluss bildete eine kurze Schilderung der schon damals eingerissenen Missbräuche.

Herr Döbbelin schildert alsdann die Scenerie der Lady of the Lake von Walter Scott nach eigener Anschauung, liest bei den von ihm gegebenen Beschreibungen die betreffenden Stellen des Gedichts und legt eine Karte und Ansichten des Schauplatzes der Handlung vor. Aus seinem Vortrage erhellt, welcher überraschenden Genauigkeit sich W. Scott in der Schilderung der Localität dieses Gedichts befleissigt hat.

Hierauf untersucht Herr Lasson, mit Bezug auf die von den Herren Lazarus und Steinthal herausgegebene Zeitschrift für Völkerpsychologie und Sprachwissenschaft, die Berechtigung der Benennung Völkerpsychologie und der damit bezeichneten neuen Wissenschaft überhaupt, die er nach Methode und Object kritisirt, endlich ihren specifischen Unterschied von dem, was man bisher Culturgeschichte nannte.

Nachdem am Ende dieser wie der vorigen Sitzung neue Mitglieder theils vorgeschlagen, theils durch Ballotage aufgenommen worden waren, gab der Kassenbeamte der Gesellschaft den statutenmässigen Kassenbericht und erhielt Décharge. Bei der darauf erfolgenden Neuwahl des Bureaus verblieben die Aemter bei denselben Personen; jedoch wurde in der Person des Herrn Daffis wegen wachsender Geschäfte ein dritter Schriftführer erwählt.

Zum Schluss theilt der Vorstehende die nachstehenden, von Herrn W. Rushton in Liverpool eingesandten Bemerkungen mit über Shakspeare's Legal Maxims.

Shakespeare's Legal Maxims.

Falstaff.

Of what quality was your love there?

Ford.

Like a fair house, built upon another man's ground, so that I have lost my edifice, by mistaking the place where I erected it.

Merry Wives of Windsor Act 2 Scene 2.

Mrs. Quickly.

Alas the day! good heart that was not her fault; she does so take on with her men, they mistook their erection.

Falstaff.

So did I mine, to build upon a foolish woman's promise.

Merry Wives of Windsor Act 3 Scene 5.

Quicquid plantatur solo, solo cedit (Wentw. Off. Ex., 14th. ed., 145). — Whatever is affixed to the soil belongs to the soil. It is a general and a very ancient rule of law that, whatever is affixed to the soil becomes, in contemplation of law, a part of the soil, and is consequently subject to

the same rights of property as the soil itself (Woodfall's Landlord and Tenant 5th. ed. 447). The ancient Common Law, regarding land as of far more consequence than any chattel which could be fixed to it, always considered everything attached to the land as part of the land (4 Rep., 64 a; 1 Lord Raymond, 738; Mackintosh v. Trotter, 3 Mee & Wels, 184, 186; Williams on Executors, pt. 2, bk. 2; ch. 3, S. 2). Hence it follows that houses themselves, which cousist of an aggregate of chattels personal (namely timber and bricks, et cet.), fixed to the land, were regarded as land, and passed by a conveyance of the land without the necessity of express mention, and this is the case at the present day (Williams P. P. 3. ed. p. 13). So if a man eject another from land and afterwards build upon it, the building belongs to the owner of the ground on which it is built, according to the principle Aedificatum solo, solo cedit. But where a man supposing that he has a good title to an estate, builds upon the land with the knowledge of the real owner, who suffers the erections to be made, without giving any notice of his claim, the Court of Chancery will compel him in a suit brought for recovery of the land to make due allowance and compensation for such improvements (Bro. Max). Ford evidently refers to this maxim; and Falstaff probably intends this much to be unterstood, — that he committed as great a mistake, by building on a foolish woman's promise, as they make who build upon another man's ground.

Antipholus of Ephesus.

What, will you murder me? Thou, gaoler, thou,
I am thy prisoner; wilt thou suffer them
To make a rescue?

Officer.

Masters, let him go;
He is my prisoner, and you shall not have him.

Pinch.

Go, bind this man, for he is frantic too.

Adriana.

What wilt thou do, thou peevish officer?
Hast thou delight to see a wretched man
Do outrage and displeasure to himself?

Officer.

He is my prisoner; if I let him go,
The debt he owes, will be required of me.

Adriana.

I will discharge thee, ere I go from thee;
Bear me forthwith unto his creditor,
And knowing how the debt grows I will pay it.

Comedy of Errors Act 4 Scene 4.

If a sheriff or gaoler suffers a prisoner, who is taken upon mesne process (that is, during the pendency of a suit) to escape, he is liable to an action on the case (Cro. Eliz. 625). But if after judgment, a gaoler or a sheriff permits a debtor to escape, who is charged in execution for a certain sum, the debt immediately becomes his own, and he is compellable by an action of debt being for a sum liquidated and ascertained, to satisfy the creditor his whole demand: which doctrine is grounded on the equity of the statute of Westminster 2nd 13 Edward 1. Chap. 11 and 1. Richard 2nd Chap.

12 (Bro. Abr. to parliament 192. Inst. 382. 3 Bla. Com. 165). Ubi jus ibi remedium (1. T. R. 512). There is no wrong without a remedy. Jus in the sense in which it is used in this maxim, signifies „the legal authority to do or to demand something“ (Mackfield, Civ. Law, 6). Remedium may be defined to be the right of action, or the means given by law for the recovery of a right, and, according to this maxim, whenever the law gives anything, it gives a remedy for the same: lex semper dabit remedium (Jacob Law, Dic., title „Remedy“ Bac. Abr. „Actions in General,“ Bro. Max.). Every injury to a legal right necessarily imports a damage in the nature of it, though there be no pecuniary loss (Per. Holt. C. J., Ashby v White 2 Lord Raymond). Thus where a prisoner is in execution on final process, the creditor has a right to the body of his debtor every hour till the debt is paid; and an escape of the debtor, for ever so short a time, is necessarily a damage to him, and the action for an escape lies (Williams v Mostyn, 4 Mee & Wels, 153 Wylie v Birch 4 Q. B. 566, 577, Clifton v Hooper 6 Q. B. 468). Rescue, denotes an illegal taking away and setting at liberty of a distress made, or of a man that is arrested by process or other course of law.

York.

I took an oath, that he should quietly reign.

Edward.

But, for a kingdom, any oath may be broken:
I'd break a thousand oaths to reign one year.

Richard.

No, God forbid, your grace should be forsworn.

York.

I shall be if I claim by open war.

Richard.

I'll prove the contrary if you 'll hear me speak.

York.

Thou canst not, son, it is impossible.

Richard.

An oath is of no moment, being not took
Before a true and lawful magistrate
That hath authority over him that swears:
Henry had none, but did usurp the place;
Then, seeing 'twas he that made you to depose,
Your oath, my lord, is vain and frivolous.

Third Part Henry VI. Act 1 Scene 1.

An oath (Sacramentum, Juramentum, Jusjurandum) is an affirmation or denial of any thing before one that hath authority to administer the same, calling God to witness that his testimony is true (3. Inst. 165, cap. 74). Sacramentum, habet in se tres comites, veritatem, justitiam, et judicium in judice (Bracton 1. 4. F. 186). Four sorts of oaths have been enumerated, viz. Juramentum promissionis, where an oath is taken to do, or not to do such a thing (it appears that York had taken an oath of this description). Juramentum purgationis,

which is where a person is charged with any matter by Bill in Equity; Juramentum probationis, where one is produced as a witness to prove or disprove a thing; and Juramentum triationis, where one is sworn to try the issue, such as a juror. The oath must be lawful, allowed by the Common Law or some Act of Parliament.

So Salisbury says,

> It is a great sin, to swear unto a sin;
> But greater sin, to keep a sinful oath.
> Who can be bound by any solemn vow
> To do a murderous deed, to rob a man,
> To force a spotless virgin's chastity,
> To reave the orphan of his patrimony,
> To wring the widow from her customed right;
> And have no other reason for this wrong,
> But that he was bound by a solemn oath.
>
> Second Part Henry IV. Act 5 Scen 1.

And it must be taken before one that hath authority, not before a person acting in a private capacity, a pretending to have authority where he hath none; nor by one that goes beyond the authority which was granted. For such false oaths cannot amount to perjury in law, because they are of no validity, being Coram non judice (3 Inst. 165, 4 Inst. 278, 279, 2 Roll. Abr. 257, Wood's Inst. 2nd. p. 411, 412.)

Am 26. October wurde zum ersten Male das Stiftungsfest der nun zwei Jahre bestehenden Gesellschaft unter Anwesenheit vieler Gäste, zu denen wir den Hrn. Geheimerath Stiehl, den Hrn. Schulrath Mützell etc. zählen durften, durch eine Sitzung und ein sich derselben anschliessendes Festmahl gefeiert. Der Vorsitzende, Herr Herrig, eröffnete die Sitzung durch eine Ansprache, die den Zweck und die Bedeutung des gestifteten Vereins in kurzen Worten darlegte, daran eine Geschichte des Entstehens desselben und seines schnellen Aufschwunges knüpfte und mit einer Uebersicht der im Laufe der beiden Jahre gehaltenen Vorträge schloss.

Dann las Herr Lasson über Schillers Ansichten von der Tragödie. Er zeigte nach einer ausführlichen Darstellung der Aristotelischen Theorie des Gegenstandes, wie Schiller, der zuerst den moralischen Zweck der Tragödie hervorgehoben hatte, unter Anknüpfung an Aristoteles und an die Kantischen Anschauungen von der sittlichen Natur des Menschen eine neue Auffassung des Tragischen anbahnte. Schliesslich wies er nach, wie Schiller selbst bei den im Jahre 1792 dargelegten Ansichten nicht verharrte, sondern im Umgange mit Goethe eine andere Art der Betrachtung anwendete, als deren wissenschaftlicher Vertreter W. v. Humboldt anzusehen sei.

Darauf las Herr Schmidt über Milton's Comus. Nachdem er die Veranlassung kurz erwähnt hatte, der wir die Entstehung dieses Maskenspiels verdanken, wies er darauf hin, dass die Person des Comus durchaus modernen Ursprungs sei und schilderte die Ausbildung derselben durch Milton im Vergleich mit dem Comus in Ben Jonson's

Pleasure reconciled to virtue und mit den Sagen von Circe, den Sirenen und Lotophagen. Er ging darauf zu einer ausführlichen Inhaltsübersicht des Miltonschen Werkes über, theilte verschiedene Stellen in metrischer und gereimter Uebersetzung mit und zeigte, dass der Dichter in der Anlage des Prologs, der Stichomythie (vs. 277 — 290) und dem Streit des Comus und der Jungfrau über die Rechte der Sinnlichkeit und die Forderungen des Sittengesetzes (vs. 659 ff.) die Euripideische Tragödie vor Augen hatte. Er wies ferner in den Bildern und im poetischen Ausdruck einzelner Verse einen Anklang an Euripides und eine Verarbeitung platonischer Ideen nach und charakterisirte Milton's freie Nachbildung englischer Dichter durch die Vergleichung einer Stelle im Comus mit ein Paar Versen aus Fairfax' Uebersetzung des Tasso. Eine Fortsetzung der Untersuchung versprach er in einer der folgenden Sitzungen zu geben.

Herr Sachs aus Brandenburg a. H. hielt darauf mit Bezugnahme auf ein bis jetzt nur als Manuscript vorhandenes Werk, Bestiaire d'amour oder Arrière-ban von Richard de Turnival, einen Vortrag über mehrere im Mittelalter bestimmter Eigenschaften wegen renommirte und in der mittelalterlichen Poesie häufig zu Bildern angewendete Thiere.

Herr Pröhle spricht zuletzt über die Sage von Heinrich dem Löwen und findet die Deutung Wilhem Müller's, der in der Reise Heinrichs eine Fahrt in die Unterwelt sieht, durch ein Volkslied bestätigt, das er aus einer Papierhandschrift vom Jahre 1585 auf der Bibliothek in Wolfenbüttel abgeschrieben hat. In diesem Liede wird der Teufel, der in den andern Lesarten Heinrich den Löwen nach Braunschweig zurückträgt, stets nur Nobiswirth genannt. (Nobis ist nach Jakob Grimm = ἄβυσσος, abîme, mhd. âbîs.)

Beurtheilungen und kurze Anzeigen.

Encyclopädie des philologischen Studiums der neueren Sprachen. Von Dr. Bernh. Schmitz 8. VIII. 474. Greifswald, 1859. C. A. Koch (Th. Kunike.)

Der Vorschlag zu einer Encyclopädie der modernen Philologie, welchen Dr. Sachs vor einem Jahr in diesen Blättern machte, fand ohne Zweifel bei vielen Freunden der neueren Sprachen, zumal bei den Lehrern derselben, Anklang und rege Theilnahme. Denn es war darin das allgemein empfundene Bedürfniss klar und entschieden ausgesprochen, der modernen Philologie durch tieferes echt wissenschaftliches und organisches Studium einen selbständigen und ehrenvollen Platz neben der classischen zu sichern; es war, wenn auch in wenigen Zügen, ein Bild von der Wissenschaft, von ihrer Gliederung und von dem Wege entworfen, auf welchem der Studirende, der sich ihr widmet, sein Ziel erreichen kann. Wenn uns rücksichtlich der Ausführung mancherlei Bedenken aufstiessen und zum Theil grosse Schwierigkeiten zu überwinden schienen, so liess sich doch auch von der erwarteten vielseitigen Betheiligung Grosses hoffen. Gewonnen war jedenfalls schon Viel, indem die Aufmerksamkeit auf den Plan gelenkt und dieser wenn auch nur in den ersten Umrissen dargelegt wurde. Um so erfreulicher musste es sein, als bald darauf Herr Schmitz in Greifswald der Berliner Gesellschaft für das Studium der neueren Sprachen anzeigte, dass er ein Werk: „Encyclopädie des philologischen Studiums der neueren Sprachen in vier Theilen“ bereits unter der Presse habe. Wir gestehn, dass wir diese Ankündigung mit grosser Freude begrüssten und dem Erscheinen des Buches mit der lebhaftesten Spannung entgegensahn. Nachdem dasselbe nun vorliegt, glauben wir, dass eine ausführliche, wo möglich von mehreren Seiten wiederholte Besprechung in diesen Blättern ebenso billig erwartet werden kann, wie erwünscht kommen muss. Der erste Versuch, eine anziehende und wichtige Aufgabe zu lösen, verdient unter allen Umständen Beachtung; ist er mit ernstem Eifer, treuem Fleisse und gründlicher Kenntniss gemacht worden, so wird ihm die Anerkennung auch derjenigen nicht fehlen, welche die Lösung selbst nicht gelungen finden, oder die Behandlung in manchen Punkten anders wünschen. Wir halten es demnach von vornherein für unsre Pflicht, dem Verfasser des vorliegenden Werkes für sein Streben Dank zu sagen und wir sind überzeugt, dass Jeder, der sich mit der modernen Philologie beschäftigt, in dem Buche viel Belehrung finden wird. Wenn wir dessen ungeachtet gar Manches daran auszusetzen haben, so glauben wir durch Mittheilung unsrer Bemerkungen und abweichenden Ansichten nur der Sache selbst zu nützen und dem Verfasser damit am meisten willkommen zu sein.

Der ganze Plan des Buchs zunächst weicht von dem Vorschlage des Herrn Dr. Sachs so bedeutend ab, dass der Verfasser kaum nöthig gehabt

hätte, wie er es in einer Anmerkung zur Vorrede zu thun scheint, die Priorität des Gedankens ängstlich für sich in Anspruch zu nehmen. Wir meinen, jeder Unbefangene würde auch ohne seine ausdrückliche Versicherung gefunden haben, dass er seit Jahren das Material zu seinem Werke zusammengebracht hat, und wenn er zur endlichen Veröffentlichung wirklich erst durch die Anregung im Archive veranlasst worden wäre, so würde auch daraus schwerlich Jemand ihm einen Vorwurf machen. Ob nicht die Vereinigung verschiedener Kräfte für die Sache selbst erspriesslicher gewesen wäre, ist eine andre Frage. Aber einerseits würden wir Herrn Schmitz nicht zugemuthet haben, seine Arbeit noch länger zurückzuhalten, andrerseits hoffen wir, Herr Sachs werde sich durch das Erscheinen dieser nicht abhalten lassen, in seiner Weise weiter zu arbeiten, sondern werde recht bald seinen Abriss einer Encyclopädie herausgeben.

Herr Schmitz theilt den ganzen Stoff in vier Theile, von denen der erste die Sprachwissenschaft überhaupt, der zweite die literarische Einleitung in das Studium der neueren Sprachen, der dritte die Methodik des selbständigen Studiums der neueren Sprachen und der vierte die Methodik des Unterrichts in den neueren Sprachen behandelt. Man sieht bereits aus dieser allgemeinen Eintheilung, dass der Verfasser weniger auf eine organische in dem Objekte selbst gegebene Gliederung Bedacht genommen hat, als von dem subjectiven Bedürfnisse desjenigen ausgegangen ist, der etwa Lehrer der neueren Sprachen ist oder werden will und es ernstlicher mit seinem Berufe meint, als es bisher meist geschah. Diese mehr praktische Tendenz, welche sich durch das ganze Buch hindurch zieht, hat, wie sich an einzelnen Punkten mehrfach zeigt, ihre grossen Vortheile, aber sie ist auch der Grund davon, dass wir in demselben weit weniger eine streng wissenschaftliche und systematische Encyclopädie, als eine hodegetische oder methodologische Einleitung zu erkennen vermögen. So kommt es, dass der Verfasser, der allerdings ausdrücklich das Studium der neuern Sprachen zum Gegenstande seiner encyclopädischen Behandlung macht, die materielle Seite der philologischen Wissenschaft ganz bei Seite lässt, Geschichte, Kunst, Kultur nicht mit hineinzieht, überhaupt also einen grossen Theil von dem vermissen lässt, was Sachs in Anschluss an Bernhardy und Böckh zu geben gedenkt. Wir bestreiten ihm keineswegs alle Berechtigung dazu und heben es nur hervor, um zu zeigen, wie dieselbe oder doch fast dieselbe Aufgabe sehr verschieden angesehen worden ist und gelöst werden kann.

In dem ersten Theile also soll die Sprachwissenschaft überhaupt, fortwährend mit besonderm Hinblick auf die neueren Sprachen, encyclopädisch dargestellt werden. Vieles davon scheint allerdings auch uns, wenigstens als Einleitung, in die Encyclopädie der modernen Philologie zu gehören, Manches dagegen zumal in seiner leicht skizzirten Form überflüssig zu sein; es ist zu viel trocknes Schema darin, wenn es blosse Andeutung dessen sein will, was eigentlich vorauszusetzen ist; zu wenig ist dagegen geboten, wenn es als Ersatz anderweitiger Hülfsmittel dienen soll. Freilich sucht der Verfasser, der auch sonst der Kritik zuvorzukommen bemüht ist, dies zu rechtfertigen, indem er sein Buch nicht für eine einmalige behagliche Lectüre bestimmt, sondern als einen Leitfaden des Studiums, sei es zu selbständiger Orientirung oder zu Vorlesungen, angesehn wissen will. Dass es aus einer Grundlage zu letztern entstanden ist, glauben wir dem Werke auch sonst anzusehn und gestehn, dass dies demselben nicht gerade zum Vortheil gereicht zu haben scheint. Denn es hat dadurch in der That etwas ausserordentlich Ungleichmässiges in der Behandlung erhalten. Zuweilen finden sich, zumal in dem ersten Theile, Seiten voll kurzer, abgerissner Andeutungen, aufgeworfner Fragen, wie sie einem Docenten dazu dienen, um die eigentliche Erörterung erst daran zu knüpfen; dann sind wieder eingehende, weitläufige Auslassungen eingeschaltet und es fehlt in Parenthesen nicht an anekdotenhaften Elementen, die zwar in einer Vorlesung ganz anziehend sein mögen, in der That auch

öfter ganz interessante Einzelnheiten bringen, aber der Rundung und strengen Praecision des Werks bedauerlichen Eintrag thun. Man sieht zu oft, dass der Verfasser keine mehr oder minder passende Gelegenheit vorübergehen lassen mag, seine Sammlung von Notizen der Wissbegierde zum Besten zu geben, wie er denn nicht versäumt, aus seinen neusten Collektaneen einen ziemlich umfangreichen Nachtrag p. 448 — 474 zu bringen. Doch gehen wir zur Begründung etwas näher auf den Inhalt ein, um in möglichster Kürze das hervorzuheben, was wir als besondre Vorzüge oder als gelungen gern anerkennen, wie das anzudeuten, was uns mangelhaft oder unrichtig erscheint.

Das erste Kapitel handelt von dem Begriffe und Umfange der Sprachwissenschaft mit besondrer Beziehung auf das Studium der neueren Sprachen; wobei der Unterschied zwischen Linguistik und Philologie, die Nothwendigkeit einer allgemein sprachwissenschaftlichen Bildung, die Wichtigkeit der altclassischen sowie der deutschen Philologie, endlich die Beziehungen der modernen Sprachwissenschaft zum praktischen Leben erörtert oder vielmehr kurz angedeutet und die einschlagenden Bücher verzeichnet werden. Einzelnes davon scheint uns höchstens in Anmerkungen zu gehören, wie p. 2 die auf des Verfassers Englische Grammatik verweisende Polemik gegen die Annahme einer Copula und eines Factitiv, oder die im Anhange vermehrten Beispiele berühmter Sprachgenies und Sprachkenner. Auffallend ist uns das Urtheil p. 5. gewesen: „Für den Anfänger enthält K. W. L. Heyse's System der Sprachwissenschaft (herausgegeben von Steinthal, Berlin 1856. 2 Thlr. 15 Sgr.) manches „Wichtige.“ Wir stimmen vielmehr dem Herausgeber dieses Werkes darin bei, dass durch dessen Veröffentlichung nicht nur allen Sprachforschern von Fach, zu welcher Richtung sie sich auch bekennen mögen, sondern überhaupt allen denen, die irgend ein Interesse an Sprachwissenschaft nehmen, ein nicht geringer Dienst erwiesen sei. Ja, Curtius scheint mit Recht von demselben Buche zu sagen, dass es durch den Reichthum des Inhalts und durch glückliche Form geeignet sei, für längere Zeit ein Hauptwerk für alle hier einschlagenden Forschungen zu bleiben. Jedenfalls enthält es, und nicht bloss für den Anfänger, recht viel Wichtiges in klarster und anregendster Darstellung, so dass es gerade dem Studium des jungen Philologen aufs dringendste empfohlen zu werden verdient.

Entschieden andrer Ansicht als Herr Schmitz sind wir über die Stellung der deutschen Philologie innerhalb des Studiums der neuern Sprachen. Er beschränkt nämlich „den weitschichtigen Ausdruck „neuere Sprachen“ auf die beiden bedeutendsten, verbreitetsten, allgemein auf Schulen getriebenen, fremden lebenden Sprachen.“ Es versteht sich von selbst, dass eine Beschränkung nöthig ist, allein wir geben dem Herrn Dr. Sachs vollständig Recht, wenn er zwar das Italienische und Spanische, nicht aber das Deutsche ausgeschlossen sehen will: nicht bloss weil es unsre Muttersprache ist, nicht bloss weil, zumal in den ältern Epochen, die drei Sprachen und Literaturen sich gegenseitig so viel verdanken und bedeutendes Licht auf jede einzelne derselben durch gründlichere Erforschung der andern und ihres Einflusses fallen kann, sondern vor allem, weil die deutsche Nation und gerade durch ihre Literatur wie keine andre neben und vor der englischen und französischen die Entwicklung des modernen Lebens gefördert und gleichsam getragen hat. Dazu kommt als praktischer Grund, dass bei den obwaltenden Verhältnissen Jemand, der wenigstens in französischer, englischer und deutscher Philologie zugleich heimisch ist, weit eher neben den Alt-Philologen eine würdige und selbständige Stellung an den Schulen wird erringen können. Die Zeit, wo Jeder in deutscher Sprache und Literatur meinte Unterricht geben zu können, ohne sie eben besonders studirt zu haben, ist denn doch vorüber; die Philologen, die sich zunächst mit dem classischen Alterthume beschäftigen, fühlen sich mehr und mehr gedrungen, auch den germanistischen Studien Rechnung zu tragen: und der moderne Philologe sollte diese nicht von Hause aus und grundsätzlich in sein Studium mit aufnehmen? Wir wollen

keineswegs sagen, dass man nicht mit der gründlichen Kenntniss schon einer Sprache und Literatur, geschweige denn von zweien, genug zu thun habe; allein dies kann kein Grund sein, das Deutsche, dessen praktische Anwendung uns gerade die geringsten Schwierigkeiten bereitet, von der Encyclopädie unsers Studiums auszuschliessen. Die deutsche Philologie erscheint uns daher nicht nur wichtig und rathsam, sondern wesentlich und unentbehrlich für den modernen Philologen und für eine diesem bestimmte Encyclopädie genügt es uns keineswegs, wenn Herr Schmitz ein mit weiser Selbstbeschränkung zu treibendes Studium der Grimm'schen Grammatik anräth oder für den ersten Anlauf einige ganz gute Elementarwerke empfiehlt. Dass nicht Jeder ein Meister, am wenigsten auf verschiedenen Gebieten werden kann und deshalb wohl thun wird, je nach Kraft, Gelegenheit und Bedürfniss sich bei Zeiten ein engeres Feld zu wählen, auf dem er völlig zu Hause sei, das versteht sich dabei ganz von selbst.

Das zweite Capitel „die Sprache und die Sprachen" behandelt die Philosophie und Physiologie der Sprache, Geschichte, Verwandtschaft und Classification der Sprachen, die Literatur der geschichtlich vergleichenden Sprachforschung, die Etymologie und die Charakteristik der Sprachen. Am werthvollsten ist die zu jedem Abschnitte ziemlich vollständig gegebene Literatur; sonst sind es meist kurze, andeutende Notizen, die auch nicht immer ganz treffend, zuweilen geradezu unrichtig sind. Wenn es p. 16 ungenau heisst, dass das Gesetz der Lautverschiebung stummer Consonanten von J. Grimm entdeckt worden sei, so wird dies allerdings später p. 20 durch die Erwähnung von dem frühern Verdienste Rask's richtig modificirt. Die Brechung aber durfte nicht so ohne weiteres p. 16. mit der sanskritischen Diphthongirung Vriddhi zusammengestellt werden, „an der die europäischen Schwestersprachen sehr wenig Antheil nehmen." Vgl. Bopp Gr: II Ausgb. §. 29. 82. Dass ferner Bopp das Baskische zur indisch-europäischen Familie rechne p. 16, wüssten wir nicht. Derselbe sagt vielmehr Vgl. Gr. Vorr. XXIV. „Ich nenne den Sprachstamm, dessen wichtigste Glieder in diesem Buche zu einem Ganzen vereinigt werden, den indo-europäischen, wozu der Umstand berechtigt, dass mit Ausnahme des finnischen Sprachzweiges, sowie des ganz vereinzelt stehenden Baskischen und des von den Arabern uns hinterlassenen semitischen Idioms der Insel Malta alle übrigen europäischen ihm angehören."

Am ausführlichsten behandelt sind die beiden letzten Abschnitte des zweiten Capitels, Etymologie und Charakteristik der Sprachen. Da der Verfasser laut Vorrede p. VII eine erhebliche Anzahl neuer Etymologien, die sich theils hier, theils später zerstreut in seinem Buche finden, der Prüfung des geneigten Lesers besonders empfiehlt, so wollen wir sie nicht übergehn, sondern wenigstens zum Theil besprechen. Im allgemeinen müssen wir gestehn, mit vielen aus guten Gründen nicht übereinstimmen können; manche scheinen uns wenigstens so lange bis der historische Beweis geliefert wird, Hypothesen, die neben andern frühern ihre Stelle haben mögen; einige bringen allerdings einen ersten und wie es scheint nicht misslungenen Versuch, eine bis dahin dunkle Herkunft aufzuklären. Was p. 21. 22. über Begriffswandel über sogenannte Emmirung und Ennirung beigebracht wird, ist nicht neu. (Vgl. Grimm Geschichte der deutschen Sprache, die Liquiden. Schwenk Vorrede zum Wörterbuch am Schluss.) Einige Beispiele aber scheinen uns mehr als zweifelhaft, wie wenn „bange" mit „biegen" zusammengebracht wird (vgl. Grimm Wörterbuch s. v. „bange" = be-ange) oder wenn hier, wie ausdrücklich noch einmal später p. 201, die nächste Zusammengehörigkeit, wo nicht Identität, von „take" und „ziehen" behauptet wird. Jedenfalls war angels. tacan und teon geschieden und nur letzteres entspricht lautlich wie der Bedeutung nach unserm „ziehen," ersteres dem englischen take. Vgl. Diefenbach Vgl. Wörterbuch II p. 665. 670.) Es würde uns hier zu weit führen, das Verhältniss zu erörtern, in welchem Formen wie liegen-lang, kriechen-krank, sticken-stinken zu einander stehn,

zumal nicht recht klar wird, wie Herr Schmitz sich dasselbe eigentlich gedacht hat.

Dagegen können wir nicht umhin, einige Fälle zu erwähnen, wo das Missverständniss in das Schicksal der Wörter eingegriffen haben soll. Das französische le lingot, die Barre, wird erklärt aus le l'ingot, engl. ingot. Einguss, gegen Diez, der nach Ménage von lingua lingot ableitet, woraus dann nach der gewöhnlichen Ansicht das englische ingot verstümmelt wäre. Dies letztere ist freilich auffallend und lässt eine bessre Etymologie wünschenswerth erscheinen; nur vermisst man bei der gegebenen den Nachweis, dass, wie in andern Fällen des agglutinirten Artikels (luette, lierre, loriot, lendemain) vor oder neben der missverständlich erweiterten Form sich auf romanischem Gebiete die ursprüngliche finde, oder dass wenigstens im Englischen ingot, neben dem nicht allzuspät linget vorkommt, als germanisches Element genommen werden müsse. Ohne angelsächsisches oder altfranzösisches Verbindungsglied, ohne alle genauere Spur des Ueberganges ist doch wohl die Reihe der wirklich vorkommenden Formen, Einguss, ingot, lingot eine ziemlich unvermittelte und unsichre. Cowslip wird mit Bestimmtheit zerlegt in cow-slip, obgleich das Sprachgefühl der Engländer es als cow's lip mindestens schon früh verstand. Bei Bosworth steht cu's-lip, was gegen, freilich aber auch oxan-slippan. was für Herrn Schmitz sprechen würde. Nur scheint von Hause aus die Bildung cow's lip als die offenbar sinnlichere, natürlichere, einem hundes-tunge, dog's ear analoge den Vorzug zu verdienen; jedenfalls trifft die Berufung auf Ausdrücke wie a slip of rosemary wenig zu. Ebenso ist die Ansicht, dass news missverstandener Genitivus partitivus sei, nicht recht glaublich. Wenn wir im Deutschen „etwas Neues“ jetzt nicht mehr als aliquid novi, sondern als aliquid novum auffassen, so ist da der Uebergang offenbar sehr leicht; viel auffallender, wenn der Engländer hvät nevves missverstanden und daraus ein scheinbares pluralisches news genommen haben soll. Am allerwenigsten lässt sich dieser Uebergang auf alle oder auch nur die meisten ursprünglich adjektivischen Pluralsubstantive ausdehnen wie greens, bitters, sweets, odds (dregs?). Natürlicher scheint die Annahme, dass das Bestreben, durch die fast einzig gebliebene Flexion die Adjectiva in Pluralbedeutung deutlich zu substantiviren, das s herbeiführte und dass in einzelnen Fällen wieder durch eine allmähliche Modification des Sinnes das bestimmte Bewusstsein einer Pluralform verschwand, also eine singularische Anwendung erleichtert ward, während in alms, riches, vielleicht dregs u. a. ein gar nicht flexivisches s zuweilen als Pluralzeichen missverstanden werden konnte. Annehmbarer erscheinen die Ableitungen, welche von charade p. 113. und von patois p. 144. gegeben werden. Da über das erste in der That noch nirgend Aufschluss zu finden war, ist die Zurückführung auf chiarare wie chamade auf chiamare aller Beachtung werth und neben den verschiedenen Versuchen, patois zu erklären, verdient gewiss der neue Berücksichtigung, wonach es mit patte, pataud zusammenhängt, wenn auch, wie so oft in solchen Dingen, eine völlige Gewissheit nur durch glücklichen Fund historischer Aufklärung erreicht werden kann. Wenn es dagegen p. 191. heisst, dass yes aus ags. gise d. i. gi-se, yea so abzuleiten und daraus auch die Aussprache yis zu erklären sei, worauf der Verfasser in seiner Englischen Grammatik zuerst aufmerksam gemacht zu haben glaubt, so ist Einiges zu entgegnen. Denn auf gëse, gisë ist das englische Wort bereits bei Grimm III, 764. Fiedler. p. 300 zurückgeführt; nur wird die angels. verstärkte Form aus gëa-se = gëa sî (sit, sei) erklärt, nicht aber aus gëa-sva, yea so, was Herr Schmitz annimmt und was doch ohne besondre Stütze keine Wahrscheinlichkeit für sich hat. Die Zusammenstellung von cock, coq mit Küchlein, von thane mit Degen mag allerdings in den englischen Wörterbüchern fehlen, ist aber so neu nicht, wie Herr Schmitz zu glauben scheint. vgl. Diefenbach II, p. 284. Grimms Wörterbuch s. v. Degen; hier ist allerdings thane nicht mit angeführt, dessen Zusammen-

hang oder Identität mit dem angels. dëgn aber anderweitig hinreichend bekannt und ausgesprochen. — Mit Recht wird darauf hingewiesen, dass Uebersetzung und Nachbildung ein in gewissen Sprachen überaus thätiges und noch zu wenig beachtetes Princip der Wortbildung ist. Die hinzugefügten Beispiele einzelner Wörter und ganzer Redensarten sind meistens treffend gewählt. Dass man dabei leicht irren könne, wird ausdrücklich bevorwortet; ein solcher Fall scheint uns unter andern zu sein, wenn die Verbindung: „ich lehre dich“ als Nachahmung des lateinischen „doceo te“ angesehn wird, wozu bei dem alten und aus der deutschen Sprache selbst sehr erklärlichen Gebrauche (goth. lais-laisjan c. Acc.) kaum Veranlassung sein dürfte. Zum Schlusse des zweiten Capitels spricht der Verfasser in einer anziehenden, wenn auch wieder etwas aphoristischen Weise und unter Anführung vieler anekdotenartigen Stellen von der Characteristik der Sprachen. Gewiss hat er Recht, dass alle allgemeinen, vagen, paradoxen Urtheile über den Character, Aussprüche über den Geist einer Sprache misslich und von sehr zweifelhaftem Werthe sind. Dass aber dessen ungeachtet eine vernünftige Characteristik der einzelnen Sprachen, ob auch schwierig, doch nicht nur möglich, sondern nothwendig sei, hätte wohl verdient, anerkannt und mit wenigen Worten nachgewiesen zu werden. Vgl. dazu die neue Zeitschrift für Völkerpsychologie und Sprachwissenschaft von Lazarus und Steinthal. I, 1. Das dritte Capitel verbreitet sich über Wesen, Ursprung und Verbreitung der Schrift, Schreibmaterial, Schreibweisen, Form der Buchstaben, Handschriften, die Buchdruckerkunst und Werke über die Schreibkunst. Fast Alles, was hier gegeben wird, ist so elementarer Natur, dass es mit Fug und Recht bei demjenigen hätte voraus gesetzt werden dürfen, der sich dem philologischen Studium der neueren Sprachen widmet. Dagegen würde ein genaueres Eingehn auf Paläographie, Manuscripte und Bibliotheken-soweit sie gerade den modernen Philologen angehn, sowie eine vollstän, digere Literatur sehr dankenswerth gewesen sein.

In ähnlicher Weise war im folgenden Capitel, wo der Verfasser von den Sprachen der Griechen, Römer, Celten, Germanen und Romanen insbesondere spricht, Manches entbehrlich, wie wenn Hülfsmittel zum Studium der griechischen und lateinischen Sprache und Literatur aufgezählt und in flüchtigen Zügen ihre Entwicklung und Geschichte angedeutet werden, während auf das Französische, das Englische und Deutsche und ihren Zusammenhang im Systeme der Sprachen näher einzugehn war. Das ganze Capitel konnte sich etwa an die Darstellung des indo-germanischen Sprachstammes, wie sie Schleicher in seinen „Sprachen Europas“ giebt, anlehnen, mit besondrer Hervorhebung derjenigen Sprachen, um deren specielles Studium es sich handelt. Was daher über die celtischen und besonders, was über die germanischen und romanischen Sprachen gesagt ist, hätte nur noch eine sorgfältigere Ausführung verdient.

Das fünfte Capitel endlich des ersten Theils behandelt die Literatur als Benennung, die Literaturgeschichte, den Ideenstoff und die Formen der literarischen Behandlung derselben, giebt eine gedrängte, systematische Uebersicht der literarischen Gattungen, Arten und Unterarten, eine historische Uebersicht der verschiedenen Perioden der allgemeinen Literaturgeschichte, sowie zum Schlusse einige Werke über Literaturwissenschaft und über allgemeine Literaturgeschichte aufgezählt werden p. 51 — 65. Wir gestehn, dass wir Vieles davon in einer Encyclopädie des Studiums der neueren Sprachen ebenfalls gar nicht, oder wenigstens nur als einleitende Andeutungen bei den betreffenden Abschnitten über die bestimmten Literaturen gesucht haben würden. Da durfte mit Angabe der wichtigsten Hülfsmittel die Stellung dieser in dem ganzen Zusammenhang der allgemeinen Literatur nachgewiesen und entwickelt werden; die skizzenhaften Uebersichten aus der Poetik waren schwerlich nöthig. Für das vorliegende Werk, meinen wir, konnte und musste eine allgemeine ästhetische, historische und wissenschaftliche Bildung vorausgesetzt werden;

in demselben erwartet man ebensowenig eine, wenn auch noch so gedrängte Uebersicht über die Ideenstoffe und die literarischen Kunstformen, als Winke über die Aneignung classischer Bildung und Angabe von Hülfsmitteln zum Studium des Lateinischen. Freilich erklärt sich die gelieferte Darstellung zum Theil aus der Art und Weise, wie sich der Verfasser überhaupt seine Aufgabe gedacht und gestellt hat. Abgesehn übrigens von der skizzenhaften Form, erkennen wir gern an, dass wir Fleiss und Genauigkeit in den Zusammenstellungen selten vermisst haben. Nur die Angabe der betreffenden Werke z. B. über Literaturwissenschaft (Rhetorik, Poetik, schöne Wissenschaften) ist doch sehr willkürlich und unvollständig, wie wenn als Bearbeiter der Poetik unter den Deutschen Opitz, Gottsched, Lessing, Sulzer, Eschenburg, Schiller (über naive und sentimentale Dichtkunst), A. W. v. Schlegel aufgezählt, dagegen Hegel und Vischer gar nicht genannt werden.

In den Vorbemerkungen zu dem zweiten Theile des ganzen Werkes „Literarische Einleitung in das Studium der neueren Sprachen" sagt der Verfasser p. 66. „Die weitere Aufgabe einer Encyclopädie des philologischen Studiums der neueren Sprachen kann nun keine andre sein, als erstens die vorhandene Literatur dieses Studiums, sodann die Methodik des selbständig zu betreibenden Studiums und endlich die Methodik des Unterrichts oder der praktischen Thätigkeit, zu welcher das philologische Studium hauptsächlich befähigen soll, darzulegen. Gegenstand dieses zweiten Theils ist also die Angabe und Hervorhebung aller der wichtigeren grössern und kleinern Werke, in denen bis auf den heutigen Tag der Bau, der Wort- und Phrasenschatz, sowie die Geschichte der neueren Sprachen und die Geschichte ihrer Literaturen behandelt worden sind." Wir beeilen uns zu erklären, dass der Verfasser diese einmal so gestellte Aufgabe mit vielem Fleisse zu lösen gesucht hat. Wegen der grossen Fülle von Einzelheiten, die hier gegeben sind, wird eine genaue Beurtheilung schwierig; wenigstens bekennen wir sehr gern, dass wir, in einer minder günstigen Lage als der Verfasser, manches interessante Werk eben durch ihn zuerst kennen gelernt haben Es liegt freilich andrerseits in der Natur einer solchen Arbeit, dass Jeder leicht diesen oder jenen Nachtrag, die eine oder andre Verbesserung liefern kann und dass er es thue, kann nur allseitig erwünscht sein. Wir werden demnach nicht nur die einleitenden Bemerkungen berücksichtigen und eine Uebersicht des Dargebotenen geben, sondern auch hier und da Etwas zur Besprechung herausgreifen, wo wir das Verfahren und Urtheil des Herrn Verfassers, wie die Vollständigkeit und Genauigkeit seiner Angaben controliren zu können glauben, weil uns die betreffenden Werke aus eignem Studium genau bekannt sind.

Die Vorbemerkungen über die Nothwendigkeit und Schwierigkeit, alle wichtigeren Werke aufzuführen und kurz zu characterisiren, sowie über den relativen Begriff der Wichtigkeit, sind treffend und geeignet, jede unbillige Kritik von vorn herein abzuweisen. Die Grundsätze, welche dabei aufgestellt sind, werden kaum Widerspruch finden; auch dem, was insbesondre über „sehr untergeordnete Lehrbücher, Monographien und Recensionen" gesagt ist, stimmen wir bei, dass sie nämlich, wenn auch in einzelnen Fällen und unter gewissen Gesichtspunkten von Interesse und Wichtigkeit, im ganzen wegen ihrer zahllosen Menge einerseits und ihres meist geringen Werthes andrerseits keine durchgehende Berücksichtigung verdienen. Nicht aber sind wir ganz damit einverstanden, dass solche Werke keiner Characteristik oder Beurtheilung bedürfen, „die allbekannt und von anerkanntem Werthe sind (z. B. Diez' Grammatik der romanischen Sprachen)." Diese letztere wird alsdann auch pag. 141 also citirt: „Diez, Grammatik der romanischen Sprachen." — Wir denken, der Studirende, dem ja eben dies Buch in irgend einem Abschnitte seiner Studien noch nicht bekannt ist, hätte gerade für dieses Buch durch eine Characteristik desselben gewonnen werden müssen. Es hätte darauf hingewiesen werden müssen, dass Diez der Erste auf deut-

schem Boden war, der für das Romanische die historische Schule, die streng wissenschaftliche Behandlung der Lautlehre und der Etymologie schuf. Dass der Name Diez so wenig in einem Buche hervorgehoben wird, das uns doch eigentlich wohl eine Geschichte der modernen philologischen Studien liefern müsste, macht uns fast stutzig, noch mehr aber, dass er und warum er hinter Aug. Fuchs figurirt, da das Buch von Fuchs 1849, das von Diez 1836, 1838 und 1844 erschien, ferner dass bei den vor Diez angeführten Werken Druckort uud Jahreszahl erwähnt wird, bei Diez aber nicht, endlich dass auch mit keinem Worte der zweiten, so wesentlich veränderten und wie Diez selbst sagt, neu verfassten Auflage von 1856 und 1858 Erwähnung geschieht. Theils um unserm Leser Gelegenheit zu bieten, sich über die Art und Weise des Verfassers ein eignes Urtheil zu bilden, theils um eine Bemerkung daran zu knüpfen, wollen wir eine hierher gehörige Stelle über die sogenannten „Trichter“ anführen p. 69. „Und selbst der Curiosität wegen dürfen wir wohl mitunter gewisse kleine Machwerke, betitelt „Trichter“ oder dgl. auf einen Augenblick aus ihrer Obscurität ans Tageslicht ziehen. Beiläufig sei hier bemerkt, dass die „Sprachtrichter“ nicht etwa Erfindung unsrer Zeit sind. Schon zu Anfang des vorigen Jahrhunderts gab ein königl. preuss. und Chur-brandenburg. Feldprediger und vocirter Pastor zu Mendelkow und Ehrenberg, Johann Andreas Rücheln, einen solchen heraus, bet.: Der längst erwartete lateinische Trichter u. s. w. Cüstrin und Frankfurt an der Oder 1702.“ Herr Schmitz characterisirt dieses Buch, rühmt ihm nach, dass jetzt alle Elementarbücher anerkennen, was dieser Trichter damals empfahl, nämlich das Bilden und Lernen von Sätzen von vorn herein und fährt dann p. 70. fort: „Was für ein Trichter eigentlich jenen Sprachkünstlern zuerst vorgeschwebt hat, ein Instrument zum Einfüllen, Eingiessen (franz. entonnoir, engl. funnel, lat. infundibulum) oder ein Gehörtrichter, der auch Sprachtrichter genannt wird (franz. cornet, cornet acoustique), wage ich nicht zu entscheiden, obwohl man jetzt populärer Weise nur mit einem Gedanken an das erstere Instrument die Möglichkeit, Kenntnisse „einzutrichtern,“ in Abrede stellt.“ Dass jenen Sprachkünstlern der Trichter als infundibulum vorgeschwebt habe, kann wohl nach dem bekannten Vorgange von Harsdörfer kaum zweifelhaft sein. „Poetischer Trichter, die deutsche Dicht- und Reimkunst, ohne Behuf der lateinischen Sprache, in sechs Stunden einzugiessen u. s. w. Nürnberg 1647.“ Die Vorbemerkungen geben endlich noch eine Uebersicht der Einrichtung der folgenden Capitel, in denen zuerst das Französische, dann das Englische behandelt wird, zum Schlusse die beiden Sprachen zusammengefasst werden. Dabei ordnet der Verfasser seinen Stoff in folgende Fächer, I. grammatische Lehrbücher, II. Wörterbücher, III. vermischte Uebungsbücher, IV. Geschichte der Sprache und Geographie der Sprache, V. Literaturgeschichte, VI. Chrestomathien, VII. Einige kritische Werke, Ausgaben. In dem letzten Capitel kommen nur solche Werke in Betracht, welche beide Sprachen betreffen oder umfassen und welche für das gleichzeitige oder vergleichende Studium derselben von Wichtigkeit sind; daran schliesst sich eine synchronistische Uebersicht der französischen und englischen Literaturgeschichte, sowie das Wichtigste aus der Literatur der Uebersetzungen.

Wie reich der Stoff sei, den der Verfasser in dem zweiten Theile zusammengehäuft hat, geht schon daraus hervor, dass zweihundert Seiten, p. 66—269, damit gefüllt sind, wobei nur hin und wieder ein zu wortreiches Urtheil vorkömmt. Gewöhnlich werden die Werke mit genauer Angabe des Titels und Preises kurz characterisirt, die selteneren, älteren, oder im Auslande erschienenen auch wohl analysirt und ihrem Hauptinhalte nach entwickelt. Wenn dabei öfter characteristische Stellen angeführt oder Proben zur Begründung meist eines ungünstigen Urtheils gegeben werden, so ist das von vornherein nur zu loben. Jedoch macht die ganze Darstellung auf uns zu oft den Eindruck einer zwar fleissigen, aber nicht gleichmässig und systematisch verarbeiteten Sammlung. Es erscheint ungerecht, bei manchen,

im ganzen anerkennungswerthen und auch anerkannten, Büchern einzelne Versehen wiederholt, allzunachdrücklich oder beissend hervorzuheben; es ist wenigstens für uns störend, bei jeder Gelegenheit eine sonst vielleicht ganz interessante, aber in den Zusammenhang wenig gehörende Notiz eingeschoben, oder eine allzu ausführliche Erörterung angeknüpft zu sehen, zuweilen auch einen, milde gesagt, rücksichtslosen Ausdruck des Tadels zu finden. Wir müssen uns begnügen, zum Beweise des Gesagten einzelne Stellen anzuführen, zu besprechen und wenigstens diese und jene zu erörtern.

P. 78. heisst es, nachdem De la Touche: L'art de bien parler françois etc. 2 Bde. Amsterdam 1696 erwähnt und besprochen ist: „Dedicirt hat er sein Buch dem kleinen Herzog von Glocester, einem Sohne der Prinzessin, nachmaligen Königin Anna (die bekanntlich von 17 Kindern keines am Leben behielt). cf Macaulay's History of England. Tauch. Ausg. VIII p. 62." p. 80. sagt Herr Schmitz von Girault-Duviviers Grammatik: „Das Buch erschien zuerst 1824 mit einer Dedikation A Sa Majesté Louis XVIII. (gest. im Sept. 1824), welche die neueren Herausgeber weglassen; der schwache, allzu unselbständige Monarch war darin genannt worden un grand Prince, dont le moindre titre à la vénération de ses sujets et à l'admiration de la postérité, est d'être le plus éclairé des Rois que la France cite avec orgueil." Dergleichen scheint uns kaum zur Sache gehörig, so wenig wie die Notizen etwa von Fiedler p. 176: (Gymnasiallehrer zu Zerbst, schwächlich und allzufleissig, wie sein Freund Aug. Fuchs. Beide sind jung gestorben, Fiedler starb 1850, 33 Jahr alt)" oder auf derselben Seite: „Der Galanterie wegen nennen wir auch die Engl. Sprachlehre der Gräfin Thekla von Baudissin (mit dem bekannten Schriftsteller dieses Namens, der an der Schlegel-Tieckschen Uebersetzung des Shakspeare mitgearbeitet hat, wohl nur weitläufig verwandt"); ähnlich bei Mohnike p. 223. Reed p. 231. Morell p. 257.

Folgendes Urtheil über Burguy's Grammatik, S. 141: „Hätte sich kürzer fassen sollen, da Eigenes, besonderer Begründung Bedürftiges kaum vorkommt," scheint uns sehr hart und zwar deswegen: Burguy's Arbeit ist bekanntlich eine Ausführung des Fallotschen Buches, dem der Gedanke zu Grunde liegt, auf grammatischem Gebiete die Coexistenz verschiedener Dialecte seit frühester Zeit nachzuweisen. Da derselbe jedoch in seinem unvollendet gebliebenen Werke nur Artikel, Substantiv und Pronomen behandelt hat, so gebührt Burguy unstreitig das Verdienst, diesen Gedanken, wo derselbe doch gewiss der Begründung noch bedurfte, für alle übrigen Wortklassen durchgeführt zu haben. Diese, Burguy eigene Ausführung reicht von Seite 198 des ersten Bandes bis Seite 409 und füllt ausserdem den ganzen zweiten Band. Noch mehr. Burguy macht einen andern, unsrer Ansicht nach zwar falschen Unterschied zwischen starken und schwachen Verben, als z. B. Diez, indem er die im Präsens diphthongirenden Verba zur starken Conjugation zählt. Jedenfalls aber hat er für viele Verba zuerst (aimer, donner u. s. w.) die Diphthongirung im Altfranzösischen nachgewiesen und Seite 200 des ersten Bandes eine scharfsinnige Erklärung dieser grammatischen Erscheinung aufgestellt. Mindestens hätte Herrn Dr. Schmitz bei einer etwas vorurtheilsfreien Lectüre des Burgüy'schen Buches nicht entgehen dürfen, dass dieser beiläufig an vielen Stellen der Grammatik sowohl wie des Glossars eine Menge ihm ganz eigner Etymologien, Textverbesserungen und Texterklärungen giebt.

Wie wenig der Verfasser dem Drange widerstehn kann, das was ihm gerade einfällt, auch mitzutheilen, mag ein Beispiel beweisen p. 181. „Ein ganz unsinniges und albernes, mit lauter schlechten Alliterationen (abgesehn von der des etwa verlockenden Titels) spielendes kleines Machwerk sind Peter Piper's Practical Principles of Plain and Perfect Pronunciation. new. ed. with 24 engrav. by Watts Phillips, 1852. (1 s.;) hierbei fällt mir ein einheimisches Beispiel von Alliteration ein, das der siebenfachen des Peter Piper glorreich an die Seite treten kann: in der Nähe von Magdeburg liegt

das Dorf Pechau, dazu das Filial Pöten, hier lebte und wirkte vor einer Reihe von Jahren ein Prediger Namens: Peter Paul Pappe, Pastor Primarius zu Pechau und Pöten." Selbst das Intermezzo von dem Lesebuche des Dr. Manitius p. 237. ist uns für den Ort zu anekdotenhaft. Wenn p. 245. Herr Schmitz sich gegen die Siever'sche Art, den Shakspeare zu erläutern, erklärt, so lässt man sich dies gefallen; wir gestehn unsrerseits ebenfalls, dieser philosophisch grübelnden Auslegung nicht geneigt zu sein; gerade darum aber würden wir uns nie erlauben, eine mit ernstem Eifer und Scharfsinn verfasste Arbeit so ohne weiteres „ein Muster von charakterentwickelndem, ausspürendem, philosophisch - tief sich anstellendem Geschwätz" ja „eine Faselei" zu nennen. Dergleichen Ausdrücke scheinen uns in einer eigentlichen Recension mit voller Begründung nur der bornirten Unverschämtheit gegenüber, in einem Werke, wie das vorliegende sein soll, auf keinen Fall gerechtfertigt. — Dass sogar anerkannte Werke, wie das Wörterbuch von Mozin - Peschier oder das Vocabulaire von Plötz, noch immer mancher Berichtigungen und Zusätze bedürfen, konnte in der Art, wie es p. 117. 127 geschieht, durch Beispiele nachgewiesen werden; aber weitläufige Auslassungen, wie die über „bouquiniste Antiquar" gegen Herrn Hofrath Grässe in Dresden p. 128. Nachtr. p. 464 blieben besser weg. Ebenso sehen wir die naturhistorischen Erörterungen über die Bewegung der Krebse Nachtr. p. 460 als ziemlich überflüssig an, auf die Gefahr hin, von dem Herrn Verfasser für jüngere Leser gehalten zu werden, die nicht begreifen, dass man bei der Sprache sich nicht scheuen dürfe, wo es darauf ankommt, auch auf die Sache einzugehn. Alles hat seine Zeit und seine rechte Stelle! — Die Geschichte der ältern englischen Grammatik hätte aus den im Archiv XXIII, 4. veröffentlichten Beiträgen von Sachs leicht vervollständigt werden können. Analysen der Bücher von Guest, von G. Brown werden Jedem willkommen sein; der Seitenblick bei letzterm auf die Grammatik von Schötensack p. 170. ist weder ganz treffend, noch wird ihn Jemand erwarten; so wenig wie dass der Verfasser seines Vater's Elementarbuch p. 174. als „lächerlich dürftig" anführt. Der Vorwurf der „Wissenschaftlichthuerei," welcher p. 176. Fiedler gemacht wird, wegen einiger Wendungen in seiner Grammatik, erscheint ungerechtfertigt; denn wenn man unbefangen die betreffenden Stellen im Zusammenhange liest, wird man kaum einen andern Eindruck empfangen, als dass Fiedler in dem gerechten Bewusstsein schreibt, die Forschungen der grossen Sprachmeister zuerst mit Consequenz auf das Englische angewandt zu haben.

Von Lucas Wörterbuch weiss der Verfasser nur zu rügen, er habe besonders sein Werk dadurch reichhaltiger als die bisherigen zu machen gesucht, dass er alle möglichen Archaismen und Provincialismen aufgenommen, welche sich in verschiedenen Specialwörterbüchern bequem finden. Das mag sein. Gewiss aber wird der Verfasser seit dem Erscheinen seines Buches bereits zu der Ueberzeugung gelangt sein, dass. Archaismen und Provinzialismen abgerechnet, das Wörterbuch von Lucas an Reichhaltigheit alle existirenden Wörterbücher übertrifft, was im Archiv auch schon verschiedentlich nachgewiesen ist. — Vielleicht möchte selbst das Urtheil über Strathmann, pag. 208, zu scharf sein. —

Was p. 222. flgd. über angelsächsische Sprache und Literatur gesagt ist, würde, obgleich nicht erschöpfend, genügen, wenn es mit mehr kritischer Sichtung zusammengestellt und nur von einem Fingerzeige für denjenigen begleitet wäre, der sich für dieses Studium gerade Rath's erholen möchte. So könnte sich leicht Jemand durch den billigen (nämlich von 2 Thlr. auf 16 Sgr. herabgesetzten) Preis verleiten lassen, zum Anfang des Lesebuch von Ebeling zu wählen und würde doch darin ein für ihn ziemlich unbrauchbares Werk erhalten. Als solches konnte dasselbe wenigstens ebenso gut als die Geschichtsschreiber Englands desselben Verfassers bezeichnet werden, während man bei deren Erwähnung p. 234 nur findet: „ein werthloses Pro-

duct“ und in Parenthese („ebenso wie Desselben Compilation: Geschichte der religiös-politischen Unruhen in Frankreich in den Zeiten Franz I. bis zum Tode Franz II., 1857, angeblich auch nach handschriftlichen und theilweise unbenutzten Quellen.“) — Wenn es p. 225 heisst, dass Behnsch bei der Abfassung seiner Geschichte der englischen Sprache und Literatur einen anerkennenswerthen Gedanken gehabt und ein ziemlich brauchbares, schon der Billigkeit des Preises halber sich empfehlendes Werk geliefert habe, demselben aber einzelne Mängel wiederholt aufgestochen werden, so geschieht dem Buche mit so beschränktem und zweideutigem Lobe jedenfalls Unrecht. Denn abgesehn von den theuren, schwer zu erlangenden englischen Quellenwerken und selbst neben ihnen als geschickte Zusammenfassung des Wichtigsten ist es bis jetzt dasjenige Buch, welches in die ältere englische Literatur am besten einführen wird; und gerade weil es uns trotz einzelner Mängel und mancher Versehn in hohem Grade empfehlenswerth erscheint, zumal in einer Encyclopädie für das Studium der neueren Sprachen, so mögen auch die Ausstellungen, die Herr Schmitz daran macht, ausnahmsweise eine noch nähere Erörterung finden. Derselbe findet es „naiv,“ dass Behnsch die Erklärung angelsächsischer Wörter in Leo's Sprachproben ungeordnet nennt, während sich's Leo bei der Anordnung seines Wörterbuches viel Mühe habe kosten lassen. Der Ausdruck „ungeordnet“ mag nicht genau sein; Leo hat bekanntlich die Wörter ganz eigenthümlich nach gewissen Vocalreihen, dabei zugleich nach Abstammung und nach der hergebrachten Consonantenfolge zu ordnen gesucht, übrigens auch dies keineswegs consequent durchgeführt. Jedenfalls ist der Gebrauch des Buchs dem Anfänger ausserordentlich erschwert. Die etwas subjektiv willkürliche, theilweise inconsequente Anordnung, deren Schlüssel sich noch dazu der Leser erst allmählich suchen muss, kann also in einem gewissen Sinne fast Unordnung heissen. Weiter hat auch Behnsch gewiss Nichts sagen wollen; seinen vielleicht durch die Kürze ungenau gewordnen Ausdruck mit einer gewissen Schärfe „naiv“ zu nennen, dazu lag doch erst dann Grund vor, wenn Etwas zu der Annahme berechtigte, Behnsch habe die Absicht, das Princip Leo's gar nicht bemerkt oder verstanden.

Dass Madden's Ausgabe des Layamon 1847 weder Fiedler 1850, noch Behnsch 1853 bekannt war, benuzt Herr Dr. Schmitz Vorrede p. VII. als Beweis, wie schwer es selbst den Specialisten sei, Lücken zu vermeiden und mag das ganz passend thun, um für seine Encyclopädie eine billige Nachsicht zu fordern. Einen unangenehmen Eindruck aber macht es, wenn er p. 225 bei Besprechung des Behnsch in folgenden Worten darauf zurükkommt: „Ferner ist bezeichnend für den Charakter des Buches von Anno 1853, dass S. 140 sehr gelehrt gefragt wird, ob die angekündigte Ausgabe des Layamon von Fr. Madden schon erschienen sei und diese war schon 1847 erschienen.“ Aus der einfachen Frage, welche Behnsch dem Titel der Ausgabe nachsetzt: angezeigt, ob erschienen? kann doch der Unbefangene wahrlich keine Gelehrtthuerei, sondern nur das bescheidene Geständniss herauslesen, dass er sie noch nicht gesehn, und den wohl zu entschuldigenden Zweifel. Wie schwer es auch heute noch ist, mit der fremden Literatur bis ins Einzelnste bekannt zu bleiben, wenn man sich nicht in einer vorzugsweise günstigen literarischen Lage befindet, wird Herr Schmitz am besten wissen; nicht minder, wie lange oft angekündigte Werke auf ihr Erscheinen warten lassen. An ein Beispiel der Art unter uns mag nur erinnert werden, um eine wenn auch sehr geringfügige Berichtigung daran zu knüpfen. Im Jahre 1834 bereits, als von R. Schmid's Gesetzen der Angelsachsen der erste Theil erschien, wurde zugleich der zweite angekündigt, dieser aber fünfundzwanzig Jahre lang umsonst erwartet, bis nun 1858 die zweite vortreffliche Ausgabe nicht in zwei Bänden, sondern in einem herausgekommen ist.

Als einen Beweis, wie es scheint, dafür, dass Behnsch etwas mehr selbständige und umfassende Kenntniss zu seiner Arbeit hätte mitbringen sollen,

führt Herr Dr. Schmitz an, dass die Zeilen des zweiten Facsimile nicht wie die des ersten und dritten gedruckt und erklärt zu finden seien und fährt dann fort: „Wenn er die beiden Zeilen des Andreasliedes aus der Vercellihandschrift etwa nicht erläutern konnte, so hätte er dies Facsimile lieber weglassen sollen, da vernünftige Leser erkennen und verstehen wollen, was ihnen als Probe, wenn auch nur als Schriftprobe gezeigt wird. Vielleicht ist es manchem Leser nicht unlieb, wenn ich die Stelle hier hersetze, so wie ich sie lese und verstehe (sauf erreur, versteht sich, denn es fehlt ja jeder Zusammenhang): aefter thyssum (für thisum) vordum vuldres thegnas begen tha gebrothor togebede hyldon (für hyldan), nach diesen Worten des göttlichen (eig. der Herrlichkeit) Dieners beider (jeder von beiden) da Gebruder zusagte Huld.“ Der Mangel aller Erläuterung bei Behnsch in diesem Falle mag stören, die Uebersetzungen, die er sonst giebt, sind auch nach unsrer Ueberzeugung öfter unrichtig: aber ungern sehen wir die Kritik in obiger Weise ausüben, wenn die versuchte eigne Erläuterung so sehr der Nachsicht bedarf. Denn auf diese sind allerdings die Worte Guest's anwendbar: In every translation from the Anglo-Saxon, that has fallen under my notice, there are blunders enough to satisfy the most unfriendly critic. Wir wissen sehr wohl, wie schwierig und streitig viele Stellen der angelsächsischen Dichtungen sind; aber die beiden Verse aus dem Andreas gehören wahrlich nicht zu der Zahl und die Uebersetzung, welche Herr Schmitz von denselben liefert, dürfte jedem Kenner des Angelsächsischen unbegreiflich sein. Abgesehn von dem möglichen Missverständnisse des thegnas als Genitiv, wie soll doch hyldon (für hyldan) der Accusativ von hyldo hyld „Huld“ sein, wie noch mehr togebede bedeuten können „zusagte.“ Freilich sagt Herr Schmitz: „sauf erreur“ u. s. w. Aber einmal kommt auf den Zusammenhang hierbei wenig an und dann wäre es wohl nicht zu viel erwartet gewesen, dass zum Verständnisse entweder Grimm's Andreas und Elene p. 30. Erl p. 123. oder Grimm's Angels. Poesien II, p. 34. Uebersetz. II. 28 nachgesehen wurde, wo sich findet:

> Aefter þyssum vordum vuldres þegnas
> Begen þâ gebrôdor tô gebede hyldon.
>
> Beide die Gebrüder neigten zum Gebete sich
> Drauf nach diesen Worten, die Diener der Glorie.

Wir sind desshalb genauer auf diese Einzelnheiten eingegangen, um den Wunsch zu begründen, dass Herr Schmitz hin und wieder vorsichtiger in seinem Urtheile gewesen sein möchte. In einem Werke wie das seinige erwartet man mit Recht eine möglichst objective, kurze und treffende Kritik der verschiedenen Bücher; Hervorheben einzelner Versehn scheint nur dann am Orte, wenn dieselben erstens ganz unzweifelhaft und weiter noch gleichsam die Repraesentanten von einer ganzen Menge ähnlicher, darum für die Characteristik wesentlich sind. Diesem Grundsatze gemäss, den er wohl selbst geelgentlich aufstellt, und in dem ruhigsten Tone zu urtheilen ist dem Verfasser nicht immer gelungen.

Unter den deutschen Werken über englische Literatur p. 231 hätte neben Scherr genannt zu werden verdient: „Geschichte der engl. Poesie von der Mitte des vierten bis zur Mitte des neunzehnten Jahrhunderts von A. Büchner. 2. Theile. Darmstadt 1855.“ Für das grössere gebildete Publikum berechnet giebt dies Buch besonders ausführliche Analysen und reichliche Proben von den wichtigsten Dichtungen. Herr Schmitz sagt nur beiläufig p. 151 bei Erwähnung der französischen Literaturgeschichte Büchners, dass von demselben Verfasser auch eine Geschichte der englischen Poesie da sei. Eben so wird man vermissen: Hettner, Literaturgeschichte des achtzehnten Jahrhunderts, I. Die englische Literaturgeschichte von 1660-1770. Die Geschichte der englischen Literatur u. s. w. von St. Gätsschenberger, I.

Prag 1859. 2 Thlr. 10 Sgr. konnte Herrn Schmitz noch nicht bekannt sein. Unter den Werken über Shakspeare p. 242 erwartet man die neue Ausgabe von Ulrici und Kreissig's Vorlesungen zu finden. Bei den deutschen Uebersetzungen fremder Autoren pag. 269 hätte Lessing als Uebersetzer der Dramen Diderot's erwähnt werden müssen.

Das vierte Capitel, in welchem streng genommen nur diejenigen Bücher erwähnt werden sollen, welche die beiden fremden Sprachen zugleich zum Gegenstand haben, hat ein etwas buntes Aussehen dadurch bekommen, dass in dasselbe auch Lehrbücher des Deutschen, ja des Lateinischen und Griechischen für Franzosen und Engländer aufgenommen sind; auch die Beurtheilung der Ollendorf'schen und Robertson'schen Methoden und Lehrbücher gehört kaum an diese Stelle. Die beiden letzten Abschnitte, welche eine vergleichende Uebersicht der Geschichte der beiden Sprachen und Literaturen, sowie einige Uebersetzungen bringen, hätten wir am rechten Orte etwas ausführlicher behandelt gewünscht. Auffallend ist es, wenn unter den englischen Uebersetzungen griechischer Classiker zu lesen ist: Aeschylus: Blakie. Sophokles: .... Euripides: .... Aristophanes: .... Pindar: .... und so ähnlich weiter. Soll das heissen, dass die betreffenden Schriftsteller gar nicht oder dass sie nur anonym, oder von weiter nicht nennenswerthen Uebersetzern übersetzt worden sind, oder dass dem Verfasser darüber Nichts bekannt war? In jedem Falle bedurfte es nur einer kurzen Bemerkung. So sieht es fast aus, als wenn die Namen der Autoren nur mit aufgeführt wären, um gelegentlich die leere Stelle des Uebersetzers hinter denselben auszufüllen und wir erhalten davon abermals den Eindruck, den das Werk des Herrn Dr. Schmitz an vielen Stellen auf uns gemacht hat, als sei es aus seinen mit grossem Eifer angelegten, gewiss seit langen Jahren fleissigst geführten und darum ohne Zweifel reichen Collectaneen etwas eilig zusammengestellt. Die beiden Theile, mit denen wir es bisher zu thun hatten, zumal der zweite, bieten ein umfassendes Material, aber noch keineswegs in der strengen, geordneten und gleichmässigen Bearbeitung, wie sie von einer Encyclopädie des philologishen Studiums der neueren Sprachen gefordert werden muss.

Da die beiden letzten Theile, die Methodik des selbständigen Studiums der neuern Sprachen und die Methodik des Unterrichts in denselben, wenn auch nach Form und Behandlung den ersten entsprechend, doch einen Inhalt ganz andrer Art haben, so halten wir es für nicht unpassend, deren genauere Beurtheilung wo nicht einer andern Feder zu überlassen, so wenigstens einem zweiten Artikel vorzubehalten.

E. Müller.

---

1) Arthur Schopenhauer als Interpret des Götheschen Faust. Ein Erläuterungsversuch des ersten Theils dieser Tragödie von Dr. David Asher. Leipzig, Arnoldi. 1859.

2) Spekulation und Glauben. Die Faustsage nach ihrer Entstehung, Gestaltung und dichterischen Fortbildung insbesondere durch Goethe, von Dr. Karl Friedrich Rinne, Zeitz, Webel. 1859.

Es wird immer unmöglich sein, den Inhalt eines dramatischen Kunstwerks auf eine wenn auch noch so inhaltschwere Sentenz, auf ein philosophisches Dogma oder ein System zurückzuführen. Das Werk verlöre ja eben damit seine Qualität als Drama. Das muss auch vom Faust gelten, und es ist zu bedauern, dass man mit Verkennung des dramatisehen Charakters dieser Dichtung Goethe's bedeutendste Schöpfung zu einem philosophischen Lehrgedicht hat umdeuten wollen. Vor allem hat man auch dieses Werk als ein Drama zu betrachten. Sein Inhalt kann daher nicht irgend ein Philosophem sein. Das Wesen eines Dramas begreift man allein in der Eigenthümlichkeit der dargestellten Charakterformen Und danach muss sich auch das ästhetische Urtheil über den Faust gestalten. Hat der Dichter mit tiefem Blick und schöpferischer Kraft lebendige Menschengestalten in Bewegung gesetzt, deren Inhalt eine eben so eigenthümliche als ewige und allgemein gültige Form des Wollens und Empfindens bildet, hat er diese Gestalten in einer ihrem Wesen angemessenen Handlung sich entfalten lassen: so ist sein Werk ein echt dichterisches und von desto grösserer Bedeutung, je umfassender und grossartiger der sittliche Inhalt seiner Gestalten ist. Ausbeute für unsre Erkenntniss werden wir im Drama nur in sehr vermittelter Weise erreichen können: aber die Anschauung eines guten Stücks Menschenleben in dem Glanze der Poesie zum Idealen gesteigert, — das ist's, was uns der Dichter bieten wird.

Dennoch werden wir zwischen dem ersten und zweiten Theile des Faust eine nicht auszufüllende Kluft finden. Der zweite Theil der „Tragödie" hat weder Charaktere noch Handlung; weder Conflikt, noch Katastrophe. Er ist in der That eine Allegorie in Gesprächsform aus verschiedenartigen Theilen bestehend und in sehr räthselhafter Weise allerlei Gesinnungen des Dichters darstellend. Dazwischen erscheinen einzelne Scenen, welche ohne weiter gehende Absicht, blosse Ausmalungen von Momenten sind, die sich an den vorliegenden Stoff ergeben, ohne durch ein engeres Band organischer Nothwendigkeit an den Hauptkörper des Werkes gebunden zu sein.

Ganz anders verhält es sich mit dem ersten Theile. Dieser bildet in der That ein organisches Ganze, wenn wir uns das ausscheiden, was sich von selbst als unwesentlich ankündigt. Hier ist ein wahres Drama: gross angelegte Charaktere in glücklicher Gruppirung, gewaltige Conflikte und eine erschütternde Katastrophe. Drei Hauptgestalten tragen das Ganze: der schrankenlos nach dem Unendlichen im Erkennen und Empfinden strebende Titane; der skeptische, alles Ideale verhöhnende Realist; und das reine, unbewusste, dem Uebermaass der Empfindung arglos hingegebene Weib. Alle drei misskennen die substantielle Ordnung des Lebens, sie setzen das Subjektive der Sehnsucht, der Reflexion, der Empfindung über die grossen Objektivitäten. Das einfache Thema ist: — Liebe ohne Ehe, „Die Kindesmörderin." Zu diesem Kerne verhält sich die Darstellung des verzweifelnden Idealisten und seines Bündnisses mit dem „Teufel" als Exposition, die seine Liebe sowohl, wie das Verlassen der Geliebten motivirt. Das Thema lag in der Stimmung der Zeit. Von einem besondern Philosophem ist dabei nicht die Rede.

Die erste der oben genannten Abhandlungen sucht nach gewohnter Weise die Ansichten eines Philosophen in den ersten Theil des Faust hinein-

zutragen, seltsamerweise um aus der Uebereinstimmung des Dichtwerkes mit einzelnen Aussprüchen des Philosophen die Wahrheit eines Systems zu erweisen! Originell ist der Verfasser auch darin, dass er zur Abwechslung einmal Schopenhauer wählt, um nachzuweisen, dass Goethe ein Anhänger der Theorien gewesen, zu denen sich dieser gallsüchtigste aller Philosophen bekannt hat. Wir bekennen, dass uns der Beweis nicht gelungen zu sein scheint. Auf dieselbe Weise liesse sich aus dem Dichtwerke jede beliebige anderweitige Theorie bestätigen, und umgekehrt dieselben Theorien an jedem andern Dichtwerke nachweisen. Sollte Herr Asher einmal den Versuch mit einem Schiller'schen Werke machen wollen, so möchten wir uns erlauben, ihn auf die Jungfrau von Orleans hinzuweisen, bei der er Gelegenheit haben würde, Schopenhauer's tiefsinnige Phallosophie, die er so geschickt an das Verhältniss zwischen Faust und Gretchen anzuknüpfen versteht, des Weiteren zu expliziren. Einige Proben der Art, wie der Verfasser den Faust interpretirt, möchten für das Andere zeugen. Faust ist der Vertreter des über sich und über den Willen zum Bewusstsein gekommenen Intellekts, Gretchen die Verkörperung des Willens selbst, Mephisto die andere Seite des Faust, der Reiz oder Trieb, welcher dem Willen beigesellt ist, oder auch die umgarnende Phantasie. — Die Hexenküche ist die Allegorisirung eines verrufenen Hauses mit seinem unfehlbaren alten Weibe, der Wirthin und den eben so unvermeidlichen Katzen mit noch übrigem Gethier, und Faust berauscht sich daselbst in Punsch, so dass ihm allerlei tolles Zeug durch's Gehirn fährt etc. Das alles sagt Herr Asher, so schwer das zu glauben ist, in völligem Ernst. —

Einen durchaus wohlthuenden Eindruck macht die Schrif des Herrn Rinne: „Spekulation und Glauben." Der Herr Verfasser bietet uns eine ausführliche geschichtliche Untersuchung über Wesen und Entstehung der Faustsage, doch mit der wesentlichen Rücksicht, eben dadurch festzustellen, wodurch eigentlich Goethe's grosses Werk so unwiderstehlichen Zauber übt, und wodurch es andrerseits hinter dem Höchsten, was hätte geleistet werden können, zurückbleibt. Der Herr Verfasser bezeichnet die Faustsage zunächst als den „sagenpersönlichen Ausdruck des spekulativen Menschengeistes innerhalb der deutschen Nation." Wir können damit nicht ganz einverstanden sein. Das Reformationszeitalter, das der Sage seine Entstehung gab, hat eine eigentliche Spekulation nicht erzeugt, nicht einmal in der Form eines unbewussten, ahnungsvollen Triebes. Die Stimmung des gesammten Zeitalters ruht auf religiös-dogmatischem Grunde. Ist die Sage aber ein Ausdruck der tieferen Gesinnung jenes Zeitalters, so wäre es wahrhaft zu verwundern, wenn aus jener Zeit der spekulative Trieb, der in ihr nicht vorhanden war, in die Sage sollte geflossen sein, die aus ihr entstand. Jene Meinung hat nun das kritische Verfahren des Herrn Verfassers im Wesentlichen geleitet. Er scheidet aus der ältesten Form der Sage, die uns zugänglich ist, aus dem Faustbuche von Spies (1587) alle diejenigen Bestandtheile als unächt und unorganisch aus, welche Faust von einer andern Seite zeigen, als von der des „unsinnigen und hoffärtigen Kopfes, des Spekulierers," zunächst also die Zauberschwänke, sodann die Buhlgeschichten, drittens die Scenen, in denen Faust als Arzt, Astronom, Mathematiker und Physiker erscheint. Sogar der Famulus Wagner gilt ihm als unorganische Zuthat. Die Sage sei ursprünglich eine Art von Studentensage gewesen, erst in der Mitte des sechszehnten Jahrhunderts in's Volk übergegangen, dann aber nicht mehr in ihrer eigentlichen Bedeutung verstanden worden, und nun hätte sich fremdartiger Stoff aus andern Sagen assimilirt. Der Verfasser weist nach, wie durch solche Einschiebungen in die Auffassung des Charakters des Helden und in die thatsächlichen Angaben der Sage unlösliche Widersprüche eingeflossen seien. Aber wo Widersprüche in einer Erzählung sind, da schliessen wir auf zufälliges Zusammenschiessen vieler Sagen, nicht aber auf Bearbeitung durch einen seines Planes bewussten Erzähler. Dieser hätte die Widersprüche ja

eher tilgen müssen. Sind sie geblieben, so sind es Ueberreste von Widersprüchen, die in der Sage ursprünglich und vom Bearbeiter nicht getilgt sind. Wenn ferner Faust bald mit hoher Achtung behandelt, bald mit Abscheu auf sein Thun hingewiesen wird, — ist ein solches getheiltes Urtheil nicht nothwendig, wo eine grosse geistige Kraft, die dem Helden Respekt erwirbt, auf verderbliche Abwege geräth? Liegt nicht gerade darin der eigentliche Reiz der Fabel, in der geistigen Selbständigkeit, die dann dazu kommt, sich von ihrem Gott loszusagen? Es musste sich nothwendig immer mehr Ballast an die Sage hängen. Das liegt in der Natur des Publikums, das die Bearbeitungen derselben würdigen sollte. Wüstlingsabenteuer und Zaubergeschichten konnten bis in's Unendliche neu hinzukommen, ohne den Kern der Sage zu verändern. Aber schon in der frühesten Gestalt ist Faust eben so sehr ein Wüstling, als ein Wunderthäter. Der Zusammenhang der Faustsage mit dem Klinsor des Wartburgkrieges oder des Parcival ist unsicher und liegt mehr in äusseren Aehnlichkeiten, als in dem Wesen der Sache. Aber sei es auch zugegeben: über die Bedeutung des Faust, der Gestalt des Reformationszeitalters, können jene alten Auffassungen der Verbindung mit dem Bösen keinen Aufschluss geben. Faust hängt durchaus mit der spätern Teufels- und Hexenmythologie zusammen. Georgius Sabellicus um 1504 macht auf den Namen des „jüngeren Faust" Anspruch wegen seiner Kunst in Alchymie, Nekromantie, Wahrsagung und Zauberei. Das also und nicht Spekulation muss auch als das Auszeichnende Faust's des Aelteren, wer er auch sei, in der Sage gegolten haben. Wenn nun die Faustsage mit den Geschichten des wirklichen Faust, des Faust von Knittlingen, sich verschmolzen hat, so ist nicht Fremdartiges in einander übergegangen, sondern Gleichartiges coalescirt. Gesetzt auch, der hoffärtige fürwitzige Geist sei das Grundmotiv der Sage: so schliesst das doch sinnliche Lust keineswegs aus. Der Uebergang ist sehr leicht und müsste nothwendig von selbst gemacht werden. Von einer ideelleren, reineren Auffassung der Sage lässt sich geschichtlich auch nicht die mindeste Spur nachweisen: ja sie liesse sich auch bei Studenten, und bei diesen erst recht, aus der Stimmung der Zeit nicht erklären. Jenes Uebermaass geistiger Selbständigkeit, an dem allerdings jenes Zeitalter eine Art von gräulichem Wohlgefallen haben konnte, kann sich eben so wohl in schrankenloser Lust und Wüstheit, als in unbegrenzter Wissbegierde offenbaren. Aber wo zeigt sich denn überhaupt in Faust ein eigentlich spekulativer Trieb? Die Fragen nach Himmel, Hölle, Teufel, Engeln können doch nicht als Beweis eines reinen spekulativen, sondern nur eines dogmatischen Interesses gelten. —

Es hat uns sehr erfreut, beim Verfasser eine aufrichtige Werthschätzung der Spekulation und ihrer idealen Ziele zu finden. Wir stimmen mit ihm darin überein, dass der spekulative Grundtrieb die schönste Zierde des deutschen Geistes ausmacht, ja zum Theil die Weltstellung der Deutschen als Nation bedingt. Aber in der Faustsage, die von vorn herein dem Verstande des Bürgerthums angemessen ist, können wir solche spekulativen Triebe nicht verkörpert erblicken. Das ist vielmehr der Grundzug der Faustsage: der Gegensatz ungebändigten Eigenwillens gegen christliches Leben und christlichen Glauben, und die daraus hervorgehende Verbindung mit dem Bösen mit ihrem schmählichen Lohne. Dadurch wird einerseits im Interesse an einer Gestalt wie Faust dies titanische Streben deutschen Geistes nach Unabhängigkeit im Denken und Wollen, andrerseits in der Abmahnung von ähnlichen Wegen die Hochhaltung der geheiligten Lebensordnungen bezeichnet. In diesem Sinne ist die Faustsage ein rechter Ausdruck deutscher Gesinnung und darum ein Lieblingsthema deutscher Dichtung geworden. — Der Verfasser verfolgt sodann mit grosser Sorgfalt den Weg, den die Sage vom Pakt mit dem Teufel durch das Mittelalter hindurch bis zu völliger Ausbildung in der Faustsage genommen hat, und giebt darauf eine Uebersicht der verwandten ausländischen Sagen und der deutschen Bearbeitungen der

Sage bis zu dem bekannten Puppenspiel, um sich zuletzt zu den modernen Gestaltungen der Sage, insbesondere zu dem Goethe'schen Werke zu wenden. Das Meiste, was er über Goethe's Dichtung sagt, ist treffend und wahr. Nur möchten wir nicht glauben, dass Goethe deshalb unter seiner Aufgabe geblieben sei, weil er die immanente Idee der Sage nicht erkannt habe. Die Sage ist für den Dichter ein Objekt, wie jedes andere, dem er erst die Form seiner Phantasie zu geben hat. Und wenn diese bei Goethe ausgereicht hat, etwas in Fülle des Inhalts und Schönheit der Form gleich Gewaltiges hervorzubringen, so kann uns das ursprüngliche Motiv, der blosse Stoff, durchaus gleichgültig bleiben. Zugegeben auch, die Liebschaften Faust's wären ein fremdartiger Bestandtheil der Sage: bei Goethe mussten sie sehr in den Vordergrund treten, wollte er anders ein volles Bild menschlichen Lebens geben. Den Mann musste das Weib ergänzen. Auch darin möchte nicht leicht ein Mangel des Goethe'schen Faust zu finden sein, dass das dogmatisch-religiöse Interesse durchaus zurücktritt. Der Kampf zwischen Spekulation und Glauben, wie ihn der Verfasser in der Sage findet, kann beim dramatischen Dichter nur in seiner sittlichen Wirkung erscheinen als Charakterform, und so erscheint er in der That bei Goethe weit mehr als in der Sage. Ja, uns scheint dem Verfasser seine Auffassung der Faustsage grade aus der Betrachtung des Goethe'schen Gedichts entstanden zu sein. Ohne dieses hätte Niemand darauf verfallen können, in der Spekulation den Grundzug der faustischen Natur zu erblicken. Wir hoffen in der That von einer innigen Vertiefung in das göttliche Wesen des christlichen Glaubens eine neue, herrlichere Epoche auch der poetischen Literatur. Aber keine Dichtung hat als solche ein Dogma oder ein System zu ihrem Inhalt oder ist wegen des Mangels an dogmatischem Inhalt zu tadeln. Die Cultur „der Poesie und des feinen Geschmacks" hat an Goethes Faust keinen Theil, wohl aber die Selbstvergötterung des Individuums. Das möchten wir nicht so zugeben, dass der Faust nur das Spiegelbild des Dichters sei in allen Stücken. Aber ein Bild des schöngeistigen Individuums ist er durchaus, das allen Inhalt nur als den seinigen, in Bezug auf seine Subjektivität weiss und nichts Absolutes, Objektives kennt. Darum lassen wir uns seinen Untergang im ersten Theil gefallen. Seine Rettung aber im zweiten hat etwas durchaus Oberflächliches. Faust's Befriedigung ist etwas bloss Gemachtes, Aeusserliches und Unerklärliches, aus einem Machtworte des Dichters hervorgegangen, der es nicht einmal allzu ernstlich mit seiner Lösung gemeint hat. Diesem armseligen schliesslichen Genügen Faust's fehlt grade das, was der Verfasser treffend als die entsagende Demuth, die liebende Aufgebung der Individualität an das Objektive, als die Kreuzestugend bezeichnet. Der erste Theil hat nichts Lehrhaftes: darum kann man ihm aus einem Dogma heraus keinen Vorwurf machen. Der zweite Theil, der zeigen wollte, wie ein sündhafter Mensch selig wird, unterliegt mit Recht dem Tadel des Verfassers. Um solchen Spottpreis lässt sich die Seligkeit nicht erringen. Der erste Theil des Faust ist in jeder Weise ein vollendetes dichterisches Meisterwerk, das auch in der äusseren Form, wenn man nur die Grenzen der Kunstform nicht allzu eng zieht, mit geringen Abzügen an Unwesentlichem den Anforderungen der Kunstgattung entspricht, das darum leben wird, so lange es denkende und liebende Menschen auf Erden geben wird. Den zweiten Theil geben wir dem Verfasser in jedem Sinne preis und unterschreiben sein Urtheil in allen Stücken. — Die gut geschriebene, äusserlich gut ausgestattete Schrift enthält des geistreich Bemerkten und Interessanten so viel, dass wir, wenn wir auch in den Hauptresultaten zum Theil andrer Meinung sind, sie gleichwohl der Aufmerksamkeit der Kenner nicht allein, sondern allen Freunden der Goetheschen Muse empfehlen dürfen.

Shakspeare's Hamlet erläutert von Carl Rohrbach. Berlin, Schneider. 1859.

Es ist kein Zweifel: der Prinz Hamlet ist so recht eine Gestalt aus des Dichters innerstem Herzen; ein edles Gemüth, ausgezeichnet durch Fülle der Bldung und Energie der Reflexion, überall nach dem Guten und Herrlichen strebend, nirgend durch den schlechten Schein gefesselt. So steht der Prinz in einer verwahrlosten Welt: von allen Seiten dringt das Hässliche, Gemeine, Sündhafte auf ihn ein. Was die Welt nur Bittres bringt, wird ihm nicht erspart. Und nun soll er gar in diese Welt eingreifen mit einer entsetzlichen That, die sich ihm als eine Art von sittlicher Nothwendigkeit aufdrängt. Solcher Noth gegenüber ist er das verkörperte Gewissen, beständig auf den Standpunkt der Nothwehr gedrängt, überall der Angegriffene, weil er wegen sittlicher Bedenken selbst einer so heillosen Umgebung gegenüber nicht der Angreifer zu sein vermag. In schmerzlichem Kampfe verzehrt sich dies edle Gemüth, das von der ungebrochenen naiven Naturkraft zu wenig besitzt. Aber grade darin, in dieser Tiefe des Denkens, liegt das Interesse dieser einzigen Gestalt. Sie ist eine Seite des Dichters selbst. — Aber möge man auch eine andre Ansicht von dem idealen Kerne der grossen Dichtung haben, eine Auslegung, wie die des Verfassers vorliegender Schrift, wird sich immer selbst richten.

Hätte der Verfasser nicht, wie er in der Einleitung das naiv zugesteht, die früheren Interpreten der Tragödie ungelesen gelassen, um nicht seine „Originalität" einzubüssen, so würde er schwerlich die ohne das so reiche Hamlet-Literatur um ein geschmackloses Buch vergrössert haben. Als er sich dann um seine Vorgänger bekümmerte, war seine Deutung schon aufgeschrieben, und Geschriebenes ungedruckt zu lassen, ist bekanntlich heut zu Tage eine physische Unmöglichkeit. Die unangenehmste aller Manieren ist der zudringliche Ton altkluger Ueberlegenheit, und das ist grade die Manier, in der der Verfasser schreibt. Die Auffassungsweise des Verfassers ist die in's Abgeschmackte potenzirte Goethe's. Auf den sittlichen Charakter der dem Hamlet auferlegten That kommt nach ihm nichts an. Die Tragödie dreht sich um den Begriff der Thatkraft. Claudius bedeutet: Thatkraft, Klugheit bei ungerechter Sache. Hamlet: Klarheit ohne Thatkraft bei ungerechter Sache. Fortinbras: Reine Thatkraft bei gerechter Sache p. 6. So wird der Dichter zum Rechenmeister, seine Gestalten Produkte eines logischen Processes, der dürrste antithetische Formalismus. Gegen Hamlet hat der Verfasser einen infernalischen Hass, ja mehr als das, eine souveräne Verachtung. Hamlet ist eine Schauspielernatur, ein Wortheld, ein Phrasenmacher, aber kein Held, nicht ohne Scharfsinn, und doch nicht schlau. Er lässt sich durchschauen und plaudert aus purer Geschwätzigkeit seine Geheimnisse unnütz aus. Auf Laertes ist er eifersüchtig, weil er in schönen Redensarten einen Nebenbuhler getroffen hat. Auf den Zweikampf lässt er sich ein, weil es ja nur gefahrlose Rappiere sind: auf Degen hätte er ihn nicht angenommen. Trotz seiner bösen Ahnungen lehnt er den Zweikampf nicht ab, aus blosser Trägheit, weil ihm das ein Wort kosten würde. Hamlet reflektirt gut, aber er ist ohne Selbstvertrauen und Muth, liebt Nacht und Heimlichkeit. Er ist undankbar und lieblos bis zur Rohheit, grausam und rachsüchtig, kindisch albern (sic, S. 26), durchaus ein Schwächling, nicht ehrgeizig, aber neidisch und unbeständig. Dagegen ist der König ein Muster männlicher Thatkraft. In der That: ärger kann man den Dichter nicht missverstehen. Ein vollendeter Raufbold wäre des Verfassers Ideal. An der Rede des Geistes übt er eine ergötzliche Kritik. Der Vater ist wie der Sohn, die vielen Worte liegen im Blute der Hamlet's. Horatio ist leidenschaftlos, hausbacken und nüchtern, ohne Spur von Muth, zeigt mehr Unterthänigkeit, als Freundschaft, und ein Uebermaass von Bescheidenheit. Shakspeare hat in dem Stücke die Abschreckungstheorie befolgt. Er zeichnet den Hamlet so elend, um

durch sein Unglück zu warnen. Der Zweck des Dramas überhaupt ist mehr ein moralischer als ein ästhetischer. Es soll das Volk erziehen, nicht ergötzen. In süsser Flüssigkeit bietet es heilsame Arznei.

Wir hätten darauf nichts zu erwidern. Würden wir gefragt, ob Jemand, der solche Urtheile fällt, ein Recht hat, als Kritiker sich an einem Shakspeare'schen Drama zu geriren, wir würden die Frage verneinen. Nur einige Proben von Wortdeutung erlauben wir uns noch aus der Schrift anzuführen, um die Manier des Verfassers zu bezeichnen. Wir machen zunächst auf die tiefsinnige Auslegung des Anfangs der Tragödie aufmerksam, S. 87 sqq., ferner auf die „Perle," die der Verfasser S. 28 sqq. gefunden hat. „Fortinbras sagt: Let four captains bear Hamlet like a soldier, to the stage, for he was likely, had he been put on, to have prov'd most royally, d. h. Tragt Hamlet, gleich einem Krieger, nicht: als einen Krieger (denn der war er nicht), zur Bühne (Schauspielbühne), denn wäre er dorthin gestellt gewesen, hätte ihn das Geschick dahin berufen, statt zum Throne, würde er sich königlich bewährt haben. Dafür war er geschaffen! — Das lächelt der Dichter hinter der Maske hervor! und wann? Am Schluss des Ganzen! Es ist wie ein Siegel darunter gesetzt. Aber genug! Der Fortinbras weiss nichts davon, und wir wollen thun, als wüssten wir auch nichts davon. Verstanden?" Ferner p. 124. „Er nennt die Schauspieler my abridgement, und mir scheint, als ob Shakspeare dies Wort absichtlich gewählt habe, weil es zugleich „Auszug, Inbegriff" bedeutet, so dass also Hamlet, vielleicht unbewusst, auch sagt: „Hier kommt der Kern meines Wesens, nämlich „Schauspieler." – p. 132. Bei Gelegenheit des Monologs To be or not to be: „Auch eigenthümlich, am hellen Tage wie ein Mondsüchtiger umherzuspazieren und laut zu philosophiren, ohne zu merken, dass Jemand in demselben Raume weilt." p. 133. „Sonderbar fällt es auf, dass der Prinz in diesem Selbstgespräch die Erscheinung des Geistes geradezu läugnet oder völlig vergessen hat: „Das unentdeckte Land, von dess Bezirken kein Wandrer wiederkehrt" — sagt er, und er hat allerdings einen solchen Wanderer gesehn und gehört. Er hält also wohl den Geist wirklich für einen Teufel." S. 136 zu the courtier's, soldier's, scholar's, eye, tongue, sword: „Diese Wortfolge ist von Shakspeare absichtlich gewählt, um durch Ophelia's Mund ohne ihr Wissen einen Spott anzubringen, der auf den Prinzen köstlich passt. Verbindet man nämlich die Worte in ihrer graden Folge, so sagt Ophelia ohne dass sie es weiss oder will: The courtier's eye, the soldier's tongue, the scholar's sword. Und das hat der ernsthaft und feierlich aussehende Dichter schalkhafter Weise gewollt." Das kostbarste Stück Interpretation S. 143 über den „brutalen Mord des kapitalen Kalbes" können wir leider nicht mehr ausschreiben.

Shakspeare's Kaufmann von Venedig. Eine kritische Skizze von Dr. Wilhelm Bernhardi, Altona 1859. Verlags-Bureau.

Diese kleine Schrift enthält eine verständige und geschmackvolle Darlegung der Hauptcharaktere der köstlichen Dichtung, deren Thema der Gegensatz bildet zwischen idealem Lebensgenusse, der an wirklich werthvollen geistigen Interessen hängt, und dem gemeinen Egoismus des Gelddurstes, der Rache, des Hasses. Ueber die einzelnen Scenen und den Empfindungsgang des Trägers der Handlung, über die eigentliche Meinung des Dichters hat der Verfasser, jeweniger er sich mit allgemeinen kunstphilosophisch sein sollenden Phrasen abgiebt, desto verständiger und treffender gesprochen, und die kleine Schrift, reich an sinnvollen Bemerkungen, wird nicht nur dem Schauspieler, für den sie eigentlich bestimmt ist, sondern jedem Freunde des grossen Britten reichliche Anregung bieten. Ob der Verfasser dem Schauspieler nicht zu viel zumuthet, wenn er von ihm verlangt, dass er den

Dichter historisch, kritisch, ästhetisch und psychologisch vollkommen kenne? Die Kenntniss macht den Künstler nicht, sondern die schöpferische Energie der Phantasie, welche sich in den vollen Menschen hineinzudenken vermag. Auch wo des Dichters Meinung nicht getroffen ist, hat der Schauspieler sein Recht, der uns eine lebensvolle Gestalt in konsequenter Zeichnung bietet. Der Schauspieler soll kein durchsichtiges Medium sein, durch das der Gedanke des Dichters ungebrochen zur Anschauung gelangt, sondern ein Nachdichter. Dagegen hat der Verfasser Recht in der Meinung, dass es eher erlaubt sei, an den Hauptrollen zu streichen als an den Nebenrollen, die dadurch leicht zu gänzlicher Nichtigkeit schwinden. Der Verfasser verspricht, auch den Hamlet zu besprechen. Wir hoffen auch auf diesem noch reicheren Gebiete eine glückliche Ernte von seiner Einsicht.

Germania. Vierteljahrsschrift für Deutsche Alterthumskunde. Herausgegeben von Franz Pfeiffer, 4. Jahrgang. 1. Heft. Wien, Tendler und Comp.

Der Herausgeber, dessen Verdienste um die deutsche Philologie zu bekannt sind, als dass sie hier irgend welcher Erwähnung oder Anerkennung bedürften, hat bald nach seiner Uebersiedelung nach Wien auch den Druck der Germania dorthin verlegt. Mit Befriedigung sieht er in der Ankündigung des neuen Jahrgangs auf die drei ersten Jahre des Bestehens der Zeitschrift hin. „Sie hat auf dem Gebiete der altdeutschen Literatur immer festern Boden gewonnen und allmählich einen ansehnlichen Leserkreis um sich versammelt.“ Die Aussichten bei Gründung des Unternehmens waren keineswegs ermuthigend. „Denn wenn auch allgemein zugegeben wurde, dass der Betrieb der deutschen Philologie, wie er im Laufe der letzten Jahrzehnte sich gestaltet hatte, ein verkehrter, und dass eine Umkehr auf dieser Bahn dringend nöthig sei, so schien doch auf der einen Seite die unverholene Abneigung gegen jeden Widerspruch und jede Neuerung zu mächtig und festgewurzelt, auf der andern die Gleichgültigkeit und Missachtung dieser Studien zu weit gediehen, als dass ein Unternehmen, das sich die Befreiung der deutschen Alterthumswissenschaft von den ihren Aufschwung hemmenden Fesseln und ihre Wiederbelebung und Verbreitung in weitere Kreise zur Aufgabe machte, auf sicheren Erfolg rechnen durfte.“ Diese Zeilen, denen man, wenn man genau von dem Betriebe der deutschen Studien, ihren Hauptvertretern, deren Leistungen und Stellung zu einander unterrichtet ist, im Ganzen wohl beizustimmen geneigt sein wird, werden Vielen, denen jene Vorbedingung zum Verständniss abgeht, nicht ganz einleuchten. Auch glaub' ich, wird der Verfasser derselben nichts dagegen einzuwenden haben, dass sich eine gute Anzahl von Männern namhaft machen lässt, deren Betrieb der Philologie in keiner Weise ein verkehrter genannt zu werden verdient. Es wäre daher in der That sehr wünschenswerth, dass der Verfasser in einem der nächsten Hefte nach seiner offenen und gesunden Art, selbst unangenehme und feindliche Beziehungen zur Sprache zu bringen, zu jenem Satze einen Commentar lieferte und einen Abriss der Geschichte der neuesten deutschen Philologie gäbe. Abgesehen von Genuss und Belehrung einer solchen Uebersicht würde dieselbe vielleicht auch zu einer Vermittlung der Extreme beitragen, die in jedem Falle einer so jungen, keineswegs aller Anfechtungen überhobenen Wissenschaft nur Gewinn bringen könnte.

Das fernere Vorwort, das als Ankündigung des neuen Verlegers dem Hefte beigegeben ist, rühmt die Theilnahme älterer und jüngerer Mitarbeiter, namentlich die von J. Grimm und L. Uhland, und macht aus dem reichen Inhalt der drei ersten Jahrgänge nur einige der grösseren und wichtigeren Aufsätze namhaft.

Ich lasse diese Uebersicht, da ein ausführliches Referat über die Germania von der Redaction des Archivs zwar längst beabsichtigt, aber nicht zur Ausführung gebracht ward, hier folgen.

Zur Sprach und Namenforschung. Ueber die zusammengesetzten Zahlen.— Θ ist hv. — Die Schrift des H. Wolf de Orthographia Germanica. — Ueber das deutsche Duodecimalsystem. — Regiert die Präposition mit den Accusativ? — Deutsche Namen des Katers. — Zur und su. — Participium Präsentis bei Krankheiten. — Ueber die Eigennamen im Parcival. — Ueber einen Fall der Attraction. — Das Grosshundert bei den Gothen. — Mîn im Vocativ. — Ueber Germanische Personennamen 1 — 14. — Die ahd. Präterita. — Der deutsche Instrumentalis. — Beiträge zur Kenntniss der Thüringischen Mundart im 15. Jahrhundert.

Zur Mythologie, Sitten und Sagenkunde. Zur Schwäbischen Sagenkunde. 1. Die Pfalzgrafen von Tübingen. 2. Dietrich von Bern. — Die Trojasage der Franken. — Das altdeutsche Sonnenlehen. – Zur Mythologie und Sittenkunde in Pommern. — Die Heimath der Eckensage. — Die Ruthe küssen. — Die Personennamen Tirols in Beziehung auf deutsche Sage und Literaturgeschichte. — Eomaer und Heming. — Die Sage vom Schwanenritter. — Zwei Gespielen. — Die Sonnenwende im Deutschen Volksglauben. — Zur deutschen Heldensage: 1. Siegmund und Siegeferd. Rath der Nachtigall. Die dankbaren Todten und der gute Gerhard. Die Nibelungensage.

Zu Alterthümern, Recht und Geschichte. Der Gunzenle. — Ueber das Alter des Germanennamens in der Literatur. — Der Bukarester Runenring. — Hlid. Scelp. Drep. —

Zur Literaturgeschichte. Kaspar von der Roen. — Ueber das Bernische Geschlecht der Boner. — Beiträge zur Novellenkunde. — Ueber die Quelle des Deutschen Alexanderliedes. — Das Beowulflied. — Zu Isidor. — Der Dichter des Annoliedes. — Herbort von Fritzlar und Benoît de Sainte - More. — Ueber Bernhard Freidank. — Johann Lauremberg. — Ueber Hugo's von Trimberg Leben und Schriften. — Alberic von Besançon. — K. Heinrich's VI. Lieder. — Ueber Garel vom blühenden Thal von dem Pleier. — Ueber Gottfried von Strassburg. — Wolfram von Eschenbach und Chrestiens von Troyes. — Konrad von Würzburg. — Wolfram von Eschenbach und Guiot von Provins.

Denkmäler, Textkritik, Metrik. Die alten Glossare. — Ein Spiel von St. Georg. — Bruchstücke des Nibelungenliedes. — Die metrischen Regeln des H. Hesler und Nic. von Jeroschin. — Wernher vom Niederrhein und der wilde Mann. — Das Märe vom Feldbauer. — Lachmann's mhd. Metrik. — Der Strophenbau in der deutschen Lyrik. — Ueber Muspilli. — Zu den altdeutschen Gesprächen. — Lieder Herzogs Joh. I. von Brabant. — Der Weinschwelg. — Sprüche deutscher Mystiker. — Ueber ein geistliches Schauspiel des 15. Jahrhunderts. — Meistergesänge des 15. Jahrhunderts. — Predigtmärlein. — Die Prager Handschrift der „Erlösung.“ u. s. w.

Der Inhalt des neuen Heftes ist folgender:

Der Rosengarten, herausgegeben von Karl Bartsch. Abdruck einer Bearbeitung des Rosengartens, die von den bisher bekannten Recensionen abweicht, aus der (gräflich Schönbornschen) Pommersfelder Papierhandschrift vom Jahre 1470. Sie enthält 860 Verse, während der Text in der Grimmschen Ausgabe aus 2055 Versen besteht. Der Herausgeber bespricht die Sprache, die Beschaffenheit des Textes und das Verhältniss des Inhalts zu dem des Grimmschen Textes. Eine kritische Ausgabe lag nicht im Plane des Herausgebers: er gibt den Thüringischen Text der Handschrift und bessert nur einige sprachliche und metrische Fehler.

Ortsnamen auf —arun, —arin. Von Ignaz Petters zu Prag. Zusatz und Berichtigung zu Förstemanns Namenswörterbuch 2, 90.

Zur schwäbischen Sagenkunde. Von L. Uhland. 3. Bodman. „In der nordwestlichen Bucht des Ueberlinger Sees spiegelt sich am linken Ufer hingestrekt der Marktflecken Bodman, mit dem hinter ihm ansteigenden Waldgebirg, auf dessen Vorsprüngen das von alten Linden umgebene Kapellenhaus des Frauenbergs und die schroffen, jetzt Altbodman genannten Burgtrümmer sich erheben. Von diesem Gestad aus wird nicht mehr weithin über den Bodensee und über alemannische Gauen gewaltet, aber den Erforscher vaterländischen Alterthums zieht gerade das an, einen vom Heerwege der Gegenwart abgelegenern, verschatteten Ort in seiner einstigen Bedeutung für Geschichte und Sagenkunde wieder aufleuchten zu lassen.“ Nach diesen einleitenden Worten stellt der Verfasser das Thema für die folgende Untersuchung auf: es soll die Geschichte von Bodman nur so weit erörtert werden, als es zum Verständniss der sagenhaften Ueberlieferungen, die sich an ihr aufgerankt haben, erforderlich ist. Mit dem geschichtlichen Anfange im 8. Jahrhundert beginnend verknüpft der Verfasser die historischen Momente der Burg mit den sagenhaften Erzählungen, die so reich und in langen Jahrhunderten jene Gegenden durchziehen. „Es sind,“ wie er selbst am Schlusse des 60 Seiten langen herrlichen Aufsatzes sagt, „Kunden manigfacher Art und verschiedener Zeit, die in Bodman ihren Anhalt haben; sie betreffen Geschichte, Rechtsalterthümer, geistliche und weltliche Sage, Märchenwelt. — Unter den vier Beilagen handelt die erste über Bodman am Bodensee. Dieser letztere Name erscheint Deutsch zuerst in einer Urkunde von 1087, Bodinsê, weiterhin Bodamsê, Podemsê. Die lat. Zubildungen des ahd. podam für die Benennung des Sees reichen in das 9. Jahrhundert hinauf. der Ortsname Bodoma findet sich schon im Jahre 839. Ob der See nach dem Orte, oder ob dieser nach jenem benannt sei, ist unentschieden, und ein voller Beweis wird nach keiner von beiden Seiten möglich sein. Auch das Grimmsche Wörterbuch spricht nicht entscheidend.

Zu den vier Dialogen von Hans Sachs. Von E. L. Rochholz in Aarau. Die kürzlich von Reinhold Köhler veranstaltete, verdienstliche Ausgabe der vier Dialogen von H. Sachs gibt Herrn Rochholz Anlass, zwei Stellen näher zu besprechen. Die eine bezieht sich auf die Stelle S. 44: euer zuokunft in min haus bedeut warlich ein schne, und Rochholz beweist durch eine Menge von späteren und früheren deutschen und nichtdeutschen Belegstellen, dass, wenn Cleriker über Land fahren oder zu Besuch kommen, es Schnee oder Regen bedeute. Zu der andern (S. 50) sucht er darzuthun, wie aus einem Todtenbrode, dem „Helküchlein,“ ein Bestechungssinnbild geworden ist.

Zur Gudrun. Von Franz Gärtner. Vergleichung der Ambras-Wiener Handschrift und Verzeichung der Abweichungen von Primissers Ausgabe: 1½ Seiten. Dankenswerth aber unbedeutend für die Wissenschaft.

Zu Reinhard Fuchs. Von C. Höfler. Mittheilung eines lat. geschriebenen Auftrags zur Citation des Fuchses vor das Gericht des Königs, der sich in der Summa dictaminis magistri Dominici Yspani (Cod. Bibl. Pragensis III. G. 3. f. saec. XIII.) befindet und in der Herr Höfler eine Anspielung auf Friedrich II. oder Ottocar von Böhmen zu finden nicht abgeneigt ist.

In's Gras beissen. Von J. V. Zingerle. Der Verfasser schliesst sich gegen Wackernagel und Rochholz der Erklärung Wolf's an, dass damit das krampfhafte Oeffnen und Schliessen des Mundes Sterbender, besonders der auf dem Schlachtfelde Verschiedenen ausgedrückt sei, und belegt diese Ansicht mit Beispielen aus Homer, Virgil und Ovid.

Konrad von Würzburg. Erwiederung von Heinrich Denzinger. Diese Erwiederung ist gegen W. Wackernagel gerichtet, der in einem der früheren Hefte der Germania in Betreff des Geburtsorts Konrads „eine Antwort voll Erbitterung und ungerechter Anklagen, einem ihm gegenüber höchst bescheidenen und zuletzt ganz harmlosen Widerspruch in einer keineswegs entschiedenen Frage entgegenstellt.“ Diese Erwiederung geht von dem Sohne des Angegriffenen, Professer der Theologie zu Würzburg aus. Es handelt sich bekanntlich immer noch um die Behauptung Wackernagel's, dass Konrad von Würzburg in Basel geboren sei.

Den Beschluss des Heftes bilden Recensionen von F. Stark (Nibelungenlied oder Nibelungenlieder von H. Fischer; Deutsche Rechtssprichwörter, gesammelt und erläutert von Dr. J. H. Hillebrand); Fedor Bech (Vier Dialoge von H. Sachs); J. V. Zingerle (Aus der Oberpfalz von F. Schönwerth); K. Bartsch (Die Nibelungenstrophe und ihr Ursprung von K. Simrock).

Anzeiger für Kunde der Deutschen Vorzeit. Organ des germanischen Museums zu Nürnberg. Jahrgang 1859. Nro. 1 — 4.

Ein Brief des Grafen Heinrich von Nassau an die Stadt Siegen 1445. Mitgetheilt von Dr. Achenbach, Gerichtsassessor in Siegen. Dieser bisher ganz unbekannte Brief des Grafen Heinrich ergiebt, dass dieser mit seinem Bruder Johann in heftigem Streit lebte und dass deswegen damals eine Auseinandersetzung ihrer vom Vater ererbten Besitzungen nicht zu Stande kam. Dies zur Berichtigung von v. Arnoldi's Geschichte der Oranien-Nassauischen Länder Band 2. Seite 163.

Zwei unbekannte Handschriften, welche einen Traktat Meister Eckharts enthalten. Von Prof. Dr. Kelle in Prag. Kurze Angaben über Auffindung dieser Handschriften und deren Beschaffenheit.

Unbekannte Einblattdrucke bekannter Autoren. Von E. Weller in Zürich. Nachweis einzelner Schriften von Thurneisser, Hellbach, Hans Sachs, Jacob Ruef, Daniel Holtzmann als Anhang zu Nro. 10 und 11 des Jahrganges 1857.

Englische Instrumentisten. Von L. Otto Kade, Cantor und Musikdirektor in Dresden. So wie der englischen Comödianten im Mittelalter oft Erwähnung geschieht (s. auch Anzeiger 1854 pag. 13 und pag. 87.), so wird auch der Englischen Instrumentisten in zwei Schreiben gedacht aus dem Jahre 1586. Ueber die Art und Weise der Musik und der Instrumente derselben ist aus diesem Briefe nichts zu ersehen.

Handschriften von A. Dürer im Brittischen Museum. Wil. Bell in London verbreitet sich in einem Schreiben, welches gleichsam als Nachtrag zu den im vorigen Jahrgange von Naumanns Archiv vom Oberbaurath Hausmann gemachten Mittheilungen zu betrachten ist, über die Werke Albrecht Dürers im printing-room des Brittischen Museums. Die Redaction des Anzeigers theilt dasselbe mit einigen Abkürzungen, Zusätzen und 1 lith. Tafel mit.

Die tetraxitischen Gothen. Von Archivar Herschel in Dresden. Zusammenstellung der zerstreuten Notizen über die tetraxitischen Gothen am schwarzen Meere von der ältesten Zeit bis zur Mitte des 18. Jahrhunderts. Da dieselben nur dürftig und unzureichend sind, so möge mit dem Verfasser darin eine um so dringendere Aufforderung gefunden werden, in genuesischen, türkischen, und russischen Archiven nach vollständigen Nachrichten zu for-

schen. Auch der Name Tetraxiten hat noch keine genügende Erklärung gefunden; wäre die Lesart einiger Handschriften des Prokopius: „Trapeziten," richtig, so würde die Deutung leicht sein.

Heinrich Sentlinger. Von Prof. Zingerle in Insbruck. In der Insbrucker Bibliothek befindet sich eine Papierhandschrift in klein Folio. Ueber das Alter und den Abschreiber des Codex giebt der Schluss genaue Kunde: „Ditz puoch hat geschrieben hainrice Sentlinger von Münichen. und ist auch volpracht do man zalt von christus purd tausent und drew hundert und newntzik jar in dem manod Julius. an dem XXI tag dez manotz." Da das Buch manchen Freund der Deutschen Mystik interessiren dürfte, theilt Herr Zingerle die Einleitung desselben in genauer Abschrift mit.

Brief über den Seekrieg bei Lepanto 1571. Mitgetheilt von Karl Gautrich in Dresden. Schreiben des Dogen Ludovico Mocenigo an den Kurfürsten von Sachsen, gefunden in den Collektaneenheften eines Meissner Fürstenschülers von 1571. Da dasselbe mehrere Copien von Originalaufsätzen, Briefen und dergleichen enthält, so vermuthet Herr Gautsch, dass ähnliche Schreiben an andere Deutsche Fürsten in den Archiven vorhanden sein möchten und fordert zu Nachforschungen auf.

Noch Etwas über Freimarkt. Mitgetheilt von Nic. v. Urbanstadt, K. K. Finanzbezirkscommissär in Eger. Mittheilung von drei Stellen aus den Jahren 1472, 1476 und 1477, in denen die Wörter freimarken, verfreimarken und Freimark vorkommen.

Bruchstück einer bisher unbekannten Handschrift des Wigalois. Von Prof. Dr. Kelle in Prag. In einem Incunabelbande der Prager Universitätsbibliothek ist hinten ein Pergamentblatt eingeheftet, welches die Verse 7110 — 7215 des Wigalois enthält. Es stammt aus dem 14. Jahrhundert.

Handzeichnungen von A. Dürer im Brittischen Museum nebst einer Abbildung zweier Fechterpaare, die W. Bell aus dem oben erwähnten Manuscript des brittischen Museums mitgetheilt hat.

Altes Statutenbuch der Reichsstadt Isny. Von Prof. Dr. Gengler zu Erlangen. Eine dem Germanischen Museum angehörige, 126 Quartblätter umfassende Papierhandschrift enthält eine: „Alte Statt-Ordnung. 1412." Sammlung von Statuten des Rathes der Reichsstadt Isny aus dem 14. und 15. Jahrhundert. Der Inhalt desselben ist höchst mannigfaltig und erstreckt sich über das gesammte Rechts- und Verwaltungsgebiet. Inhaltsangabe und mehrere Proben.

Zur Untersuchung der Schädel aus alten Gräbern. Mitgetheilt von Ign. Petters, Gymnasiallehrer in Leitmeritz. Nach einem Aufsatze Dr. Grögers in Purkyne naturwissenschaftlicher Zeitschrift über die in Böhmen aufgefundenen Schädel gehören dieselben meistens den Slaven an und sind von denen der jetzigen Slaven nicht verschieden. Herr Petters fügt noch die Bemerkung bei, dass die Schädelbildung allein nicht entscheidend sei, und dass die Untersuchungen Dr. Grögers nicht ohne Weiteres auf die Zeit vor den Bojern in Böhmen zu beziehen sei.

Der Schneider Lohn und Ordnung in Lucern, 1472. Mitgetheilt von I. Schneller, Stadtarchivar in Lucern. Preise von Kleidungsstücken nach Verschiedenheit des Stoffes, der Grösse und sonstiger Beschaffenheit. Es werden folgende genannt: Ein sidin wamsel; ein wamsel es sig gknöpflet oder nit; ein par hosen so einer farw sind; teilt hosen; ein manrock mit fütry mit bletz; kurtzer rock, der sust gefütret ist; rock, so an die waden stost und gefütret sind (sic); langer rock, der gefütret ist als die priester tragen; ein mannen mantel durch nider gefütret; ein mannen mantel oben um mit scherter gefütret, ein kurtzer mantel. — einer frowen underrock

und underschurlitz: einer frowen schube, so ein kürsener fütret; einer frowen schube, so sust durch nider gefütret wirt; eine ungefuetrete schube; ein frowen rock; ein frowen rock mit Siden präwt; ein arris rock; ein tuechin mantel; ein mantel, welcher lang schwentz hat unt vil tuch brucht; item von der brust an die weiche mit ermlen gefuetret, — ungefuetret; ein kurtz frowen mantel der gefütert ist durch; ein sust gefütreter.

Heraldisches. Von C. Primbs, Rechtspraktikant in Nürnberg. Ueber die Umgestaltung des Wappens der ursprünglich Thurgauischen, jetzt in Würtemberg blühenden Familie des Freiherrn von Kröll.

Untersuchung über die Räumlichkeit, in welcher der Reichstag zu Worms im Jahre 1521 abgehalten worden. Von J. B. Hohenreuther in Worms. Schon vor der Zerstörung der Stadt Worms durch die Franzosen 1689 war es zweifelhaft, ob der Reichstag Karls V. im bischöflichen Palaste, in der Münze oder im Bürgerhofe d. i. Rathhause abgehalten worden sei. Der Verf. sucht aus zwei Urkunden, einer schriftlichen und einer bildlichen zu erweisen, dass jene wichtige Action im Rathhause Statt gefunden habe.

Remissorium über Sächsisches Land-Lehnrecht und Weichbild. Von Prof. Dr. Kelle in Prag. Homeyer (s. die Deutschen Rechtsbücher des Mittelalters) kennt nur 9 Handschriften des Remissoriums. In Prag befindet sich eine zehnte, aus welcher Dr. Kelle eine kurze Probe mittheilt.

Eine Privatdruckerei des Mathematikers Johannes Schoner. Von Dr. K. A. Barack. Für Liebhaber seltner alter Drucke wird der Nachweis geliefert, dass von Joh. Schoner vier Hausdrucke existieren (von 1521 — 1534), die theils in Nürnberg, theils in Augsburg und dem Dorfe Ehrenbach (Spicaeochti-Timiripe) gedruckt sind.

Ein unbekanntes Deutsches Schauspiel des 15. Jahrhunderts. Von Prof. Dr. K. Bartsch in Rostock. — Dieses in einer Papierhandschrift des 15. Jahrhunderts enthaltene Schauspiel hat Prof. Bartsch ausführlicher in Pfeiffers Germania III, 267 - 297 besprochen. Es enthält ungefähr 7 — 8000 Verse; es ist also unter den bisher bekannten mittelalterlichen Schauspielen das umfangreichste. Die Handlung ist auf drei Tage vertheilt und stellt die Geschichten des Alten und Neuen Testamentes von Erschaffung der Welt bis zur Auferstehung dar. Am Schluss des Artikels bespricht Herr Oberappellationsrath v. Tucher zu München die dem Stücke eingestreuten zahlreichen Melodien.

Verschlackte Wälle in Böhmen. Mittheilung nach einer Notiz des Prof. Worel in Prag über acht bogenförmige Reihen von Wällen etwa zwei Stunden von der Stadt Strakonik von eigenthümlicher Bauanlage aus verglasten oder verschlackten Steinen.

Ein noch zweifelhaftes Buchdruckerzeichen. Von Dr. K. A. Barack. Ein in zwei alten Drucken befindliches mit den Buchstaben A. P. versehenes Zeichen ist noch nicht genügend erklärt und deshalb der Aufmerksamkeit der Bibliographen empfohlen.

Die Bützowschen Ruhestunden und ihre Bedeutung für Bücherkunde und Literatur. Von Friedrich Latendorf in Neustrelitz. — Hinweisung auf die Wichtigkeit dieser 26 Bände umfassenden in den Jahren 1761 — 1767 erschienenen Meklenburgischen Zeitschrift besonders für die Geschichte der Buchdruckerkunst in Mecklenburg, für dialektische Forschungen und überhaupt für Literatur.

Zwei Gedichte von Pamphilius Gengenbach. Mitgetheilt von Adolf Bube, H. Archivrath in Gotha. In der Herzoglichen Bibliothek zu

Gotha befinden sich ein paar Bände „Altdeutsche Holzschnitte.“ Aus dem zweiten derselben werden zwei Gedichte mitgetheilt, die K. Gödeke unbekannt waren. Sie dienen zur Erklärung zweier Holzschnitte, auf deren einem 15 Personen um einen Tisch sitzen und Karten spielen. Die Verse werden den abgebildeten Personen in den Mund gelegt und enthalten vielfach politische und zeitgemässe Anspielungen.

Ueber ein Altarbild von Michael Wohlgemuth. Von Dr. E. H. Costa in Laibach. In den Sammlungen des gelehrten Italieners Volpi in Laibach befindet sich ein auf Holz in Temperamalerei gemaltes Bild von hervorragender Bedeutung. Es stellt die heilige Giulietta dar und Costa schreibt es dem Nürnberger Maler Michael Wohlgemuth zu, vorüber die Redaction ihr Bedenken äussert.

Schöne Frauen zu Lehen. Von Dr. Fickler zu Mannheim. In dem von Freiherrn Fr. v. Berlichingen zu Mannheim demnächst zu veröffentlichenden Werke über seinen Ahnherrn Götz findet sich ein Revers und in demselben eine Stelle, die zu obiger Frage Veranlassung giebt. Es ist nämlich Herrn Fickler fraglich, was unter schöner Frau dort zu verstehen sei, und er wünscht daher weitere Aufklärung.

Die Beilagen bringen ganz wie früher theils Mittheilungen über das Museum zu Nürnberg und dessen Zuwachs, theils Anzeigen über neu erschienene Werke und Aufsätze in Zeitschriften, theils Anfragen und Notizen aller Art. Was die Mittheilungen über den Zuwachs des Museums betrifft, so, wäre es ohne Zweifel im Interesse der Käufer des Anzeigers wünschenswerther, wenn dieselben wegfielen. Sie stehen zu dem wissenschaftlichen Theile des Blattes in keiner Beziehung und verhindern durch den erhöheten Preis die weiteste Verbreitung des Anzeigers, die mehr im Interesse der Wissenschaft als des Museums zu wünschen ist.

Berlin. Dr. Sachse.

Naturgemässer Lehrgang zur schnellen und gründlichen Erlernung der englischen Sprache von Dr. Rudolph Degenhardt. Elementarkursus. 15 Bogen 8., Preis stark geb. 20 Sgr. Bremen, C. Schünemann's Buchhandlung.

Dieser Lehrgang der englischen Sprache ist in seiner Anlage und Ausführung so ausgezeichnet, dass wir nicht umhin können, denselben angelegentlichst zu empfehlen. Der Verfasser will durch einen streng methodischen Gang dem Schüler das Studium der englischen Sprache so viel als möglich erleichtern und macht es sich zur besondern Aufgabe, Einfachheit und praktische Nützlichkeit mit Gründlichkeit zu vereinigen. Er folgt überall der pädagogischen Maxime: vom Nahen zum Fernen; von der Anschauung zur Abstraction. Das ganze Büchlein beurkundet einen erfahrenen Lehrer und trefflichen Methodiker.

Das Werk beginnt mit einer Leseschule. Diese können wir als recht zweckmässig bezeichnen und sie wird dem Schüler gewiss mehr Dienste leisten, als sonst bogenlange theoretische Abhandlungen über Orthoepie. — Der eigentliche Lehrgang besteht aus zwei Abtheilungen. Die erste, von Lection 1 – 44, ist ein vorbereitender Kursus, in dem der Schüler, gleichsam auf dem Wege der Anschauung, stufenweise mit allem bekannt gemacht wird, was ihn täglich umgiebt. Jede Lection ist ein Tableau zusammengehörender oder verwandter Gegenstände, die erst benannt und dann in

einfachen, entsprechenden Sätzen, meistens in der Form eines Zwiegesprächs, dem Schüler wieder vorgeführt werden. Wir müssen hier noch erwähnen, dass der Verfasser den ziemlic humfangreichen Wortstoff mit grossem Glücke verarbeitet hat.

Während in der ersten Abtheilung die Sprache selbst die Hauptsache ist und die Grammatik der Sprache einen untergeordneten Factor bildet, der nur in so weit angezogen wurde, als zum Verständniss des mitgetheilten Stoffes nothwendig war, tritt in der zweiten Abtheilung das grammatische Element in den Vordergrund. In 30 Lectionen werden Formenlehre und Syntax so weit absolvirt, wie es für ein Elementarbuch nöthig ist. In jeder Lection wird irgend eine grammatische Frage zum Abschlusse gebracht. Die vorangestellten englischen Mustersätze (die nach Form und Inhalt Lob verdenen) sind so gewählt, dass die betreffenden grammatischen Gesetze zur Anschauung gebracht werden. Diesen Sätzen folgen kurze bündige Regeln, die sich aus dem mitgetheilten Sprachstoffe von selbst ergeben und die unter Anleitung des Lehrers von den Schülern selbst aufgefunden werden sollen. Auf die Regeln folgt ein kurzes englisches Lesestück in Erzählungsform, so gewählt, dass die vorher aufgefundenen grammatischen Gesetze wieder veranschaulicht werden, das aber vorzugsweise dazu bestimmt ist, den Schüler stufenweise in die gehobenere Schriftsprache einzuführen. Den Schluss einer jeden Lection bilden passende Aufgaben zur weiteren Einübung und Befestigung des Ganzen.

Fr. Dohrmann.

Schwert und Altar. Gedichte von Heinrich Andreas Pröhle, Pastor in Hornhausen. Mit einer Musikbeilage, Leipzig, Gräbner 1859.

„Erinnerungen an 1813 bis 1815“ eröffnen die kleine Sammlung. Das erste Gedicht dieser Rubrik, „Der neue Amor,“ ist ein höchst charakteristisches Bild für jene Zeit, „der Schwur“ und „der Abschied“ ist wenigstens für die damalige Jugend charakteristisch, und ebenso das zugleich bedeutendere und höchst tüchtige Gedicht „das deutsche Mädchen.“ „Des Hornes Ruf“ ist wohl weniger natürlich, zeigt uns aber das uns fremd Gewordene aus jener Zeit dafür. Die „Heimkehr“ beschreibt die Heimkehr der Halberstädter freiwilligen Jäger von Hasselfelde bis Halberstadt.. Von den drei eigentlichen Erinnerungsgedichten führt der Toast auf das Vaterland uns den Feldzug der freiwilligen Jäger noch einmal recht anschaulich vor Augen. Das Erinnerungslied Nro. 9, zum 18. October 1838, zeigt uns den Verfasser offenbar in seiner schönsten und glücklichsten Lebensperiode. Hiernach beginnen „geistliche Gedichte.“ Davon sind Nro. 11, 13, 14, 16, das sehr schöne Abendmahlslied Nr. 17, 18, 19, 20, das schöne Lied vom Hausstande Nr. 22, nach Psalm 128, Nr. 23, 24, 25, diese drei nach Liedern im alten Halberstädter Gesangbuche, und Nr. 21 nach dem ältern Wernigeröder Gesangbuche zum kirchlichen Gebrauche geeignet. Ausgezeichnet zu werden verdienen noch die Lieder Nro. 12 „Weihnachtstrost“ und Nro. 15 „Zions Weihnachtsruf.“

Von Nro. 29 – 47 folgen Grabschriften. Sie hegen noch denselben kindlichen Sinn, wie die Gedichte des Verfassers aus der Zeit der Befreiungskriege. Wir führen bei der Kürze der Grabschriften gerade von diesen eine Probe an. Wer sollte sich nicht von der Grabschrift des jungen verunglückten Bergmannes ergriffen fühlen:

Ich war ein flinker Bergmannsknapp,
Fuhr fröhlich in die Grub hinab,
Und aus der Grube himmelauf,
Und ruf hinunter euch: Glück auf!

Es athmet in diesen Worten eben der kindliche, völlig naive und unmittelbar volksthümliche Sinn, der die „kirchlichen Sitten" des Verfassers (Berlin bei W. Hertz,) dies „vortreffliche Buch," wie der Generalsuperintendent Hofmann in der Messner'schen Kirchenzeitung sie nennt, allgemein empfohlen hat. Wir Zweifeln nicht, dass auch „Schwert und Altar," besonders als Erbauungsbuch, Eingang finden wird.

Elementargrammatik der französischen Sprache von Dr. Gleim, Rector der höheren Töchterschule zu St. Maria-Magdalena in Breslau. — Breslau, Trewendt 1859.

Diese, für drei einjährige oder sechs halbjährige Curse (Vorr. p. VI) berechnete Elementargrammatik tritt in einen so wesentlichen Gegensatz zu andern Büchern ähnlicher Art, namentlich zu denjenigen, die im gegenwärtigen Augenblick die weiteste Verbreitung an preussischen Schulen haben, es liefert zugleich so schöne Beweise methodischer Behandlung und pädagogischer Begabung, dass es nicht verfehlen kann, die Aufmerksamkeit der Lehrerwelt in hohem Grade zu beschäftigen.

Es ist ein Protest gegen „eine kleine Grammatik des Allerleichtesten," der dann ein zweiter und dritter Cursus folgen, und sucht das Stufenmässige gerade darin, einen geschlossenen Abschnitt der Grammatik im Zusammenhang zu behandeln. Es wird damit jedoch nicht auf die mit dem Artikel beginnenden Grammatiken zurückgegangen, sondern der Verfasser legt von vornherein, ohne wiederum mit den Hülfszeitwörtern zu beginnen, das Verbum zu Grunde, so dass dies mit Einschluss der unregelmässigen Verben am Ende der Grammatik vollständig absolvirt ist und bis hierher Grundlage des Unterrichts bleibt. Es ist nicht zu verkennen, dass in dieser Weise das Zerreissen des Unterrichtsstoffes vermieden und ein innerer Zusammenhang in demselben hergestellt wird. — Der Verfasser erweitert daneben und mit Unterordnung unter jene Hauptrücksicht die Kenntnisse in Beziehung auf Aussprache, Wortschatz und Grammatik, und da er sorgfältig ausgewählte Lesestücke giebt, so wird dadurch wiederum eine Concentration des Unterrichts gewonnen, indem nun neben seinem Buche weder ein Vocabularium noch eine Chrestomathie angewendet zu werden braucht. — Nachdem nun mit dem Verbum, d. h. mit dem einfachen Satze der Anfang gemacht worden ist, fragt es sich, in welcher Weise die Bekleidung desselben am Zweckmässigsten vor sich zu gehen hat. Der Verfasser lässt dies sofort vermittelst des Adverbs geschehen, wofür einmal die enge Beziehung des Adverbiums zum Verbum, andrerseits der Umstand spricht, dass so gebildete Sätze dem Elementarschüler viel concretere Anschauungen geben. — Der Verfasser sieht ferner darin einen Vorzug seines Buchs, dass er zur Bildung seiner Sätze nicht aus dem historischen und geographischen Gebiete schöpft; denn: bleiben die daher entlehnten Sätze unverstanden, so gewöhnen sie an ein gedankenloses Lesen; sollen sie verstanden, erklärt, sogar behalten werden, so leiten sie den Schüler dazu an, die ganze Kraft seiner Aufmerksamkeit nicht dem Sprachlichen zuzuwenden, sondern dieselbe zwischen das Sprachliche und das Beiwerk an solchen Notizen zu zersplittern. Es verwundert allerdings, dass der Verfasser in dieser Hinsicht das moralische Gebiet für das wahrhaft ergiebige erklärt, da der verhältnissmässig bei Weitem kleinere Theil seiner Sätze dem genannten Gebiete entlehnt, der bei Weitem grössere

dem Sprachgebiete des alltäglichen Verkehrs und des gewöhnlichen Lebens entnommen ist. Er hat wohl nur den Gegensatz seines Buches zu ähnlichen hervorheben wollen und sich dabei einer Wendung bedient, die durch den Inhalt des seinigen nicht ganz bethätigt wird. Welcher praktische Schulmann würde aber nicht zugeben, dass erfahrungsmässig gerade jene leicht zu verstehenden, zur Nachbildung anregenden, sich leicht dem Gedächtniss einprägenden Sätze aus der Sprache des Verkehrs den Schülern unterer Klassen die meiste Freude machen, gerade weil sie ihrer Herr sind und an ihnen nichts unverständlich bleibt.

Nachdem wir so die allgemeinen Grundzüge der vom Verfasser eingeschlagenen Methode angegeben haben, gehen wir zu den einzelnen Lectionen über. Auch hier müssen wir eine ungewöhnlich geschickte Hand, ja die meisterhafte Behandlung des Elementarunterrichts anerkennen. Jede Lection ist durchdacht; überall leitet den Verfasser ein Grund, kein blindes Ungefähr. Nicht ohne Grund bildet der Verfasser von vorn herein seine Sätze mit den bekanntesten Taufnamen. Diese sind wegen ihrer Aehnlichkeit mit der Muttersprache leicht zu behalten; es prägen sich wegen ihrer Verschiedenheit von derselben zugleich die Hauptregeln der Aussprache an ihnen leicht ein; der Schüler behält sie gern; denn es sind die Namen seiner Gespielen und Genossen, die er in jeder Minute in und ausser der Schule zu verwenden Gelegenheit haben kann. — Ebenso ist Sorge getragen, dass gerade in den ersten Lectionen eine Fülle jener von und durch die Endung — iren wiedergegebenen Wörter vorkommt, die sich die Schüler wie spielend aneignen. Nicht ohne Absicht schildert Referent eingehender den Inhalt der ersten Lection, der ersten Stunde, des ersten Eindrucks, den das Buch auf den Schüler macht. Er lernt in der ersten Lection dieses Buches an den gegebenen Wörtern, dass ein Consonant am Ende eines französischen Wortes in der Regel stumm ist. Hat ihm der Lehrer dies gesagt, so ist er erstaunt, sämmtliche Wörter dieser Lection sofort lesen zu können; denn auch die Regeln über die Aussprache sind vom Verfasser auf das Sorgfältigste abgestuft, und indem er sich in der ersten Lection genügen lässt, eine Grundregel anzugeben, hütet er sich wohl, auch nur eine Schwierigkeit hinzuzufügen. Indem ich ein andres, mir zur Besprechung zugeschicktes Buch öffne, finde ich dagegen: Bonjour, Monsieur. Où est le père? Welche Fülle von Schwierigkeiten erwächst dem Schüler hier aus jedem Wort. Er hat in bon den Nassallaut, in jour die Aussprache des j und des Diphtongen, in Monsieur die unregelmässige, von Molière noch als trivial gekannte Aussprache von mon, die von ieu, die des scharfen s, in où die Bedeutung des Accents, in est die des e ouvert u. s. w. u. s. w. zu begreifen, d. h. es ist in Bezug auf Aussprache der methodische Grundsatz „vom Leichten zum Schweren“ gar nicht berücksichtigt. — In unserer ersten Lection sind ferner sich leicht einprägende Eigennamen: Anne, Mathilde, Robert u. s. w. zur Satzbildung verwendet. Gebräuchliche Adverbia schliessen sich den Verbis an. Der Schüler wird am Ende der Stunde durch und durch Herr des behandelten Stoffes sein. — In der zweiten Lection lernt er, ausser einigen neuen Vokabeln, nur Aussprache und das Buchstabiren. Er kann nun seine Sätze bereits sprechen, lesen, buchstabiren und schreiben. Die dritte Lection lehrt ihm dazu die Aussprache der Diphthongen und die erste Person prés. indic. Die vierte ist dem Nassallaut gewidmet, und er vermag nun die durch Lection drei und vier vorbereiteten Formem on parle, nous parlons auszusprechen und zu erlernen. Das substantivische Subject ist noch immer ein Vorname. Lection fünf giebt die Aussprache von ez und damit die zweite pers plur. indic. Nachdem die sechste nur der Aussprache gewidmet war, schreitet er in der siebenten zum Unterschiede der drei Hauptarten des e und zum Erlernen der Accente. Bis zu dieser Lection kam nie ein Wort mit einem Accente vor. Dagegen war ihm praktisch das Vorhandensein verschiedener Arten des e schon bekannt. — Ginge man in dieser Weise die

Lectionen durch, so würde man überall Resultate reiflichen pädagogischen Nachdenkens anerkennen müssen.

Und doch würde man bei aller Anerkennung, die man sich dem Verfasser zu zollen unbedingt verpflichtet fühlt, kaum rathen können, sein Buch in der Gestalt, wie es da ist, in die Schulen einzuführen. Man müsste wenigstens so lange einen äusserst vorsichtigen Gebrauch desselben empfehlen, als der Verfasser sich nicht entschliessen könnte, seine in demselben entwickelte Conjugationstheorie vollständig aufzugeben und uns dann das uns lieb gewordene Buch in verbesserter Gestalt zu bieten.

Der Verfasser nimmt nämlich vier Conjugationsarten an, zwei regelmässige und zwei unregelmässige. Seine (erste und zweite) regelmässigen sind die gewöhnlich als erste und zweite aufgeführten. Zu der ersten unregelmässigen (welche einen Consonanten zum Character hat) gehören alle, nicht wie finir conjugirten, Verben auf ir, ausser fuir, alle auf oir ausser voir, choir, seoir und alle auf re mit vorhergehendem Consonanten. Zu der zweiten, welche einen Vokal zum Charakter hat, gehören: fuir, voir, choir, seoir und alle auf re mit vorhergehendem Consonanten. Dem Verfasser fehlte der Raum, wie er sich selbst ausdrückt, die Gründe dieser Eintheilung zu entwickeln, und wir müssen es uns mit seinen Andeutungen p. IV und V der Vorrede genügen lassen. Die Conjugationsformen werden in vier „Inbegriffe“ getheilt, worunter der Verfasser einen Complex lautlich zusammengehörender Formen versteht. Der erste Inbegriff besteht aus Fut. und Cond., der zweite aus dem Sing. Prés. Ind. und dem Sing. Impér., der dritte aus Part. prés., Pluriel du Présent de l'Ind., Plur. de l'Impér., Subj. prés., Descriptif, der vierte aus Part. passé, Narratif, Subj. passé. An diesen Inbegriffen werden Stamm, Einschiebung, Schluss unterschieden. Es ergiebt sich nun, dass die vierten Inbegriffe der ersten regelmässigen und ersten unregelmässigen Conjugation vokalische und die dritten Inbegriffe der zweiten regelmässigen und zweiten unregelmässigen Conjugationen consonantische Einschiebungen haben. — So scheint sich ein auf Gesetzen beruhendes, schönes symmetrische Verhältniss hergestellt zu haben, ein Verhältniss, das entdeckt zu haben dem Verfasser nicht geringe Mühe gemacht haben muss. Leider beruht diese Entdeckung auf einem gänzlichen Verkennen und Missverstehen des historischen Werthes der Formen, was überrascht, da man nach den eigenen Aeusserungen des Verfassers in der Vorrede wirklich zu der Erwartung berechtigt sein durfte, er habe seine Ansichten auf Studien in der historischen Grammatik basirt.

Da das Buch nun wirklich in seiner Methode so ungemein brauchbar ist, nicht jedoch von einem jeden Lehrer der französischen Elementargrammatik erwartet werden kann, er sei mit der historischen Grammatik vertraut genug, um sich der Irrthümer, die das Buch verbreiten könnte, bewusst zu werden, so ist es unerlässlich nothwendig und zugleich eine Pflicht der Gerechtigkeit gegen den Verfasser, die Warnung vor dem Gebrauche dieses Buches durch eine eingehendere Besprechung der Conjugationstheorie des Verfassers zu begründen, auf die Gefahr hin, den Lesern dieses Blattes allbekannte Dinge vorführen zu müssen.

Der erste Inbegriff der ersten regelmässigen Conjugation (parlerai, finirai) besteht nach dem Verfasser aus Stamm parl, fini, Einschiebung in der ersten er, in der zweiten r und Schluss ai. Dass der Stamm nicht fin und die Einschiebung ir ist, verdanken wir wohl dem Umstande, dass die zweite regelmässige Conjugation, um der Theorie des Verfassers willen in ein symmetrisches Verhältniss zur zweiten unregelmässigen dieses Buches treten sollte, bei der der Charakter bekanntlich ein Vokal ist. Nun wird man aber nicht im Stande sein, einem des Lateinischen kundigen Schüler auszureden, dass in aimer das er ebenso Endung ist, wie das ir in finir. Denn dass wir in diesen Futurformen es mit dem Infinitiv zu thun haben, und dass die romanischen Future Zusammensetzungen des Infinitivs mit dem Hülfszeitwort

habere sind, daran zweifelt doch heute Niemand mehr. Es sprechen dafür 1) die Aehnlichkeit der Formen; 2) der Umstand, dass neben dem italienischen Futur canterò eine andre Form canteraggio ebenso nebenher geht, wie aggio, ich habe, neben ho, ich habe; 3) dass im spanischen und portugiesischen Futurum die pronomina personalia nicht bloss vor das Futurum treten, sondern auch zwischen die Bestandtheile desselben, den Infinitif und das Hülfszeitwort gesetzt werden können, z. B. statt lhe mostrarei, ich werde Ihnen zeigen, mostrar-lhe-hei. Dazu bringt Diez in der zweiten Auflage seiner Grammatik schlagende Beweise aus den italienischen Dialekten. — Im zweiten Inbegriff trennt der Verfasser in je parle, tu parles, il parle und in je finis, tu finis, il finit folgendermassen: Stamm parl, Schluss e, es, e und, seiner Theorie zur Liebe, Stamm fini, Schluss s, s, t. Der Vergleich mit dem Lateinischen zeigt auch hier die Willkür. Wie e, es, et aus lateinischem o, as, at hervorgegangen ist, so is, is, it aus lateinischem io, is, it. — Was die dritte Einschiebung anbelangt, so trennt der Verfasser finissant in fini-ss-ant. Hier könnte man allerdings zwar nimmer von einer Einschiebung ss, doch aber von einer Einschiebung iss, herstammend von der lateinischen Inchoativform isc reden, wobei man jedoch festhalten müsste, dass keine eigentlich romanische Einschiebung statt findet, sondern nur die lateinische Einschiebung beibehalten wird. Im vierten Inbegriff wird uns nun sogar zugemuthet, in parlé, parlai, parla, parlâmes, parlâtes, parlèrent die Vokale é, ai, a und è für Einschiebungen zu halten, Vokale, die sich direct aus den lateinischen Formen atus, avi, asti, avit, avimus, astis, averunt entwickelt haben. Und wie kann überhaupt bei parlé, parlai, parla von einer Einschiebung die Rede sein, da sich é, ai, a am Ende befinden und zu einer Einschiebung doch zwei Dinge gehören, zwischen welche eingeschoben werden kann? Wir vermöchten hier freilich den Verfasser so zu rechtfertigen, dass wir annähmen, er habe mit Einschiebung den lateinischen Bindevocal a gemeint, wenn wir nicht aus seinen andern Einschiebungen er in parlerai, r in finirai, ss in finissant wüssten, dass er so etwas zu sagen nicht beabsichtigte. Es entspricht nun ferner in des Verfassers System der vokalischen Einschiebung der regelmässigen ersten, eine vokalische Einschiebung im vierten Inbegriff der unregelmässigen ersten, zu der also beispielsweise (s. o.) perdre und recevoir gehören, deren zwischen nichts eingeschobene Einschiebung im participe passé u wäre. Ebenso wäre in perdis das i Einschiebung. Auch hier belehrt uns der Augenschein und ein Vergleich mit den lateinischen Formen eines Bessern. (u ist aus spätlateinischem utus hervorgegangen.) Die erste unregelmässige ist nun in vier Gruppen getheilt, die nach dem Character des zweiten Inbegriffs also geschieden werden: der Character wird geschrieben und gesprochen (tressallir, venir); der Character wird geschrieben, nicht gesprochen (rompre, répondre); der Character wird weder geschrieben noch gesprochen (mentir, plaindre); es tritt noch eine Ablautung des Stammvocals zu (die Wörter auf oir, gésir, faillir). Zu der ersten Gruppe wird erwähnt, dass viendrai das é der Infinitivendung durch d ersetze! Wahr ist nur, dass i ausgefallen ist; denn tenrai, venrai sind altfranzösische Formen. Wahr ist ferner, dass zwischen den Liquiden nach einem in vielen Sprachen gewöhnlichen Vorgang eine muta eingeschoben ist. Vergleiche: simulare = sembler, marmor = marbre, Veneris dies = Vendredi, *ἀνδρός*, *μεσημβρία*, Fähndrich = Fähnrich, Hendrichs = Henrichs. An eine Ersetzung eines ausgefallenen Buchstabens denkt hier die Sprache nicht. Cueillerai soll für cueillirai aus orthographischen Gründen stehen. Wüssten wir doch einen derselben! Was sich der Verfasser bei offert, mort, acquis der ersten, mis und pris der zweiten, résous, plaint, crû, connu, né, plu unter verkürzten Formen denkt, wird nur klar, wenn man sich noch seiner Theorie der vokalischen Einschiebung erinnert. Né ist aber ebenso direct aus natus, wie aimé aus amatus hervorgegangen, plaint aus planctum, acquis aus acquisitum, mis aus missum, connu aus cognutum für cognitum. Das sind allerdings Verkürzungen, ganz wie aime für amat,

aimasse für amavissem, aiment für amant, also nicht Verkürzungen im Sinne des Verfassers. In der zweiten Gruppe, heisst es, endet das narratif stets auf is, und zwar meist durch Ablautung aus dem u des participe passé. Das narratif entsteht aber nie aus dem participe passé, die Endung is entsteht aus der lateinischen Endung i, die des participe u aus der lateinischen Endung u, das für viele Verben anstatt des i eingetreten war, wie sich aus mittellateinischen Formen wie reddutus, decernutum ergiebt. — Die zweite Classe der unregelmässigen Verben muss bekanntlich wegen der Theorie des Verfassers eine consonantische Einschiebung im dritten Inbegriff haben, weil sonst jenes schöne symmetrische Verhältniss zu demselben Inbegriff der zweiten Klasse der regelmässigen Conjugation in Trümmer fällt. War es nun möglich, bei finissant wegen der inchoativischen Einschiebung iss von isc allenfalls von Einschiebung zu reden, so findet hier überall, wo sie der Verfasser statuirt, durchaus keine statt; s in disant ist keine Einschiebung, sondern das c in dicens, v in écrivant das b in scribens u. s. f. Die seltsamste Gruppe ist nun die zweite der zweiten Klasse der unregelmässigen Verben. Diese haben bekanntlich im dritten Inbegriff eine consonantische Einschiebung. Diese Einschiebung „fehlt nun entweder in der zweiten Gruppe ganz" (nous rions), oder sie besteht in dem durch Umwandlung des Stamm i in ein y entstehenden Jodlaut. Was soll man zu einem Kennzeichen sagen, das mitunter nicht vorhanden ist?

Dass dies Conjugationsgebäude also in sich zusammenfällt, darüber wird dem Verfasser wohl selbst kein Zweifel mehr erwachsen. Was aber hat ihn zu einer solchen, dem historischen Rechte Hohn sprechenden Darstellung der Conjugationen bewogen? Er giebt darüber Andeutungen in der Vorrede, da ihm der Raum fehle, seine Gründe dafür zu entwickeln. Er stützt sich einmal auf die historische Sprachwissenschaft, die die Viertheilung schon längst aufgegeben hat. Er hätte angeben können, dass die älteste französische Grammatik, die von Palsgrave, nur eine Dreitheilung hat. Er hätte Diez hier als Gewährsmann nennen können und mit ihm die grosse Zahl seiner Schüler, Diez, der trotz Burguy, der zur Viertheilung zurückgekehrt ist, seine frühere Eintheilung auch in der zweiten Auflage seiner Grammatik festhält. (Vergl. hiezu Strack's Recension Arch. XXV, p. 445.) Dass die historische Grammatik aber auch nur historische Gründe für ihre Eintheilung hat und nirgend die Willkür anruft, hätte den Verfasser zur Prüfung seiner Theorie bewegen müssen. Ein andrer Grund ist der, dass in der jetzigen Eintheilung der Conjugation heterogene Dinge zusammengestellt, verwandte getrennt würden. So sei perdre ganz ebenso unregelmässig, als vêtir; denn ausser der Infinitivendung seien alle ihre Formen gleich; andrerseits aber gehörten fuir und mentir, voir und pouvoir, nuire und prendre zu derselben Conjugation, Zeitwörter, die doch nichts miteinander gemein hätten. Es wäre der Infinitiv überhaupt nicht geeignet, zum Eintheilungsgrunde gemacht zu werden. Das Letzte fällt nun der historischen Grammatik überhaupt nicht ein. Für sie ist und bleibt der Eintheilungsgrund das geschichtliche Verhältniss der Tochter- zur Muttersprache. Der Infinitiv ist nur eine bequeme Bezeichnung der entsprechenden Conjugation durch ein vereinzeltes Kennzeichen. (Allerdings könnte sich der Verfasser auf Burguy berufen, der einmal erwähnt, dass er zur Darstellung der starken Conjugation eigentlich Verba der verschiedensten Conjugationen wie aller, aimer (Beide sind nach Burguy stark), savoir, faire, taire, craindre zusammenwerfen müsste, was aber die Klarheit beeinträchtigen würde. Burguy spricht aber hier nur von der starken im Gegensatz zur schwachen Conjugation, wobei ihm bekanntlich die Diphthongirung des Präsens den Maasstab abgiebt, wogegen Diez die starke Conjugation richtiger am Umlaut des Perfects erkennt. — Herr Dr. Gleim citirt bei dieser Gelegenheit, um zu beweisen, wie wenig der Infinitiv Eintheilungsgrund sein könne, die altfranzösischen Infinitive plaisir neben plaire, taisir neben taire. Gerade diese Formen sprechen gegen ihn. Denn obwohl plaisir

eine Form der zweiten Conjugation ist, so hat man nie davon plaisirai gebildet, man hat nie deswegen dies Verbum zur zweiten Conjugation gerechnet.) Aimer gehört wegen aimai, aimasses, aimes, aimé ebenso zur ersten Conjugation wie wegen des Infinitivs. Aber auch in des Verfassers Anordnung ist der Uebelstand der Zusammenstellung heterogener Dinge nicht vermieden worden, wird sogar schwerlich vermieden werden können. In seiner ersten unregelmässigen befinden sich neben mourir, répondre, neben je meurs, je réponds, neben je mourus, je répondis, neben mort, répondu, d. h. diphthongirende neben nicht diphthongirenden, starke neben schwachen Formen; neben prendre steht offrir, neben prenons, offrons, neben pris, offris, neben pris, offert; neben pleuvoir steht mentir. Sind diese Formen nicht heterogen genug? —

Von perdre hatte der Verfasser gesagt (s. o.), es sei ebenso unregelmässig wie vêtir. Es fragt sich nur, was er unregelmässig nennt. Die historische Grammatik hat diese Bezeichnung bereits aufgegeben. Diez sagt II, 120, zweite Auflage: „Dass man sie (die Verba) unregelmässig nannte, war unrecht; wenigstens kann die historische Grammatik diesen Gesichtspunkt nicht anerkennen, da sie gleichfalls regelmässig sind und nur in kleinere Gruppen zerfallen.“ Bei dem Verfasser gehören natürlich alle Verba in die unregelmässige Conjugation, die nicht zu seinem parler und finir passen, folglich auch die ganze vierte, folglich auch perdre eben so unregelmässig wie vêtir. Die historische Grammatik hält jedoch vêtir (vêtu vielleicht abgerechnet) für ebenso regelmässig als mentir, partir etc. Mentir, partir, vêtir gehören zu der Gruppe der Verba auf ir, die ohne das inchoative iss flectirt werden, wie finir zu der mit inchoativem iss. Ferner ist gegen den Verfasser zu erwähnen, dass die Bildung perdrai doch in etwas andrer Form vor sich geht als vêtirai.

Aber des Verfassers System nimmt auch nicht einmal alle Verben auf. Ohne es irgendwo einzuräumen, hat uns der Verfasser zu unsern vier Conjugationen durch gänzliche Ausscheidung von aller und envoyer eine fünfte gemacht, die sich den von ihm aufgestellten Gesetzen durchaus nicht anbequemen will.

Wir befürchten kaum, dass der Verfasser uns entgegne: Die historische Würdigung der Formen sei beim Elementarunterricht durchaus nicht von Belang, und es käme nur darauf an, dass in der kürzesten und schnellsten Weise die Schüler zum sicheren Besitz der Formen gelangen; der Zweck entschuldige hier die Mittel. Entgegnete er uns das, so würden wir ihm allerdings nicht bestreiten, dass es an der Töchterschule, die er leitet, ganz gleichgültig ist, ob der historische Werth der Formen verstanden wird. Haben die Schülerinnen ihre Verba nach dieser Methode sicher gelernt, so ist nichts weiter zu sagen. Anders gestaltet sich die Sache bei Real- und Gymnasialschülern, denen bald genug der Widerspruch zwischen dem lateinischen Conjugationssystem und dem willkürlichen Conjugationssystem des Verfassers klar werden würde. Was würde ein inspicirender Rath dazu sagen, wenn lateinisch lernende Schüler behaupten wollten, der Stamm in écrire sei écri und v sei ein willkürlich eingeschobener Buchstabe, oder fini, das participe passé enthalte einen Stamm ohne Endung.

Möge der Verfasser daher bald dem Buche eine Gestalt geben, die es möglich mache, dasselbe nicht bloss auf die Töchterschulen zu beschränken. Dass es alsdann auch an andern Schulen gebraucht werden wird, ist nicht zu bezweifeln.

G. B.

Programmenschau.

Chr. Ad. Balsam: Kultursprache und Universalsprache in ihrem Verhältniss zur Civilisation. Programm des Gymnasiums zu Liegnitz 1858.

Kultursprachen nennt der Verfasser die Sprachen, welche in kulturgeschichtlicher Beziehung gedient haben zur Verbreitung humaner Bildung, Universalsprache das bisher nur noch in der Idee vorhandne Medium der Sprachmittheilung, das dazu bestimmt ist, das Hauptorgan des geistigen Verkehrs auf der ganzen Erde zu werden. Unter jenen nimmt die griechische Sprache den ersten Rang ein sowohl in räumlicher als zeitlicher Beziehung und verdiente denselben als das zarteste und gewandteste Werkzeug zur Offenbarung des Geistes und Gemüths. Der Verfasser gibt ausführlich die Grenzen an, innerhalb deren die hellenische Sprache sich verbreitete. In Hinsicht auf Zeitdauer, bemerkt er richtig, kann keine Sprache sich mit der griechischen messen, denn fortwährend übt sie ihre humanisirende Kraft auf die gebildetsten Völker der Erde aus und mit desto intensiverer Macht, je grösser der Kreis der gebildeten Völker auf Erden geworden ist; selbst die ganze arabische Kulturperiode verdankt ihre Bedeutsamkeit grösstentheils dem Umstande, dass sie griechische Bildung in sich aufgenommen hat. Mehr in extensiver als intensiver Hinsicht hat die lateinische Sprache einen bedeutenden Rang unter den Kultursprachen eingenommen; was nicht das alte Rom der Herrschaft des Latein unterworfen hatte, vollendete die Kirche des Mittelalters, nun war es das Medium der Gedankenmittheilung aller Gebildeten der verschiedenen Völker im Abendlande. An der Hand dieser Sprache trat ein Volk nach dem andern im Abendlande ein in die Reihe der civilisirten Nationen; gestützt auf dies Idiom bildeten sich nicht nur die romanischen, sondern auch die andern europäischen Mundarten bis zu ihrer Emancipation heran.

Zu der Bedeutung einer Universalsprache hat sich keine der alten Sprachen erhoben, von den modernen noch keine bis jetzt diesen Standunkt erreicht. Das Bedürfniss nach einer Universalsprache als allgemeinem Mittel der Verständigung trat aber immer mehr, meint der Verfasser, hervor und die erhabene Mission, das einigende Band der Völker der Erde von den verschiedensten Zungen zu werden, sei der Mischsprache vorbehalten, die aus einer Verschmelzung der beiden Elemente, des germanischen und romanischen, entstanden ist, der englischen oder, wie der Verfasser indentificiert, angelsächsischen. Diese hohe Bedeutung komme der Sprache des englischen Volkes zu wegen der historischen Wichtigkeit, die sich dasselbe errungen, der Verbreitung dieser Sprache, des Werthes der englischen Litteratur; die englische Litteratur nennt der Verfasser das edelste Produkt des mannhafte-

sten Volkes auf Erden. Den beiden angelsächsischen Nationen gehöre die Zukunft, so sei auch das Uebergewicht ihrer Literatur und Sprache auf Erden nach menschlicher Berechnung gesichert. Der Verfasser beruft sich schliesslich für seine Ansicht auf das bekannte Urtheil J. Grimms. —

Die Ortsnamen von Heiligenstadt. Vom Gymnasiallehrer Waldmann. Programm des Gymnasiums zu Heiligenstadt 1856.

Zu den vielen dankenswerthen Forschungen über deutsche Personen- und Ortsnamen, die uns in den letzten Jahren so schöne Ergebnisse geliefert haben, bietet die vorliegende Schrift einen werthvollen Beitrag. Weil sie sich auf einen kleinen Bezirk begränzt, hat sie um so sorgfältiger eingehen können. Der Verfasser ist mit der verwandten Literatur wohl vertraut und hat die geschichtlichen Quellen sorgfältig benutzt, so dass seine Resultate nirgends etwas mit leeren etymologischen Spielereien gemein haben. Die Schrift hat zunächst örtliches Interesse, aber da Namen wie die hier vorkommenden vielerorts uns wieder begegnen, ist es nicht überflüssig, auch die Forscher an andern Punkten Deutschlands auf sie aufmerksam zu machen. Der Verfasser behandelt zuerst den Namen Eichsfeld, dann den Namen Heiligenstadt, hierauf die Namen der Stadttheile, Strassen, Plätze, Gebäude, Quellen, Flüsse, Felder, Berge, Wälder und Stellen in denselben. Der Name Eichsfeld wird als Feld eines Aiko oder Eiko gedeutet. Der Flussname Lutter, bemerkt Referent, findet sich auch bei Bielefeld; Loh findet sich öfters in Westfalen als Buschnamen; Kuhlengräber ist nicht blos in Hamburg, sondern in ganz Niedersachsen als Bezeichnung des Todtengräbers üblich, ebenso allgemein verbreitet ist die Redensart „Einen am Schlafittiche kriegen;“ schliesslich bemerkt Referent, dass das Wort „Dönsse (Dörnze)“ sich überall in Westfalen, wenigstens im nördlichen, noch vorfindet.

F. G. Kloss: Einige Bemerkungen über den Unterricht im Deutschen. Progr. der höheren Bürgerschule zu Crossen. 1859.

Der Verfasser hat ganz vernünftige Ansichten über den Zweck des deutschen Unterrichts. Um so mehr ist es zu bedauern, dass er nur über das, was auf den unteren Stufen und da auch nur in dieser oder jener Beziehung vorzunehmen ist, sich ausgesprochen hat; die schwierigsten Punkte sind noch unerledigt geblieben. — Manches von dem, was er als nothwendig aufstellt, dass der Lehrer eine deutliche Aussprache haben, jede Lection eine deutsche Lection sein müsse und ähnliches, wird heutiges Tages von Niemandem mehr bezweifelt. Mehr der Beachtung werth ist das, was er über den elementaren grammatischen Unterricht sagt, doch kommen hier mehrfach Künsteleien vor, der Verfasser will zuviel durch den deutschen Unterricht dem in fremden Sprachen vorarbeiten, der lateinische Unterricht macht die Sache dem Kinde leichter; kann es der Weise des Verfassers bequem folgen, so ist es eigentlich schon mit seinem Verstande über einen solchen grammatischen Unterricht hinaus. Im zweiten Theile seiner Arbeit bespricht der Verfasser die Declamation des ausführlichsten; auf einige gute Bemerkungen mögen jüngere Lehrer aufmerksam gemacht sein, wie auf die, dass es nothwendig sei, dass der Lehrer selbst vorher das Gedicht vortrage, dass man keine Gestus verlange; wogegen es nicht zweckmässig ist, ein in der Schule nicht besprochenes Gedicht vortragen zu lassen, noch auch die Abneigung des Verfassers gegen das Chorlesen Anklang finden darf. Diesen letzteren Abschnitt will im künftigen Programm der Verfasser noch einmal behandeln.

Referent kann aber nicht umhin, schliesslich seine heimathliche Provinz gegen die Behauptung des Verfassers in Schutz zu nehmen, dass in „ganz“ Westfalen in der Aussprache das sch nicht Zischlaut, sondern eine Zusammensetzung aus s und dem Kehl-ch sei; das „nördliche“ Westfalen, mit Ausschluss des Paderborner Landes, muss gegen den fast immer so allgemein ausgesprochenen Vorwurf entschieden protestiren; das gilt freilich nicht von der Aussprache des Plattdeutschen, dies kennt aber auch kein sch. —

Fr. Traug. Schuster: Das deutsche Kirchenlied in Siebenbürgen. Programm des Gymnasiums zu Mediasch. 1857.

Es ist eine sehr erfreuliche Erscheinung, dass in dem fernen Siebenbürgischen Lande sich in den letzten Jahren eine so rege Theilnahme an der Erforschung des geistigen Lebens der sächsischen Nation gezeigt hat. Wir haben namentlich über Sitten, Sagen, Märchen, Familiennamen der Sachsen votreffliche Untersuchungen erhalten, die mehr als es die gelehrte Geschichtsforschung vermochte, den Zusammenhang des siebenbürgischen Volkes mit dem Niederrhein nachgewiesen haben. Daneben aber hat auch die eigentliche Geschichte nicht gefeiert noch die Litteraturgeschichte, und den besseren Werken reiht sich würdig obige Gelegenheitsschrift an. Der Verfasser hat die Schriften von Hoffmann, Wackernagel u. s. w. benutzt, doch vermisst Referent in der Uebersicht der Literatur die Werke Mützell's.

Schon 1526, in welchem Jahre Luthers Schrift von der deutschen Messe erschien, wird deutscher Gemeindegesang in Hermannstadt erwähnt, und schon um 1550 hatte Kronstadt ein eigenes Gesangbuch mit 95 Liedern; doch wurde der lateinische Gesang nicht gänzlich abgeschafft und bis 1693 wurden allemal die Synoden mit dem lateinischen Hymnus: Veni sancte spiritus eröffnet, und noch gegenwärtig und in den evangelischen Gemeinden des Kokellandes in der heiligen Christnacht die erste Strophe des „Puer natus in Betlehem“ von Bauerburschen mit dem Schulchor vereint vom Thurme herab lateinisch gesungen.

Die Sachsen Siebenbürgens gehören fast ohne Ausnahme zu der evangelischen Augsburger Confession, die Ungarn und Szeckler grösstentheils zur helvetischen Confession; von den Sachsen hat sich nur ein kleiner Theil in Klausenburg (mehr von den Ungarn) dem Socinianismus zugewandt. (Das Verhältniss der Confessionen in Siebenbürgen ist: 295790 Protestanten helvetischer Confession, 219721 römisch Katholische, 198851 Protestanten Augsburger Confession, 46016 Unitarier.) Die Socinianer haben ein socinianisches Gesangbuch, Klausenburg 1620, herausgegeben von Valentin Radetz aus Danzig, Rektor der unitarischen Schule zu Klausenburg. Die römischen Katholiken kommen als compakte Bevölkerung nur unter den Szeklern vor; die römisch katholischen Gemeinden haben sich erst im 18. Jahrhundert durch Einwanderung und erzwungene Uebertritte gebildet.

Das älteste Kirchen-Gesangbuch Hermannstadts ist 1616 und 17 in 2 Theilen erschienen; es enthält 396 Lieder und einen lateinischen Anhang: Odae ex diversis poetis in usum ludi literari, Oden des Horaz, Stellen aus Virgil, Prudentius u. A. Es ist nur Abdruck eines zu Frankfurt a. O. erschienenen Gesangbuches. Die Lieder sind theils die alten lateinischen Hymnen von Ambrosius, Aurelius Prudentius, Sedulius, Venantius Fortunatus u. A., theils die Lieder Luthers, der böhmischen Brüder, von Paul, Speratus, Justus Jonas, Agricola, Lazarus Spengler, Hans Sachs, Joh. Schneesing, Nic. Decius, Sebaldus Heyd, Hesse, Gramann, Eber, Spangenberg, Mathesius, N. Hermann, Lieder von den Reformirten Pollio, Vogtherr, Capito, Hetzer, Claus Keller u. s. w., Umdichtungen weltlicher Volkslieder, aus der 2. Hälfte des 16. Jahrhunderts Lieder von B. Ringwaldt, Helmbold, Selnecker,

Steuerlein, Ambr. Lobwasser u. A. Ein Lied bezieht sich direkt auf Siebenbürgen. Das Gesangbuch trägt den Charakter der Zeit, frohe Glaubenskraft, Herzlichkeit, Einfalt an sich. — Das nächste Hermannstädter Gesangbuch ist in dem Zeitraum von 1697 — 1711 erschienen. Es enthält 354 Lieder, die Eingangsgesänge sind lateinisch. Angebunden ist eine Auswahl von 88 Liedern, die in dem Geiste Speners gedichtet sind. Das nächste Gesangbuch ist von 1733, 468 Lieder enthaltend. Das „vermehrte Hermannstädter Gesangbuch von 1747 enhält 526, das von 1766 aber 688 Lieder; jenes war von dem Pfarrer Christ. Roth entworfen, dies von Andr. Schunn weiter bearbeitet, auf derselben Grundlage nach Freylinghausen's System der Theologie, und von M. Felmen vollendet. In diesen letzten Hermannstädter Gesangbüchern sind sowohl die Dichter, welche im ersten sich vorfanden,. beibehalten, als auch die folgenden Schulen, die erste schlesische Dichterschule, die Königsberger, der Gerhardsche Dichterkreis, die Nürnberger, die zweite schlesische Schule, die Pietisten, die orthodoxen Dichter des 18. Jahrhunderts vertreten, nur die Herrnhuter sind ausgeschlossen; von Siebenbürger Dichtern finden sich vor Simon Graf aus Schässburg, Pf. zu Schandau an der böhmischen Grenze, und Andr. Teutsch Graf der sächsischen Nation, seines Pietismus wegen mit Misstrauen angesehen, der Franke's Waisenhause 20,000 Gulden schenkte. — Das letzte Hermannstädter Gesangbuch stammt von 1793 und enthält 471 Lieder; es trägt den Character der rationalistischen Entstehungszeit und ist noch gültig; aus der ältern Zeit enthält es nur 78 Lieder, von Luther nur sieben, selbst das Kernlied: „Eine feste Burg" fehlt. Von Paul Gerhard sind nur neun Lieder beibehalten, von Joh. Heermann acht, und kein einziges altes Lied ist ungeändert beibehalten, viele bis zur Unkenntlichkeit entstellt, doch ist dieser entstellte Text aus bereits veränderten Liederbüchern, z. B. dem Berliner, herübergenommen. Von Gellert finden sich 42 Lieder, von Klopstock neun, von Cramer 31. Unter solchen Verhältnissen ist wohl zu erwarten, das die evangelische Kirche Siebenbürgens dem deutschen Gesangbuchstreit nicht fern bleibe und bald ihr Gesangbuch reformire.

Der Verfasser verspricht eine Fortsetzung seiner Arbeit, in der er besonders das Kronstädter Gesangbuch besprechen will. In den umfangreichen Anhängen gibt er ein alphabetisches Verzeichniss der Liederdichter der Hermannstädter Gesangbücher nebst einem Lebensabriss, sowie der Lieder, welche die verschiedenen Hermannstädter Gesangbücher enthalten, nebst Angabe der Verfasser. —

Abraham a Santa Clara's Redliche Red' für die krainerische Nation. Mitgetheilt von Alois Egger. Programm des Gymnasiums zu Laibach 1857.

Die hier mitgetheilte Rede Abraham a Santa Clara's wurde am 30. August 1705 zu Wien gehalten und zwar bei der Jahresfeier der krainischen Landespatrone, welche die in Wien lebenden Krainer zu veranstalten pflegten. Sie findet sich in keiner Sammlung Abraham'scher Reden. Ein Exemplar des Wiener Druckes, sie ward einzeln als Brochüre gedruckt, befindet sich auf der Studienbibliothek zu Laibach, wonach dieser Abdruck gemacht ist. Bei der Seltenheit des Druckes ist die Erneuerung mit Dank anzunehmen, obgleich die Rede keinen Beitrag zu der interessantesten Eigenthümlichkeit Abrahams, seinem Humor, bietet. Sie ist nämlich eine Lobrede auf das Herzogthum Krain, mit Zugrundelegung des Textes Ps. 70: Narrabo mirabilia tua. Da wird denn gepriesen die Gründung von Laibach durch die Argonauten, die Befestigung des ganzen Landes durch eine Mauer, nicht von Stein, sondern von Achat, nämlich durch den Landespatron, den Heiligen Achatius, die Errettung des Landes von den Türken 1593 von demselben

Achatius, das Wunder des bis in den Himmel reichenden Lorbeerbaumes, welches ist der Apostel des Herzogthums Hermagoras, das Wunder des Gnadenpfennigs, welches der Heilige Nicolaus ist, das Wunder des Zirknitzer Sees. Kurz, populär und lebendiggehalten ist die Rede, und die Anschaulichkeit und Volksthümlichkeit des Redners findet sich auch hier wieder.

A. Lehmann: Sprachliche Studien über das Nibelungenlied. 2. Heft: Satzstellung. Progr. des Gymnasiums zu Marienwerder 1857.

Dem in dem Archiv angezeigten ersten Heft seiner Studien über das Nibelungenlied hat im nächsten Jahre der Verfasser das zweite folgen lassen, ebenso scharfsinnig und anziehend wie das vorausgehende und wieder den Wunsch nach Fortsetzung anregend.

Für die Betrachtung der vorliegenden Untersuchung hielt sich der Verfasser mit Recht befugt, einen von ihm früher schon gebrauchten Namen wieder einzuführen: Vorder- und Nachperiode, statt Vor- und Nachsatz, welche letztere Bezeichnung bei einer Mehrheit von Sätzen nicht mehr passt, der Plural Nachsätze aber dann, wenn der Hauptsatz in seinem Gefolge Nebensätze hat, eine unklare Bezeichnung wäre. Die Nachperiode nun, beginnt der Verfasser, ist im Neuhochdeutschen auch formell sofort an der Einleitung oder an der blossen Voranstellung des Hauptverbs erkennbar. Das Gesetz dieser Voranstellung ist auf das Gesetz der Wortstellung im Satze zurückzuführen, indem die Vorderperiode als ein Satztheil gilt, hinter dem sofort das Hauptverbum folgen muss. Die Abhängigkeit ist in älterer Sprache, im Nibelungenliede unbekannt, sondern sämmtliche Hauptsätze in der Nachperiode sind, sobald sie jeder einleitenden Partikel oder jedes einleitenden Pronomens entbehren, hinsichtlich ihrer Wortstellung unabhängig von der Vorausschickung der Vorderperiode. 1) Wenn in der Nachperiode das zurückweisend demonstrative Pronomen und das Adverb mit der Einleitungsconjunction oder dem Einleitungs-Relativpronomen der Vorderperiode correspondirt, so ist die ältere Sprache darin noch weniger genau als die neuere. — 2) Das nachsätzliche so wird niemals im Nibelungenliede gebraucht, wenn die Vorderperiode vom relativischen so eingeleitet ist. Es kommt vor, dass so, wenn zwei ja sogar drei Hauptsätze als Nachsätze folgen, jeden dieser Hauptsätze zur Hervorhebung einleitet. — 3) Ausserdem ist die häufigste Einleitungspartikel für die Nachperiode das demonstrative do. 4) Einzeln kommt auch ja als Einleitung vor. Wenn nun eine Periode einen Hauptsatz und zwei Nebensätze hat, beide aber in dem wenigst innerlichen Verhältniss stehen (z. B „nachdem ich fortgegangen war, fand er das Buch, weil er es gehörig suchte"), so gilt im Deutschen die Regel, dass der Hauptsatz beide Nebensätze trennen muss, eine den altklassischen Sprachen ganz unbekannte Regel. Sie gilt hauptsächlich für grammatische, d. h. der Form nach wirkliche, auch für die sogenannten verkürzten Nebensätze mit ohne zu, um zu, anstatt zu. Die Formen aber der bloss logisch, nicht grammatisch als solche auftretenden Nebensätze sind sehr verschiedenartig; von diesen bloss logischen Nebensätzen sind nur wenige der allgemeinen Regel unterworfen, nämlich die Sätze mit kaum und nicht lange. Was aber von Perioden, die blos aus einem Hauptsatze und zwei Nebensätzen des ersten Grades bestehen, gilt, findet auch auf verwickeltere Perioden Anwendung.

Diese aufgestellte Regel der deutschen Sprache ist nicht von Anfang an streng und klar aufgestellt und befolgt, sondern erst allmälig zu fester Form gestaltet. Das Nibelungenlied hat viele Abweichungen, z. B. Str. 537:

> Do die minneclichen nu truogen ir gewant,
> di si da füren solden, die kommen dar zehant.

oder Str. 1200:

Sit daz Etzel der recken hat so viel,
sol ich den gebiten, so tuon ich, swaz ich wil.

Die Form dieser Nebensätze ist sehr verschieden, überall die Freiheit der Stellung aber sehr gross. Der Verfasser bespricht die zahlreichen einzelnen Fälle sehr genau, stets das logische Verhältniss und die neuhochdeutsche Stellung in Betracht ziehend. Es ist die Schrift also mehr als eine blosse Beispielsammlung zur Syntax des Nibelungenliedes. —

J. Wagler: Beobachtungen über die neuere deutsche Dichtersprache. 2. Theil. Progr. des Gymnasiums zu Luckau. 1858.

Der Verfasser gibt in dem zweiten Theile seiner Arbeit eine sehr reiche Sammlung seiner fleissigen Beobachtungen über den ungewöhnlichen Gebrauch von Verben bei den neuern Dichtern, und zwar, darauf beschränkt er sich sehr weise, aus Goethe, Schiller, Wieland und Lessing. Die Sammlung wird jeden Leser sehr interessieren, und bezeugt wie wohl vorbereitet der Verfasser zur Mitarbeiterschaft am Grimm'schen Wörterbuche war. Es kann bei der Vollständigkeit der Sammlung und bei der Beschränkung auf die genannten Schriftsteller hier nur die Aufgabe sein, auf den reichen Inhalt aufmerksam zu machen. — Das erste Capitel behandelt den Gebrauch des Simplex statt des Compositi, § 1. Das Simplex statt des Compositi mit der Vorsilbe „be,“ wie klagen z. B.: „und alle guten Seelen klagen theilnehmend deines Ruhmes Fall,“ weinen, singen, zahlen, lohnen, neiden netzen, decken, kränzen, zeugen, schädigen, siegeln, sänftigen, antworten (Goethe 8, 221; fehlt bei Grimm), deuten, wahren, rühren, tasten, solden, lasten, treten, schwichtigen, willigen, sich wegen. — § 2. Simplex statt des Compositi mit der Vorsilbe „ver,“ so bei wandeln, sich kehren, lassen, weigern, kürzen, schweigen (auch = zum Schweigen bringen, wie: schweigt doch den Menschen, bei Schlegel Shaks., hat ihn Trübsinn etwa geschweigt, bei Voss u. A.), bergen (ich darf nicht bergen, dass ich allbereits um ein Geheimniss weiss), schwinden, löschen (die Lampe losch), künden, bürgen, mehren, mindern, missen, mögen (die Gefahr von ihr zu wenden magst du ganz allein), leben (das Volk lebt mit Spazieren den Tag), doppeln, stümmeln, hüllen, decken, hehlen, stopfen, knüpfen, mengen, sich golden, sich trauen (anvertrauen), wunden, jüngen. — § 3. Das Simplex statt des Compositi mit der Vorsilbe „er,“ so: freuen, schlagen, morden, würgen, frischen, heitern, schüttern, heischen, regen, zeugen, spähen, forschen, sich geben (diese Gefangenen geben sich willig), zürnen, niedern, weiten, greifen, dichten, mangeln. § 4. Gemischte Beispiele: kehren = zurückkehren, irren = umherrren, streifen = umherstreifen, breiten = ausbreiten, bereiten = vorbereiten, ragen = emporragen, wenden = abwenden, eignen = aneignen, reissen = zerreissen, blössen = entblössen, sich finden = sich einfinden, iu. ä. —

Das zweite Capitel behandelt den Gebrauch des einfachen Verbums statt des Reflexivs. So: verirren = sich verirren („doch hier verirrte deine Phantasie“), wundern (im Particip oft, vergl. auch: Dar umb zu wundern nyemans yl. Seb. Brandt Narrenschiff 49, 17. und: ich bin vielmehr verwundernd. Knebel an Goethe I. 136), wenden, stürzen, gewöhnen, trauen, nähern, erbarmen, bräunen, heitern, kräuseln, vertragen. Besonders werden so Participia gebraucht: mitfreuend, übereilend, rühmend, grauend, blähend, schlängelnd, wiegend, mühend, sehnend (aber auch Rückert Ged. 4, 103: nach der Heimath immerdar sehnt mein Herz aufs frische).

Das dritte Capitel endlich führt Verba mit poetisch abweichender Con-

struction an, und zwar § 1. Beziehungslose Verba als Transitiva, so tönen = ertönen lassen, blicken, verweilen (so auch Schiller an Humboldt S. 382: Die Deduction würde mich zu lange verweilen. Lessing Nathan III, 8: Ich werd' im Hingehn zuviel verweilt), irren = irre führen, büssen = strafen, ausdauern, sprengen, erstaunen, verständigen = belehren. Eilen = accelerare, nach Grimm nur bei „schlechten" nhd. Schriftstellern, doch auch bei Schlegel Shakspeare Heinrich V. III, 5: Eilet den Montjoye. Sonst vergl. u. A. erwachen (dich zu erwachen, o Nacht. Rückert II, 287), emporstürmen (du stürmst Seelen zu Gott empor. Voss: um Mitternacht), erstaunen (du hättest auch wie ich die Welt erstaunt. Tieck Zerbino), flüchten (er flüchtete das irrende Auge auf das Angesicht eines lebendigen Menschen. J. Paul XV, 374.) — § 2. Verba mit doppeltem Accusativ, wie bei grüssen, preisen, schildern, behaupten, sich rühmen, sich fühlen, glauben, hinübertragen. § 3. Accusativ statt eines andern Casus oder einer Präposition, wie denken = denken an, hoffen = hoffen auf, spielen = spielen mit, anfragen = anfragen bei, vorbeireisen u. ä., hineintreten. — § 4. Neugebildete Verba transitiva, sowohl Zusammensetzungen mit be und er, wie beglauben, bepurpern (vergl. J. Grimm W.) u. a., wie mit um (umruhn, umlachen, umtaumeln, umschimmern) u. s. w.

Mitten in seiner Abhandlung (er wollte noch über den poetischen Gebrauch einzelner Verbalformen, namentlich des Partizips, sprechen) sah sich durch Raummangel der Verfasser genöthigt abzubrechen. Der Wunsch ist wohl ein allgemeiner, dass die Fortsetzung sehr bald folgen möge.

Die Tanhäusersage und der Minnesinger Tanhäuser. Von Dr. F. Zander. Progr. des Friedrichs-Collegiums zu Königsberg. 1858.

Nach der verdienstlichen Abhandlung von Grässe über die Sage vom Ritter Tanhäuser behandelt vorliegende Schulschrift denselben Gegenstand, ohne auf Nebenpunkte einzugehen, von neuem und zum Theil ausführlicher und gelangt zu neuen interessanten Resultaten. Der Verfasser wendet sich zuerst zu dem Tanhäuser der Sage.

Die Sage führt zunächst an den Venusberg. Als ein solcher wird genannt der Hörselberg, welcher Name nach dem Verfasser entstanden ist aus der lateinischen Bezeichnung der Chronisten Mons Horrisonus. Die Sage aber greift keinen einzelnen Berg heraus, sie redet nur von einem Berge der Venus; um eine Untersuchung über die Lokalität braucht man sich also nicht zu kümmern. Der Inhalt der Sage liegt in alten Volksliedern, theilweise niederdeutschen, theilweise auch mit protestantischer Färbung, vor. Darnach treibt den Tanhäuser, einen guten Ritter, seine Lust in den Venusberg. Nach sieben Jahren zieht er wider Willen der Venus reuig ab nach Rom. Aber der Papst, er heisst Urban IV., will ihn nicht absolviren, seine Sünden können ihm sowenig vergeben werden, als ein dürrer Stab in des Papstes Händen wieder grünen wird. Verzweiflungsvoll kehrt er in den Venusberg zurück. So die Volkslieder. In der Möhrin Hermanns von Sachsenheim sitzt er als König aus Frankenland im Berge. Nach Wolfgang Heider (1580) beichtet er dem Papste nicht seinen Aufenthalt im Venusberge, sondern seine Kriegsbübereien. Nach Aventinus zieht er als König mit einer Schaar Amazonen unter ihrer Königin Schmirein (Semiramis?) nach Asien. Solche Kriegsfrauen finden sich nun oft in der Zeit der Kreuzzüge. Die Tendenz der Sage ist nach J. Grimm, mit dem der Verfasser sich einverstanden erklärt, die Sehnsucht nach dem alten Heidenthume und die Härte

der Geistlichkeit zu schildern. Der Tanhäuser, d. i. der im Tan oder Wald Hausende, könnte nun eine allegorische Person sein, die Bezeichnung für die Abkehr von der Welt.

Indess so idealistisch ist die Sage nie. Der Verfasser sucht für sie einen realen Boden und findet ihn in der Person des Dichters Tanhäuser. Die Manessische und die Jenaer Handschrift haben 17 Lieder von ihm erhalten; aus ihnen ist sein Leben zu entziffern. Der Tanhäuser ist der Ritter von Tanhausen. Unter zwei Geschlechtern d. N., einem österreichisch-bairischen und einem schwäbisch-fränkischen, gehörte der Dichter zu dem ersten, wie seine Lebensumstände, selbst sein Wappen in der Pariser Handschrift, ausser Zweifel setzen. Er war ohne Besitz, kam zu den Babenbergern, zu Otto dem Gütigen von Baiern, war ein entschiedener Anhänger der Staufen, zuletzt bei Albrecht von Meissen und verschwindet um das Jahr 1270. Seine Gedichte sind eigentliche Minnelieder, verrathen aber grösstentheils eine tiefe Missstimmung, Unzufriedenheit mit der Welt und sich. Es erhellt aus ihnen auch, dass er einen Kreuzzug mitgemacht hat. Was dies für einer gewesen, ist zweifelhaft. Die Erwähnung Apuliens könnte darauf führen, dass er an dem Zuge Friedrich's II. Theil genommen habe; indess wäre es ja wohl denkbar, dass er bei der ersten projektirten Fahrt gewesen wäre, den eigentlichen Zug aber damals nicht mitgemacht habe; denn die in dem Leich erwähnten Lokalitäten machen es wahrscheinlich, dass er später auf einem andern Zuge nach Asien gelangte. Dieser Weg ging vielleicht durch Ungarn, und so konnte ihn denn die Sage nach Siebenbürgen bringen.

Damit sind wir zum Kernpunkt der Untersuchung gelangt. Das gleichzeitige Scheiden des Dichters und des sagenhaften Tanhäusers (Urban IV. regierte 1264 — 68,) die Verpflanzung des Tanhäusers bei Aventinus nach Asien, die „Kriegsbübereien" des Tanhäusers bei Heider, machen es wahrscheinlich, dass der Dichter Tanhäuser Veranlassung zur Sage wurde. Was widerstreitet der Annahme, dass der Dichter im Orient in einer Burg d. i. Berg von einer Muhamedanerin sich fesseln liess und deshalb in eine todeswürdige Sünde verfallen sich Absolution holen wollte?

So meint der Verfasser. Wer freut sich nicht dieser schönen Combination? Gewiss, es ist ein Zusammenhang zwischen Dichter und Sagenheld gewesen. Aber, es bleiben noch Schwierigkeiten zu lösen, die sich der Verfasser nicht verhehlt. Hat der Dichter früh die Walfahrt gemacht, so kann er nicht so viele Decennien sich ohne Absolution in Deutschland herumtreiben und nach Decennien in den Osten zurückkehren. Hat er sie erst ganz spät gemacht, was soll das für ein Kreuzzug gewesen sein? Da ist es still von Kreuzfahrten. Und sodann, sein Verschwinden vom Felde der geschichtlichen Kenntniss weist ja durchaus nicht hin auf eine Flucht vom vaterländischen Boden. —

Herford.

Hölscher.

Miscellen.

Bemerkungen zur Zarnckeschen Ausgabe des Brantschen Narrenschiffes (Leipzig bei Wigandt 1851.)

Pag. 297 des — hält Zarncke für eine „feine Causalpartikel;" es ist aber lediglich ein von einem des Rhythmus willen elidirten wegen abhängiger Genitiv: deswegen habe ich gedacht etc. — der Grund geht voraus, nemlich: die Welt ist voll Narren. —

Genau so Vers 20 (XXV:) des schickt in Gott kein Jonas me.

Kragk — kennt Zarncke nicht: es bedeutet Rennschiff, Jagdschiff mit Segeln.

nawen — ist noch gebräuchlich in der Innerschweiz — so heissen die grossen Marktschiffe auf dem Vierwaldstädtersee, z. B. der Urinauwen — allerdings vom lat. navis und griech. ναῦς.

Weydling — nach Frisch = „Kahn aus einer Weide gemacht!" — vielmehr verhält sich Weidling zu weidlich (= betriebsam, emsig, tüchtig, gewandt) wie navis zu navus (gnavus) — cf. franz. vite = schnell, angels. hvaet = hurtig, lebhaft, isl. hvatur, cf. weiden = jagen — Weidmann, Weidwerk, Weidtasche.

Rollwagen — ist ein vierrädriger Wagen. Ein Karren hat nur zwei Räder. Daher die erstern allerdings zur Fahrt für Menschen dienen.

molen — Zarncke erklärt = Gemälde — es sei ein unbehülflicher, geradezu unrichtiger ausdruck! Gar nicht! Noch jetzt kömmt in der Schweiz Möli vor — vom latein. molo (malen, reiben). — auch das anstreichen ist ja ein reiben

P. 299. joch = freilich, gleich — vom lat. jugis = zugleich.

Auf Kalbsfüssen gehn — Zarncke meint: entweder ist dieser Ausdruck hergenommen von der Ausgelasenheit der Kälber (cf. Murner: geilende wie die Kälber), oder von dem gezierten Gang der jungen Stutzer — was das wahrscheinlichere. Er hält Strobels Erklärung „den Dirnen nachlaufen" für bloss gerathen. Er irrt. Wirklich ist der Grundbegriff dieser Redeweise: Ausgelassenheit mit Dummheit, unverständige Petulanz. So war es Sprachgebrauch gerade gegen Ende des XV Sec. — Man vergl. „auf Freiersfüssen gehn."

P. 300. eyns — das neutrum hat keine „nothwendige Beziehung zum ehemals neutralen Geschlecht von Mensch," sondern ist lediglich Bezeichnung der Vereinigung der Geschlechter.

„Dass man den milchmerk nid bedeck!" — also: die Brüste offenhalte. Deshalb wurden die Röcke stark ausgeschnitten. Bei Fischart: Milchmarkt — allerdings vom lat. mercatus (Märkt, markt, schweiz. Märit, Märt). Sonst heisst „Milchwerk" das Euter der Kühe. Ob nicht dieses hier die ursprüngliche Lesart wäre?

P. 303. „Wer urteln sol und rathen schlecht, der dunk und folg allein zu recht, uff das er nit ein zunssteck blib, domit man die Säue in kessel

trib." Der Sinn dieser Worte ist: damit er nicht ein unnützes Rathsglied sei; denn wer eine Sau mit dem Stecken in den Kessel zu treiben sucht (um sie zu brühen), der thut etwas unmögliches, somit etwas unverständiges und unnützes. Alles, was Zarncke zur Erklärung beibringt, ist unnütz, so wenig als Strobels Erklärung passt: „wie diejenigen, welche eine Sau lebendig brühen wollen (!!?), nicht auf ihr Geschrei achten (wie barbarisch!), so bekümmern sich manche beim abstimmen (!!) nicht darum, ob ihr Votum gewissenhaft sei, ob es bei der Gemeinde Unzufriedenheit erregen werde oder nicht." !!!

„Es ist mit dunken nit genug." Zarncke meint „das ist persönlich construirt, was ich nicht weiter nachweisen kann" Sic!! — Es ist lediglich Infinitiv = „es ist mit dem meinen nicht genug" — also ganz wie Hegel zu sagen pflegte. Wir Berner sagen: „es dunkt mi" = „es dünkt mich" — also nicht etwa: der dunk! — So sagt man ja auch: es ist mit wünschen nicht gethan.

P. 804. Wörwort gegen Gott = Wehrwort = Ausreden, Entschuldigung — ö statt e. wie z. B. verkört statt verkehrt.

Im wer zu urteiln nit so goch — was dies? ist's = gach, gäch, gäh, gäi? also = steil, schwierig. Oder is't verwandt mit Gouch = Narr?

Zil — hier nicht juridisch, sondern fysich = Ende; und weiter das, was am Ende kömmt, das Gericht, somit der Lohn.

Der Stein, der fällt im uff den grindt, — bei diesem Stein ist nicht an Hagel zu denken, welcher freilich von oben herabkommt und einen auf den Kopf trifft: sondern an einen Mauerstein, Kiesel, Felsblock etc. Es ist ein Gleichniss: der Stein. welchen er gegen Andere geworfen, fällt auf ihn selbst cf. Wer andern eine Grube gräbt — den Brei, den er gekocht, muss er nun selber essen! — Mit welchem Maas ihr messet, mit demselben wird auch euch gemessen.

Cap. 3. von Gytigkeit.

Das (gut), so im Gott gegeben hein — Zarncke erklärt dieses hein = heim — allerdings sprachlich möglich, ähnlich das bernische hei. Vielleicht aber doch noch richtiger = hin — jedenfalls ist hein nur um des Reims willen geworden. Sinn: was ihm Gott hingegeben, dargegeben hat, dess wir nehmen und brauchen können. Alles ist ja ein von Gott uns anvertrautes Gut, von dessen Gebrauch wir Rechenschaft geben müssen. Wir sind nicht Eigner, nur Lehenträger.

Cap. 5· von alten harren.

er kopt jez mir nach in die Art, Zarncke erklärt: ruetare — eine Richtung nehmen! — so kommt bei Agrikola vor: „Alles rülpset in seiner Art." doch gar zu lächerlich. Vielmehr ist kopt entweder ganz einfach das griech. *κοπτω* = er schlägt mir nach; — oder verwandt mit copula, Koppel, was also auf den innern Zusammenhang hinweist. Solche unmittelbare Anwendung griechischer und lateinischer Wörter findet sich in jener Zeit und noch mehr früher oft, z. B. im Predd. aus dem 13. sec. die salloten mit den henden — von *σαλευω*. So konne = Geschlecht, vom griech. *γονη* dgl. So michel = *μεγαλον* — magenchraft, von *μεγας* — Man (= Mond, monat) = *μην*. hagen. hugen = denken, dafür halten = *ἡγεομαι*. taugen = Geheimniss, von taceo — charcher (Kerker) = carcer, villen = geisseln, von vello, Zähre = Thräne — von *δακρυς*. u. a. m.

Cap. 6. von lerder kind.

Die jugent ist zu bhalten gering, sie merket wol uff alle ding. Zarncke erklärt gering = schnell. Aber gering ist = ring = leicht, ohne Mühe, daher befähigt, im Gegensatz der Alten, welche nicht mehr so leicht fassen und lernen.

Vers 60 — 62. dann wirt des vaters leid gemert, und frist sich selbst, das er ohn nutz erzogen hat ein winterbutz. Was dies? Zarncke erklärt butze = Kobold, Unhold, Scheusal — ein Schühebutz (bei Murner), eine

Vogelscheuche, vgl. Bölima; — Schüüchbütel. Bei Fischart kömmt vor: der leilhafte Butz = Teufel. Bûtz bedeutet im Bernischen ein klein Kind — vom lateinischen pusus = Knabe, wovon pusillus = klein. Daher = Titti = Puppe. — Daher alles, was einer solchen ähnlich sieht, somit auch eine Vogelscheuche. Daher überhaupt etwas Gespenstisches — zulezt der Teufel. Aber was hiesse nun Winterbutz?? — etwa Winter (wie das lat. hiems) = Sturm, schlecht Wetter — somit etwas Ungefreutes, Unfreundliches, Abscheuliches?

Oder ist butz = bûsz = Katze? — eine Winterkatze wäre eine solche, die zu böser Zeit ward?

Cap. 7. von Zwytracht machen.

„der finger zwüschen angel dieg" — sonst auch tüg (tüeg) Cap. 33, düg cap. 95 — ganz das bernische tüei (= thun).

Sinn: Ueberall gibt es Leute wie Alkimus (1. Makkab. 7.), welcher Zwiespalt unter Freunde bringt und sie belügt, und seine Finger zwischen Dinge steckt, die ihn nichts angehen, was freilich dann nicht selten übel ausschlägt.

Cap. 10. Vers 31. früntschaft, wann es gat an ein not, gant vier unt zweinzig uf ein lot. Zarncke hält dieses abstractum pro concreto für kühn. Allein auch der Berner sagt z. B.: „d'Vrwantschaft wot's nit zuegaeh" = die Verwandten wollten es nicht zugeben.

Vers 76 hätt er nit gelert der buler Kunst = gelernt. So sagen auch die Berner.

Vers 78. wann im nit wer zur bulschaft we. So sagt man auch bei uns: er stöhne angst und weh (oder auch: es macht ihn wild und bang), bis'r cha gah. d. h. er hat ein heftiges Verlangen zu gehen.

XV. 13. 14. Nemroth wolt buwen hoch in lüft ein groszen thurn für wassers klüfft — Strobel erklärt: „bis dahin, wo die obern Wasser herabströmen, d. h. bis an die Wolken." Unwahrscheinlich, besonders wegen der Erklärung von für. Zarncke dagegen: „um vor dem Eindringen des Wassers gesichert zu sein" — Er fasste also für = zum Schutze gegen. — Locher: excelsam turrim produxit in aethera Nemroth, quam tumidi numquam possent disrumpere fluctus — somit: damit das Wasser ihn nicht zerklüften (= zerstören) könnte. Aber deshalb so hoch? Man ist in neuester Zeit auf den Gedanken gekommen, dieser Thurm sei ein Regenwassersammler gewesen. Vor allem aber muss man wissen, wie die präp. für zu verstehen sei — als prae oder als pro? — Und um dieses zu entscheiden, muss man wissen, was der Ausdruck „Wassers Klüft" zu bedeuten habe. Dieses nun kann möglicher Weise in mancherlei Sinn gefasst werden: 1. eine Kluft, welche das Wasser bildet, — 2. eine, welche in dem Wasser entsteht, 3. eine, aus welcher das Wasser hervorbricht — das erste und zweite hätte hier keinen Sinn. das dritte aber würde auf die Wolken weisen, aus welchen die Wasser hervorbrechen. Dann wäre für entweder = vor „um zu schützen gegen den Platzregen" — oder aber „um zu sammeln das Wasser" etc. Das erstere wäre offenbar unstatthaft. Ob an das letztere zu denken sei? ist zu bezweifeln. Wie helfen wir uns denn? 1. Halten wir allerdings für hier = vor = nach dem Sprachgebrauche, u. 2. fassen klüfft = hiatus = aufsperren des Mundes. folglich: das Wasser wird wie ein Thier gedacht, das seinen Rachen öffnet um seinen Raub zu verschlingen. Und unter dem Wasser dürfte am ehrsten die Sündfluth oder etwas dergleichen zu verstehen sein. Dafür würde (nach dem Dichter) von Nimrod der starke und hohe Thurm gebaut.

vil weger ist nüt understan = weit besser, sicherer, gerathener, vortheilhafter — so cap. 16. waeger dann sölich füllery triben (wäre einem ein Strick um den Hals). — So sagen noch heute die Zürcher „die waegsten und besten" = die wackersten, vom ahd. wâgi — dahin gehört wol auch das im Kanton Bern gebräuchliche Versicherungswort: waeger (– ⌣) fürwahr! gewiss, zuverlässig.

XVI. von fullen und prassen vers 58—64.

und wer als dunt die uf den prasz hant acht, schlemmen und demmen tag und

nacht, den treit der wirt noch Kuntschaft tzu, ein bug und viertel von einer ku etc. Strobel erklärt kuntschaft = meng von Dingen. Zarncke verwirft dies mit Recht, weiss aber selbst keinen Ausweg. Nun heisst im Bernischen Kuntschaft = Zeugniss — was jedoch hier nicht passt; sondern es steht hier = Kundsami, d. h. der Inbegriff aller derer, welche bei dem betreffenden Wirth, Krämer, Mezger, Bäcker u. s. f. ihre Bedürfnisse kaufen, daher nun hier: das Gekaufte selbst, die Waare — so bug, kuh, mandel etc. Sinn: Wer so thut wie die, welche sich dem Prassen ergeben, nemlich Tag und Nacht schlemmen und demmen (ein neu Wort!), denen trägt der Wirth herbei einen Schenkel (bug) oder Viertel von einer Kuh u. s. f. also in Fülle!

So passt auch Cap. 81 von Koch und Keller. Vers 10. ff. Keller und köch, megde, eehalt. Knecht, die mit der Kuchen sind behefft, wir tragen all uf noch kundschafft, dar us kein duren uns bestat, us unserm seckel es nit gat, d. h. Keller und Köche etc., die mit der Küche (bern. Chuchchi) beauftragt sind, wir bestellen noch mehr Waare (zum essen und trinken), ohne alles Bedauern, da es nicht über unsern Seckel hergeht (nicht unser Geld kostet).

XVII. von unnützem Richthum.

Vers 30. köppels knab. Strobel richtig: Kupplers Knab. Zarncke verwirft das, mit grossem Unrecht, meinend, es bedeute: Baderknecht. Er denkt an die Schröpfköpfe, welche von dem Bader aufgesetzt werden!! risum teneatis amici! — Vergleiche Murners: böse nackendt köppels knaben. Das Wort kömmt direct vom lat. copulare — daher auch ein Koppel Hunde — und das bernische a Chuppela (⏑ ⏑ ⏑) Luut, Schafe, also eine Menge, Schaar (Vereinigung).

XVIII. 27 ff. Zarncke findet den Zusammenhang nicht klar. Es verhält sich so: Und wer vil wyn versuchen dut den dunkt doch nit ein jeder gut. So hat's der, welcher vielen Herren dienen, oder es allen Leuten recht machen will. Es ist unmöglich, es können ihm doch nicht Alle munden, er bekömmt Widerwärtigkeiten, cf. Math. 6, 24.

Ferner: Wer Vielen dienen will, ist zu schnellem, und daher leicht schlechtem Arbeiten genöthigt: schlaecht gesmidt ist bald bereit, d. h. obenhin geschmiedet ist bald fertig. Endlich: dem wysen liebt (st. beliebt) einfaltigkeit (im Gegensatz der Zwiefaltigkeit oder Vielfaltigkeit). Sinn: nur, wer Einem Herrn dienet, kann recht dienen. Gegen die *πολυπραγμοσυνη* dgl. cf. Qui trop embrasse, mal étreint.

XIX. Vers 12. Haetze, Hetze bedeutet eine Elster, welche allerdings eine der „schwatzhaftesten" Vögel ist; aber nicht diese Eigenschaft kommt hier in Betracht — sie würde schlecht dienen — sondern die Elster als Diebin bekannt, wie der Rabe. Wenn hier die Elster mit einer Nuss aufgeführt wird, so sonst ein Rabe mit einem Käs. Der eine wie der andere Vogel lässt sich vom Listigen beschwatzen, dass er seinen Raub fallen lässt. Der Dichter will einen ausgezeichneten Schwätzer bezeichnen; ein solcher aber wäre nicht nöthig zu einem ausgezeichneten Schwatzvogel.

Vers 43. 44. Mancher durch Gschwaetz sich so begot, Er darf nit kouffen wyn noch brot. sich begehn heisst: sich erhalten — cf. eine Begangenschaft = Beruf, Gewerbe. Sinn: Mancher erhält und nährt sich durch schwatzen, durch Zungenfertigkeit, so dass er von den Leuten Nahrung und Unterhalt bekömmt, und nicht nöthig hat zu kaufen. So z. B. Wahrsager, Kartenschläger, Rechtskundige, Schatzgräber dgl. cf. cap. 63. wann er allein ist, darf er's nit = bedarf ers nicht, nemlich der Krücke.

Vers 65 — 68. Wer vil redt, der redt dick zu vil, und muss ouch schiessen zuo dem Zil, werffen den schlegel verr und wyt, und rinken giessen zuo widerstryt. Zarncke findet dieses zuo überflüssig! Ob er den Gedanken wol verstanden hat? Er ist dunkel. Brant scheint sagen zu wollen: Wer viel (häufig = dick) redet, kömmt leicht in Verlegenheit, das rechte Ziel und Ende

zu finden — eine kurze Gedankenreihe lässt sich leicht überschauen und in logischer Ordnung erhalten; Wer eine lange Rede hält, oder wer viel schwatzt, der kömmt in Gefahr, mit sich selbst in Widerspruch zu gerathen. Den schlegel werfen ist von einem Spiele hergenommen, wie bei uns die Knaben „platzgen“ — man wirft eine Platte (platzge) als Ziel hin, nach welchem dann von der Gesellschaft geschossen wird.

Rinken sind Schnallen (cf. Ringe), welche an Riemen (von Leder oder Tuch) befestigt werden — z. B. Hosenrinken, Lederrinken dgl. Heisst nun aber „rinken giessen zuo w.“ = Rinken giessen, welche zu Riemen dienen sollen, mit denen man streitet? Streitriemen? etwa zum Ringkampfe? Schwerlich! Vielmehr scheint der Sinn zu sein: er giesst Rinken, die nicht zu einander passen = Ringe, die sich in einander fügen wollen. Ein jeder Satz ist ein Ring oder Rinken. Das reden ist ein giessen, ein hinschütten.

Cap. XX. vom Schatz finden.

Vers 10 ff. Es hilft nit, ob im schon gebryst, und er es findet on geuerd. Er lug, das es dem wider werd (nemlich dem, der es verloren hat). Zarncke meint: geueerde sei hier Hinterlist, Betrug. Allein on geverd ist lediglich ungefähr, zufällig. So sagt man auch bei uns: angfärt. Sinn: Wenn einer nun irgend welchen Schatz findet, auf der Strasse dgl., so nüzt es ihm nichts, wie sehr er des Geldes auch bedürftig wäre; er ist verpflichtet, den Eigenthümer aufzusuchen Der Gedanke, dass dieses Geld ihm gut dienen könnte, darf gar nicht Platz gewinnen in seiner Seele.

Cap. XXI. von Strofen. —

mosz. Zarncke = Schmuz. Nicht ganz, sondern: Morast — daher neben Pfütz — cf. 110 b 69.

Vers 4. Der alle Sach zum bösten kehrt — ist hier gar nicht plural, sondern ganz einfach singular. — alle = jede — wie Luther: alle Schrift von Gott eingegeben ist nütze etc. (πασα γραφη).

Vers 5. jedem Ding ein spett anhaenkt = Spott, Tadel — die Berner sagen: a Schlaemprlig! — cf. spetten, spettern = ziehen, schleppen — daher: einen durchziehen = aushecheln — cf. σπαω (ziehen) oder σπεω = giessen.

Vers 9. trotbaum ist nicht eine „Stange“ zum Festschrauben der Trotte, sondern der Kelterbaum (bernisch: Trüelboum) — ein baumsdicker eichener Balken, einfacher Hebel, welcher am Ende des Trüelbetts in einem „Galgen“ befestigt ist, und durch die „Schraube“ auf- oder niedergeschraubt wird. Gewöhnlich ruht der Baum auf dem „Esel,“ = einem kleinen Balken, welcher quer durch den mittlern Galgen geht. Beide Galgen heissen Gschwüsterti (Geschwister). Der Trottbaum ist oft 30 — 35 Fuss lang, und 2½ Fuss dick. Durch ihn wird der Druck auf die Trauben ausgeübt, die auf dem „Trüelbett“ liegen. Die „Schraube“ ist ein Wendelbaum mit beweglichen und mit grossen Steinen beschwerten Füssen. Zwischen den Brettern, womit die Trauben bedeckt werden, und dem Trüelbaum werden mehrere genau vierkantige 4 — 5 Fuss lange und 6 Zoll dicke Hölzer aufeinander gelegt — sie heissen „Trüelküszen“ (Polster). Aus Felix Hämmerlins de arbore torculari in die festo ducendo hat Zarncke später (p. 475) wenigstens soviel gemerkt, dass es ein gewaltiger Baum sei, und nicht blos eine Stange.

Cap. XXII. die ler der wisheit.

Vers 32. werend wurt in ewikeyt — ganz einfach = der Lohn (scil. Strafe) wird ihnen als ein bleibender folgen in die Ewigkeit — oder: der Lohn wird ein immerwährender sein. Wurt = wird — wie bei uns im N. Simmerthal: würt.

Vers 33. das sie inblutend und selbst sich in jammer nagent ewiklich — heisst nicht: während sie — gleichzeitig — sondern ἐκβατικως: so dass sie. Dieses in sich hineinbluten und nagen ist die Folge der Strafe oder der Verdammung.

Cap. XXIII. Ueberhebung glucks.

Vers 7. Gott des menschen sich verrnocht. Zarncke richtig: Gott

von dem Menschen absieht, sich nicht um ihn bekümmert. Aber wie das? Ich erkläre es für eine constructio prægnans = Gott verhärtet sich gegen den Menschen und hört ihn nicht mehr, achtet sein nicht mehr. cf. Predd. a. d. 14. Sec. (oder Leyser 1838 p. 71): kuomit iz aber also daz sin got ruoche hat = dass Gott seiner wahrnimmt — cf. riechen, Geruch — cf. ruochung = Sorge, Theilnahme. Daher: ein verruchter Mensch = einer, auf den man nicht mehr achten soll, also ein excommunicirter, verfluchter.

Vers 15. ein scherer meisselt, schnydt die wund — ganz einfach = bedient sich des Messers — wovon das besondere, die Exemplification, sogleich folgt (schneiden). Wir sagen auch meszern = das Messer anwenden, schneiden — daher metzgen — ahd. mezzon = Steine behauen, beschneiden — daher: steinmetz. cf. schmeiszen, Schmisz = schlagend, werfen, Wurf.

Vers 22. als das er wil = alles, was er will.

Vers 23. als wen der tufel bschissen wil, dem gibt er glück und richthum vil, = so gibt der Teufel dem, welchen er. . . . Aehnlich im Cap. von Wollust: als gont die narren in ir schoos = so.

Vers 31. wie losztu mich? = wie verlässt du mich? — So in den untern Gegenden des Bernbiets (Seeland, Emmenthal) = loh = lah (lassen) cf. jo = ja u. s. f. — was zychstu mich? Zarncke meint: wessen beschuldigst du mich? Er denkt an zeihen — cf. Inzicht. Aber er irrt, es kömmt von ziehen. So sagt der Landmann im Niedersimmenthal (Bern): zich = zieh. Also: was schleppst, narrest du mich? hältst mich zum Besten? — cf. „einen am Narrenseil ziehen.“

Cap. XXIV. von zu vil sorg.

Vers 10. — — als ob er nit für sinen lib genug haett wit = als ob er nicht für seinen Leib genug Weite (Platz, Raum) hätte. Zarncke sieht das „wit“ irrig für einen genitiv an, der von genug abhänge. Es is genau wie z. B. „er hat Brod genug,“ verschieden von „er hat Brods genug.“ Im erstern Falle ist Brod das Object und genug eine adverbiale nähere Bestimmung; im letztern Falle ist genug das Object und Brodes die nähere Bestimmung. Beides hat einen andern Sinn.

Vers 12. erterich — ist nichts auffallendes. Genau so im Kanton Bern: Aerdrych, Aerterich — Haerd — Haerdrich — von Herta.

Vers 13. allein der dot erzeigen kan, womit man musz benügen han. Zarncke erklärt: sola mors — nicht sed. Ich muss sagen: keins von beiden, sondern = attamen — somit jedenfalls im Gegensatz. Sinn: Wenn einem sonst nichts beweisen kann, dass er sich mit wenig Erde begnügen soll, so doch gewiss der Tod — der kann es einem zeigen! Treffend!

Vers 31. zu vil sorg, die ist nieman für. Zarncke vermuthet, richtiger wäre nienan, und belegt dies mit Stellen. Ich kann ihm sagen, dass auch der Berner sagt: „das isch niena für meh als öppa wäg zwärfa“ = das taugt zu nichts mehr als . . . . Doch daran ist hier schwerlich zu denken, sondern ist — für ist lediglich die Uebersetzung von prodest (nüzt), und ward getrennt um des Reimes willen. Allerdings ist fuor = für; so sagt man auch füren (Scherz nähren), und im Kanton Bern fuera — woher fuerig.

Cap. XXV. von zuo borg uffnemen.

Vers 6. — den ir boszheit Gott lang uff besserung vertrait. Zarncke = lässt hingehen. Zu ungenau. Entweder buchstäblich: Gott trägt ihnen ihre Bosheit nicht dahin, wohin er sie tragen könnte, sollte, nemlich auf die Strafe, sondern auf die Besserung — und dieses ist ein vertragen, wie man z. B. einen Gegenstand verlegt, d. h. an einen Ort legt, wo er nicht hingehört, wo man ihn daher nicht sucht und auch nicht leicht findet. Oder: vertragen = ertragen, wie wir Berner z. B. sagen: vrwütscha (erwischen), vrlyda (erleiden), oder umgekehrt: erbeszern, eröden statt ver; — und uff wäre wie z. B. in den Ausdrücken: auf Borg nehmen, auf Sicht, auf gut Glück es wagen dgl. Sinn in beiden Fällen: Gott trägt die Bosheit der

Menschen (wie eine Last), in der Hoffnung, Absicht, Bedingung, dass diese Menschen endlich zur Erkenntniss kommen und Busse thun (*μετανοεῖν*).

Vers 9. das stundlin ist hier der Gerichtstag Gottes, der Tag der Vergeltung, wo Jeder bezahlen muss „bim minsten Pfund“ = beim letzten Heller (vid. Matth. 5), Vergeltung leiden für alles, auch das geringste, Unrecht, das er gethan. „Es sturben frowen etc.“ gehört zum folgenden, Zeichen des Gerichts.

Do der von Amorien Sünd und Sodomiten kam in zil — Sinn: als das Ziel der Sünde (*τελος της ἁμαρτιας*) derer von Gomorrha und Sodom kam. Amorien (so liest die Ausgabe von Nik. Lamparter zu Basel 1498) erinnert zunächst an das hebräische עמרה, ist aber zugleich eine witzige Anspielung auf die res venerea, welche die Hauptsünde der Gomorrheer gewesen zu sein scheint.

Jerusalem zu Boden fiel — würde ich nicht auf die babylonische Gefangenschaft, sondern auf die Zerstörung durch Titus beziehn.

Die Niniviten bezalten vor Garbald ir Schuld. Zarncke meint, vor könne zweierlei Auslegung erfahren: die Beziehung auf Jerusalem und die auf sein eignes späteres V erhalten. Jedenfalls nicht das erstere. Mir scheint zweierlei möglich: entweder das, dass vor gefasst wird = vormals, in alter Zeit, vor Alters — cf. „vor uneh = ehedem; oder das, dass es sich auf ihr eigenes nachheriges Verhalten und Erleben bezieht, also = zuerst, das erste Mal, früher. — Wir Berner sagen: das ehrder Mal. Der Ausdruck Schuld bezahlen ist ganz antik: poenas dare, solvere, — *ποινην λυειν*. Die Bedeutung ist: Busse thun. Sinn: nach ihrer ersten Bussfertigkeit hätte man erwarten sollen, sie würden später nicht wieder bussfertig sein. Aber so waren die Niniviten nicht, daher doch.

Cap. XXVI, 21. vil getzlicheit die jugent hat = Genuss, Vergnügen, Freuden — von getzen — daher ergetzen (nicht: ergötzen!) — vom griech. *γηϑω*, lat. gaudeo — woher auch das franz. gaî (fröhlich, heiter) — Wurzel ist *γαω* = *χαω*. Grundbegriff: sich öffnen — was eben in der Freude geschieht (vgl. auch das Sprüchwort: in vino veritas) im Gegensatz des Zudeckens und Sichverschliessens, wie's in der Trauer und Bitterkeit geschieht.

Siner frowen ist er vast unmaer — dunkel! man erklärt unmaer = unlieb, verhasst. Aber dass der Greis seinem Weibe unwerth sei, ist keine Nothwendigkeit oder Allgemeinheit — es müssten besondere Gründe vorhanden sein, z. B. dass sie selbst etwa jung etc. wäre, cf. ahd. maor, maere = edel, berühmt, somit: verwerflich.

Vers 55 ff. Vorns die hübschen hansen nun, die went [= wollen] all bübery jez dun, und werden doch gefellet dick, das man sie sticht im narrenstrick. Zarncke meint, man entgehe „all den geschraubten Erklärungen,“ wenn man annimmt, dass sticht ein Druckfehler und statt dessen sicht zu lesen sei (= sieht). Eine mögliche Aushülfe wäre dies freilich, wenn sie nöthig! Allein dem Dichter schwebte offenbar das Bild vom Fischfang vor — der Strick ist das Netz, welches gestrickt ist. So wird wirklich in Flüssen der Fischfang im Grossen betrieben: man treibt mittelst Netzen (Garnen) die Fische zusammen und sticht sie dann mit mehrzaekigen Gabeln. Sinn: die hübschen Jünglinge (dumm freilich sind sie = Hanse) meinen sich alle mögliche Büberei erlauben zu dürfen; aber der Krug geht zum Brunnen, bis er bricht — die Strafe ereilt sie, die Nemesis — sie werden „zum Barren getrieben“ (nicht: zu Paaren!) und gebändigt.

Vers 90. gfüll — von füllen = betrunken, noch heute so bei uns — wie g'laerm, von laermen. Also: Prassen, Unmässigkeit. faederwatt = federweiche Tücher und Betten. cf. linwat, woraus dann Leinwand gemacht wurde! — wat ist alt.

Cap. XXVII. von unnutzem studieren.

Vers 2—4. Sie hant die Kappen vor zu stür, wann sie allein die streiffen an, der zipfel mag wol naher gan. Eine dunkle Stelle! Der ersten Zeile

natürlichster Sinn scheint der zu sein: sie halten die Kappen dar, um Steuer zu betteln. Aber was für ein Gedanke wäre das? Es müsste etwa im Folgenden der Gegensatz sich finden: dass sie das so zusammengebettelte Geld, statt es zum studieren zu verwenden, mit „buobelieren" durchklopfen. Auf dieses könnten vielleicht schon die „streiffen" (= Streifzüge) im folgenden Vers Bezug haben. Aber der Dichter scheint, wie Zarncke bemerkt, etwas pikanteres im Sinne gehabt zu haben: vor bedeutet hier = zum voraus, und stür = Aussteuer. Sinn: bei den Studenten versteht sich das Narrenthum a priori, sie bringen es gleich mit zu den Studien. Ein Student ohne Narrenkappe ist nicht denkbar — cf. Studentenkapp will Schellen han. Auf dieses vor bezöge sich nun das naher (= nachher, cf. Cap. 30. von ufschlag suchen). Der Zipfel ist das consequens der Kappe, die Erfüllung und Verwirklichung des Narrenstandes, denn Zipfel heisst bei uns noch heute ein Tölpel, Dümmling. So schiene alles nun klar bis an Vers 2, dessen Auslegung mir nicht sicher scheint. Die Hauptfrage ist wol: ob streiffen ein Dingwort (= Streifzüge) oder aber ein Zeitwort (anstreiffen = anziehn) sei; im letzten Falle ist die auf Kappe zu beziehen, und der Sinn wäre: sobald (= wann) sie nur (= allein) die Kappe anziehen, so folgt der Zipfel unmittelbar nach, als das unvermeidliche consequens. Diese Erklärung dürfte wohl angehn. Vielleicht hat auch schon Locher etwas der Art gedacht, da er parafrasiert: Qui cappas humeris portant longosque cucullos, unde trahunt post se capparum in pulvere caudas.

Cap. XXVIII. von wider Gott reden machen — ganz einfach = thun, handeln, daher auch: Handel treiben — wie noch heute z. B. in Ellenwaaren machen, in Tabak machen dgl. = mit — handeln. Ferner: der Berner sagt „was machst Du da?" = was thust Du da? d. h. entweder: warum befindest Du dich da, bist hierher gekommen? — oder aber, was verrichtest Du da? — So: „das macht nüt" = das thut nichts, hat nichts zu bedeuten. So: „was wottsch macha, wa d' keis Gölt hesch?" = was willst Du anfangen, wenn Du kein Geld hast? —. So: i cha nüt macha = ich kann nicht arbeiten (weil ich lahm bin dgl).

Vers 4. will der sunnen glast zuo stan. Zarncke erklärt richtig: unterstüzen. Aber die interessante Frage ist: wie entsteht diese Bedeutung? — Den Aufschluss gibt ohne Zweifel die im Kanton Bern übliche Ausdrucksweise: däm Chind zuoche stah = zu Gevatter stehen, somit als Beistand sich stellen, denn das soll ja ein Pathe (Götti = Bürge) sein — somit eine hinzukommende Verstärkung der an sich zu schwachen Kraft. Sinn: mit Fackeln dem Glanz der Sonne einen Zuwachs geben, um ihn kräftiger zu machen.

Vers 14. dyn wisheit ist gen jm ein spott — bedeutet einfach: deine Weisheit ist gegenüber Gott, also vor Gott, etwas Geringes, nichtiges — cf. 'r hat ihm die Sach um e n' s Spottgält vrchouft = um einen sehr geringen Preis.

Vers 17 wittern — „lass ihn wittern." — Wir Berner sagen: „'s witterat" = es macht Wetter, d. h. es regnet dgl. Hier nun causativ: Gott macht wittern. Gott sendet bald Regen, bald Sonnenschein, los ihn machen schön. So wir Berner: es isch schön = der Himmel ist hell, — auch: es isch schonlich = es macht ziemlich gut Wetter.

Vers 18. ob du joch (vom lat. jugis) darumb bist hön = magst du auch vielleicht etwa deswegen böse und ungehalten, verdrüssig und aufgebracht sein. Das ist noch heute stehender Ausdruck bei uns. Ausser dem adj. hön haben wir das subst. die Höni (= das Höhnsein, Zürnen, Zorn), und das verb. vrhönen, in mehrfacher Bedeutung: 1) sinnlich, z. B. ein Messer verhöhnen = schartig oder stumpf, unbrauchbar machen, und 2) geistig = verderben, stören, z. B. einen Plan dgl. „haet 'r g'schwiga, so haett 'r is nid wid alls vrhönt." So das Sprüchwort: z'wenig n z'vil vrhönt alli Spil. 3) = erzürnen, somit ihn untractabel (unbrauchbar, ἀχρηστον) machen.

dester e e. Genau so spricht noch heute der Berner. Der Begriff der comparatio, welcher in eh (prius) liegt, scheint auf desto (destin) ausgedehnt worden zu sein — daher dester, destar (⌣ ⌣) — Vergleiche meh-r, vom lateinischen magis (*μεγ.*).

Cap. XXIX. wer urteilt bös und klein. —

Zarncke wundert sich über diese Construction von urteilen mit dopp. accus. Aber urteilt steht lediglich des Verses wegen statt des compos. beurtheilt. So auch später noch einmal: urteilt einen noch sim tod = beurtheilt (= richtet) einen nach seinem Tode.

Cap. XXX. 6 ff. Wer noch ein (pfrund) nimbt, derselb der sol acht han, das er ein oug bewar, das im daszelb nit ouch usfar. Dann wo er noch ein dazu nimpt, wurt er an beiden ougen blint. Zarncke gesteht die Beziehung dieses Gleichnisses nicht vollständig zu verstehen. Der Schlüssel liegt aber in Matth. 6, 19 — 23. Die Habsucht verfinstert die Seele so, dass der Mensch um seinen Verstand und Geist kömmt.

Vers 26 — ir (der Juden) keiner müsst noch solt ganz kumen in das landt, das Got verhies. Zarncke will in diesem müsst einen Nachklang des alten môtan, muoten (= accidere, contingere) erblicken, sowie im Plattdeutschen moeten noch jetzt nicht bloss „müssen", sondern auch „begegnen" bedeute. Es hätte noch das engl. meet angeführt werden können. Allein das ist überflüssig, denn müsst steht hier lediglich des Reimes wegen statt konnte. Von einer contingentia (Zufälligkeit) kann hier jedenfalls nicht die Rede sein, sondern vielmehr vom Gegentheil: es war göttliche Anordnung, somit Plan und Nothwendigkeit.

Cap. XXXII. 5. zuowegen — genau so bernisch: etwas z'wäg bringen 1) zu Stande bringen, 2) beleben.

7. Malschlosz — bernisch: Maletschlosz, auch Malzeschlosz — vom franz. malle = Koffer, Felleisen (vallise). Allerdings: Vorlegschloss.

Cap. XXXIIII. Narr hür als vern — hat Zarncke gegenüber Strobel allerdings richtig erklärt. Die Ausdrücke sind bei uns Bernern noch gebräuchlich: Narr heuer wie das vergangene (faerndrige) Jahr — wahrscheinlich von vahren (gefaren = vergangen) — a ging in ä über, wie z. B. im bernischen Seeland: afäh st. afah (anfangen) — Hochsträsz (= die Römerstrasse).

Vers 9. und hant doch bald vernüwgert dran. Zarncke erklärt: verringern = die Begierde oder Lust an der Sache verlieren durch den Besitz oder Genuss. So erklärt es allerdings auch Schmeller — eine bedeutende Autorität. Dennoch ist es falsch! so wie auch eingerni nicht Neugier heisst, sondern Neuerung, Neuerungssucht. Man lasse sich ja nicht durch das g verleiten als ob gern = Gier, Lust sei; sondern ern ist Verbalendung, und g ein Zwischenlaut, wie er bei unserm Dichter oft vorkömmt, besonders hinter j, und statt j oder h. So mügen = müjen = mühen. So sagen wir Berner: Blizg, Läfzga, Läzga, schmazga, Stäfzga, plazga statt Blitz, Lefze, Lektion, schmatzen, platzen, (= Blatten werfen), Stafze (Art eisernes Stift) — und besonders ernöujera = erneuern — also j = g wie in dyget = diaet, schleiger = scheier, schrigen = schreien — verhergen = verheeren.

Sinn: sie wollen immer etwas neues, und doch hat man an diesem neuen bald wieder zu verändern, zu modifizieren, also dieses neue selbst wieder zu erneuern; oder sie sehen bald etwas anderes, noch neueres, was ihnen schon wieder besser einleuchtet als das bisherige.

Vers 31. melbig — allerdings von Mehl, wie falb von fahl, gelb von gael; hier aber = bestaubt, beschmutzt, Gegensatz von weisz = sauber.

Vers 33. berämt. Zarncke vom mhd. râm = Schmutz. Freilich heisst ram Schmuz, aber im doppelten Sinne: 1. Fett, 2. Russ — daher der Rahm (= Sahne) auf der Milch, woraus die Butter (bernisch: Schmutz) gemacht wird; und der b'rahm = schwarzer Klecks von Russ. Somit: brämt = angestrichen, gezeichnet, befleckt Die Grundbedeutung von ram scheint zu ein: Ansatz, das, was sich ansetzt — sei es von innen (bei der Milch), sei

es von aussen (im Russ). Daher vielleicht verwandt mit ramen = Einfassung — cf. verbrämt.

Cap. XXXV. von luchtlich zyrnen. — Merkwürdige Formen! Wirklich auch hat die Basler Ausgabe von Nicol Lamparter von 1498 eine andere Lesart: lychtlich zurnen — also gerade umgekehrt, was mir auch wahrscheinlicher vorkömmt, obschon die Formen zirnen heute noch im bernischen Oberhaslethal (das sonst auch seine Eigenthümlichkeit hat) vorkömmt — und luchtlich würde auf das lateinische lux (Licht) hinweisen — wie wir sagen liacht = leicht, und Liacht = Licht.

Wer staets im esel hat die sporen, der juckt im dick bis uf die oren. Zarncke scheint jucken hier intrans. zu nehmen = sich schnell nach einem Ziele bewegen, die Alten scheinen jucken auf das spornen bezogen zu haben, und zwar so, dass der Reiter dem Esel die Sporen hinter den Ohren angesetzt hätte!

Vers 3. umb sich schnauwet. So spricht noch heute der Berner: schnaauwa = in unfreundlichem Tone, in kurz und schnell gesprochenen Worten reden — einen a schnaauwa = einen so anreden. Offenbar vw. mit schnauben schnaufen, und mit „schnüüza, aschnüüza“ (wie eine Katze thut), cf. Schnab-el, und schnuff-eln, und das lateinische nav-is, das deutsche Nab-e, Nab-el.

Vers 29. ringer = leichter — ganz bernisch.

Vers 33. gemach — einfach Gegensatz von gäh — also: langsam — ganz nach Ep. Jacobi I, 19. So sagt der Berner: „mr wei allsgemach gah“ = wir wollen langsam vorwärts — „'s geit num' gmach mit miar“ = ich kann nicht schnell gehen — „Bärg uuf geit's gang gmach“ = Bergan geht es immer langsam — Von machen: was sich macht, cf. „i cha's g'macha cf. i ma gcho.“

Cap. XXXVI. von eigenrichtigkeit = einbildischem Wesen, suffisance (sufficientia, αὐταρκεια). —

Vers 10. stroft — schwerlich blos belehren, sondern in Zucht nehmen (παιδευω.)

Vers 11. ervolgent — praegnant means = durch folgen (= nachgeben und nachgehen, verfolgen) erlangen.

Vers 17. Verachtung dick den boden rührt. Es ist wirklich zweifelhaft, ob das zum vorhergehenden oder aber zum nachfolgenden gezogen werden soll. Beides geht an. Im Berner Oberland heisst: einen zu Boden rüeren = zu Boden werfen. Hier dagegen ist es passiv: fallen. Oder aber steht rürt = berührt, somit = zu Boden stürzt — was das wahrscheinlichste. Wenn es sich auf die Schiffahrt bezöge, stünde wol ohne Zweifel nicht Boden, sondern Grund, Boden bezeichnet Erde, Trocknes, auf dem man feststehen kann. Grund überhaupt das Feste, auf dem ein Andres liegt.

Cap. XXXVII. von glucks fal — die Ausgabe von 1498 liest Unglucks. — Wer sitzet uf das glückes radt, der ist ouch warten fal mit schad. Sonderbare Construction; doch sagen auch wir Berner: „i bi mi warten, dass . . .“ oder auch: „i bi mi 'rwarta, dass . . .“ = ich erwarte, dass . . . ., ich bin darauf gefasst, ich vermuthe es werde geschehn. So hier: „der hat den Fall mit Schaden zu erwarten.“ — So sagen wir: i bi sy Akunft 'rwarta.“ — Fal — auch der Berner spricht häufig so, statt Fall.

Cap. XXXVIII. von kranken, die nit volgen. Zarncke lässt arzt entstehen aus archiater! — fast etwas lächerlich, da bekanntlich dieser Ausdruck eine Art Ehrenstelle (wörtlich: Oberarzt) bezeichnet, wie Archidiacon dgl. Viel näher liegt das lateinische, entweder artista = der Künstler (κατ' ἐξοχην) — somit von ars, woher das Verb arzen (arsen), dann arznen — oder es ist die Participialform von arzen: arzent, abgekürzt arzt — was vielleicht das richtigste sein dürfte.

Vers 6. nit zimpt — ganz einfach: nicht passt, nemlich, zu seinen Gesundheitsumständen.

Vers 22. ein guter arzt darumb nicht flücht, ob joch (= gleich) der krank

halber hinzücht. Sinn: ein guter Arzt gibt nicht nach, wenn schon der Kranke halb wegzuckt. So sagt der Berner: halber = halb — z. B. „i bi mi halber röuwig“ = ich bin mich halb reuig. Zücht = Zückt, wie wir Berner sagen. — Es bezeichnet ein rasches Zurückziehen des Gliedes, z. B. wenn der Arzt schneiden oder stechen will.

Cap. XXXVIII. Vers 83. bet rysen — ahd. betti riso. Noch heute sagt der Berner: rysa = fallen, abgehn, z. B. vom Obst, wenn es anfängt zu reifen, daher zu fallen — „'s rysat“ (– ⏑). Somit hier: bettfällig. Auch im Schriftdeutschen sagt man: auf's Krankenlager fallen.

Cap. XXXIX. von offlichem anschlag. offlich verhält sich zu öffentlich wie verschiedlich zu verschiedentlich und unser ordlich zum neudeutschen ordentlich. Der Ausdruck kommt noch Cap. 110 Vers 7 vor: öfflich reden. wer nüt denn trowen dut all tag, so sorg man nit, das er vast schlag. Sinn: Wer nichts als drohet alle Tage, von dem hat man nicht zu besorgen, dass er es zum Schlagen kommen lässt. trowen — gewöhnlich dröuwen — so bei uns. dut — ganz bernische Form, und namentlich als Hülfszeitwort. vast = sehr — so bei uns z. B. „'s tuet mr nid fascht weh“ = nicht sehr — „'s hat grüüsli fascht a n'ihm ghangat“ = gar sehr hat es (das Mädchen) an ihm (dem Geliebten) gehängt, d. h. war ihm ergeben.

Vers 9. entfrembt sich. — Genau so sagen wir Berner von einem Kinde „'s 'tfrömdat sich,“ wenn es gegen jemanden als gegen einen fremden thut, nemlich zurückscheut und weinet, und sich an die Mutter anschmiegt, statt sich dem Andern, der etwa seine Hände nach ihm streckt, flattierend, hinzugeben.

Vers 16. roetschen. — So sagen wir, auch verraetscha = ausschwatzen. Kinder sagen's von denen, die in der Schule u. dgl. Andre angeben — vielleicht von reden oder raten, wenn es nicht jenes raetscha selbst ist, welches das Hanfbrechen bedeutet, cf. tschaedera = Lerm machen. Auch von der Elster sagen wir: sie rätschet.

Und tryben soliche koufmannschatz, die vornen leckt und hinten kratz. Ohne Zweifel zu lesen: kaufmanns Chatz — nach dem Sprüchwort: Hüte dich vor falschen Katzen, die vornen lecken und hinten kratzen. Die „Katze“ scheint hier ein Wortspiel zu sein, da das Wort auch Kasse bezeichnet, indem man scherzweise aus der Kasse eine Katze gemacht hat — daher: Geldkatze. Der Ausdruck tryben endlich passt zu Geschäften — man sagt: Geschäfte treiben, wie eben ein Kaufmann thut, was jedenfalls Geld fodert — Geld und Geschäft aber sind trügerisch wie die Katze.

Cap. XL. Vers 4. sich brysen. — So redet noch heute der Berner. Man sagt auch: îbrysa — daher: Brîsnadl = die Nadel, welche zum brîsa dient; wird Brîsnüstl = Schnur zum brisan — laçet — von rîsa = gehen, durchgehen — daher das Neudeutsche: reisen = gehen — und das bernische: reisa 1) einen, z. B. „i wil ihm's reisa“ = ich will Anordnungen treffen, dass er die verdiente Strafe findet, oder dass er nicht mehr thun kann, was er jetzt gethan, daher 2) etwas neu einrichten, 3) leiten, z. B. ein Knabe, welcher auf einem Handschlitten fährt, kann reisen, d. h. versteht es, den Schlitten zu leiten, oder aber nicht.

Cap. XLI. 4. entbür = entbehrte, ermangelte, wie zam = ziemte; gebrüst = gebrist, von bresten.

30. es stat nit in unserm gwalt, was jeder narr red, klaff o kalt — d. h. was er offenbaren oder aber verschweigen will. gwalt in mascul. — noch heute bei uns. o = ol = oder. Kalt = ghalt — von ghalten = verwahren, verschliessen, aus Sorgfalt. So noch in Bern: 'r hat mr das z'chalta (ghalta) gaeh = er hat mir das aufzubewahren gegeben. Es kömmt gar nicht von kallen (καλεῖν) = gellen, schwatzen her!

Cap. XLIII. 5. jüngster tag — So wir = das Welt Ende, Weltgericht — Ende des αἰὼν οὗτος.

Zyro.

Wunderlichkeiten im Gebrauche der deutschen Sprache.

Programm von Görz 1856. Seite 42: Das Latein wurde zwar durch das Studium des Deutschen mehr in den Hintergrund gedrängt, allein doch immer in einer Weise gelehrt, dass den Schülern diese Muttermilch der wissenschaftlichen Bildung nicht abgedarbt wurde.

Programm des Gymnasiums zu Marburg in Steiermark 1856. p. 13: Der Candidat Svoboda verblieb bis Ende dieses Solarjahres in der Substitutiv-Dienstleistung, wurde sodann nach Ablauf der prorogirten Beurlaubung zur Deckung eines ausserordentlichen Lehrbedürfnisses unter Belassung der höhern Gebühr als Supplet bestellt. — Das. Der Statthalter der Steiermark geruhte der Vorstehung seine Zufriedenheit auszusprechen. — p 15: Von der Summe wurden zwölf Schüler mit Röcken, zehn mit Stiefeln betheilt. — p. 15: Wohlverhaltene Marburger Gymnasiasten. — Zweck ist die Beischaffung eines Altarbildes. —

Hölscher.

Uebersetzungen aus W. Gerhard's Nachlasse.

I.

Marko's Jagd.

Mitgetheilt von dem Mädchen Gosgawa aus Moratscha.

Früh erhebet sich Kraljewitsch Marko,
Frühe geht er jagen im Gebirge,
Betet nicht zu Gott am heilgen Sonntag;
Mit dem frühsten Morgen geht er jagen,
Jagt drei weisse Tag' in grüner Waldung.
Und am Ende hat er nichts erjaget,
Kehret wieder heim vom Waldgebirge.
Wie er am Jakubawasser reitet,
Glänzet etwas im Jakubawasser.
Marko schaut hinab in's kühle Wasser
Und erblickt im Wasser eine Schlange;
Plötzlich naht die Schlange seinem Pferde,
Schlängelt sich behend auf seinen Scharin,
Von dem Scharin auf den Helden Marko,
Windet sich dem Marko um den Nacken,
Hält den Nacken siebzehn Mal umwunden.
Und da flieht er nieder vom Gebirge;
Aber angelangt vor seinem Hofe,
Ruft er, ohne von dem Ross zu steigen,
Seine liebe Mutter Jewrossima,
Dass sie sehe, was er sich erjagte.

Als die Mutter gift'ge Schlang' erblicket,
Läuft sie fort in ihre weissen Höfe,
Und verlässt den eignen Sohn, den Marko,
Den nur fester jetzt die Schlang' umschnüret.

Und noch einmal ruft Kraljewitsch Marko,
Ruft den König Wukaschin, den Vater,
Dass er nehme, was er sich erjagte,
Was sein Sohn, der Marko, ihm erjagte.
Als der König Wukaschin gekommen,
Aus dem hohen blendend weissen Thurme
Und die Schlang' um seinen Sohn gesehen,
Wendet er den Rücken, flieht von hinnen.

Aber heftiger noch schreit der Marko,
Schreit hinein in seine weissen Höfe,
Ruft beim Namen seine treue Gattin:
„Komm heraus, o liebe Widossawa!
Dass du nehmest, was ich mir erjagte!“

Als Widossawa herausgetreten
Ihren lieben Eheherrn erblicket,
Schreiet laut sie auf aus weissem Halse,
Sich verschwesternd mit der gift'gen Schlange.
„In Gott Schwester, glänzend bunte Schlange!
O lass los mir meinen lieben Gatten!
Meinen lieben Herrn den Kraljitsch Marko!“

Und die Schlange spricht vom Marko nieder,
Nicht zu ihr, zum Marko spricht die Schlange:
„Kehre wieder um, Kraljewitsch Marko,
Trage mich zurück in's Waldgebirge,
Trag mich dahin, wo Du mich erbeutet!“

Und der Kraljitsch Marko kann nicht anders,
Wendet um den kampfgewohnten Scharaz,
Kehrt zurück in's grüne Waldgebirge,
Und am Ufer des Jakubawassers,
Fängt sich zu entwinden an die Schlange,
Also zu dem Helden Marko sprechend:
„Lerne jetzt mich kennen, Kraljitsch Marko!
Deiner Gattin hab' ich dich geschenket;
Würdest sonst dein Haupt nicht länger tragen,
Noch viel minder jagen im Gebirge,
Jagen im Gebirg' am heilgen Sonntag!“

Ab nun schnellt die Schlange, taucht in's Wasser,
Und es schwöret ihr Kraljewitsch Marko:
„Höher will ich achten Weib und Sonntag,
Höher als den Lichtstrahl meiner Augen!“

II.

Die drei Gefangenen.

(Montenegrinisch.)

(Mitgetheilt von Wuck Djuro Radonjitsch, der in dem russischen Werke „Der See-Offizier“ abgebildet ist.)

Jammerten drei gute Serben Helden
In der Skodar-Vest' an der Bojana;*)
Einer von den Falken: Ljoscho Piper,
Und der Zweite Solat Wassojewitsch,
Und der Dritte: Wuksan Bulatowitsch.
Wuksan fragt die beiden Bundesbrüder:
„Gott mit euch, ihr beiden Bundesbrüder!
Sicher ist's, dass hier wir untergehen:
Was ist wohl am schmerzlichsten für Jeden
Heim in seinen Höfen zu verlassen?
Spricht zu ihm der Falke Ljrscho Piper:
„Mir am schmerzlichsten ist wohl zu Hause
Meine alten Eltern zu verlassen,
Weil sie Niemand ausser mir besitzen,
Niemand kann sie bis zum Tod ernähren.“
Spricht zu ihm der Solat Wassojewitsch:
„Mir am schmerzlichsten ist es, ihr Brüder!
Zu verlassen meine traute Gattin;
Denn es sind ja kaum erst funfzehn Tage,
Dass ich mich mit ihr vermählet habe.“
Spricht hierauf der Wuksan Bulatowitsch:
„O wie dumm doch seid ihr Bundesbrüder!
Glaubte doch, ihr wärt um etwas besser,
Mir am schmerzlichsten ist es, ihr Brüder!
Dass wir hier so schändlich sterben sollen
Und uns doch vorher nicht rächen können.“
Als die Helden so mitsammen sprechen,
Tritt der Türken-Henker an den Kerker,
Und fing an, das Türkchen, sie zu rufen:
„Wer da drinnen ist der Ljoscho Piper?
Komm heraus das Bürschchen vor den Kerker!
Gutes Lösegeld ist für ihn kommen,
Dass er kehren mög' in seine Heimat.“
Tritt heraus das Bürschchen vor den Kerker
Und der Henker hauet ihm den Kopf ab.
Ruft hierauf ein andrer Türken-Henker:
„Wer von euch ist Solat Wassojewitsch?
Mag heraus er treten vor den Kerker!
Auch für ihn ist Lösegeld gekommen,
Dass er kehren mög' in seine Heimat.“
Tritt heraus der Solat vor den Kerker,
Und der Henker hauet ihm den Kopf ab.
Und der dritte Türken-Henker rufet:
Ruft bei Namen Bulatowitsch Wuksan.
Und es tritt der Wuksan aus dem Kerker,
Also zu dem Türken-Henker sprechend:

*) Bojana — ein Fluss.

„Harre noch ein wenig, Türken-Henker!
Nicht beflecke diese Heldenkleider,
Möchten noch für einen Pascha taugen.“
Dieses Wort verlockt den Türken-Henker;
Gierig ward er nach den Heldenkleidern,
Legt' in's grüne Gras den Henkersäbel,
Löst dem Helden die gebundnen Hände,
Dass er ihm die schönen Kleider auszieh';
Aber weiter lässt's der Held nicht kommen;
Schnell ergreifet er den scharfen Säbel
Und enthauptet die drei Türkenhenker;
Dann entflieht er durch die Skodar-Veste
Und was ihm begegnet haut er nieder,
Bis er die Bojana-Brück' erreichet;
Trifft dort einen Hodscha*) und Kadia:**)
„Weiter nicht, o Bulatowitsch Wuksan!
Hier ist nicht der Weg für dich zum Fliehen!“
Ihm erwiedert drauf der Falke Wuksan:
„Harrt ein wenig, Hodscha und Kadia!
Ist nicht dort der Weg für mich zum Fliehen,
Bleibet mir auch rückwärts keiner übrig!“
Hodscha springt vor Furcht in die Bojana,
Den Kadia haut der Bulat nieder,
Und in seiner Näh' auch andre Türken,
Und so flieht er nun in's Waldgebirge,
Bis er nach Zermniza ist gekommen
Zu dem Serdar***) Maschan Bojowitschu,
Der ihn funfzehn Tage lang bewirthet
Und geleitet ins Gebirge Rowza.
Fröhlich ging er: froh sei seine Mutter!
Fröhlich seine Mutter und Gemahlin,
Und im Hause alle seine Kinder!!!

(Anmerkung. Die Familie der Bulatowitschen besteht auch in Serbien; interessant mag es sein zu wissen, dass nicht allein die regierende Fürstin „Ljubitza“ sondern auch der Sammler dieser Lieder und Dichter der „Serbianka,“ mein Freund „Simeon Milutinowitsch,“ aus dieser Familie stammten. Alle Glieder dieser Familie hatten von jeher den heiligen Lukas zu ihrem Schutzpatron.)

III.

Die Riegohymne.

(Aus dem Spanischen.)

Mit fröhlichem Muthe
Und sorgenentladen,
Singt, tapfre Soldaten,
Ein kriegerisch Lied!
Es lausche mit Stolze
Die Welt seinem Klange,
Erkennt am Gesange
Die Söhne des Cid!
Soldaten! sie rufen,
Das Land ist bedroht;
Wir schwören ihm Treue
In Sieg oder Tod!

*) Türkischer Geistlicher oder Lehrer.
**) Auch Kadi — Richter.
***) Bezirksrichter.

Verachtet die Feigen,
Die niedrigen Sklaven;
Der Sieg ist nur Braven
Nur Tapfern verliehn.
Sie werden wie Wolken
Des Rauches zerstieben,
Schnell unseren Hieben
Und Stichen entfliehn.
Soldaten! sie rufen etc.

Noch gab es im Lande
Nicht rühmlicher Streben,
Nicht stolzer Erheben,
Noch kühneren Muth,
Als der, der uns Alle
Zu einem verbündet,
Von Riego entzündet,
Mit Vaterlandsglut.
Soldaten! sie rufen etc.

Schon klingt die Trompete,
Dem Feinde zum Hohne,
Karthaun' und Kanone,
Wie brüllen sie hohl!
Der Gott wilder Schlachten
Lehrt Lorbeern erwerben,
Lehrt siegen und sterben
Für Vaterlands Wohl!
Soldaten! sie rufen,
Das Land ist bedroht;
Wir schwören ihm Treue
In Sieg oder Tod!

Italienische Volkslieder.

IV.

Beichte.

(Rom.)

Pater Franziscus,
Pater Franziscus!
„Was verlangt ihr vom Pater Franziscus?“ —
Armes Mütterchen beichtete gern,
Beichtete gern bei dem frommen Herrn. —
„Fort mit der Alten! fort mit der Alten!
Muss zur Hora die Hände falten.“ —

Pater Franziscus!
Pater Franziscus!
„Was verlangt ihr vom Pater Franziscus?“ —
Trauernde Wittib beichtete gern,
Beichtete gern bei dem frommen Herrn. —
„Würde mich stören, würde mich stören,
Kann nicht die Beichte der Wittib hören.“

Pater Franziscus,
Pater Franziscus!
„Was verlangt ihr vom Pater Franziscus?“ —
Artiges Mägdlein beichtete gern,
Beichtete gern bei dem frommen Herrn. —
„O mit Vergnügen! o mit Vergnügen!
Führt sie herauf die Klosterstiegen!“ —

V.

Die Seufzer.

(Neapel.)

Auf! meine Seufzer, auf! mit Blitzes Schnelle
Sollt ihr zu meiner Auserwählten fliegen!

Hüllt euch in ihre Kleider, wenn dem Quelle,
Der sie gelabt, die Schwanenbrust entstiegen;

Sitzt sie bei Tafel, lauschet auf der Schwelle,
Säumt nicht an jeden Bissen euch zu schmiegen;

Und schlummert Liebchen schon in stiller Zelle,
Mögt ihr mit sanftem Hauch in Traum sie wiegen!

VI.

Das verlorene Herz.

(Capua.)

Ich ging zum Strande, blickt' auf blaue Wogen,
Und — ach! — verlor mein Herz bei Mondenscheine.
Da sagten Bursche, die des Weges zogen,
Es sei verwahrt in deines Busens Schreine;
Nun will ich sehn, ob nicht die Bursche logen.
Ich ohne Herz, Du meines und das Deine? —
Und wär es so, was thun? — ich hab's erwogen:
Gieb mir das deine und behalt das meine!

VII.

Caroline.

(Rom.)

Ich erblickte Carolinen;
Welch ein süsses Abenteuer!
In dem Herzen welches Feuer!
Ach! mir ward ich weiss nicht wie;
Ich küsste tändelnd die Antonette
Und die Therese und die Rosine,
Doch die holde Caroline
Sie allein vergass ich nie.

In den wild bewegten Tagen
Musst ich mich zur Fahne stellen,
Für den heitersten Gesellen
Galt ich in der Compagnie;
Ich küsste tändelnd die Antonette etc.

Wandernd in dem Land der Briten,
Frankreichs Fluren, Welschlands Auen,
Süsse Mädchen, schöne Frauen
Sah ich viele dort und hie;
Ich küsste tändelnd die Antonette
Und die Therese und die Rosine,
Doch die gute Caroline,
Sie allein vergass ich nie.

VIII.

Serenata.

(Rom.)

Auf! erwache, süsses Leben!
Dieser Schlummer tödtet mich:
Alle meine Pulse beben,
Meine Seele glüht für dich.

So viel Stern' am Himmel blinken,
So viel Küsse geb' ich dir;
Komm, die Liebesgötter winken,
Holdes Liebchen, lächle mir!

„Bin dem Vater unterthänig,
Und die Mutter sperrt mich ein;
Dass ich schön bin, hilft mir wenig,
Denn ich darf nicht bei dir sein.“ —

IX.

Die erste Liebe.

(römisch.)

Holder Wahnsinn, süsses Beben,
Strahl aus goldnem Paradiese,
Zauber den die Sterne weben,
Ist der ersten Liebe Glut.

O dass mir von ihrem Bilde
Doch kein Zug im Herzen bliebe!
Aber stärker ist die Liebe
Als des Hasses blinde Wuth.

Holder Wahnsinn, süsses Beben,
Strahl aus goldnem Paradiese,
Zauber, den die Sterne weben,
Ist der ersten Liebe Glut.

Denk' ich an die Ungetreue,
Die mir ihre Gunst entzogen,
Wein' ich, dass sie mich betrogen —
Ach! — und bin ihr dennoch gut.

Holder Wahnsinn, süsses Beben,
Strahl aus goldnem Paradiese,
Zauber den die Sterne weben,
Ist der ersten Liebe Glut.

X.

Die Schwalbe.

(Lago di Como.)

Sitzest, Schwälbchen, alle Morgen
Am Balcon und singest Lieder;
Füllest mir das Herz mit Sorgen,
Schlägst mit Wehmutklang mich nieder.
Sage, Schwälbchen, mir, o sage,
Was bedeutet diese Klage?

Bist du Wittwe? arme Kleine!
Ist der Liebste dir entflogen?
Klagest, weinst du, wie ich weine,
Von der Liebe Glück betrogen?
Fühlst dich einsam und alleine? —
Armes Scwälbchen, weine, weine!

Was dich aber auch betroffen,
Glücklich bist du doch zu preisen;
Land und Woge stehn dir offen
Nord- und südwärts magst du reisen,
Und, so weit dich Schwingen tragen,
Deinen Schmerz den Lüften klagen.

Könnt' auch ich's! — Ach! niedre Mauern
Halten grausam mich gefangen;

Muss in Jugendblüthe trauern,
Trauern mit gebleichten Wangen;
Kaum noch dringt vom nahen Erker
Dein Gesang in meinen Kerker.

Ach, der Sommer wird vergehen,
Und du wirst von hinnen scheiden;
Neue Fluren wirst du sehen,
Neue Wälder, Bäch' und Weiden,
Wirst, entschwebt auf leichten Schwingen,
Fern von mir dein Liedchen singen.

Wenn ich Morgens dann erwache
Und die Winterstürme schnauben,
Werd' ich vom bereiften Dache
Noch dein Lied zu hören glauben,
Unter Seufzern, unter Thränen,
Schwälbchen, dich mir nahe wähnen.

Kehrest du im Lenze wieder,
Wird ein Kreuz am Hügel stehen,
Auf dem Kreuze lass dich nieder
Bei des Abendwindes Wehen,
Singe, Schwälbchen, dort mit Schmerzen
Frieden dem gebrochnen Herzen!

XI.

Wie fängt man Weiberherzen?

(Venetianisch.)

Wollt ihr Weiberherzen fangen,
O so lernet, Junggesellen,
Lernt mit Klugheit Netze stellen,
Eures Fangs gewiss zu sein.
Wuchs nicht thut's, noch glatte Wangen,
'S glückt dem Blinden, 's glückt dem Lahmen,
Und die schönsten Freier kamen
Oft zurück mit schnödem Nein.

Rang nicht thut's noch Goldes Schimmer, —
Und was denn? . . . . Ein klein Geheimniss;
Mit ihm siegt ihr ohne Säumniss
Nach natürlichem Gesetz;
Müsst nicht seufzen, schmachten, schmollen,
Würdet euer Glück verscherzen;
Eis im Antlitz, Glut im Herzen,
Und — die Schöne liegt im Netz.

XII.

Die Schlummerlose.

(Amalfi.)

Geh' ich zu Bette, Sorgen zu verjagen,
Kömmt Amor gleich und störet meinen Schlummer;
„Wie?“ — hör' ich ihn mit sanfter Stimme fragen —
„Du schläfst, und dein Geliebter leidet Kummer?“ —

Da spring' ich auf vom Lager, wein' und lache,
Und werfe mich umher auf weichem Flaume.
Raubst du mir Ruh', o Süsser, wenn ich wache,
Lass mir sie mindestens in Schlaf und Traume!

XIII.

Nein oder Ja!

(Rom.)

Die Lieb ist bitter,
Die Lieb ist Pein:
Sagt mir, Herr Ritter,
Ja oder Nein?

Ob Glück mir ferne,
Ob Sorge nah,
Ich wüsst' es gerne!
Nein oder Ja?

Nie dürft ihr hoffen
Mein Lieb zu sein
Sagt Ihr nicht offen
Ja oder Nein!

Ist nicht die Zunge
Zum Reden da?
Bricht Herze und Lunge
Von Nein und Ja?

Traut ist das Oertchen
Und still der Hain,
Sprecht aus das Wörtchen
Ja oder Nein!

Vergessen will ich,
Was auch geschah,
Nur Eins ist billig,
Nein oder Ja!

XIV.

Der Narr von Toledo.

Romanze.

(Spanisch.)

Wie schwimmt in Wonne — singt zur Mandolina
Gastibelza —
Wie flammt das Auge, das, Donna Sabina,
Dich schönste sah!
Tanzt, Bursche, tanzt! schon dämmerts auf den Höhen —
Das Herz ist voll —
Die Winde, die vom Berg Falu mir wehen,
Machen mich toll,
Ja, machen mich toll.

Arm scheint an Reiz und Ebenmaass der Glieder
Die Königin,
Schwebt auf Toledo's Brück' im schwarzen Mieder
Sabina hin.
Dem Feinde, der sie könnte beten sehen,
Schmölz' aller Groll. —
Die Winde, die vom Berg Falu mir wehen,
Machen mich toll,
Ja, machen mich toll.

Zum Seneschalle sagte jüngst der König
Auf goldnem Thron:
„Ein Blick von ihr — ein Lächeln — wäre wenig,
Doch reicher Lohn;
Ich gäb' um einen Kuss von ihr zu Lehen
Gern Peru's Zoll! —
Die Winde, die vom Berg Falu mir wehen,
Machen mich toll,
Ja, machen mich toll.

Tanzt, Bursche, tanzt! schon dunkelt's in der Laube. —
Mit leichtem Sinn
Gab Grafen Saldanha die schöne Taube
Ihr Alles hin;
Ein goldnes Ringlein und sie wich dem Flehen,
Ihr Busen schwoll —
Die Winde, die vom Berg Falu mir wehen,
Machen mich toll,
Ja, machen mich toll.

Dr. H. Pröhle.

Regieren die Zeitwörter „aufhelfen,“ „aushelfen,“ „einhelfen,“ „durchhelfen“ u. s. w. den Dativ? oder den Akkusativ?

Man nimmt im Allgemeinen, als auf der Hand liegend an, dass die Zeitwörter „durchhelfen,“ „aufhelfen,“ „aushelfen“ u. dgl. m. den Dativ regieren und spricht demzufolge:

„Kannst Du mir aushelfen?“
„Hilf mir aus dieser Verlegenheit!“
„Hilf der Dame aus dem Wagen!“

Aus den nachkommenden Gründen will es mir erscheinen, dass diese Zeitwörter den Akkusativ regieren müssten, und dass es heissen müsste:

„Kannst Du mich aushelfen?“
„Hilf mich aus dieser Verlegenheit!“
„Hilf die Dame aus dem Wagen!“

Dass das einfache Zeitwort „helfen“ den Dativ (und nicht den Akkusativ) regiert, ist freilich ausgemacht. Es heisst also:

„Kannst Du mir helfen?“
„Hilf mir!“
„Hilf der Dame!

Aber durch dieses einfachen Zeitwortes Verbindung mit „aus“ oder andern Partikeln, mit „aus dieser Verlegenheit,“ mit „aus dem Wagen“ oder

auch mit einem Adjektiv tritt das Zeitwort in ein anderes Verhältniss zu seinem rectum; oder vielmehr das rectum erlangt durch diese Kombination ein anderes — und zwar ein kombinirtes regens, indem das Zeitwort „helfen" sich in seiner Verbindung mit „aus," „aus dem Wagen" etc. zu einem Begriffe kombinirt. Dass nun dieses kombinirte regens den Akkusativ (und nicht den Dativ) regieren müsste, möchte ich auf analogischem Wege zu zeigen versuchen.

Nehmen wir z. B. das Zeitwort „essen," welches (wenn nicht von einem Menschenfresser die Rede ist) die Person nur im Dativ (und nicht im Akkusativ) regieren kann. Ein Geiziger, welcher einen starken Esser zu beköstigen hat, wird von diesem sagen:

„Er isst mir zu viel"

(nicht „Er isst mich zu viel,") dessenungeachtet wird er sagen:

„Er wird mich (nicht „mir") noch arm essen"

oder zu ihm sagen:

„Du wirst Dich noch krank essen,"

weil nämlich das Zeitwort „essen" durch seine Verbindung mit „arm" in ein anderes Verhältniss zu seinem rectum tritt.

Nehmen wir ferner die Zeitwörter „singen" und „spielen," welche (ausgenommen wenn „singen" synonym ist mit „besingen" und „spielen" mit „darstellen"; z. B. „Herrmann, den Etrusker, will ich singen." — „Eslair spielte den Otto von Wittelsbach") die Person im Dativ und die Sache im Akkusativ regieren. z. B.

„David sang die schönsten Lieder."
„David spielte die Harfe."
„David sang und spielte dem Saul."

Dessenungeachtet heisst es:

„David sang und spielte den grämlichen Saul in eine heitere Stimmung."

„Ich bin so trübsinnig, David! Du magst mir spielen und singen, wenn Du mich heiter spielen und singen kannst,"

weil die Zeitwörter „spielen" und „singen" durch ihre Verbindung mit „heiter" oder „in eine heitere Stimmung," mit welchen Zusätzen sie sich zu einem Begriffe verbinden, in ein anderes Verhältniss zu ihrem rectum treten. Aehnlich bei dem Zeitwort „schreien," „schlafen," „lesen" und anderen; z. B.

„Schrei mir nicht so viel!"
„Schrei mich nicht taub!"
„Du wirst mich noch aus dem Zimmer schreien."

Das kombinirte regens muss nämlich dann die Person im Akkusativ regieren, wenn der durch die Kombination ausgedrückte Vorgang einen so direkten Einfluss auf die Person ausübt, dass diese dadurch in eine neue Lage, einen neuen Zustand oder eine neue Nothwendigkeit versetzt wird. Die Probe ist, dass man den Begriff des ganzen Satzes auch durch einen Satz würde ausdrücken können, an dessen Spitze die Person als Subjekt treten würde. z. B.

„Ich werde arm durch sein übermässiges Essen."
„Er wurde krank in Folge seines übermässigen Essens."
„Saul wurde heiter durch Davids Gesang und Harfenspiel."
„Ich wurde taub durch sein Schreien."
„Ich wurde durch sein Schreien genöthigt, das Zimmer zu verlassen."
„Er wurde heiser von seinem Schreien."

Derselbe Fall tritt nun, meiner Meinung nach, ein bei ähnlichen Zusammensetzungen mit dem Zeitworte „helfen," so dass also die Zeitwörter „aus-

helfen," „aufhelfen," „durchhelfen" u. s. w. den Akkusativ regieren müssten. Denn der Satz:

„Er hat mir (oder, wie ich sagen möchte, „mich") aus meiner Verlegenheit geholfen"

lässt sich umschreiben durch:

„Durch seine Hülfe bin ich aus meiner Verlegenheit gekommen"

und ist analog den Sätzen:

„David spielte und sang den grämlichen Saul in eine heitere Stimmung"

und

„Er hat mich aus dem Zimmer geschrien,"

so dass also der Gebrauch des Akkusativ völlig berechtigt ist. In ähnlicher Weise, meine ich, liesse sich der Akkusativ in den Sätzen

„Er hat mich ausgeholfen,"
„Er hat mich aufgeholfen"
„Er hat mich durchgeholfen"

nnd

„Er half die Dame aus dem Wagen"

rechtfertigen. Wenn hingegen eine Dame an der Landstrasse der Hülfe bedarf, und ein vorbeifahrender in einem Wagen sitzender Herr, ohne auszusteigen, der Dame hilft, so kann man von ihm sagen:

„Er half der Dame aus dem Wagen."

In älteren Erbauungsbüchern und Kirchenliedern kommt zuweilen der Ausdruck vor.

„Gott hilft uns frei."

In manchen „Fällen" ist dieses „frei" gleichbedeutend mit „freiwillig" „umsonst" oder „ohne seine Hülfe feil zu bieten." In diesem Falle wird das Verhältniss des regens „hilft" zu seinem rectum „uns" durch des Ersteren Verbindung mit „frei" nicht verändert. „Uns" ist also als im Dativ stehend zu betrachten. In anderen Fällen hat „frei" in demselben Satze eine andere Bedeutung; z. B. „Wir sitzen gefangen in den Banden der Sünde, aber

Gott hilft uns frei."

Hier heisst „Gott hilft uns frei" so viel wie „Gott macht uns frei" „durch Gottes Hülfe werden wir frei." Hier tritt das Zeitwort „hilft" durch seine Verbindung mit diesem Adjectiv in ein anderes Verhältniss zu seinem rectum „uns" so dass „uns" als im Akkusativ stehend aufzufassen ist. Der dritte Vers der ersten Strophe des Kirchenliedes „Ein feste Burg ist unser Gott" lautet:

„Er hilft uns frei aus aller Noth."

Ich weiss nicht ob Luther hier durch „frei" Gottes grosse Bereitwilligkeit zum Helfen hat ausdrücken wollen, oder ob er hat sagen wollen „Durch seine Hülfe werden wir frei von aller Noth." In diesem um drei Worte verlängerten Satze

„Er hilft uns frei aus aller Noth"

ist aber in jedwedem Falle „uns" als im Akkusativ stehend zu betrachten, da es sich nur um die Frage handelt, ob Luther hat sagen wollen:

„Durch seine freie Hülfe kommen wir aus aller Noth"

oder

„Durch seine Hülfe werden wir frei von aller Noth."

Wenn das Zeitwort „hilft" nicht schon durch seine Verbindung mit „frei" in ein anderes Verhältniss zu seinem rectum „uns" tritt (wie im letztere

Falle), so geschieht es in jedwedem Falle durch seine Verbindung mit „aus aller Noth.“

Aus dem so eben angeführten Umstande, dass intransitive Zeitwörter (z. B. „helfen“) durch Verbindung mit Partikeln (z. B. „aus“) zu transitiven Zeitwörtern („aushelfen“) gemacht werden können, ergibt sich auch die Richtigkeit des Satzes:

> „Er hat mir seine Hülfe aufgedrungen“

Wollte man von dem Bemerkten absehen, so könnte man die Richtigkeit dieses Satzes in folgender Weise bestreiten:

> „Dringen“ ist ein intransitives Zeitwort, kann also kein gerades Objekt haben. Wenn man ein Solches braucht, so wende man das transitive Zeitwort „drängen“ an und sage: „Er hat mir seine Hülfe aufgedrängt.“

Bei Festhaltung des oben Gesagten jedoch ist jener Satz in folgender Weise zu rechtfertigen:

> Das in sich selbst intransitive Zeitwort „dringen“ wird durch seine Verbindung mit „auf“ zu einem transitiven Zeitworte gemacht. Der Satz „Er hat mir seine Hülfe aufgedrungen“ ist eine kürzere Fassung des Satzes „Seine Hülfe ist mir durch sein Dringen (nicht „Drängen“) aufgezwungen worden,“ ist also ganz richtig.

Dr. F. S. Haupt.

Eine schwierige Stelle in Schiller's Räubern.

Dieselbe findet sich Akt 2, Scene 3 in der Erzählung Spiegelberg's von der Erstürmung des Cäcilienklosters durch seine Kerle. Sie lautet — und zwar, wie ich durch gütige Mittheilung des Herrn Dr. J. Meyer in Nürnberg weiss, schon in der ersten Ausgabe:

> „Du weisst, Bruder, dass mir auf diesem weiten Erdenrund kein Geschöpf so zuwider als eine Spinne und ein altes Weib und nun denk dir einmal die schwarzbraune runzlige Vettel vor mir herumtanzen, mich bei ihrer jungfräulichen Sittsamkeit beschwören — alle Teufel! ich hatte schon den Ellenbogen angesetzt, ihr die übrig gebliebenen wenigen edeln vollends in den Mastdarm zu stossen. etc.“

Grimm, der in seinem Wörterbuche die Stelle unter „die edeln Theile des Leibs, les parties nobles“ etc. ohne weitre Bemerkung anführt, scheint danach nicht einmal die Schwierigkeit gefühlt zu haben.

Wenn ich in meinem Wörterbuch Seite 341 a über die Stelle äussre, sie sei schwierig und es liege wohl die Verschweigung eines schmutzigen Ausdrucks oder von „Zähne“ zu Grunde, so muss ich hinzufügen, dass die Vermuthung, es sei „Zähne“ zu ergänzen, von dem hochverehrten Dichtergreis Uhland herrührt und mir auf meine Anfrage von Dr. J. Meyer aus einem Briefe Uhlands an Cotta mitgetheilt worden. Ich lasse nach der mir 'gewordnen Erlaubniss die bezügliche Stelle aus Uhland's Brief hier folgen:

„Da Meyer in befragter Stelle einen mundartlichen Ausdruck vermuthet hat und Cetler schon seit geraumer Zeit für ein schwäbisches Idiotikon sammelt, so durfte nicht versäumt werden, gerade ihn darüber zu hören. Allein weder er, noch Rapp und Holland wussten Näheres beizubringen. Dass nichts Andres gemeint sei als die wenigen noch übrigen Zähne der alten Abtissin, darüber blieb uns kein Zweifel. Diese letzten Ueberreste schien Spiegelberg ironisch als edle, kostbare zu bezeichnen.“

Mir freilich, das darf ich nicht bergen, bleiben immer noch einige Zweifel gegen die vorgetragene Erklärung und desshalb möchte ich hierdurch eine Besprechung der fraglichen Stelle in dieser Zeitschrift anregen.

Einfleissen.

Dies Zeitwort findet sich in der jüngsten Lieferung des Grimmschen Wörterbuchs mit der Erklärung: diligenter persequi, einstudieren und dazu ist ein Beleg angeführt:

> „Denn ein Statthalter, so er seinem Herrn gehorsam ist, wirkt, treibt und einfleisset eben dasselb Werk in den Unterthanen, das der Herr selb einfleisset. Luther 1, 268 b," s. befleissen.

Offenbar hat Grimm den Beleg selbst gar nicht angesehen, denn in der angeführten Stelle steht bei Luther beidemal „einfleusset" und über die Bedeutung kann kein Zweifel sein, zumal wenn man das Vorangehende ansieht, woraus wir Einiges hersetzen:

> „Eins jeglichen eingeleibten Häupts Natur ist, dass es in seine Gliedmassen „einfliesse" alles Leben, Sinn und Werk, welches auch in weltlichen Häuptern beweiset wird. Denn ein Fürst des Lands „einfleusset" in seine Unterthanen Alles, was er in seinem Willen und Sinn hat ...... Wie sollt er denn desselben Häupt sein? Auch wenn er ihm selbst nicht mag das Leben geben der geistlichen Kirchen, wie will er einem Andern „einfliessen." Wer hat je ein Thier lebendig gesehen mit einem Todtenkopf? Das Haupt muss das Leben „einfliessen" etc.

Vergleiche bei Grimm auf derselben Seite mit seinem „einfleissen:" Die ältere Sprache nahm auch einfliessen transitiv etc. mit einem Beleg aus S. Franck.

Wirklich, schwäbisch = gegenwärtig.

In den vortrefflichen „Beiträgen zur Feststellung, Verbesserung und Vermehrung des Schiller'schen Textes wird pag. 7 auf diesen schwäbischen Gebrauch zur Erklärung von Fiesko Akt 2, Scene 17 hingewiesen.

> „Und was ist wirklich Ihres Pinsels Beschäftigung?"

Ich erlaube mir dazu aus einem andern Schriftsteller einige Stellen für den Gebrauch von „wirklich" in dem angegebnen Sinne beizubringen.

> Meine Gattin führt Ihren Namen; sie ist würklich nicht zu Hause, allein wenn Sie diesen Abend mein Gast sein wollen, so sollen Sie ihre Bekanntschaft machen." Pfeffel, Prosaische Versuche Dritter Theil (Tübingen 1811) Seite 129.
>
> Ich brauche würklich kein Geld in Frankfurt, sagte er, allein der Namensverwandtschaft wegen will ich Ihnen die Summe bezahlen. Ebendaselbst Seite 133.

Daniel Sanders.

Randglossen.

In Goethe's Tasso (Akt 1, Scene 1) heisst es:

> Da wär' es denn ganz artig, wenn er uns
> Zur guten Stunde träfe, schnell entzückt
> Uns für den Schatz erkennte.
> Siehe Goethe's Werke, Ausg. in 40 Bdn. 13, 99.

Düntzer ändert hier in vermeinter Korrektheit „erkännte," wie auch Fichte 6, 8 gedruckt ist. Wir lassen dagegen ein auch vielleicht sonst hier und da nicht unwillkommenen Zusammenstellung von Stellen, die den Konjunktiv des Imperfectum von „kennen" und dessen Zusammensetzungen enthalten hier folgen.

Das von Adelung und Campe in ihren Wörterbüchern als alleingeltend aufgeführte kennete ist im Allgemeinen seltner, z. B. Joh. 14, 7; Luther 6; 357 etc.; Möser Ph. 1, 209; Voss Ov. 1, 153; Zelter 1, 221 etc. Da gegen ungemein häufig das zweisilbige kennte. z. B. Alexis H. 2, 2, 112; Auerbach Tagebuch 198; Börne 2, 167; Chamisso 4, 254; Forster Br. 1, 28; Goethe 1, 248; 3, 15; 65; 7, 227; 9, 54; 275: 10, 187; 11, 53; 13, 144 17, 234; 34, 256 etc.; Gutzkow R. 1, 203; 3, 459; Zaubr. 3, 237; Haller 65; Hartmann Pet. 35; Heine Sal. 1, IX; Herder 15, 159; Rel. 7, 224; Keller g. H. 3, 224; Klopstock Od. 1, 27; Körner 139 b; Laube Dr. W. 5, 126; Lessing 1, 390; 2, 187; 12, 215; 13, 72 (Mendelssohn); Lewald Ferd. 1, 271; a. Mus. 1, 199; Putlitz Wald 39; Rückert Mak. 1, 115; Schiller 528 a; an Goethe 2, 267 (Klopstock); Steffens Malk. 1, 326; Thümmel 2, 163; Tieck St. 4, 123; Voss Od. 1, 412; Antis. 1, 363; Werner Febr. 112; Osts. 1,124; Wieland 12, 281; 283.

Aehnliches gilt auch für die Zusammensetzung, z. B. Ich erkennete 2 Sam. 3, 25; 2 Kor. 2, 4; 9; etc.; Droysen Ar. 1, 140; v. Horn Schmj. 5 etc. Ich erkennte Fischart B. 5 b; Goethe 3, 75; Merk's Br. 1, 300; Voss Od. 15, 536; 17, 164; 19, 325; Ov. 1,118 etc.

> Si, nisi quae forma poterit te digna videri,
> Nulla futura tua est: nulla futura tua est.

Diese bekannten ovidischen Verse haben die Uebersetzungslust vielfach herausgefordert. Althof in Bürger's Leben theilt zwei englische Uebersetzungen von Morris mit:

1. If but to one that's equally divine
   None you'll incline to, you'll to none incline.
2. If save whose charms with equal lustre shine
   None ever thine can be: none ever can be thine.

und erzählt, dass Lichtenberg an Bürger die Anfrage gestellt, ob im Deutschen eine eben so gute oder eine bessere Uebersetzung möglich sei, worauf dieser sogleich fünf Versuche gegeben, von denen die drei ersten so lauten:

1. Wenn ausser Wohlgestalt, vollkommen wie die Deine,
   Dein Herz nicht Eine rührt, so rührt dein Herz nicht Eine.
2. Wenn ausser einer Braut, der keine Reize fehlen,
   Du keine wählen darfst, so darfst du keine wählen.
3. Wenn ausser Der, die dir an Schönheit gleicht auf Erden
   Dein Keine werden kann, so kann dein Keine werden.

Herder (zur Lit. 13, 360) bemerkt dazu: „Natürlich bleiben diese Versuche dem ovidischen Wortspiel nach .... bleibt bei der Versart des Originals und es ist gewiss nicht unmöglich, auch den Klingklang des ovidischen Pentameters auszudrücken, auf den es hier eben ankommt, z. B.

Wird nur Eine, die dir an Schönheit gleichet, die Deine,
Keine sonst, o so wird Keine die Deine, mein Freund.

und noch wäre der Ausdruck 2 — 3mal zu variiren.“

Nur vermisst man grade in dem zum Beispiel gegebenen Pentameter den Gleichklang der beiden Hälften (wie ich lieber statt des Klingklangs sagen möchte), worauf es eben ankömmt. Aber die deutsche Sprache wird auch hierin dem Original sich anschmiegen können, z. B.

Nicht wird, — soll nur sein, dein würdig an Schönheit erscheinend,
Eine die Deinige je, Eine die Deinige je.

Mihi est propositum, in taberna mori,
Vinum sit appositum morientis ori,
Ut dicant, cum venerint, angelorum chori:
„Deus sit propitius huic potatori.“

Von diesem mönchslateinischen Trinklied hat Bürger (S. 50) eine sehr freie Nachbildung gegeben:

Ich will einst bei Ja und Nein vor dem Zapfen sterben,
Alles, meinen Wein nur nicht, lass' ich frohen Erben.
Mit mir soll der letzte Rest in der Gruft verderben.
Dann zertrümmre mein Pokal in zehntausend Scherben etc.

Wir lassen hier einige Uebersetzungsversuche der ersten Strophe folgen, die sich dem Original näher anschliessen:

In der Kneipe sterb' ich einst; aus dem vollen Becher
Schlürf' ich sterbend Himmelstrank, schwächer, immer schwächer.
Hebt mich dann der Engel Chor himmelauf, so sprech' er:
Nimm ihn gnädig auf, o Gott, diesen sel'gen Zecher.

In der Kneipe sterb' ich einst, das ist fest beschlossen.
Noch im Sterben den Pokal reicht mir vollgegossen,
Dass ich mit der Engel Chor aufschweb' lichtumflossen,
Und er sing: Gott, gnädig sei diesem Trinkgenossen.

Sterben will ich vor dem Spund, hab mir's vorgenommen,
In dem Tode soll dem Mund Wein noch gut bekommen,
Dass der Engel Chöre dann sagen, wenn sie kommen:
Diesem Trinker sei, o Gott, gnädig, diesem frommen!

Bibliographischer Anzeiger.

Allgemeines.

C. A. Kletke, Stimmen aus Nord- und Süddeutschland über den Werth des Lateins für die Realschulen. (Breslau, Hirt.) 10 Sgr.

Lexicographie.

W. Hoffmann, Vollständiges Wörterbuch der deutschen Sprache. 56. Heft. (Leipzig, Dürr.) $7\frac{1}{2}$ Sgr.

Grammatik.

C. van Dalen, Englische Grammatik in Beispielen. (Berlin, Nicolai.) $1\frac{1}{2}$ Thlr.

Literatur.

J. Scherr, Schiller und seine Zeit. In drei Büchern. (Leipzig, O. Wigand.) $1\frac{1}{3}$ Thlr.

Schlegel, Schiller's sämmtliche Werke vollständig in allen Beziehungen erklärt. 15 Sgr.

A. Diezmann, Weimar-Album. Blätter der Erinnerung an Carl August und seinen Musenhof. (Leipzig, Voigt & Günther.) à Heft 10 Sgr.

J. Schmidt, Schiller und seine Zeitgenossen. (Leipzig, Herbig.) $2\frac{1}{3}$ Thlr.

A. Boden, Dr. W. Mentzel's in seinen „Deutschen Dichtungen von der ältesten bis auf die neueste Zeit“ gegen die Grössen unserer klassischen Literatur erhobene Anklagen beleuchtet. (Frankfurt, Meidinger.) 15 Sgr.

J. Janin, Critiques, portraits et caractères contemporains. (Leipzig, Dürr.) $1\frac{1}{6}$ Thlr.

Dante Alighieri's lyrische Gedichte und poetischer Briefwechsel. Text, Uebersetzung und Erklärung von Dr. C. Krafft. (Regensburg, Montag & Weiss.) 1 Thlr. 20 Sgr.

J. Feifalik, Studien zur Geschichte der altböhmischen Literatur. (Wien, Gerold.) 4 Sgr.

Hilfsbücher.

J. Willm, Deutsches Lesebuch für die mittleren Klassen. (Strassburg, Berger & Levrault.) 18 Sgr.

K. u. L. Seltzsam, Deutsches Lesebuch für das mittlere Kindesalter. 3. Aufl. (Breslau, Hirt.) 12½ Sgr.

R. Auras und G. Gnerlich, Deutsches Lesebuch. 2 Thle. 3. Auflage. (Breslau, Hirt.) ¾ Thlr.

K. Schubert, Die deutsche Satzlehre in Verbindung mit der Lehre von den Wortarten. (Wien, Sallmayer.) 14 Sgr.

P. C. Ising, Theoretisch-praktischer Lehrgang der französischen Sprache für Anfänger. (Münster, Brunn.) 15 Sgr.

M. Haussmann, Cours méthodique de dictées françaises et exercices gradués sur toutes les règles de la grammaire. (Strassburg, Berger & Levrault.) 24 Sgr.

F. Haas, Lectures graduées pour l'étude de la langue française. (Darmstadt, Jonghaus.) 15 Sgr.

H. Robolsky, Französische Poetik. (Leipzig, Fleischer.) 15 Sgr.

Conversation-Halle. Deutsch, English, Français. Redigirt von J. Fried. (Berlin, Abelsdorff.) vierteljährlich 15 Sgr.

O. Fiebig, Masterpieces of english literature intended for the use of high-schools. (Leipzig, Graebner.) 10 Sgr.

H. Flindt, The book of versions or guide to english translation and construction. (Stuttgart. Beck.) 18 Sgr.

J. D. Schilling, Leitfaden für den ersten Unterricht im Englischen. (Elbing, Neumann-Hartmann.) 7½ Sgr.

F. A. Hobelmann, Erter Unterricht im Spanischen nach Ahn's Methode. (Gotha, Opetz.) 15 Sgr.





